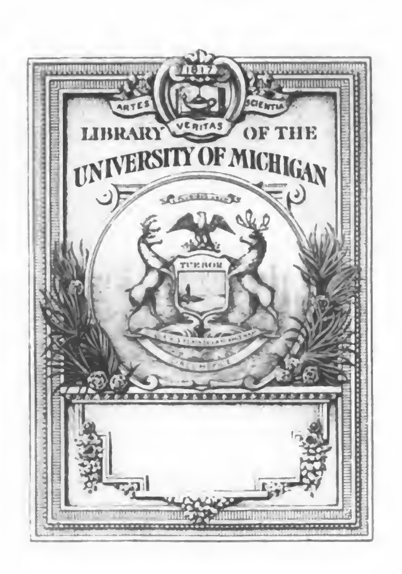
# Die Zukunft


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR




Herausgeber:

**Maximilian Harden.**



**Neunundvierzigster Band.**

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1904.

# Inhalt.




Berlin, den 1. Oktober 1904.

# Bismarcks Sohn.

Der fromme Eifer des weltfremden Landpastors, der berufen war, an der Bahre des zweiten Fürsten Bismarck zu reden, hat die Trauerpredigt an das Bibelwort von der Seligkeit Derer geknüpft, die von ihrer Arbeit ruhen und deren Werk den Leib überlebt. Der Sinn dieses Wortes aus der Apokalypse wird klarer, wenn man dem Hinweis auf die Stelle des Hebräerbriefes folgt, wo der Mensch gepriesen wird, „der ruhet von seinen Werken, gleich wie Gott von seinen". Solcher Grabspruch ziemt einem thätigen Schöpferleben. Der arme Fürst Herbert, den am Herd nur, im Engsten, ein spätes Glück krönte, ward bis in die Gruft vom Mißgeschick verfolgt. An seinem Sarg stand, als Vertreter des Kaisers, der Generaloberst Hahnke, den er seit den Märztagen des Jahres 1890 haßte, stand, als Vertreter des Reiches, der Kanzler, den er schon längst nicht mehr liebte, längst nur noch als geschickten Redner gelten ließ. Und der Pfarrer, der ihm letzten Gruß nachrief, wählte redlichen Willens das unpassendste Leitwort, das in den Evangelienbezirken zu finden war. Welches Werk soll denn den Mann überleben, der niemals die Möglichkeit selbständigen Wirkens sah? Die Summe seines Lebens müßte gering scheinen, wenn sie aus seinen fortzeugenden Thaten errechnet würde. Ein Bossuet hätte an dieser Bahre ein besseres Motto erdacht. Hätte vielleicht, wie in der mächtig widerhallenden Rede, die dem Kanzler Le Tellier geweiht war, an Pauli Wort aus dem ersten Korintherbrief erinnert: Unusquisque in qua vocatione vocatus est; und sicher, wie von Michel Le Tellier, von Otto Bismarck gesagt: „Nie wäre der Sohn von ihm für das Staatssekretariat vorgeschlagen worden, wenn er nicht geglaubt hätte, dem König einen guten Diener zu empfehlen."

Auch an die fast mephistophelische Frage des Matthaeus, wer seiner Länge wohl eine Elle zusetzen möge, konnte ein Frommer hier denken. Herbert Bismarck muß nach den Umständen beurtheilt werden, in die er hineingeboren war: und das Leid seines öffentlich sichtbaren Lebens wurzelte in der stets erneuten Forderung, er solle das Maß seines Wesens um eine Elle verlängern. Eine einfache, starke Seele hätte sich gegen solche Zumuthung früh gewehrt und sich selbst den Maßstab bestimmt. Das vermochte Herbert nicht. Er hat nie, nicht eine Minute, gewähnt, dem Genius des Vaters zu gleichen; doch ihm gelang auch nicht, sich als freie Persönlichkeit durchzusetzen. War er zu schwach? Persönlichkeit, sagt Emerson, ist, wie Licht und Wärme, eine Naturkraft; und müßte, denkt man hinzu, also auch im überragenden Schatten mählich wärmen und leuchten. Wenn ein auf des Lebens Höhe Gestellter dreißig Jahre lang von Freund und Feind völlig verkannt wird, kann der Kontur seines Wesens nicht scharf gezogen sein. Herbert Bismarck war klug, reinen Herzens, gebildet, fleißig im Dienst, tapfer in Leibesgefahr: und hat sich auf keinem Posten doch zu rechter Geltung gebracht und ist als Politiker nie des Daseins ganz froh geworden. Warum?... Unkirchlicher Sinn hätte am dunklen Eingang zur Gruft dieses Fürsten kein besseres Leitwort zu wählen gewußt als den Dämmerspruch Goethes: „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt." Seit ich dem Toten nachdenke, klingt dieser Spruch mir ins Ohr.

Das wars. Nichts, was von außen her kam, durch den Wechsel äußeren Schicksals zu ändern gewesen wäre. Auch nicht das vielbewinselte Verhängniß, der Sohn eines Großen zu sein. Ist solche Kindschaft denn gar so fürchterlich? Das gewaltigste, an Lebenskraft zähste Symbol der Christengeschichte zeugt wider diesen Wahn; und daß er im Hirn des vornehmsten Heidenvolkes nicht wohnte, wird durch die alte Hellenensitte bewiesen, den Heroen von des Olympos Höhe die Väter zu holen. Wohl seufzte Homer, selten nur wachse ein Sohn ins Richtmaß des Vaters; fast jeder Greis noch hats von der Jugend gesagt und jeder hat Beispiele anzuführen vermocht, weil unter den Menschen Größe stets selten war. Kein natürliches Empfinden wird aber den Sohn beklagen, der aus dem Glanz väterlichen Ruhmes wohlausgestattet ins Leben schreitet. Was Tausende lähmt, bleibt Diesem erspart. Er verbraucht nicht die Hälfte, drei Viertel der Kraft, um im Gedräng nur erkennbar zu werden. Früh blickt Alles auf ihn; und erfahrene Weisheit lehrt ihn auf das für den Kampf und den Sieg Wesentliche achten. Wenn William Pitt nicht der Sohn des

Earl of Chatham gewesen wäre, hätte Shelburne den Dreiundzwanzigjährigen nicht zum Schatzkanzler erwählt. Hätte das Glück Richard Wagner so begünstigt wie jetzt Richards mittelwüchsigen Sohn, dann wäre Lohengrin nicht so lange stumm, seinem Schöpfer die Narbe erspart geblieben. So fest ist in einfachen Menschenköpfen der Glaube, nur von hohem Stamm sei köstliche Frucht zu hoffen, daß die Legende ihren Lieblingen heldische Zeuger oder weise Lehrer giebt und Bonaparte selbst, der Plebejer, die Pariser nicht gern an den Ursprung des Königthumes erinnern ließ. Das Gerede über das tragische Schicksal, aus den Lenden eines Großen zu stammen, gleicht falscher Münze, die von Hand zu Hand geht, bis ein Zweifler sie auf den Zahltisch wirft. Nein: Otto Bismarck war nicht Herberts Verhängniß. Die Stürme, denen des Vaters Wink gebot, haben oft freilich das Haupt des Sohnes gezaust. Das war unbequem, doch nicht tragisch, brachte Aerger, doch nicht grauses Verhängniß. Wie nur er es vermochte, hat dieser Vater den Sohn gerüstet. Er schickte ihn an die wichtigsten deutschen Höfe, machte den noch nicht Dreißigjährigen zu seinem Privatsekretär, gab ihm Gelegenheit, in der Schweiz und den Niederlanden, in Wien, Petersburg, London sich umzusehen. Er that, ohne es zu wollen, noch mehr für ihn: er ließ ihm einen ungeheuren Komplex unerfüllter, nach Erfüllung drängender Volkswünsche. Der Sohn lernte, was zu lernen war, lernte nur Eins nicht: innere Sicherheit. Er war keiner Lage gewachsen, auch der günstigsten nicht, und keine that ihm genug. Der Erbe des populärsten Staatsmannes, den die Geschichte kennt, war seinen Landsleuten ein Fremdling, wurde mißtrauisch betrachtet und nach seinem Tod mit dem winzigen Ruhm eingescharrt, ein zärtlicher Sohn und ein guter Hausvater gewesen zu sein ... In dem Kapitel über Bacon sagt Goethe: „Man durchsuche Diktionnäre, Bibliotheken, Nekrologe; selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden ist.“

Unbilliger als Herbert ist kaum je Einer behandelt worden. Den Gegnern war er ein Grobian, ein eben so barscher wie unwissender Machterstreber. Die Freunde lobten ihn halb mit Erbarmen und fragten, wenn sie unbelauscht waren, ob er wohl fähig sein würde, ohne väterlichen Rath die Rolle eines Ministers zu spielen, — fähig, zu leisten, was die Marschall und Köller, Hammerstein und Möller ohne Hilfe vermochten. Einer nur kannte ihn ganz genau: sein Vater. Vor elf Jahren, am Tage der Reichstagswahl, sprach er lange zu mir über den Sohn, der wieder um ein Mandat warb. Zärtlich, doch ohne die kleinste Illusion. Für sein Werk erwartete er nichts von ihm. Nicht etwa, weil er Herberts Talente gering schätzte; er schätzte sie hoch. Aber der Erbe war in

seiner Rechnung kein Faktor mehr. „Er ist ganz anders als ich. Ein Stadtkind; früh verwöhnt und leicht verstimmt; himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Dabei hat er sein Leben lang mehr gearbeitet als ich und ich wüßte keinen tüchtigeren Diplomaten unter unseren jüngeren Leuten. Aber wo ich verachte, haßt er; ein sehr anständiges Gefühl; nur hält solche Hitze nicht immer lange vor. Fällt er heute durch, dann treibt der dépit ihn wahrscheinlich für eine Weile nach England, wo er schließlich nichts Anderes zu thun hat, als sich dreimal an jedem Tag umzuziehen. Nur deshalb wünsche auch ich seine Wahl; sonst ..." In diesen Stunden sagte der Fürst auch, er habe nie daran gedacht, seinen Aeltesten dem Reich als Kanzler aufdrängen zu wollen, ihm nicht einmal gewünscht, daß ers werde. Nur ein Esel könne sich einbilden, solches Amt sei zu vererben. „Bei uns kommts ja viel weniger auf den Kanzler als auf den Kaiser an; und daß ich geglaubt hätte, den immer schon schwierigen Herbert mit unserem Herrn auf die Dauer zusammenspannen zu können, sollte man mir eigentlich nicht zutrauen. Boetticher, sagt man mir, hatte die Idee, mit Herbert weiterzuwirthschaften; nach der Inventuraufnahme konnte die Firma ja dann geändert werden." Ein paar Wochen danach hatte der Vertreter des Wahlkreises Jerichow zum ersten Mal im Reichstag geredet. Für die caprivische Militärvorlage, die er vergebens im Sinn der ersten wilhelminischen Epoche umzugestalten gestrebt hatte. Er zeigte, wie weit der Caprivismus sich von allen Traditionen der größten Zeit deutscher Geschichte entfernt habe, rieth, auf diesem Wege nicht weiterzuschreiten, stimmte schließlich aber mit den Konservativen, weil er die Verantwortung für das Chaos nicht tragen wollte, das nach einer zweiten Ablehnung zu fürchten war. Freisinnige und Sozialdemokraten hatten ihn laut gehöhnt, geschimpft, durch Gebrüll einzuschüchtern gesucht. Das war nicht gelungen. Gegen Abend hatte Herr von Kardorff an die ängstliche Fürstin telegraphirt: „Herbert hat sehr gut abgeschnitten." Aus der Zeitung war aber zu merken, welche Wuth ihn umheult hatte. Nach Zehn kam er selbst, recta vom Reichstag, ins Sachsenwaldhaus; noch ganz heiß von der Schlacht. „Laß Dich mal ansehen", hieß es. „Dein Rock hat ja kein einziges Loch! So schlimm kanns nicht gewesen sein. Ich dachte mindestens, sie hätten Dir die Kleider vom Leibe gerissen." Kein Wort über Herberts Abstimmung. Trotzdem der Vater vorher gesagt hatte, als Abgeordneter hätte er sich nicht gescheut, im Nothfall ganz allein, in Uniform, gegen das Gesetz zu stimmen. Jeder mündige Wille wurde in diesem Haus respektirt. Aber auch damals war deutlich zu fühlen, wie verschieden, nicht nur an Intuition und Intelligenz, die Beiden waren, die einander so innig liebten. Sechs Monate später. Der Kaiser hat dem vor vier Jahren

ungnädig Entlassenen eine Flasche Rheinwein geschickt und ihn im Lauf zweier Tage zweimal zum militärischen Jubelfest nach Berlin geladen. Auf die erste Nachricht eilt Herbert nach Friedrichsruh. Die Aufregung könnte dem Vater schaden; die Reise im Winter, die Unruhe hauptstädtischen und höfischen Treibens, die Wucht der Erinnerungen; auch schien der Besuch geeignet, eine leidige Wahrheit, die nackt gesehen werden sollte, zu übertünchen. „Willst Du denn wirklich ..." „Der Kork ist aus der Flasche; jetzt heißts, trinken." Der Fürst hatte nicht eine Sekunde gezögert. Die ehrerbietigste Absage hätte ihn ins Unrecht gesetzt; seht, hätte nicht nur die Bosheit geraunt, seht: der Kaiser streckt ihm die Hand entgegen, will wieder seinen Rath und wird von dem Eigensinnigen abgewiesen! Otto Bismarck wußte, daß nicht sein Rath, sondern seine Anwesenheit gewünscht werde, und sagte richtig voraus, über politische Dinge werde kein Wörtchen fallen. So wars denn auch. Im Schloß wurden viele Ballgeschichten erzählt. Im Reich hatte sich nichts verändert. Nur Herbert mußte wieder dran glauben. Der, hieß es, hat auf dem Bahnsteig die Hand des Kaisers geküßt und Thränen vergossen. Der will um jeden Preis wieder ins Amt.

Wollte ers wirklich? Sechs Tage nach diesem „Versöhnungfest" schrieb er mir: „Ich kann immer nur persönlich befriedigt bleiben, daß ich bei Zeiten privatim wurde und keinerlei Verantwortung für all das Unheil trage, das über uns kommen wird ... Für mich heißt es: Ne bis in idem!" Und er hat nie lügen gelernt. Ich bin überzeugt, daß er, so lieb ihm die Arbeit des Diplomaten war, sich niemals in die Wilhelmstraße zurücksehnte. Botschafter in London: Das hätte ihm behagt. Da hatte er Verwandte und Freunde, da, auf der Stätte seiner ersten Erfolge, im großartigen Stil britischer nobility, lebte er gern. Seine Vergangenheit sperrte ihm diesen Weg; er konnte nicht das Werkzeug einer Politik werden, die er, als Sohn seines Vaters, verdammen mußte.

Im Januar 1894 hätte er, aus Sorge für den überschwänglich geliebten Vater, die Steinbergerflasche am Liebsten schnell wieder zugekorkt. Kurz vorher aber hatte die Hoffnung, dem gekränkten Vater eine Freude zu schaffen, ihn zu einem Schritt verleitet, an den er später nicht gern mehr dachte. Von Höflingen wurde ihm zugetragen, der Kaiser lechze nach der Gelegenheit, die ihm erlaube, ohne seiner Würde Etwas zu vergeben, den in stürmischen Märztagen abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aber könne ers, wenn der Vater grollend im Wald sitzt und der Sohn den Hof wie das Fegfeuer meidet? Sobald er Herbert sehe, werde Alles in Ordnung sein. Zureden half. Graf Bismarck ging zur Cour (oder wie die Sache heißt) und ließ sich vom Oberhofmarschall auf einen Platz stellen, wo der Kaiser ihn gar nicht übersehen könne.

Da wartete er; wohl nicht in behaglichster Stimmung. Der Monarch kam, sprach, wenige Schritte vor Herberts Platz, Herrn Alexander Meyer an, — und kehrte dann um, ohne seinen ersten Staatssekretär auch nur, wie ers gern thut, mit winkender Hand zu grüßen. Er soll, als er in den Mienen ringsum Enttäuschung las, gesagt haben: „Dann wende ich mich schon lieber direkt an den Alten"; und schickte am nächsten Tag seinen Flügeladjutanten Moltke nach Friedrichsruh. Dem Grafen Bismarck aber wurde von der Höflingschaar nachgezischelt, er habe sich vergebens ans Licht gedrängt. Die Presse bespöttelte ihn, wie einen geprellten Gunstjäger. Der konnte ers nun einmal nicht recht machen. Bald sollte er wie ein Rohrspatz, nur lauter noch, auf alles Regirende schimpfen, bald zur tiefsten Demüthigung bereit sein, die ihm ein Aemtchen eintragen könne. Drei Jahre nach der Schloßvisite strich ihn Wilhelm der Zweite von der Liste der zu Wedel-Piesdorf geladenen Hochzeitgäste; unter achtzig Menschen durfte der Eine nicht sein, trotzdem er den Bräutigam Vetter nannte. Wieder war Spott sein Tafeltheil. Und wieder ließ er sich, als die erste Hitze verraucht war, sacht sänftigen und ward seitdem manchmal noch im Weißen Saal gesehen.

Otto Bismarck pflegte die Erörterung der Frage, ob er ins Kanzleramt zurückkehren werde, mit dem Satz abzuschneiden, er habe nicht die Gewohnheit, Häuser, aus denen er einmal weggejagt worden sei, wieder zu betreten. „Mehr wie rausgeschmissen kann man ja nicht werden; aber in meinem Alter ist das Ruhebedürfniß stärker als die Neugier." Dem Sohn hätte er die Rückkehr in den Staatsdienst nicht verdacht, hätte sie dem nicht zum Landwirth Geborenen, dem, trotz Familie und Gutsverwaltung, manche leere Stunde blieb, gern gegönnt. Gern? Einst sprach er von dieser Möglichkeit. Für ihn werde es immer ein onus sein. Wenn der Name wieder auf dem Schild stehe, sei er mitverantwortlich und im Verdacht, dem Sohn als Souffleur zu dienen. Wie er sich auch wehren möchte, man würde sagen: Du hast Deine Hand im Spiel! Das könnte unter den heutigen Verhältnissen sehr lästig werden. Da er in trüber Stimmung war, erzählte ich die nette Geschichte vom alten Dumas, der, als er von allen Seiten gefragt wurde, ob er denn wirklich gar nichts für das merkwürdig gute Erstlingstück seines Sohnes gethan habe, nach hundertfacher Verneinung in lachender Wuth endlich rief: J'ai fait l'auteur, parbleu! Das heiterte den Großen auf. Ja, meinte er, ungefähr so würde mirs auch gehen; und diesen Theil meiner Mitwirkung könnte ich als ehrlicher Mann nicht abzuleugnen versuchen. Den zweiten Fürsten Bismarck hätte schon der Gedanke, da, wo ihm nach seinem Empfinden Kränkung angethan worden war, könne sein Sohn wieder in den Dienst treten, um den Schlaf gebracht. Er hätte die Verwirrung des Gefühls gefürchtet; der Vater erwog nur die Wirkung.

Der Vater nahm die Dinge einfach, wie das Erleben sie ihm bot, und suchte sie, nach geduldiger Prüfung, zum Besten zu wenden. Alles Unnatürliche war ihm ein Gräuel. Und unnatürlich wäre er selbst sich erschienen, wenn er seinen Sohn, nur weil er sein Sohn war, nicht zum Gehilfen erwählt hätte. Herbert hatte an allen Höfen gute Figur gemacht; als er von London nach Petersburg versetzt wurde, sah Lord Granville den Botschaftrath ungern scheiden und schrieb ihm, wie hoch er ihn schätzen gelernt habe. Der Brief wurde, wie andere wichtige Urtheile über die im diplomatischen Reichsdienst stehenden Herren, dem alten Kaiser vorgelegt, der ihn am neunten März 1884 dem Kanzler mit den Worten zurücksandte: „Das Billet von Granville ist für Ihr Vaterherz gewiß äußerst genugthuend und gratulire ich zu diesem kompetenten Urtheil über seine Fähigkeiten ... Ich wundere mich daher, daß Sie mir Ihren Sohn unter den mir durch Graf Hatzfeld genannten Kandidaten für Karlsruhe vorschlagen ließen. Ich sollte glauben, er würde in Petersburg viel größere Dienste leisten können als in Karlsruhe, wo der Gesichtskreis sehr gering gegen Petersburg erscheint. Ihr dankbarer Wilhelm." Bismarck antwortete ganz aufrichtig, sein „Hintergedanke" sei, den Sohn zur „Assistenz in den ministeriellen Geschäften heranzuziehen"; deshalb wünsche er ihm den Gesandtenrang. „Dadurch, daß ich ihn Jahre lang als vertrauten Sekretär in den wichtigsten Geschäften benutzt habe, ist er, eben so wie durch seine im Ausland angeknüpften persönlichen Beziehungen, für die Mitwirkung in der Centralstelle besonders gut vorbereitet". Ohne Umschweife. Der Kanzler will nicht „einen Einschub, für den man bei mir persönliche und nicht sachliche Gründe suchen könnte"; aber er glaubt, mit der Hilfe seines Sohnes die Arbeit leichter bewältigen zu können, und möchte ihn deshalb bei sich haben. Er ist fast Siebenzig, hat Arnims Verrath erlebt, sieht den klugen Staatssekretär Paul Hatzfeldt in allzu intimem Verkehr mit der englischen Gesellschaft der Kronprinzessin und wünscht sich endlich einen unbedingt zuverlässigen Helfer, dem er, ohne Indiskretionen fürchten zu müssen, das Geheimste anvertrauen kann. Der König ist einverstanden. Herbert geht von der Newa als Gesandter in den Haag, kommt als Unterstaatssekretär nach Berlin und wird im Frühling 1886 zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Der Inhaber dieses Amtes darf nach der Reichsverfassung nie mehr sein als der Erste Vortragende Rath des Kanzlers, dessen Hauptgeschäft immer die Leitung der internationalen Politik bleibt; konnte unter Bismarck niemals ein Marschall oder Bülow werden. Und weil er den Sohn vor der üblichen Zeit auf diesen undankbaren Posten rief, wurde der Vater des schamlosesten Nepotismus beschuldigt. Dahinter lauerte die Ver-

dächtigung, der Sohn solle, um dem Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen, früh bene auf Reichskosten leben. Glaubt im Ernst Jemand, ein Staatssekretär, der Diplomatendiners im bismärckischen Stil giebt, könne von seinem Gehalt Etwas ersparen, könne auch nur ohne Zuschuß auskommen? Otto Bismarck war, wie der alte Wilhelm, wie Moltke und Andere aus der Zeit schwerer Noth, in manchen Geldsachen ein Bischen genau; dem Amt aber hat er, vor und nach den Dotationen, auch materielle Opfer gebracht. Kein Jahr verging, in dem er für sich und den ältesten Sohn nicht mindestens hunderttausend Mark aus Eigenem hergab. Und als er fort war, wurde der Kanzlersold fast aufs Doppelte erhöht. Seit 86 aber wurde er von der Demokratie ungefähr wie Schillers Präsident dargestellt, der zu seinem Ferdinand spricht: „Wo zehn Andere mit aller Anstrengung nicht hinaufklimmen, wirst Du spielend, im Schlafe, gehoben." Und der Sohn, der dem Vater treuer anhing als je einem aus Erde Gefügten, mußte ein Hohlkopf sein, eine Null, eine leere Menschenhülse, die auf der Welle tanzt. Sonst fehlte dem Jahrmarktslied ja der Kehrreim.

Heute lachen wir drüber; kreischen bei dem Gedanken, Bismarcks Sohn habe den Stuhl nicht gefüllt, auf dem jetzt irgend ein Richthofen thront. Doch für Herbert wars hart, ringsum Mißtrauen, Hohn und Haß zu fühlen. Vielleicht wuchsen ihm damals, als Schutzwehr einer dünnen Epidermis, die Borsten, über die so oft geklagt worden ist. Weiche Seelen, die sich mit Strenge waffnen, scheinen leicht rauh. Er soll im Amt oft schroff gewesen sein. Nichts von dem Epenhumor des Vaters, der, wenn er wollte, auch lächelnd zu strafen wußte. Der, als Bayerns Vertreter einst darauf bestanden hatte, unterm Diplomatencorps, nicht bei den zum Bundesrath Bevollmächtigten, seinen Platz zu nehmen, diese Partikularistenschrulle nicht zum staatsrechtlichen Konflikt aufblies, sondern den werthen Herrn bei der nächsten Begegnung französisch, wie einen fremden Gesandten, ansprach und damit jeder Wiederholung solcher Wunderlichkeit vorbeugte. Herbert hatte wohl stets das Gefühl, für Haupt und Leben zu fechten; und die quälende Furcht, etwa dem Vater gar Aerger zu schaffen. In Dessen Hand das brauchbarste Instrument zu sein, war sein höchster Ehrgeiz. War ers? Nach dem Juni 1888 hat er sich schlimm verrechnet. Er war des Kaisers, der ihn Freund genannt hatte, gewiß und hielt all die edlen Seelen, die ihn umscharwenzelten, für mythenhaft zuverlässig. Und da der Vater, wenn er gewarnt, wenn ihm ein häßliches Sympton gezeigt wurde, leis nur die feine Hand hob und sagte: „An mich kommen diese Dinge nicht", wars Beiden die jäheste Ueberraschung, als eines Tages die Lucanus und Hahnke so unsanft zur Räumung der Dienstwohnung drängten. Ob Herbert mitgehen würde? „Mein

Sohn ist mündig „Ich stehe und falle mit meinem Vater.“ Ihm zu dienen, für ihn zu leiden, war schönste Pflicht. Ein von politischer Leidenschaft Gespornter hätte vielleicht weiterzuwirken versucht, wäre geblieben und hätte vom Werk des Vaters gerettet, was noch zu retten war. Ein Hoffnungloser hätte, auf dem von der Verfassung gewiesenen Weg, offenen Wiederstand gewagt. Herbert schwankte. Fragte nicht: Wie würde unter diesen bestimmten Umständen der Vater handeln? Sondern: Was könnte dem Vater jetzt angenehm, was unangenehm sein? Auch: Was hat der Vater zuletzt über diese Sache gedacht? Denn der Vater hatte immer Recht. Das zu beweisen, war in den letzten Lebensjahren Herberts liebste Aufgabe. Weh Jedem, der an Otto Bismarck ein Mal untitanischer Menschlichkeit fand! Der Grenzen suchte, den Genius an seines Wachsthums Zeit binden wollte! Wie eine zärtliche Witwe die feurigste Feierrede noch immer nicht des Beweinten würdig dünkt, so fand Herbert Bismarck das Wesen Ottos nicht nach Verdienst geschätzt, wenn irgendwo noch ein Zweifel blieb, ob der Blick des Großen auch nie getrübt worden sei. Hätte Einer laut von dem ersten Kanzler gesagt, er habe oft „mit unzulänglichen Kräften gegen divergirende und wechselnde Zeitströmungen gekämpft“: das Kindgefühl des Erben wäre dadurch im Innersten verletzt worden. Und doch hatte der Große selbst diese Worte unter das Bild seines Handelns geschrieben. Nihil humani a me alienum puto: des Vaters bescheiden stolze Devise. Der Wappenspruch des Sohnes war das horazische Arceo. Daß er den Pöbel hasse, mochte er nicht auf jedem Briefsiegel gestehen; die Menge aber sollte ihm fern bleiben. Dem Sohn des volksthümlichsten Genies, das dröhnend je durch Germaniens Geschicke schritt.

Dem Sohn seiner Mutter. Der schöne, hochgewachsene Mann mit dem blaustrahlenden Blick des Einzigen hatte das Temperament, den empfindsamen Wesenston, die Nerven Johannas von Puttkamer, der schmächtigen Riesenbraut, die dem angetrauten Riesen nur Riesen gebar. Ihr Talent, sich an allen erdenklichen Dingen zu ärgern, ihre Erregbarkeit, den raschen Wechsel der Stimmung zu Lust und Leid. Auch ihre im hohen Alter noch mädchenhafte Hingebung und den Drang, Alles in Einem, in der Spiegelung eines Auges zu sehen und wie ein weicher Teppich dem Einen sich unter die Füße zu spreiten. Mutter und Sohn liebten heute und haßten morgen; stets innig vereint. Doch die Mutter schaltete am warmem Herd und der Sohn sollte sich auf dem Markt mit buntem Gesindel balgen. Da reicht heftiges Gefühl nicht aus. Da ist unbeirrbare Willenskraft nöthig. Und der dem Hause Bismarck zugemessene Theil dieser Kraft war für die Wundermischung des Vaters verbraucht. Den Kindern blieb nur die Wahl, in derber Lebenslust frohsinnlich zu genießen oder vom ungeheuren Widerstreit zwischen Wunsch und Kraft das Leben ohne Genuß verzehren zu lassen.

# Pubertät und Genie.

Ich glaube, Sergi ist unter allen unbarmherzigen Kritikern meiner Theorie von „Genie und Wahnsinn" der einzige, der eine wirklich arge Lücke darin entdeckt hat; er warf mir nämlich vor, ich hätte wohl das Wesen des Genies beleuchtet und vielleicht den Schlüssel zu seinem Verständniß geliefert, aber nicht begreiflich gemacht, wie die mannichfachen Spielarten des Genies entständen. Die genialen Nationen, meint Sergi, seien nicht etwa im Wesen durch ihre Abweichungen von einander verschieden. Ob Einer ein genialer Maler, Heerführer oder Mathematiker sei: Das bedeute keinen Unterschied im Wesen des Genies; denn ihnen Allen sei das explosive Schaffen, das Unbekannte der Konzeption, das Kommen und Schwinden des großen Könnens, die unerhörte Neuheit gemeinsam. Aber das ihrer Natur Gemeinsame erkläre den Grund ihrer Verschiedenartigkeit noch nicht. Wasser und Eis seien in ihrer Bildung aus Atomen und im Aufbau ihrer Moleküle gleich; doch damit dieses Gleiche einmal wie Wasser und einmal wie Eis aussehe, müsse noch eine besondere Bedingung hinzukommen, nämlich (wie bekannt) der Wärmefaktor. Wie läßt sich also die bunte Mannichfaltigkeit des Genies erklären? Warum wird das eine im Sinn künstlerischer, etwa malerischer Begabung bestimmt, das zweite auf das Feld der Geschichtschreibung, der Alterthumsforschung, auf viele andere Gebiete gedrängt? Diese Frage ist für mich neu.

Viele erklären sich die Verschiedenheit aus der Vererbung. Daß Männer wie Darwin, Musset, Raffael, Bach, Bernoulli als Enkel malender, rechnender, dichtender, naturbeobachtender Vorfahren zur Welt und zum Wachsthum gekommen sind, zeigt, wie wichtig es ist, wenn zur Anlage, zur erblichen Uebertragung besonderer Tendenzen noch der Einfluß der Umwelt kommt, der, mit den atavistischen Trieben, das Individuum zum Streben nach den ihm angemessenen Zielen drängt. Das scheint nirgends mächtiger zu wirken als auf dem Gebiet musikalischer Begabung; vielleicht wirkt hier der Einfluß der Umgebung schon besonders früh, denn wir wissen seit Garbinis Untersuchungen an kleinen Kindern, daß diese schon vom fünfzehnten Monat an die Töne der chromatischen Tonleiter zu unterscheiden beginnen. So waren von Perosis Vorfahren nicht nur der Vater und der Großvater, sondern auch Vater und Großvater des Großvaters Musiker; das Kind wuchs, wie Mozart, in eine Atmosphäre von Musik und Religion auf. Wagner hatte schon seit zwei Generationen Meister der Kunst in der Familie; sein Großvater war ein hochgebildeter Mann; sein Vater zwar Jurist, aber ein leidenschaftlicher Freund der dramatischen Kunst; der Stiefvater, der ihn später beeinflußte, war Ludwig

Geyer, ein Schauspieler. Der Onkel war ein begabter Theaterdichter und entwickelte als gelehrter Kunsttheoretiker in einigen Monographien schon Ideen, die den späteren Kunstlehren des Neffen ähnelten. Auch Geyers Geschwister lebten für das Theater. Wagner hat sich zwar Anfangs der Malerei gewidmet und sie in der Jugend eifrig betrieben, ist aber dann der größte Dramatiker und Musiker seiner Zeit geworden.

Raffael stammte aus einer Familie von Bildhauern und Malern; sein Vater, ein Dichter und Maler, gab ihm den ersten Malunterricht. Stuart Mill scheint von seinem Vater, außer seiner klassischen Bildung, eine Passion für Volkswirthschaftlehre ererbt zu haben; das größe Werk des Vaters, die Geschichte Indiens, in dem die wirthschaftlichen Verhältnisse eine so große Rolle spielen, hat den Sohn, als er zwölf Jahre alt war, inspirirt.

Aber solche Fälle der Anregung, besonders bei wissenschaftlicher Begabung, stellen sich doch bei genauerer Untersuchung nicht als das Gewöhnliche heraus; die Regel ist das Fehlen bestimmter ererbter Anlagen beim Genie; öfter kommt eine dem Erbgang widersprechende Unähnlichkeit der Veranlagung vor, wie man sie ja auch bei den Durchschnittsmenschen findet: denn die Söhne der Geizhälse sind meist Verschwender, die tapferer Männer Feiglinge und Männer der That haben nicht selten träge Kinder. So hat Poes zerrütteter Genius vielleicht eine direkte Beziehung zu seinem eigenen Alkoholismus und zu dem seiner Verwandten, eine umgekehrte zum Puritanismus des Obersten Poe, der eben so streng war wie sein Neffe lüderlich.

Ich kenne den Sohn eines großen italienischen Augenarztes, der alle Anlagen und Gründe hatte, dem Vater in dem selben Beruf nachzustreben; er wurde aber ein bedeutender Ohrenarzt, weil er eine unwiderstehliche Abneigung gegen die herrliche Okulistik hatte. In solchen Fällen scheint eine gewisse Sättigung — ich möchte fast sagen: Uebersättigung — einzutreten, so daß auf die Söhne nichts übergeht als eine Indigestion durch die geistige Nahrung des Vaters. E. Th. A. Hoffmann, der launischste aller Menschen, war der Sohn einer ganz für Konvention und Etikette lebenden Mutter; und viele Dichter und Künstler stammen von Händlern, Kaufleuten, Notaren und Advokaten, die von Kunst und Idealismus nichts hören wollten.

Einen großen Einfluß auf die Richtung, die das Genie einschlägt, haben auch die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die das Leben besonders in seiner ersten Zeit umgeben und die man gewöhnlich als Milieu bezeichnet. Es ist begreiflich, daß ein so beständig in Krieg verwickeltes Land wie Piemont in den ersten Perioden seiner Geschichte keinen Dichter oder Künstler hervorgebracht hat; kam dort ein Genie zur Welt, so blieb es unbekannt, wenn es nicht gerade zum Heerführer geboren war. Und nicht minder begreiflich ist, daß ein Land wie Spanien, wo Freidenker auf den Scheiterhaufen kamen,

keine Naturforscher, sondern lauter Theologen und Maler hervorgebracht hat. Begreiflich, daß in Italien, wo es so viele Verbrecher und Prozeßlustige giebt, so viele geniale Advokaten und Strafrechtstheoretiker aufgetreten sind, wie Beccaria, Romagnosi, Ferri, Garofalo und Andere. Deshalb giebt es auch unter den Juden, die besonders für den Handel begabt sind, so viele bedeutende Theoretiker des Wirthschaftlebens; ich nenne nur Marx, Ricardo, Lassalle, Loria, Luzzati. Ricardo ist sicher nicht von seinem Vater angeregt worden und kann überhaupt nicht als ein erblich für seine genialen Leistungen veranlagter Mann gelten; doch gewiß hat seine praktische Betheiligung an den Geschäften und Spekulationen seines Vaters, eines holländischen Bankiers, ihn von der Praxis aus zur Untersuchung der Wirthschaftgesetze geführt; dadurch wird begreiflich, daß er Irrthümer bloßer Theoretiker aufgeklärt hat. Seinen Schriften ist die Herkunft aus der Praxis anzumerken, die ihm so wichtige Vorgänge wie die Geldkrisis von 1800 vor Augen führte.

Man darf aber bei Alledem nicht vergessen, daß manchmal gerade der Mangel günstiger Verhältnisse als der Reiz wirkt, der das Genie zur Erscheinung bringt und seine Bethätigung anregt; so hätten wir ohne den Zwang materieller Noth heute weder die Lustspiele Goldonis noch die Romane der George Sand. Die Geschichte genialer Menschen hat ja öfter von ungünstigen als von günstigen äußeren Bedingungen zu berichten. So waren Boileau, Lesage, Descartes, Racine, La Fontaine, Goldoni gezwungen, die Kunst neben der Juristerei oder Theologie zu pflegen. Aus Poisson wollten seine Eltern einen Landarzt machen, aus Boerhaave einen Priester, aus Lalande und Lacordaire Advokaten, aus Vauclin einen Arzt, aus Herschel einen Musikanten. Bei Cellini war es schon abgemacht, daß er Flötenspieler und nicht Bildhauer werden sollte. Michelangelos Vater wollte, daß sein Sohn nicht ein Bilderschmierer werde, wie er sich ausdrückte, sondern ein Gelehrter, ein klassischer Philologe. Als ein großer Bildhauer die Neigungen und die ersten Versuche Michelangelos sah und dem Vater zuredete, den Sohn in seine Werkstatt zu geben, ließ der Alte sich dafür von dem Bildhauer bezahlen und forderte eine in jedem Jahr wachsende Summe als Entgelt.

Der Vater Hektors Berlioz war ein hervorragender Arzt, dem wir sehr werthvolle medizinische Untersuchungen verdanken; er hoffte, in seinem Sohn einen Nachfolger zu finden, und erzog ihn in Hinblick auf dieses Ziel; der Sohn überwand aus Liebe zum Vater und in Berührung mit bedeutenden Medizinern, wie Gall und Amassat, den anfänglichen Widerwillen gegen den Aufenthalt im Sezirsaal; als er aber mit siebenzehn Jahren eine Oper Salieris (die „Danaiden“) gehört hatte, kehrte er der Medizin gänzlich den Rücken und wurde Komponist. Aehnlich wars mit der medizinischen Laufbahn Flauberts.

In Galileis Aszendenz finden wir eine große Zahl von Philosophen,

Lehrern und Gelehrten, deren Reihe sich bis 1538 zurückverfolgen läßt. Auch sein Vater Vincenzo war vielfach begabt, originell in der Musik, tüchtig in der Mathematik und zugleich ein guter Kaufmann; auch ein Bruder Galileis, Benedetto, hatte als Musiker einen guten Ruf. Beide Söhne hatte der Vater in der Musik unterrichtet; die Vererbung der musikalischen Anlage hatte offenbar keine direkte Bedeutung und wenig oder gar keine hatte auch die Erziehung, die auf die Rhetorik, überhaupt auf klassische Studien vorbereiten sollte — nur die Humanisten hatten damals Ansehen —, und selbst die Medizin, die noch ganz Theorie und ohne jede experimentelle Grundlage war, konnte den jungen Galilei nicht fördern. Man sieht also, daß die Bedingungen und Ursachen, so weit sie auf Erblichkeit und Milieu zu beziehen sind, entweder fehlen oder mit einander im Widerspruch stehen oder wenigstens zur Begründung nicht ausreichen.

Für das Verständniß der besonderen Artung genialer Organisation wird auch wichtig sein, festzustellen, ob bei ihr visives oder akustisches Auffassungvermögen vorwiegt, die Phantasie mehr oder weniger lebhaft entwickelt, wie schnell die Wahrnehmung ist, und manches Andere. Diese Dinge haben wir durch die graphologische Beobachtung am Genie in der klaren, ruhigen Schrift der Chemiker und Mathematiker und in der krausen, eiligen Schrift Derer kennen gelernt, bei denen das phantastische Element in den Vordergrund tritt.

Diese Verhältnisse haben sicher eine gewaltige Bedeutung für die Richtung des Genies im Allgemeinen und noch mehr für Nunancirung und Aussehen seiner Werke. So verdankt Victor Hugo seinen glänzenden Stil dem außerordentlichen Ueberwiegen der visiven Sphäre, dem Umstande, daß er ein vollkommener Augenmensch war. Das Selbe kann man von den leuchtenden Bildern Segantinis sagen, der, da er als vierjähriges Kind in einen Fluß fiel, nichts sah als das glänzende Wasser und das Mühlrad. In Zolas Werken tritt das Vorwiegen der Riechsphäre hervor. Bei Helmholtz, der die musikalischen Töne aus dem Tosen des Niagarafalles heraushörte, das der Hörcentren, das bei der Wahl und Durchführung seiner merkwürdigen akustischen Untersuchungen eine große Rolle gespielt haben muß.

Nun gibt es aber auch Genies, bei denen — Leopardi ist ein Beispiel — die Intensität der gesamten eigentlichen Sinnesempfindung abgestumpft oder wenigstens herabgesetzt erscheint und die ihre Stärke auf abstraktem oder meditativem Gebiete zeigen. Die Grenzen der Genialität dehnen sich also zu weit, als daß es für eine ursächliche Erklärung auf eine solche Einzelheit allein ankäme. Nur darf man ihre relative Bedeutung im einzelnen Fall nicht verkennen. Leichtes optisches Auffassungvermögen, starkes optisches Gedächtniß wird in vielen Fällen für die Entwickelung eines Genies wichtig werden; ein Augenmensch kann Bildhauer, Dichter, Histologe, Statistiker, sogar Rechnenkünstler werden, wenn er im Geist seine Ziffern neben einander aufgeschrieben

sieht. Man mag dieses Verhältniß manchmal zur Erklärung heranziehen; als eigentliche Ursache der Verschiedenartigkeit der Genies kann es aber nicht gelten.

Woran liegt es nun in letzter Instanz, wenn der einzelne geniale Kopf sich seine bestimmte Lebensaufgabe mit solcher Sicherheit, allen Schwierigkeiten und Hindernissen zum Trotz, aus der unübersehbaren Zahl der Kulturprobleme herausholt?

Wenn man die Lebensgeschichte bedeutender Männer, so weit sie verbürgt ist, nachprüft, stößt man oft auf den folgenden interessanten Sachverhalt. Ein in einer bestimmten Richtung veranlagtes Gehirn empfängt irgendwann einen Sinneseindruck oder eine Reihe solcher Eindrücke, die in starker Erregung aufgenommen werden und sich der besonderen Begabung deshalb tief einprägen. Dieses Zusammentreffen kann der Ausgangspunkt einer genialen Gedankenkette oder Bethätigung werden, wenn — Das ist das Wesentliche — diese Episode sich zur Pubertätzeit oder wenigstens in den der Pubertätzeit nächsten Lebensjahren, also kurz vorher oder nachher, abspielt. Zweifelhaft erscheint dabei, ob die Erregung durch den Sinneseindruck selbst ausgelöst werden muß oder ob auch irgend eine andersartig erzeugte oder etwa schon vorhandene entsprechende Erregung sich wirksam erweisen kann. Gleichgiltig ist dagegen, ob das Individuum sich seiner besonderen Anlage schon bewußt ist oder nicht. Ein paar Beispiele sollen diesen Satz erläutern.

Als Segantini in der Besserunganstalt (die sich ja kaum vom Gefängniß unterscheidet) lebte, trugen die Wände zwar Proben seiner künstlerischen Begabung; aber seine Vorgesetzten hatten in ihrer Weisheit nur daran gedacht, einen Schuster aus ihm zu machen. Hätten sie ihn gelobt und ermuthigt, so wäre ein genialer Schuster aus ihm geworden, von dem Niemand gehört hätte. Nun aber flüchtete er aus der Anstalt in seine heimathlichen Berge, wo er als Hirt zum Zeitvertreib Senner und Alpenvieh skizzirte, ohne auf diese Versuche Werth zu legen. Da er als zwölfjähriger Knabe aber ein kleines Mädchen sterben sah und die Mutter darüber klagen hörte, daß sie die lieben Züge der Kleinen nicht mehr sehen werde, fühlt er plötzlich den Drang, das Bild des Kindes zu malen: und von diesem Tage an wurde er der große Segantini. Der während der Pubertätzeit empfangene moralische Eindruck machte den genialen Augenmenschen zum Maler. Auch John Stuart Mill war zwölf Jahre alt, als die „Geschichte Indiens", die sein Vater geschrieben hatte, ihn zu genialem Schaffen prädisponirte. Den Advokatensohn Arago, der sich früh mit Musik und klassischen Studien beschäftigt hatte, packte plötzlich eine große Vorliebe für Mathematik, als er einen Genieoffizier erzählen hörte, er habe bei seinem Austritt aus dem Polytechnikum, wo Mathematik gelehrt wurde, sofort seinen Dienstgrad erhalten. Dieses Wort fallt ins Hirn des Knaben. Er gibt die klassische Literatur auf, macht sich an das Studium der

Mathematik und ist als Sechzehnjähriger reif für das polytechnische Examen. Allerdings hatte er schon als Kind, unter dem Eindruck der spanischen Invasion, für alles Soldatenwesen geschwärmt. Thomas Young, der als zweijähriges Kind lesen konnte, als fünfjähriges viele englische und lateinische Gedichte auswendig wußte, traf im Alter von acht Jahren einen Feldmesser, der ihm seine Berufsinstrumente zeigte und erklärte. Um die Herstellung und Verwendung solcher Instrumente noch besser kennen zu lernen, stürzt der Kleine sich gierig auf ein Lehrbuch der Mechanik. Bald fertigt er sich selbst ein Mikroskop und lernt schließlich die Differentialrechnung.

Galilei hatte bis zum siebenzehnten Lebensjahr keine beträchtliche physikalische Entdeckung gemacht. Seine Neigung gehörte den exakten Wissenschaften; die Unklarheiten der Metaphysiker und Aerzte waren ihm verhaßt. Als er aber mit achtzehn Jahren im Dom von Pisa die gleichmäßigen Schwingungen der vom Wind bewegten Heiligen Lampe sah, kam ihm der Gedanke, ob man nicht durch besondere Konstruktion des Pendels die Zeit messen und mit Hilfe von genauen, gesetzmäßigen Kurven die größere oder geringere Frequenz des Pulses ermitteln könne. Der achtjährige Darwin, der schon eine ausgesprochene Vorliebe für Pflanzen- und Thiersammlungen hatte, erfand die Schnurre, er könne die Blüthen beliebig färben und brauche dazu nur die Pflanzen mit flüssigem Farbstoff zu bestreichen. Eine Knabenschnurre, — die aber zeigt, daß er schon in früher Jugend die Variabilität der Pflanzen beobachtet hatte. Der Keim der Idee, die sein ganzes Leben beherrschen sollte, steckt in dieser kindlichen Erdichtung. Er hatte damals die Beschreibung einer Weltreise gelesen und glaubt, der tiefe Eindruck, den dieses Buch auf ihn machte, habe die Reiselust, die Sehnsucht nach fernen Ländern in ihm geweckt. Die Schulerziehung, meint er selbst, sei ohne jede Wirkung auf sein Wesen geblieben. Aus Poisson wollten die Eltern einen Feldscher machen. Sie gaben ihn zu einem Onkel, der ihn zunächst Kohlblätteradern mit der Lancette punktiren ließ. Als das neunjährige Kind eines Tages dann den Lehrplan der Polytechnischen Schule fand und merkte, daß es einige der gestellten Aufgaben lösen könne, sie auch wirklich löste, war seine Laufbahn gefunden. Lafontaine war der Sohn eines Beamten, der unbedeutende Verse schrieb. Das Genie des Knaben enthüllte sich, als ihm Malherbes schöne Ode auf den Tod Heinrichs des Vierten in die Hände fiel. Damals wurde der Dichter in ihm geboren. Lagrange hatte kein großes Talent zum Literaturstudium. Sein mathematisches Genie offenbarte sich, als er im zweiten Jahr seiner Lyceumszeit Etwas von Halley las; bald danach war seine erste Arbeit (über die Variationen) fertig.

In all diesen Fällen schuf die Impression natürlich nicht das Genie, gab ihm aber die Gelegenheit zu bewußter Regung und wies ihm den Weg zu einem bestimmten Ziel, von dem Erziehung und Umwelt vielleicht weg-

drängten und das doch erreicht werden mußte, wenn das Genie nicht fruchtlos verdorren sollte. Herschel, der Musikschüler, hatte als Autodidakt Sprachen und Mathematik nothdürftig erlernt. Als er einundzwanzig Jahre alt war, sah er zufällig durch ein Teleskop das Himmelsgewölbe und beschloß, selbst ein noch besseres Fernrohr zu erfinden. Fünfzehn Jahre danach war sein großes Teleskop fertig. Der Jesuitenzögling Lalande schrieb als Kind Romane und Dramen, wollte dann Advokat werden und dachte an das Studium der Astronomie erst, als ein Forscher ihn zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß mitgenommen hatte. Boerhaave sollte und wollte Priester werden; ein Geschwür, das lange nicht von seiner Hand wich, bestimmte ihn, sich der Medizin zuzuwenden.

Gerade die Nachwirkung der in der Pubertätzeit empfangenen, vom Sensorischen ins Psychische übertragenen Eindrücke kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. So schreibt Guerrazzi: „Ich muß hier einen Vorgang erwähnen, der als eine Etape in meiner Gehirnentwickelung betrachtet werden kann. Das Geschick wollte, daß mir eines Tages Ariosts Werke in die Hände fielen. Mein für alles Schöne von Natur so ungemein empfänglicher Geist, der so lange unter der Schulzucht der Mönche geschmachtet hatte, versenkt sich selig in die Wonnen Ariosts. Jeder sucht sein Paradies. Mein Paradies war Messer Ludovico. Beim Mittag- und Abendessen lag der ‚Roland' stets neben meinem Teller und der Vater mußte mir abends das Licht ausblasen und mich im Dunkel ins Bett schicken. Die Nachwelt wird meine Leistung richten. Leiste ich aber wirklich Etwas, so verdanke ichs nur dem göttlichen Ariost."

Oft wirkt der weibliche Reiz bestimmend. Dante sagt, die Begegnung mit Beatrice habe ihn in seiner ersten Jugend inspirirt. Burns, den die Lieder seiner Mutter und die Lecture angeregt hatten, schrieb sein erstes Gedicht, als er, ein fünfzehnjähriger Knabe, in ein junges Mädchen verliebt war. Bei Anderen wieder ersetzt die religiöse Schwärmerei die Erotik. Lacordaire schreibt nach der Einsegnung sein erstes Gedicht und Rapisardi dichtet mit dreizehn Jahren eine Ode an die Heilige Agathe. All diesen Vorgängen ist gemeinsam, daß sie sich in der Zeit der Pubertät abspielen. Starke Eindrücke erlebt der Mensch auch in anderen Lebensepochen; nie aber ist die Nachwirkung so gewaltig wie in dieser Periode der Unruhe und unbestimmten Irritabilität. Sie ist die Blüthezeit religiöser und erotischer Schwärmerei; nur allzu oft aber auch die Keimzeit des Verbrechens. Ueber diese merkwürdige Periode möchte ich deshalb hier noch ein Wort sagen.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß nach dem Eintritt und während des Verlaufes der Pubertät die Neigung zum Verbrechen rasch zunimmt. Das einfache Volk weiß es und bezeichnet bei uns in Italien mit dem Wort Omertà zugleich Mannbarkeit und Verbrecherthum. Der verbrecherische Trieb regt sich, als gelte es, eine Reifeprobe der Kraft zu be-

stehen, und wir werden manchmal daran erinnert, daß die Wilden die Manneswürde nur durch eine Blutthat erwerben konnten. Marro (La puberté chez l'homme et chez la femme) hat dieses Wiederaufflackern uralter Impulse an 900 sechs- bis zehnjährigen und an 3012 elf- bis achtzehnjährigen Schülern beobachtet. Er fand, wie auch Starbuck, die merkwürdigsten Pubertäterscheinungen: Kleptomanie, Verwirrung aller sittlichen Grundbegriffe, Melancholie, hypochondrische Angstzustände, Größen- und Verfolgungwahn, Zwangsvorstellungen aller Art. Ich selbst habe vierzig gebildete junge Leute dieses kritischen Alters untersucht und eine ungemein starke Tendenz zu triebhaftem Handeln, zu Diebstahl, Brandstiftung, krankhaftem Ehrgeiz, Halluzinationen und Größenwahn beobachtet. Sechzehn wußten mir nichts Besonderes aus ihrem Leben mitzutheilen. Sieben entsannen sich immerhin, zwischen dem achten und dem zwölften Lebensjahr von einem besonderen Dünkel gekitzelt worden zu sein; sie empfanden die soziale Lage ihrer Familie als unerträgliche Last und wollten die Republik San Marino oder eine von Jules Verne beschriebene Insel erobern. Fünf hatten Hausdiebstähle begangen, um Geld springen lassen und sich für die Kinder angesehener Leute ausgeben zu können. Fünf Andere litten an Verfolgungwahn und fürchteten, ins Heer gesteckt oder verhaftet zu werden. Drei bekannten wenigstens, mit acht Jahren im Haus flegelhaft und frech gewesen zu sein. Drei waren religiös überspannt und wollten Missionare oder Eremiten werden. Einer hatte an erotomanischen Vorstellungen gelitten und ein Anderer Selbstmord versucht. Bei diesen und ähnlichen Erscheinungen hat mans mit der allen Irrenärzten bekannten Pubertätpsychose zu thun. Sie zeigt sich in krankhaft übertriebenem Persönlichkeitgefühl, Großmannssucht, religiösen und erotischen Wahngebilden, in den verschiedenartigsten Tics und Erregungzuständen, denen völlige Erschöpfung folgt. Es ist, als tobe in dieser Zeit ein vitaler Strom von besonderer Macht durch den Geist, als peitsche ihn ein Sturm, der den Schwachen brechen, den Starken aber beflügeln und zu stolzen Höhen emportragen kann. Die Centralen psychischer Kraft, die bisher wenig zu thun hatten, sind nun in voller Arbeit. Und man begreift deshalb auch leicht, warum gerade in dieser Zeit ein empfangener Eindruck auf die Psyche wie eine Befruchtung auf den weiblichen Schoß wirken, warum er einem genialisch veranlagten Geist fürs ganze Leben die Richtung weisen, die Schaffenssphäre bestimmen kann.

Turin. Professor Cesare Lombroso.



# Briefe.*)

## An Otto Borchsenius.

Rom, am achtundzwanzigsten Januar 1882.

Herrn Otto Borchsenius.

Obgleich das „Dagblad", wie ich sehe, es mir übelnimmt, daß ich Briefe nach Kopenhagen schreibe, so will ich doch die Beantwortung Ihrer freundlichen Zuschrift nicht aufschieben, die ich im vergangenen Herbst, während meines Aufenthaltes in Sorrent, zu empfangen die Ehre hatte.

Sie haben damals irgend ein kleines Gedicht aus meiner Feder für den Abdruck in „Ude og Hjemme" (Draußen und Daheim) nebst einer Randzeichnung gewünscht und mich auf die Wochenschrift verwiesen, um daraus für das Format u. s. w. alles Nöthige zu ersehen. Ich habe jedoch in dem Blatt vergebens nach ähnlichen Beiträgen anderer Schriftsteller gesucht, die mir eine Anleitung für besagten Zweck hätten geben können, und habe mir deshalb gedacht, daß die Redaktion ihren Plan aus diesem oder jenem Grunde wieder aufgegeben habe. Deshalb habe ich Ihnen keinen Beitrag gesandt. Wünschen Sie gleichwohl einen solchen, so bitte ich um Mittheilung; er soll Ihnen dann unverzüglich zugehen. Aber etwas noch Ungedrucktes habe ich nicht zu bieten; es könnte nur die Abschrift von einem kleineren Gedichte meiner Sammlung sein, zum Beispiel: des Schlußgedichtes oder eines anderen, das der Zeichner vielleicht als zur Illustration geeigneter in Vorschlag brächte.

Gestatten Sie mir sodann, Ihnen bei dieser Gelegenheit für die wohlwollende und vorbildliche Besprechung meines neuen Schauspiels meinen besten und wärmsten Dank abzustatten. Sie haben mir mit der Rezension des Stückes einen wahren Freundschaftdienst geleistet, für den ich mich Ihnen stets verpflichtet fühlen werde. Inmitten all der leidenschaftlichen Entrüstung, die zu Hause, in Dänemark und Norwegen, rast oder doch gerast hat, war es mir außerordentlich wohlthuend, Ihr besonnenes und von Parteirücksichten unangefochtenes Urtheil über mein Stück („Gespenster") zu lesen.

Es mag schon sein, daß dieses Schauspiel in mancher Hinsicht etwas gewagt ist. Aber ich hielt die Zeit für gekommen, da man etliche Grenzpfähle umstecken müsse. Und dies Geschäft war ja für mich als älteren Literaten weit leichter auszuführen als für die vielen jüngeren Schriftsteller, die etwas Aehnliches wünschen mochten.

---

*) In der zweiten Oktoberhälfte lassen die Herren Julius Elias und Halvdan Koht (bei Gyldendal in Kopenhagen und bei S. Fischer in Berlin) einen Band „Briefe von Henrik Ibsen mit Einleitung und Kommentar" erscheinen. Herr Dr. Elias, dem wir die musterhafte Gesammtausgabe der Werke Ibsens verdanken, hatte die Güte, mir vier dieser bisher unveröffentlichten Briefe für die „Zukunft" zur Verfügung zu stellen, wünscht aber nicht, daß sie nachgedruckt werden.

Daß ein Sturm sich wider mich erheben würde, darauf war ich vorbereitet. Aber Dergleichen kann man ja doch nicht aus dem Wege gehen. Das wäre feig gewesen.

Was mich am Meisten verstimmt hat, sind nicht die Angriffe, sondern die Hasenherzigkeit, die in den Reihen der sogenannten Liberalen oben in Norwegen zu Tage getreten ist. Diese Kerle sind eine schlechte Barrikadenbesatzung. Björnson ist für weitere Meinungäußerungen im norwegischen „Dagblad“ der Platz verweigert worden und aus Alledem läßt sich für Den, der unsere Stellung einmal so recht gründlich prüft, erkennen, wie einsam er und ich in Norwegen dastehen. Hätten wir Dänemark nicht, so würde es für uns und überhaupt für das gemeinsame geistige Befreiungwerk schlimm aussehen.

Noch einmal herzlichen Dank und Gruß von

Ihrem freundschaftlichst ergebenen

Henrik Ibsen.

An Frederik Hegel.

Rom, am sechzehnten März 1882.

Lieber Herr Justizrath!

Schon längst hätte ich Ihnen auf Ihren freundlichen Brief vom sechzehnten Februar schreiben sollen. Ich zweifle natürlich nicht, daß er einem aufrichtigen Wohlwollen für mich entsprungen ist. Aber ich bitte Sie herzlichst, in meinen Angelegenheiten keinen Rathgebern Ihr Ohr zu leihen, am Allerwenigsten, wenn es Personen sind, denen jedes richtige Verständniß für das wirklich Neue abgeht, das die Literatur in den letzten zwanzig Jahren hervorgebracht hat.

Ich weiß sehr wohl, wie gierig man in unseren kleinlichen nordischen Krähwinkeln hinter allerlei Privatangelegenheiten her ist, die Schriftsteller und Künstler angehen. Aber ich glaube auch, daß ich so vorsichtig wie nur möglich bin. Es giebt sogar Leute, die, im Gegensatz zu meiner eigenen Ansicht, finden, ich sei zu meinem eigenen Schaden viel zu zurückhaltend. In einem Brief vom neunten Februar schreibt Herr Otto Borchsenius, fast alle meine kopenhagener Freunde stimmten darin überein, daß gerade jetzt der richtige Zeitpunkt für mich gekommen sei, mich ganz und deutlich über meinen Standpunkt auszusprechen, und er fügt wörtlich hinzu: „Auch Ihr Verleger fragte mich ausdrücklich, ob denn Niemand Sie (mich) jetzt zum Reden bringen könne.“ Ich führe Das nur an, um zu zeigen, wie die Ansichten einander kreuzen. Nach Ihrem letzten Brief kann ich natürlich nicht im Zweifel darüber sein, daß er Ihre Worte falsch gedeutet hat.

Den literarischen Plan, von dem ich einmal sprach, habe ich längst aufgegeben. Dagegen kann ich mittheilen, daß ich jetzt vollauf mit den Vorbereitungen zu einem neuen Schauspiel beschäftigt bin. Es wird diesmal ein

friedfertiges Stück, das von Staatsräthen und Großhändlern und ihren Damen gelesen werden kann und vor dem die Theater nicht zurückzuschrecken brauchen. Die Ausführung wird mir sehr leicht werden und ich will sehen, daß ich rechtzeitig im Spätjahr damit fertig werde.

Was die „Gespenster“ betrifft, so wird wohl — und zwar in nicht allzu ferner Zeit — das Verständniß in die Gemüther unserer guten Leute einkehren. Doch über diese altersschwachen, hinfälligen Kreaturen, die in solcher Weise über die Dichtung hergefallen sind, wird einst, in der Literaturgeschichte der Zukunft, ein niederschmetterndes Ürtheil kommen. Man wird die anonymen Wildschützen und Wegelagerer schon aufspüren, die aus ihrem Hinterhalt in des Professors Goos Budikerblättchen und aus anderen ähnlichen Lokalitäten Schmutzgeschosse mir nachgeschleudert haben. Meinem Buch gehört die Zukunft. Jene Kerle, die ein Gezeter darüber erhoben, haben nicht einmal ein Verhältniß zu ihrer eigenen wirklichen, lebendigen Gegenwart. Darum hat mich auch diese Seite der Sache so über die Maßen kalt gelassen. Ich habe während des Sturmes allerlei Studien und Beobachtungen gemacht und die werde ich in künftigen Dichtungen auszunützen wissen.

Schließlich habe ich eine Bitte an Sie: ob Sie mir nämlich gütigst wieder tausend Kronen leihen wollen. Ich sage ausdrücklich „leihen“: denn ich wünsche, für Das, was ich so als Vorschuß bei Ihnen aufnehme, Zinsen zu zahlen. Es hat doch keinen Sinn, daß ich mein eigenes disponibles Geld n Werthpapieren festlege und dann bei Ihnen gratis Vorschuß aufnehme. Ich möchte mich nicht gern wieder einer meiner Obligationen entäußern, da die Verlegenheit ja nur wenige Monate dauern wird. Ich hoffe, Sie werden die Richtigkeit des Obigen zugeben und darauf eingehen.

Mit den besten Grüßen für Ihre liebe Familie bin ich

Ihr herzlich ergebener und dankbarer

Henrik Ibsen.

An Björnstjerne Björnson.

(Gossensaß, August 1882)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Literaturgeschichte stehen Deine Werke in erster Reihe und werden immer dort stehen. Hätte ich jedoch zu bestimmen, was für eine Inschrift Dein Denkmal einst erhalten solle, so würde ich die Worte wählen: Sein Leben war seine beste Dichtung.

Und — in seiner Lebensführung sich selbst realisiren: Das ist, meine ich, das Höchste, was ein Mensch erreichen kann. Diese Aufgabe haben wir Alle, Einer wie der Andere: aber die Allermeisten verpfuschen sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## An Camilla Collett.

Rom, am siebenzehnten Januar 1883.

Hochverehrte Frau Collett!

Nun tritt bald ein bedeutungvoller Gedenktag in Ihr Leben, ein Tag, der in weiten Kreisen beachtet und gefeiert zu werden verdient. Ich kann nicht daran zweifeln, daß Dies auch geschehen wird, obgleich ich allerdings aus den Zeitungen nicht ersehe, daß Vorbereitungen getroffen werden. Aber Dergleichen wird wohl geheim gehalten.

Sie dürfen überzeugt sein, daß wir in unserem kleinen Familienkreise hier unten den Dreiundzwanzigsten nicht vorübergehen lassen, ohne ein Glas auf Ihr Wohlergehen im neuen Dezennium, in das Sie jetzt eintreten, zu leeren.

Auf ein großes literarisches Lebenswerk können Sie an diesem Tag mit Stolz zurückblicken. Aber es ist meine Hoffnung, daß dieses Lebenswerk noch lange, lange nicht als abgeschlossen gelten darf. Sie haben ja die Jugend des Gemüthes in ungeschwächter Fülle. Mit Ihren Gedanken, Ihren Ideen und Ihren Interessen stehen Sie nach wie vor als Streiterin draußen bei den Vorposten. Sie haben sich von dem Wechsel der Zeiten nicht überholen lassen und darum darf man wohl die Erwartung hegen, daß Ihnen noch eine ganze Reihe von Jahren die Kraft eignen werde, zur Vollendung Ihres reichen und genialen Schaffens manchen werthvollen Beitrag zu leisten.

Die Ideen wachsen und pflanzen sich langsam fort bei uns da oben; aber unmerklich geschieht es doch. Das Norwegen, das sich jetzt eben entwickelt, wird Merkmale Dessen tragen, wofür Ihr Geist gewirkt und die Wege geebnet hat. Sie sind einer von den Streitern, ohne die man sich in der Zukunft am Allerwenigsten die Voraussetzungen, den Entwickelungsgang wird denken können.

Aber vor allen Dingen möchte ich freilich wünschen, daß Dank und Anerkennung Ihnen schon bei Lebzeiten in vollem Maß zu Theil werden. Es liegt etwas Niederdrückendes, etwas tief Verstimmendes darin, daß die Menschen immer und ewig zu spät kommen, wenn es einmal heißt, Etwas gutzumachen oder nachzuholen, das sie über Gebühr lange versäumt haben. Mich für mein Theil berührt Das nicht im Geringsten; aber es kann mich ärgern, erbittern und empören, wenn ich wahrnehme, wie so Etwas Denen begegnet, die ich hochachte und bewundere.

Jedoch der bevorstehende Festtag wird hoffentlich keinen Anlaß zu solchen Betrachtungen bieten. Er wird Ihnen Sonnenschein und einen wärmenden Luftstrom mitten hinein in die heimathliche Winterkälte tragen. Lassen Sie diese Zeilen vom Süden, vom Pincio, den Sie so sehr lieben, ein Bischen dazu beitragen! Heil und Glück diesem Tage und allen Ihren kommenden Lebenstagen!

Ihr herzlich ergebener

Henrik Ibsen.

# Die treue Hausgenossin.

Gärtnerburschen haben im Winter keine Arbeit und auf dem Grindeljoch erfrieren Leute. Wenn weiter nichts fehlt, denkt sich der Franz Wiffprechtinger: diesem Uebel kann abgeholfen werden. Packt seine Sachen in einen Buckelkorb, legt den alten Pelz seines Großvaters an, nimmt den Bergstecken seines Vaters zur Hand, schraubt seine eigenen Füße an — die von den Wanderschaften — und steigt ins Gebirge hinauf zum Grindeljoch. Dort, nah dem Uebergang, steht Etwas. Im Sommer nennt man es Touristenhaus oder gar Alpenhotel; im Winter jedoch ist es eine öde, mürfelnde Hütte, in die zur Spätherbstzeit auf ihrer Völkerwanderung die Feldmäuse einkehren. Aber diese Gäste bleiben nur so lange, bis alle Krumen und Krusten verzehrt, alle alten Lappen zerfressen und alle Kastenfugen Einbruchs halber zernagt sind. Dann ziehen sie weiter ins Breiteggenthal hinüber, wo sie lieber arme Kirchenmäuse sein mögen als Hausbesitzer auf dem Grindeljoch. Wenn nun im Winter ein Tagelöhner oder ein Krankenbote oder eine Eierhändlerin übers Bergjoch muß, da gehts schlecht. Seit den letzten zehn Jahren sind ihrer Drei gefunden worden, im Mai, als der Schnee schmolz oben im Gebirge. Da haben die Gemeinden Grabel diesseits und Breitegg jenseits kund und zu wissen gethan: Wer den Winter über das Berghaus auf dem Joch bewirthschaften will: Wohnung frei, Beheizung frei, Wirthsrecht frei. „Und verhungern auch frei!" lachen die Leute. Keiner geht hinauf.

Nun, der Gärtnergehilfe Franz Wiffprechtinger geht ja hinauf. Der war einmal in Berchtesgaden gewesen und hatte dort das Pfeifenschnitzeln gelernt, aus Zirmholz. Wo giebt es feineres Zirmholz als auf dem Grindeljoch? Was wird von Touristen besser bezahlt als Zirmpfeifen? Und wo lebt der Christenmensch hochmüthiger als auf dem Berge oben! Denn von Hochmuth war der Franz stets ein Freund gewesen. So ein Bischen Leuteverächter, besonders, wo sie in Heerden beisammen waren. Genau zugesehen, war da fast Jeder Keiner und fast Keiner Einer. Und erst die erlogenen Umthuereien! Kurz, wo es viele Leute gab, da wars ihm zuwider; ihr Hin und Herreden um nichts war ihm zuwider und ihre Unsauberkeiten waren ihm erst recht zuwider. Da wußte er einen besseren Kameraden: sich selber. Wenn man Das „Hochmuth" nennt, — auch gut, sind wir halt hochmüthig.

Jetzt muß er ja schon bald oben sein mit seinem Buckelkorb. Aber versteht sich. Ist sogar schon der grüne Kachelofen geheizt, das Strohbett aufgerichtet, das Zirmholz zubereitet und alle Sachen haben ihren guten Platz. Wenn er zum Fenster hinaus und auf die Welt hinabschauen will, so sieht er zumeist nichts als ein Nebelmeer, in dessen Tiefen, statt der Krabben, der Seeskorpione und Haie, die Leute umherkrauchen und sich gegenseitig belecken oder bespeien oder gar einander langsam lebendig aufzehren. Und hier oben scheint die Sonne, denkt der Franz, und den einzigen Menschen, der da ist, mag ich leiden; und er mich. Wöchentlich einmal kommt aus Grabel der Gemeindehirt hinauf mit Lebensmitteln, Neuigkeiten und Tabak. Den Tabak erwartet der Franz immer am Ungeduldigsten; vor den Tabakrollen wird er ganz demüthig, und wenn er sie mit seinem Küchenmesser klein schneidet und in die Pfeife stopft, hat er ein so andächtiges Gesicht wie der Gemeindehirt, wenn er zu seinem Viehpatron betet

Von körperlichen Eigenschaften des Franz Wiffprechtinger verlautet weiter nichts. „Von der Schönheit hat man nichts", meint er, „und gesund so weit sind wir." Schien die Sonne über den Schneekuppen, so konnte er in der Stube sitzen und Pfeifen schnitzen; gabs aber Nebel, Wind und Schnee, dann mußte er hinaus, um dies- und jenseits des Berges die Wanderer vor dem Todwerden zu hindern. Selten kam Einer herauf und noch seltener blieb Einer liegen; oder wenn schon, dann an entlegenen Stellen, wo er trotz dem bereitwilligen Lebensretter einschlief, erstarrte und erfror.

Eines grimmig kalten Tages fand er Einen im Kar liegen. Das war ein Mann, wie Riesen gebaut sind, aber beinahe tot. Das pechige Holztrühlein und der Leistenbündel lag neben ihm; und wars der Schuster von Breitegg. Der Franz wollte ihm Schnaps einflößen, aber siehe: es war ohnehin schon einer drin. Der Mann begann, unter lallenden Flüchen, mit seinen Schusterfäusten umherzuschlagen; und da dachte der Franz: Laß ich ihn liegen, so erfriert er, und trachte ich, ihn zu heben, so schlägt er mich wahrscheinlich tot. Dann half er sich so: Als der Schuster wieder zu schnarchen begann, band er ihm mit dem eigenen Riemen die Hände zusammen. Dann nahm er den zweiten — Das war der Knieriemen —, und legte ihn mit Schwung über die Weichtheile, bis der Schuster aufsprang. Dann trieb er ihn vor sich her ins Haus, wo der Herr von Drahtzug seinen Rausch ausschlief. Aus Dankbarkeit versprach er am nächsten Morgen, dem Lebensretter einmal ein paar Stiefel zu doppeln. Ein paar neue schien er sich nicht werth zu sein.

Nach solchen Erfahrungen verfiel der Bergwächter auf einen Bernhardiner Hund. Von einer in Grabel durchziehenden Dörcherfamilie hatte er ihn erstanden; einen schwarz und braun gefleckten Zottel, der nun bei schlechtem Wetter auf dem Joch die verirrten und gefährdeten Wandersleute ausspüren, nöthigen Falles aus dem Schnee graben und dem Bergwächter anzeigen sollte. Aber eines Tages, als im Schneesturm unser Franz gegen Breitegg hinab auf der Wacht war und der Bernhardiner die Grabelseite nahm, lief dieser ins Haus zurück und fraß den ganzen Vorrath an Fleisch und Speck auf. Folge davon Todesstrafe und Grabrede: „Luder, Du bist kein Bernhardiner gewest!" Er hatte dann auch gehört, daß die echten Bernhardiner ausgestorben seien, die Hunde wie die Mönche, — weil die Mönche keine Weibchen gehabt hätten. Schade drum. Wenn die Mönche schon so gar wohlthätig sind, warum keine Nachkommenschaft? Der lose Gedanke verflog nicht ganz im Winde; ein Körnchen davon blieb in der Herzfalte hängen. Gärtnerburschen, die im Winter Menschen vor dem Erfrieren retten: sind Das nicht auch tüchtige Leute? Ist es nicht schade, wenn so was ausstirbt? „Pah!" sagte er sich dann, — „so lang' ich noch lebe, bin ich nicht ausgestorben, und bin ich ausgestorben, so ists mir Gsott." Unter „Gsott" verstand der Gärtner dürres, von Reif verbranntes Laub, das man in schwammige Haufen zusammenthut und verwesen läßt.

An einem stürmischen Abend, als der Franz Wiffprechtinger von der Breiteggerseite heraufkommt, wo Niemand wahrzunehmen gewesen, und nun noch gegen die Grabelseite hinabspähen will, ob auch dort kein Bergwanderer in Noth sei, steht vor der Hüttenthür ein Frauenzimmer. Wenn Frauenzimmer Schneemänner sein könnten, so wäre Das einer, so ganz über und über weiß ist die

Gestalt; und braucht es lange, bis der Schnee aus allen Kleiderfalten herausgeschüttelt ist. In der warmen Stube legt sie, ohne viele Worte zu thun, den breiten Filzhut ab, danach die Lodenjoppe, den Wollspenser und den Oberkittel, denn Alles war jetzt patschnaß, und nestelt die klinghart gefrorenen Schuhe auf und strählt dann ihr schwarzes Haar zurecht, das Wind und Schnee stark in Unordnung gebracht hatte. Wenn bisher das hereingeschneite Frauenzimmer zweifelhaft gewesen, jetzt wars Das nicht mehr. Ein rundlich Weiksbild so in den Dreißigern mit hängenden Wangen, zwischen denen das Stumpfnäschen wie eine große rothe Warze stand. Im Ganzen lieblich anzuschauen: für Kenner. Die Barchentkleider inwendig waren also trocken geblieben; da wirds ihr — denkt der Franz — nicht geschadet haben.

Auf seine bescheidene Anfrage: Woher, wohin? erhielt er so weit auch Bescheid. Aus Grabel herauf, nach Breitegg hinüber habe sie eigentlich wollen; nun möchte sie halt dableiben.

Aber natürlich dableiben! Wer soll in dieser Sturmnacht weitergehen? Denn der Wind rüttelt ungestüm an den Balken. Soll nur rütteln. Der Gesell wird nicht hereingelassen.

Der Franz warf Scheiter in das Ofenfeuer und schickte sich an, die Topfensuppe zu kochen. Das Weibsbild hatte ihm ein Wenig zugeschaut; dann trat sie an den Herd, schob ihn sacht seitlings, goß vom Milchtopf in die Pfanne, stach aus dem Käsekübel-Topfen, warf ihn in die Pfanne, Kümmel dazu, Salz dazu, und schürte mit emsiger Kunstfertigkeit das Feuer, bis die Suppe in der Schüssel dampfte. Ihm blieb nur übrig, Brot in die Suppe zu brocken und zwei Blechlöffel auszulegen. Dann aßen sie selbander. Gesprochen wurde dabei sehr wenig, um so mehr gedacht, wenigstens von des Bergwächters Seite. Allem Ausgeschau nach scheint sie ein besseres Leut zu sein. Von Grabel herauf. Vielleicht die Schwester des dortigen Werksverwesers, weil sie just auch eine solche Nase hat. In Breitegg drüben haben sie Verwandte; ich glaube, die Baderischen. Im Dachboden auf dem Stroh kann man sie nicht schlafen lassen; wer weiß, was Die für Seidenpölster gewohnt ist? Nach der Suppe, als er, in den Winkel gelehnt, seine Pfeife schmaucht, hält sie ihre flache Hand an den Mund. Ist auch kein Wunder nach dem scharfen Marsch. Ring hat sie keinen am Finger.

Am Bett macht sie sich zu schaffen, das hinter dem Kachelofen steht, und er muß sich tummeln bei dem Geschirrabwaschen, daß er fertig wird, ehe es geboten ist, das Licht auszulöschen. Dann sagt er: „Schauns halt, daß 's schlafen können!“ Untersucht, ob die Hausthür gut geschlossen ist, steigt die Bodenstieg hinan, legt sich aufs Stroh und zerrt die Kotzen über sich. In einem Hospiz gehört halt auch, daß man, wenns sein muß, den Gästen Tisch und Bett abläßt.

Am nächsten Morgen funkeln in den Dachfugen Sonnenstrahlen und glitzernder Schnee stäubt herein. Der Franz macht sich fertig und steigt hinab, um die Stube zu heizen. Aber im Ofen prasselts schon, das Bett ist aufgeräumt, die Diele ausgefegt und das Frauenzimmer wirthschaftet am Herd um.

„Aber heut schon!“ grüßt er sie, „heut haben wir halt doch einen schönen Tag. Heut ists lustig, übers Joch gehen.“

„Ist eh wahr“, thut sie Bescheid, „wenns schön ist, ists auch auf der Alp schön. Wo haben denn Sie Ihre Kaffeemaschine?“

„Hab' keine. Brauch keine. Lauter Kneippkaffee. In den Blechbüchsen, wenn noch einer drinnen ist."

Es war noch einer drinnen und sie kochte das Frühstück, so geruhig, als ob sie zeitlebens an diesem Herd hantirt hätte. Wie gestern die saure Suppe, aßen sie heut den süßen Kornkaffee; gesprochen wurde wenig dabei. Er denkt sich: wenn sie vor dem Fortgehen Etwas bezahlen will, so kann ichs nicht einmal annehmen, weil sie Arbeit gemacht hat. Allein sie sagt nichts vom Zahlen und sie sagt nichts vom Fortgehen. Sie fing an, mit Lappen und Asche die bestaubten Fenster zu putzen.

Da wollte er doch fragen: „Sind Sie etwan von der Gemeinde heraufgeschickt worden?"

Sie war über diese Frage erstaunt. „Von der Gemeinde? Ich? Ah, Das nit!" und rieb eifrig an der Glasscheibe. Gegen Mittag ging sie hinaus in die Holzhütte, trug Scheiter herein und begann, zu kochen. Sie fragte nicht, was oder wie, besichtigte nur die Mittel in der Vorrathskammer. Dann machte sie Mehlklöße, fett Sauerkraut und Rauchfleisch. Hierauf aßen sie wieder selbander; und nach dem Essen, dachte er, wird sie fortgehen. Als sie dann aber anhebt, die Schalen auszuspülen und die Pfanne zu scheuern, so daß er ruhig bei seiner Tabakspfeife sitzen kann, thut er wieder einmal den Mund auf: „Wär' eh gut gemeint; aber daß es halt so bald finster wird um diese Jahreszeit."

„Ja, der Tag ist kurz, 's-selb ist richtig", antwortet sie, „dafür ist halt die Nacht lang". Und blickt von ihrer Arbeit weiter nicht auf.

Sie geht nicht. Der Franz aber möchte wieder einmal seine Einschicht haben; es ist ihm, er lebe schon seit langer Zeit mit dieser Hausgenossin zusammen, an der ihn weiter gar nichts interessirt als ihr komisches Näschen zwischen den molligen Wangen. Am nächsten Tage geht er wieder in die Kare hinab; heute ist Samstag, denkt er, da haben immer Leute zu gehen über das Joch; Einem wird sie sich doch anschließen. Kommt auch richtig aus Grabel ein Viehhändler herauf. Als er mit dem Mann ins Haus tritt, ruft er ihr zu: „Frau, da haben Sie gleich einen Kameraden nach Breitegg. Der geht nach Breitegg."

„So?" sagt sie; „wär' schon recht. Wenn ich was zu thun hätt' in Breitegg." Nimmt den Besen, um aus den Wandwinkeln die Spinnweben herabzufegen.

„Schade um die Arbeit", sagt er verdrießlich. „In acht Tagen sind ihrer doch wieder oben."

„Das Unziefer ist grauslich."

„Mich irren sie nit, die Spinnen. Thun ja Glück bedeuten."

„Uh!" lacht sie auf, „was hilfts Glück im Wandwinkel!" Schier etwas gereizt ist sie und das Näschen steigt völlig kühn hervor zwischen den Wangen. Er weiß sich keine Schuld. So soll sie fortgehen, wenn ihr was nicht recht ist!

Drei Tage später sitzt das fremde Frauenzimmer immer noch im Alpenhause. Ueber seinen Gewandkasten ist sie gekommen, die Kleider hängt sie in die frische Luft hinaus. Dann thut sie aus ihrem rothen Wollentäschchen Nähzeug, um am Gewand die schadhaften Ellbogen und Knie und Abachen zu flicken. Und sagt dabei einmal zum Franz: „Möcht' ich doch wissen, wie Sie Das machen, daß Ihnen die Hosen nit abi fallen. In der da, schauns einmal: ein einziger Knopf ist drin."

„Schneiden den auch heraus," antwortet er und trennt mit seinem Taschenmesser den Knopf vom Kleide. „Einem, der mäßig ist, fallen keine Hosen ab. Das kann nur geschehen, wenn der Bauch zu leer oder zu voll ist."

„Der Meinige braucht alleweil ein paar Hosenträger."

„Habens also doch Einen?"

„Immer einmal gehabt."

Nimmt der Franz Wiffprechtinger einen muthvollen Anlauf. „Wenn Sie mir sagen, Frau, was es mit Ihnen ist, so schenk' ich Ihnen ein Guldenzettel. Hab' noch eins, aus den Siebzigerjahren."

„Das behalten Sie nur als Sparpfennig. Um Geld gehts mir nit. Arbeit will ich. Deshalb bin ich hergekommen, daß ichs rund sag'. Im Thal ist jetzt gar nichts, nicht einmal was zum Spinnen. Seit sie keinen Flachs mehr bauen, sollt' man die Weiberslent über den Winter ins Maismehl legen, wie die Eier, daß sie nit schlecht werden. Hab' ich mir halt gedacht, wenn am Joch oben Einer ist für den Winter, daß die Leute nit erfrieren oder verhungern, so will ich auch hinauf. Arbeiten thut man ja gern und sieht mans wohl eh, wies ausschaut, wenn in einem Haus die Weibsperson fehlt."

So, jetzt weiß ers: sie ist gekommen, um da zu bleiben. „Wär' eh so weit recht," sagt er etwas zaghaft, „aber daß halt kein Platz ist . . ."

„Was brauchens denn die große Stuben allein?" fragt sie fast lieblich. „Im Sommer, wenns lustig ist, können in dieser Stuben sieben Paar auf einmal tanzen und im Winter soll eins nit Platz haben, — geh!"

„Auf dem Dachboden ists halt kalt," sagt er.

„Und beim Ofen ists warm," sagt sie.

Er thut nichts Desgleichen und schnitzt an einem Pfeifenkopf.

„Sie möchten sich viel mehr dermachen," meint das Frauenzimmer, „wenn Sie bei Ihren Schnitzeln bleiben könnten und wer Anderer die Hausarbeit wollt' verrichten. Und was thuns denn, wenn Sie im Kar einen Versterbenden finden und können ihn nit derschleppen und ist keine Pflegerin da, dieweilen Sie selbst wieder nach Anderen ausschauen müssen? Gehns! Das heißt nix! Das ist keine Wirthschaft. Kurz, wir haben Platz beieinand und haben zu essen miteinand und ich bleib' jetzt einmal da!"

Darauf sind dem Franz Wiffprechtinger die Gedanken still gestanden. Das ist eine Katastrophe. Was haben wir jetzt? Jänner. Das dauert noch lang, bis der Schnee weggeht; und so lange soll er bei diesem Frauenzimmer leben? Wenns noch wäre, daß er sie sein Lebtag einmal gesehen hätte oder so was. Aber ein weltfremdes Leut! Und sich gleich so ankletten!

„Was habens denn, daß Sie gar so ausschauen?" fragt sie.

„Uebel ist mir." Er legte das Schnitzmesser weg und ging ins Freie. Da weht frischer Wind, da fliegt der Schnee; da ist es gut. Und bei der Unterredung darauf am Abend:

„Frau, was findens denn eigentlich Schönes in dieser Hütten? Da ists ja nix lustig. Da müssens in Sommer einmal heraufkommen, wenn die Almhalter da sind, die Jäger, und wenn die Touristen kommen. Ich sags, da ist große Nachfrag nach Weiberleuten, weil sich immer Einer selber nit einmal eine Suppen kochen kann. Aber jetzt im Winter, da ists nix. Und gar, wenn nachher im

Frühjahr die Lahnen gehen, — grauslich, sag' ich Ihnen! Und daß nit eine gar die Hütten mitnimmt! Keine Stund ist man sicher."

„Macht nix; ich bleib' einmal da "

„Und jetzt unten im Grabel den Fasching versäumen! Wo beim Goldenen Löwen der Hammerschmiedball ist und der Jägerball, wo das schönste Weibsbild die sechs Dukaten kriegt, den Schönhei'preis, und natürlich auch einen Mann dazu. So was wollt' ich fahren lassen!"

„Ist mir nix drum; ich bleib' just einmal da."

„Also gut," sagte er, hielt den Pfeifenkopf weit vor sich hin und guckte ihn, das eine Auge zugedrückt, mit dem anderen an. Das Ding ist ja schief geworden! „Also gut. Wenn Sie schon durchaus dableiben wollen, so müssen Sie auch thun, was ich will."

„Aber Lapperl!" antwortet sie halbleise, „freilich thu' ichs. Dazu bin ich ja da."

„Heut stöberts wieder, daß alle Steig und Steg verschneit und verweht sind. Sie müssen nachher hinabgehen auf die Breiteggerseite ins Kar. Nehmen das Blashörndel mit und blasen und losen fleißig, obs nix hören. Das Blutzerl mit dem Wacholder nit vergessen, daß für den ersten Augenblick eine Hilf ist, wenn Sie wen finden. Allemal so. Wenn er schon starr ist, tüchtig mit Schnee reiben."

„Gehst 'leicht Du nit mit?"

„Ich? Ob ich nit mitgeh, fragen Sie? Nein, ich muß auf die Grabelseite hinab; 's könnt' auch dort wer liegen bleiben. Wird eh nit sein. Aber nachschaun müssen wir doch; dafür sind wir da. Und nachher auf den Abend ..." Der Teuxel von Pfeifenkopf hat richtig einen Bauch auf der linken Seite. Der Astwedl machts ... „Nachher auf den Abend machen wir uns einmal gemüthlich. Wegschmeißen kann ich den Toifel! Der Ast bricht heraus und Das ist nit Modi; auf derer Seiten haben sie derweil noch kein Loch, die Tabakspfeifen."

Mit aller schönen Bereitwilligkeit legt das Frauenzimmer sich an, bindet sich die Schneereifen an die Sohlen, nimmt Blutzer und Hörndel, nimmt den einen Stecken und geht, dieweilen er noch die Hausthür abschließt, über das Joch hin gegen das Breitegger Kar.

Wie sie aus den Augen ist, eilt er wieder ins Haus, holt vom Dachboden seinen Buckelkorb, wirft seine Schnitzereien hinein, darüber Gewandsachen und Alles, was ihm gehört, spannt über den Gupf ein Leintuch, wirft sich den Wettermantel um, steckt sich an der Herdgluth die Pfeife an, nimmt dann das Griesbeil, sagt laut, daß es fast hallt: „Jetzt behüt' Dich Gott, Alpenhaus!" und geht davon.

Nach drei Stunden, als er durch den Markt Grabel schlapft, ist es schon finster, aber der Bürgermeister, der gerade auf seinen Tarok zum Goldenen Löwen geht, erkennt ihn und ruft: „Oho, der Wiffprechtinger ist herunter! Wie so denn Das? Hats was?"

„Hau freilich hats was!" giebt der Franz zur Antwort und trabt weiter, wie zum Markt herein, so zum Markt hinaus.

„Daß aber schon gar kein Verlaß ist, heutzutag, auf die Leut!" brummt der Bürgermeister. „Nicht einmal den Schlüssel giebt er ab! Na, den Mann will ich mir aber einmal ausborgen!"

Hat nichts zu borgen bekommen, der Herr Bürgermeister; denn der Franz Wiffprechtinger ist im selbigen Jahr nicht mehr gesehen worden zu Grabel.

Etliche Tage später besprechen sich zwei Schneidergesellen.

„Du, jetzt wärs fein, übers Grindeljoch zu gehen."

„Fahr ab! Ist ja Alles verschneit."

„Just derowegen. Nachher kann man sich retten lassen von einem sauberen Weibsbild."

„Ja oder was beißt mich."

„Willst wetten?"

„Nit einmal einen Schnaps soll er haben, der Franzl."

„Ja, wenn er noch oben wär'! Ein Weibsbild ist oben. Ganz allein, im Berghaus. Hörst!"

„Geh, plausch nit!"

„Willst wetten?"

„Fahr ab! Beim Wetten verspiel ich allemal. Ich glaub Dirs lieber so nicht."

„Weils billiger kommt, gelt! Aber mithalten laß ich Dich, wenn Du mich begleiten willst aufs Joch. Die Kerschen-Pepi ist jetzt oben."

„Fahr ab!" ruft der Andere staunend aus. „Die Kerschen-Pepi?"

„Gelt, jetzt schaust! Ja mein Lieber! Weils im Winter keinen Kerschenhandel giebt, so ist sie zum Wiffprechtinger hinaufgegangen, Leut retten helfen. Und der dumme Kerl lauft davon." Und jetzt wird er vertraulich, der Schneider. „Morgen, wenns Wetter schön ist, such' ich sie heim. Bist dabei?"

Hat zugesagt, der Andere. Und heimlich gedacht hat er also: Mit doppeltem Faden wird auch die Kerschen-Pepi nicht nähen wollen. Immer einmal gut, daß die Schneider schreckig sind. Daß sie sich vor schlechtem Wetter fürchten und sich nit einmal beim Tag allein auf den Berg getrauen. Aber Gott sei Dank, es giebt ihrer noch, die es auch bei der Nacht wagen! Und statt auf den Kameraden zu warten, ist der Schlaucherl in der selbigen Samstagnacht bei Mondenschein hinaufgestiegen gegen das Grindeljoch. Jetzt hätts ja sein können, daß jählings ein Schneesturm einfiele und den Schneider begrübe und die Pepi ihn fände, mit Schnee riebe, bis er wieder lebendig wäre, mit Wacholder-Branntwein säuge, bis er stark und munter würde. Das ist aber Alles nicht gewesen. Gewesen ist es vielmehr so, daß der Schneider gegen Mitternacht hinaufkam, das Alpenhaus verschlossen fand, eine Viertelstunde lang klopfte, dann eine Viertelstunde lang heftig rüttelt und die dritte Viertelstunde sich mit Schreien und Fluchen vertrieb, bis er endlich vor Frost und Jammer sacht anfing, herzbrecherisch zu weinen.

Im Hause regte sich nichts, weil nichts drinnen war. Denn das Frauenzimmer ist über die Flucht des Treulosen so verzagt worden, daß sie sich schon am nächsten Morgen verlaufen hat. Sie suchte ihn in den Bergmulden, dann in den Schluchten, in den Köhlerhütten und endlich auf allen Straßen. Noch auf Keinen, der ihr davongelaufen, ist sie so zornig geworden wie auf Den.

Der Franz Wiffprechtinger arbeitet wieder in einer Gärtnerei. In welcher? Das mag ich wohl nicht drucken lassen, weil man nie wissen kann, in welche Hände so ein Blatt kommt.

Graz. Peter Rosegger.

# Zwei Gedichte.*)

## Das Gold.

Der Erde Gründen
Wird es entrissen,
Den Finsternissen;
Und Die es finden,
Die es den Händen der Nacht entwinden
Mit Noth und Müh:
Bald geben sies weiter, nicht ist es für sie.

Von Hand zu Hand
Beginnt es zu wandern,
Von Einem zum Andern,
Von Land zu Land,
Vertheilt, zerstreut und gesammelt aufs Neue,
Damit es aufs Neue der Sammler verstreue,
Wie glänzenden Tand.

Die es als Spende
Des Glücks empfangen,
Mit heißem Verlangen
Hinhaltend die Hände,
Klein oder Groß,
So fest sies umklammern
Mit Jauchzen und Jammern:

Sie könnens nicht halten,
Die Hände erkalten
Und lassen es los.
Es fällt in den Sand, es fällt in den Schnee,
Es fällt auf den Boden der brausenden See.

So gleitet und rollt
Es, das schimmernde Gold,
Schafft wechselndes Glück
Und Elend und Sünde
Und sinkt in die Gründe
Der Erde zurück.

Johannes Trojan.

## Der jüngste Lieutenant.

Die Herrn Offiziere sitzen beim Punsch.
Der Tabak ist stark, das Getränk nach Wunsch.
Sturmfeste Gesellen mit steifen Zöpfen,
Rauhen Kehlen und rothen Köpfen.

*) Eine zweite Probe aus Sellos Gedichtbuch „Ein später Strauß"; und eine erste vorläufig aus der Sammlung „Ungezogene Musenkinder" von Trojan und E. H. Strasburger. Beide Bücher sollen spätestens Anfang November erscheinen.

Sie haben erst heut in famoser Bataille
Aus dem Dorf gejagt die Kroatencanaille.
Und nur Einer von uns hat dran glauben müssen:
Der lange Quast hat ins Grab gebissen,
Als er vor der Front seiner Compagnie,
Der Erste im Dorf, Viktoria schrie.
Die Kerle schossen aus Häusern und Hecken, —
Mitten im Worte blieb er stecken;
Dann schlug er zu Boden, kerzengrade
Wie eine Tanne. Auf Ehre: schade!'
Er war ein Kerl voll Schneid und Bravour,
Proper das Herz wie die Montur.

Wie sie, um das Gespräch zu würzen,
Eimer voll Punsch hinunterstürzen,
Werden die Köpfe immer röther.
Was raisonniren die Schwerenöther?
„Der König? Na ja, hat seine Meriten.
Aber Prinz Heinrich? Und gar der Zieten!
So ein neugebacknes Husarengenie,
Den Dreck versteht Der von Infantrie.
Das Ja und Amen jedes Gefechts
Bleibt doch: Gewehr zur Attaque rechts:
Nur so gewinnt man seine Schlacht,
Punktum! Streusand! Abgemacht!"

Und immer so fort im gleichen Ton.
Zweimal krähten die Hähne schon.
Manchem ward zu stark das Gemisch;
Nun schnarcht er friedlich unter dem Tisch.
Die Andern aber, just wie immer,
Gerathen endlich aufs Frauenzimmer.
Ein Jeder muß aus seinem Leben
Eine saftige Zote zum Besten geben.
Pah! In den langen Winterquartieren,
Was bleibt Einem übrig als Poussiren?
Und die Weiber sind alle verliebte Dinger;
Zehne hat man an jedem Finger.
Am Aergsten lügt der riesige Pfuhl.
Jetzt steht er auf, hält sich am Stuhl;
Ein Bischen wacklig, doch es geht.
Und wie er so ziemlich grade steht,
Räuspert er sich und lallt: „Ihr Herren,
Die Weiber, wie sie sich zieren und sperren,
Alle sind Dirnen. In Schwaben und Meißen,
Ob sie auch zehnmal Jungfern heißen, —
Ich kenne sie Alle, im Reich wie in Polen:
Alle soll sie der Deubel holen.

Hier säuft ein wackerer Soldat
Allen Weibern ein Pereat."

Ganz unten am Tisch vor seinem Glas
Schweigend der jüngste Lieutenant saß.
Ein halbes Kind noch, knapp neunzehn Jahr,
Aber Soldat schon mit Haut und Haar.
Erst gestern kam er zum Bataillon;
Heut stand er in der Bataille schon.
Und sein Arm in der Binde könnt' Euch sagen,
Daß sich das Kind wie ein Mann geschlagen.
Der hört voll Grimm das trunkne Lästern;
Er denkt an die Mutter, an seine Schwestern,
An den Schatz daheim, seine blonde Base;
Auf springt er vom Stuhl, greift nach dem Glase
Und wirft es dem Pfuhl, dem trunknen Tropf,
Richtig gezielt, grad' an den Kopf.
„Die Kameradschaft in allen Ehren!
Aber ich will ihn Mores lehren!"
Alles springt auf, die Hand am Degen;
Ruhig tritt er dem Schwarm entgegen
Und spricht: „Ein preußischer Offizier
Und beschimpft die Frauen? Das dulden wir?
Ein Hundsfott, wer den Schimpf gewagt.
Doppelt ein Hundsfott, wems behagt,
Wenn ein Trunkenbold lästert mit rohen Scherzen
Die Mutter, die ihn gebar mit Schmerzen.
Wers anders meint, Der mags nur sagen:
Ich kann mich auch mit der Linken schlagen!"
Da tritt der Oberst zu ihm heran
Und küßt ihn herzhaft: „Du bist mein Mann.
Vivant die Frauen! Thut uns Bescheid,
Die Ihr Söhne und Brüder und Bräutigam seid!"

Ein Rochow wars; so stehts im Bericht.
Auch zuckte er mit der Wimper nicht,
Als sie am Morgen auf grünem Plan
Sich auf Hieb und Stich in die Augen sahn.
Der dicke Pfuhl, der beste Fechter
Im Regiment, der Frauenverächter,
Bald hat er — blutend aus sieben Wunden —
Im Jungen seinen Meister gefunden,
Der, ob auch den Arm in der Binde er trug,
Für die Frauen sich wie für den König schlug.

Erich Sello.



# Luxemburg-Warschauer.

Vor sechs Jahren erhöhte die Darmstädter Bank ihr Kapital um 25 Millionen Mark. Der Zweck der Erhöhung war, den größten Theil des neuen Geldes als Kommanditeinlage in das durch eine secessio geschwächte Bankhaus Robert Warschauer & Co. zu stecken. Das System der großen Fusionen, jetzt nicht einmal mehr der letzte, sondern nur noch der vorletzte cri, war damals noch nicht erfunden. Nun soll das Kommanditverhältniß gelöst werden. Das heißt: die Darmstädter Bank zieht ihre 20 Millionen aus dem Geschäft von Warschauer wieder heraus. Logische Folge: das Kapital der Darmstädter Bank wird um 20 Millionen Mark reduzirt; sofort oder allmählich, — je nach der Möglichkeit, die Werthe, die Robert Warschauer & Co. in Zahlung giebt, zu barem Gelde zu machen. Das Gegentheil aber geschieht. Die Darmstädter Bank erhöht ihr Kapital um 22 Millionen Mark. Um diese nackte Thatsache wird ein Mantel gehängt, der aus lauter Phrasen gewebt ist. Das Publikum soll glauben, die Kapitalsvermehrung sei die natürliche Konsequenz des geänderten Verhältnisses zu Warschauer & Co. Die Meisten glaubens auch wirklich. Das ist kein Wunder. Seit Jahr und Tag ist man gewöhnt, jedesmal von einer Kapitalserhöhung zu hören, wenn eine Großbank in einem längeren Manifest von einem anderen Bankhause spricht. Ein Hauptkriterium dieses Vorganges ist die Verstärkung des Aufsichtrathes der größeren durch eins oder mehrere Mitglieder der kleineren Bank. So ists auch diesmal: Herr Geheimrath Oppenheim von Warschauer tritt in den Aufsichtrath der Darmstädter Bank. Das genügt. Wer hat Zeit, wer Geduld, sich ernsthaft auch noch mit dem übrigen Inhalt der weitschweifigen Darstellungen zu beschäftigen, mit denen die Großbanken bei solchem Anlaß die leidende Menschheit beglücken? Ein solches communiqué ist nicht immer leicht zu verstehen. Selbst erfahrene Praktiker haben, nach zweimaliger Lecture, den Sinn der neusten literarischen Leistung des Herrn Direktors Dernburg noch nicht erfaßt. Lösung des Kommanditverhältnisses und Uebernahme der Aktiva von Warschauer. Rückzahlung des Kommanditkapitals (20 Millionen) an die Darmstädter Bank, die wiederum 10½ Millionen Mark an Warschauer zahlt. Warschauers Aktiva gehen auf die Darmstädter Bank über, in deren Aufsichtrath Herr Oppenheim eintritt, aber die Firma Warschauer & Co. besteht einstweilen weiter. Millionen, die festgelegt waren, werden frei und das Aktienkapital wird trotzdem um einen Betrag vermehrt, der höher ist als die freigewordene Summe. Mir wird von Alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum. Was ist nun eigentlich beabsichtigt? Kündigung oder Festigung der Beziehungen? Trennung oder Fusion? Ist das Beginnen nützlich oder schädlich? Ein Beweis kräftigen Gedeihens oder das Eingeständniß eines Fehlers?

Vielleicht entplätschert der ganze Redeschwall einem Gefühl der Verlegenheit. Die Darmstädter Bank leidet unter den Nöthen, an die Graf Montecuccoli dachte, als er sagte, zum Kriege gehöre Geld, Geld und wiederum Geld. Ohne diesen schnöden Stoff gehts auch im Bankgeschäft nicht; ohne die dummen Millionen ist selbst der kluge Bernhard Dernburg nur eine Null. Zu jeder Geldbeschaffung aber braucht man für die liebe Oeffentlichkeit ein Motiv; und wenn man den wahren Grund verstecken will, muß man einen nicht ganz so wahren erfinden. Da kam Herrn Dernburg die Verbindung mit Warschauer sehr gelegen. Ein famoser

Vorwand; einen besseren findst Du nit. Die Walze mit dem Fusionenlied ist zwar schon ziemlich abgeleiert, einmal aber noch zu gebrauchen. Also los. Je weniger die Leute draus klug werden, um so besser wirkts. Wozu aber braucht die Darmstädter Bank das Geld, das sie mit solchem Aufwand an unverständlichen Redensarten suchen geht? Wirklich nur zur Ausdehnung ihres laufenden Finanzgeschäftes? Das hätte man zu jeder anderen Zeit geglaubt; jetzt aber glaubt mans nicht. Die Bank steht mitten in der Aktion, die sie unternommen hat, um ihren Bestand an Deutsch-Luxemburgern endlich loszuwerden. Von der Annahme ihrer Vorschläge hängt das Schicksal dieses Engagements ab. Gegen die darmstädter Anträge regt sich aber eine Opposition, die sehr begreiflich ist. Die deutsch-luxemburger Gesellschaft soll gewaltsam sanirt werden und die Vorzugsaktionäre sollen die Kosten des Versuches tragen, das allzu große Stammaktienkapital negotiabel zu machen. Herr Dernburg, der in Amerika ja allerlei Erfahrungen gesammelt hat, sah dort, wie man die Obligationen einer Gesellschaft, die sich von festen Lasten allzu sehr beschwert fühlt, zu Vorzugsaktien depossedirt, die wohl um etliche Prozent höher verzinslich sind, dafür aber, ohne Gefahr einer Sequestrirung, nicht oder nur zum Theil verzinst zu werden brauchen. Dieses kurzweilige Verfahren wird drüben aber nicht mit Zwangsmaßregeln durchgesetzt; man begnügt sich, die Obligationäre durch die Aussicht auf höhere Verzinsung und auf Kursgewinn zu locken, und die Lockung kann immer wirken, wenn die Vorzugsdividende Jahre lang voll ausgezahlt worden ist. Doch Herr Dernburg gehört zu den Schülern, die schon nach kurzem Unterricht dem Lehrer über den Kopf wachsen. Er geht viel weiter als die Yankees, zu deren Füßen er saß. Er will Vorzugsaktionäre zu bloßen Stammaktionären degradiren und diese Rangminderung nicht vom freien Willen der Opfer, sondern von einem Mehrheitbeschluß abhängig machen. Auch bei diesem Geschäft ließ ers an den Moderequisiten nicht fehlen. Trotzdem man aber diesmal wieder von einer Fusion reden konnte und einen Wohlbekannten in den Aufsichtrath treten sah, handelt sichs doch nur um eine leoninische Sanirung, bei der die Darmstädter Bank natürlich den Löwenantheil erhalten soll. Die ursprüngliche, durch die erste Sanirung noch lange nicht beseitigte Kapitalsverwässerung wird einfach auf Kosten der Vorzugsaktionäre in Permanenz erklärt. Wenn die Darmstädter Bank in dieser für sie so wichtigen Sache Erfolg haben will, muß sie stark sein und sich für die Versammlung, die über das Projekt beschließen soll, einen zuverlässigen Rückhalt sichern. Folgt darum die sonst unverständliche Kapitalsvermehrung so schnell auf die luxemburger Affaire? Klüger wäre es wohl gewesen, zwei Transaktionen dieses Umfanges nicht zu gleicher Zeit zu beginnen. Angenehm kanns Herrn Dernburg nicht sein, daß unter den Garanten des neuen Kapitals derselbe Konsul Gutmann ist, der, aus Aerger über die Haltung der Darmstädter in der Hiberniasache, geneigt schien, ihm im luxemburger Handel einen Streich zu spielen.

Große Ideen sind wunderschön; nur muß man auch das zur Durchführung nöthige Kleingeld haben. Den Konsul hinterm Opernhaus schreckt solche Sorge nicht. An Dem könnte Herr Dernburg sich ein Beispiel nehmen. Sitzt mit $26^3/_4$ Millionen Mark Hibernia-Aktien da, von denen durchaus noch nicht sicher ist, daß der Landtag sie glatt übernehmen wird, sieht dem Ultimo 1904, dem gefürchteten Tage der Bilanz, entgegen und bringt es trotzdem fertig, nicht nur die neue Emission der Darmstädter mitzugarantiren, sondern auch noch Mexiko

$25^{1}/_{2}$ Millionen zu pumpen. $25^{1}/_{2}$ Millionen Mark: noch um $3^{1}/_{2}$ Millionen mehr als der Nominalbetrag der ganzen darmstädter Kapitalvermehrung und doch: für Herrn Gutmann eine Lappalie. Das Gerücht, das von einem „großen" Geschäft wispert, läßt er sofort dementiren; es handle sich nur um eine „Kleinigkeit". Gar nicht der Rede werth. Das war ein boshaftes Dementi. Mitte Juli übernahm die Handelsgesellschaft mit Hallgarten, Ladenburg und der Darmstädter Bank 40 Millionen Mark zweijähriger Notes der Mexikanischen Centralbahn. Gott, was für Umstände! sagt Herr Gutmann und nimmt ohne weitere Assistenz als die des angetrauten Schaaffhausen $25^{1}/_{2}$ Millionen Mark Schuldscheine einer anderen mexikanischen Bahn ins Portefeuille. In Sparta war Muth die höchste Tugend; selbst um den Preis des größten Schmerzes und der schwersten Wunden war sie nicht zu theuer erkauft. Später hat ein irrig interpretirtes Wort einer anderen Auffassung vom Werth des Muthes in der Welt Geltung verschafft. Dem Konsul Gutmann darf, trotz der Hibernia, nicht vergessen werden, daß er die spartanische Auffassung wieder zu Ehren brachte. Ohne Blutopfer ist diese Höhe allerdings nicht zu erklimmen. Wer den Kampf scheut, muß auf der breiten Thalstraße bleiben. Daß der Bescheidene auch da ein Glück finden kann, lehrt das Beispiel der Nationalbank für Deutschland, die verkündet, in diesem Jahr sei der Ertrag ihres ersten Semesters recht befriedigend. Freilich wird nicht gesagt, wen das Ergebniß befriedigen könne. Nur die Herren Stern und Witting, Friedländer und Sobernheim, allenfalls noch Herrn Eugen Landau oder auch die Aktionäre? That is the question. Aber man muß nicht zu neugierig sein. Dis.

---

Die Vermuthung, das mit dem Hause Robert Warschauer & Co. geschlossene Bündniß hänge mit dem luxemburger Handel zusammen, hat, namentlich in der Beleuchtung, in der Dis sie zeigt, Manches für sich; viel aber auch gegen sich. Das zu erwähnen, zwingt die Gerechtigkeit. Als die Bank für Handel und Industrie der alten und geachteten Firma Warschauer die Einlage von 20 Millionen Mark gab (die durch den Rücktritt eines Saturirten nöthig geworden waren), forderte sie natürlich eine genügende Gegenleistung, forderte vor Allem die Gewißheit, daß ihr Kapital nicht von ihr unbekannten, vielleicht von unerfahrenen Personen verwaltet werde. Herr Hugo Oppenheim, der Mann ihres Vertrauens, mag damals nicht geglaubt haben, daß er die Last der Geschäfte noch länger tragen werde als bis ins Jahr 1904. Jedenfalls wurde im Vertrag festgesetzt, am Schluß dieses Jahres solle die Firma Robert Warschauer in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Jetzt ists so weit. Herr Dernburg, der damals noch nicht Direktor war, hatte mit diesen Verhandlungen nichts zu thun; er fand den Vertrag vor und hat nun für dessen Erfüllung zu sorgen. Das Haus Warschauer hätte, bei seinem Ruf, seiner Kundschaft und seinen Verbindungen, die Millionen von jeder anderen Bank bekommen, zog aber ein noch nicht in der Reichshauptstadt eingewurzeltes Institut, aus begreiflichen Gründen, den berliner Banken vor, die mehr oder minder mit ihm konkurriren. Diesen Vorzug verlor die Bank für Handel und Industrie, je mehr sie ihre Hauptthätigkeit nach Berlin verlegte. Auch jetzt würden die 20 Millionen von allen Seiten mit Vergnügen angeboten werden; aber Warschauer ist an den Vertrag gebunden und alles Gold Afrikas könnte diese Kette nicht lösen. Der ursprüngliche Plan (Umwandlung in eine Aktiengesellschaft) schien wohl nicht mehr recht zeitgemäß; man

wäre genöthigt gewesen, eine gemeinsame Leitung zu schaffen, und hätte Reibungen schwer vermieden. Auch kann man sich vorstellen, daß dem Geheimrath Oppenheim — der, in rüstiger Kraft, jetzt kaum freiwillig seine Arbeit verlassen würde — der Gedanke an solche Theilung der Macht unbehaglich war; die Kollegen Mendelssohn und Cohn geniren ihn nicht allzu sehr. Sicher ist, daß die Verhandlungen über den zu wählenden Weg älter sind als das Kalenderjahr, viel älter als der in seinen Konsequenzen noch schwer übersehbare luxemburgische Plan, der erst durch die neuen Ereignisse auf dem Montangebiet zur Reife gebracht scheint. Wenn die Geschäfte in Ruhe erledigt und alle Sicherheiten für den Uebergang geschaffen sind, verschwindet (nach etlichen Jahren also) auch die neue Offene Handelsgesellschaft Warschauer, die nur für die Uebergangszeit geschaffen wird, aus der Reihe berliner Bankfirmen. Die in manchen Zeitungen gestellte Frage, wem sie ihre russischen Geschäfte vererben werde, ist schon deshalb unklug, weil der wesentliche Theil dieser Geschäfte längst der Firma Mendelssohn & Co. gehört, die dem verwandten und verbündeten Hause Warschauer nicht allzu viel davon gelassen hat. Das eifrig kommentirte Ereigniß ist die einfache Folge der Thatsache, daß Herr Oppenheim, als er vor sechs Jahren den Kommanditvertrag schloß, die Dauer seiner Arbeitfähigkeit unterschätzte. Und Herr Dernburg hätte, selbst wenn die Rolle des leichtsinnig Großmüthigen ihn reizte, jetzt gar nicht das Recht, die wichtigste Bestimmung dieses Vertrages für obsolet zu erklären. Eine andere Frage ist, wozu die Darmstädter Bank das Geld braucht, das sie sucht. Aber ist diese Frage etwa schwer zu beantworten? Nicht einmal für Einen, der draußen steht und das Finanzgetriebe nur aus der Ferne betrachtet. Der Concern Dresden-Schaaffhausen hat 285, die Deutsche Bank 180, die Diskontogesellschaft 170 Millionen Mark; selbst die friedliche Seehandlung hat ihr Kapital auf 100 Millionen erhöht. Wer da mitmachen will, muß seine Position stärken, wo und wann ers irgend vermag. Das thut Herr Dernburg; und kein Verständiger wird ihn deshalb tadeln. Wenn er das neue Kapital hat, verfügt seine Darmstädter Bank über 154 Millionen, kann sich, trotz etwas knappen Reserven, neben den Großen sehen lassen und mit einiger Aussicht auf Erfolg versuchen, zu dem prächtigen Heim sich auch ein wirklich lohnendes und der Entwickelung fähiges Geschäft zu sichern. Wismar ist gewiß nur eine erste Etape. Herr Dernburg hat nicht das glatte Wesen mancher Bankkollegen, zeigt nicht, wie sie, Jedem eine höflich grinsende Miene und ist darum nicht sehr beliebt, gilt den Kundigen aber als ein hoch übers Mittelmaß hinausragender Finanzpolitiker. Er wird schon wissen, was er mit dem neuen Geld anzufangen hat; daß ers nicht durch die Gassen schreit und zum Herold seiner Absichten wird, sollte man ihm nicht verübeln. Das Verlangen, Bankdirektoren sollen stets aufrichtig sein und sich täglich vor dem lieben Publikum oder wenigstens vor den Zeitungschreibern bis auf die Haut entkleiden, gehört in den Bereich der idealen, also unerfüllbaren Forderungen. Lassen andere Regenten etwa die Meinungmacher in den Herzensschrein blicken? Geschäfte, in die von Anfang an die Vielzuvielen hineinschwatzen, sind gewöhnlich nicht mehr zu machen. Im engen Kreis eigenen Erlebens hats Jeder schon einmal erfahren. Kritisirt drum die Minister und die Bankdirektoren so oft und so unerbittlich, wie Ihr wollt (und dürft), aber verlangt nicht von ihnen, daß sie Euch sagen, was sie, um ans Ziel ihres Wollens zu gelangen, oft dem Freund selbst verbergen müssen.

# Lippe.

Oktober 1890. Fürst Woldemar zur Lippe, der in Detmold regirende Herr, bestimmt in einem geheim zu haltenden Erlaß, nach seinem Tode solle Prinz Adolf, der vierte Sohn des Fürsten zu Schaumburg, die Regentschaft des Fürstenthumes Lippe übernehmen, da Woldemars Bruder Karl Alexander durch unheilbare Geisteskrankheit an der Erfüllung der Regentenpflicht dauernd verhindert sei, das Erbrecht der gräflichen Linien Lippe-Biesterfeld und Weißenfeld vom Oberhaupt des Fürstenhauses nicht anerkannt werde und „der Versuch, im Wege der Landesgesetzgebung für die Regelung der Regentschaft Fürsorge zu treffen, zu keinem Erfolge geführt" habe. November 1890. Prinzessin Viktoria von Preußen, die jüngere Schwester des Deutschen Kaisers, vermählt sich dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe. Ein Jahr danach veröffentlicht der straßburger Staatsrechtslehrer Professor Paul Laband, dem zu diesem Zweck die Akten des lippischen Hausarchivs zur Verfügung gestellt worden waren, eine Schrift, die für das Recht der Schaumburger auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe eintritt. Am zwanzigsten März 1895 stirbt Fürst Woldemar. Er hatte seine Frau, die als Prinzessin von Baden geborene Fürstin Sophie, verpflichtet, dafür zu sorgen, daß im Augenblick seines Todes Prinz Adolf in Detmold sei. Er starb plötzlich, der Prinz war nicht sofort zu erreichen und der Tod des Fürsten wurde deshalb fast fünf Stunden lang verheimlicht. Nachts kommt Prinz Adolf und am nächsten Morgen wird der seit fünf Jahren geheim gehaltene Erlaß veröffentlicht, der den Schwager des Kaisers zum Regenten ernennt. Gegen diesen Erlaß und gegen die auf ihn gestützte Antrittserklärung des Prinzen Adolf protestiren die Mitglieder des lippischen Landtagsausschusses und die nächsten Agnaten als Vertreter der erbherrlichen Linien. Deren Thronanspruch hat inzwischen der berliner Staatsrechtslehrer Geheimrath Wilhelm Kahl gegen Laband verfochten; er hat bewiesen, daß der Erlaß Woldemars dem Gesetz nicht genügte, Prinz Adolf also auch nicht berechtigt war, die auf solcher Grundlage ruhende Regentschaft anzutreten. Wäre Woldemar befugt gewesen, allein zu entscheiden, dann hätte er dem Landtag nicht ein Regentschaftgesetz vorgelegt; und das im Landtag seiner Vorlage bereitete Schicksal hatte ihm unzweideutig gezeigt, daß die Volksvertreter keine Lust hatten, sich von seiner persönlichen Antipathie gegen die Biesterfelder stimmen zu lassen. Die Veröffentlichung des Geheimerlasses gab denn auch neues Aergerniß. Als der über Nacht aufgetauchte Regent den Landtag ins Schloß berief, verwahrte die Mehrheit sich gegen die Annahme, sie könne „die Regentschaft als zu Recht bestehend anerkennen." In der ersten Sitzung des Landtages nennt der Präsident, Herr von Lengerke, die Regentschaft ungesetzlich, tadelt, unter dem Beifall des Hauses, das jedem gesunden Rechtsgefühl widersprechende Verhalten des verantwortlichen Kabinetsministers und erklärt, das ganze Land sei von dem Thronfolgerecht der Biesterfelder überzeugt. Deren legitimer Vertreter, Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, ruft am fünfzehnten April 1895 den Schutz des Bundesrathes zur Wahrung seiner Rechte an, die bis ins Jahr 1875 auch von den regirenden Fürsten zur Lippe niemals bestritten worden seien. Acht Tage danach beschließt der lippische Landtag mit fünfzehn gegen sechs Stimmen ein Gesetz, dessen zweiter Paragraph bestimmt, die Regentschaft des Schaumburgers habe aufzuhören, „sobald die Thronstreitigkeiten ihr Ende gefunden haben", für deren Entscheidung, im Schlußsatz, das Reichsgericht als zuständige Instanz gewünscht wird. Ein da-

hin zielender Antrag Lippes wird im Bundesrath abgelehnt, dagegen der Antrag Preußens angenommen, der Reichskanzler solle die streitenden Parteien zur Einsetzung eines Schiedsgerichtes veranlassen. Das beschließt der Bundesrath Ende Januar 1896; fast schon ein Jahr also ist der Schwager des Kaisers Regent eines Landes, dessen Volksmehrheit sich gegen die rechtliche Giltigkeit der Regentschaft ausgesprochen hat. Diese Mehrheit protestirt im Landtag gegen die, wie ihr scheint, aus dem Bundesrathsbeschluß erkennbare Absicht, die Entscheidung zu verschleppen und so den ungesetzlichen Zustand zu verlängern. Graf Ernst wehrt sich in würdigem Ton wider die Zumuthung, sein Thronrecht erst beweisen oder erstreiten zu sollen, erklärt zugleich aber, er sei „entschlossen, jedes Urtheil eines unabhängigen, nur dem Gesetz unterworfenen deutschen Gerichtshofes, es falle, wie es wolle, als eine Entscheidung aus Gottes Hand hinzunehmen". In das Schiedsgericht werden sechs Reichsgerichtsräthe berufen; den Vorsitz übernimmt der greise König Albert von Sachsen.

Die Verhandlungen währen acht Monate. König Albert weigert sich privaten Versuchen, ihn von dem Recht der Schaumburger zu überzeugen. Am zweiundzwanzigsten Juni 1897 wird der Spruch verkündet: „Seine Erlaucht der Graf und Edle Herr Ernst zur Lippe-Biesterfeld ist, nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones, zur Regirungnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen". Die lange umstrittene Ehe, die der Großvater des Grafen Ernst im Jahr 1803 mit dem Fräulein Modeste von Unruh geschlossen hatte, wird vom Schiedsgericht als „ebenbürtig" anerkannt; und festgestellt, daß die biesterfelder Linie, als nach der im Haus Lippe geltenden Primogeniturordnung zunächst erbberechtigt, die fürstlich schaumburgische Linie von der Thronfolge ausschließe. Am zehnten Juli 1897 verläßt Prinz Adolf das Land, in dem er zwei Jahre und drei Monate lang den dem legitimen Regenten zustehenden Platz eingenommen hat. Vor seinem Scheiden veröffentlicht er das folgende Telegramm seines Schwagers: „Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen; einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und wärmsten kaiserlichen Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet!" Dieses Telegramm nimmt offen für den scheidenden gegen den kommenden Regenten Partei, der, als der allein legitime, auch als der allein würdige „Herr" des Fürstenthumes zu betrachten ist, und dankt dem höchsten Vertreter eines souverainen Bundesstaates, wie einem vom Kaiser abhängigen Beamten, für treue Dienstleistung. Als der neue Regent ins Land einzieht, begrüßt der Führer der lippischen Grundbesitzer ihn mit einer Ansprache, die den Satz enthält: „Wir Landwirthe waren immer und sind heute noch der Ueberzeugung: kein Würdigerer kann unser Herrscher und keine Würdigere kann unsere Herrscherin sein als Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld und seine hohe Gemahlin." Im Landtag sagt der Präsident, das kleine Parlament dürfe stolz darauf sein, daß es sich des ihm angesonnenen Rechtsbruches nicht schuldig gemacht habe. In der selben Sitzung hat der Landtag sich mit einem neuen Thronfolgestreit zu beschäftigen. Der Graf-Regent Ernst war mit der Gräfin Karoline von Wartensleben verheirathet, deren Mutter, Mathilde Halbach-Bohlen, aus einer amerikanischen Bürgerfamilie stammte. Trotzdem nun Fürst Leopold zur Lippe 1868 die Ehe des Grafen Ernst ausdrücklich genehmigt und damit als „ebenbürtig" anerkannt hatte, behauptete der Fürst Georg zu Schaumburg jetzt, die Söhne aus dieser Ehe seien nicht zur Thronfolge berechtigt. Am achtundzwanzigsten

Oktober 1897 wird dem detmolder Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt, der im dritten Paragraphen die Söhne des Regenten für thronfolgefähig erklärt und im zwölften Paragraphen bestimmt, erst nach dem Aussterben der als erbberechtigt anzusehenden Grafenlinien Biesterfeld und Weißenfeld könne die Krone dem schaumburgischen Fürstenhause zufallen. Der Fürst zu Schaumburg protestirt gegen diesen Gesetzentwurf und wird vom Landtag aufgefordert, seine Ansprüche bis zum ersten Februar 1898 einem Schiedsgericht zu unterbreiten; sonst könne sein Protest in Detmold nicht beachtet werden. Die gestellte Frist läuft ungenützt ab und am sechzehnten März 1898 beschließt der Landtag, nach dem Tode des Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Am fünften Januar 1899 erklärt der vom Fürsten Georg angerufene Bundesrath sich für zuständig zur Entscheidung des Streites, der „zur Zeit" aber noch nicht dringend eine Erledigung fordere. Drei Wochen danach sagt der Graf-Regent, die Juristenfakultät der Universität Leipzig habe „vor wenigen Wochen in einem ausführlich begründeten wissenschaftlichen Gutachten" als „ihre einmüthige Rechtsüberzeugung" ausgesprochen: „daß jede Anfechtung des Rechtes meiner Söhne auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe aus mehreren Gründen zu verwerfen sei, von denen jeder für sich stark genug wäre, diese Verwerfung allein zu tragen".

Dem Jahre lang von dem ihm gebührenden Platz ferngehaltenen Regenten war das Leben auch nach dem Schiedsspruch nicht leicht gemacht worden. Als er in Detmold einzog, war die Garnison, über die der Kaiser, als Bundesfeldherr, nach freiem Ermessen verfügt, nicht in der Residenz, sondern auf dem Uebungfeld und die in der Stadt gebliebenen Lieutenants hatten nicht für nöthig gefunden, den Paraderock anzuziehen. Beim Abschied des Prinzen Adolf war der Regimentskommandeur mit den Vertretern des Offiziercorps ins Schloß gekommen; dem neuen, legitimen Regenten präsentirte eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandeurs befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für den Regenten nicht zu haben und seinen Kindern wurden, als das Siebente Armeecorps einen neuen Kommandanten erhalten hatte, die Honneurs versagt. Als Graf Ernst mit aller dem Reichsoberhaupt schuldigen Ehrerbietung und Höflichkeit den Kaiser gebeten hatte, die Aenderung dieses Verhaltens anzuordnen, bekam er die Antwort: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Kommandirenden Generals geschahen mit meinem Einverständniß nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt; weiter nichts. Im Uebrigen will Ich Mir den Ton, in welchem Sie an Mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für alle Male verbeten haben. W. R." Graf Ernst hat seinen Brief, das Telegramm des Kaisers und eine Denkschrift den deutschen Bundesfürsten damals „zur Kenntnißnahme" unterbreitet. Jetzt ist er gestorben. Wird seinem ältesten Sohn nun von Preußen das Recht bestritten werden, die Regentschaft anzutreten? In einer Deklaration, die „in Kraft eines Hausgesetzes" gelten sollte, hat am zehnten Mai 1853 Fürst Leopold zur Lippe die Anerkennung jeder von Mitgliedern seines Hauses zu schließenden Ehe davon abhängig gemacht, daß „bei Uns oder Unseren Nachfolgern der Konsens zur Vermählung zuvor nachgesucht und ausgewirkt worden ist." Diesen Konsens hat der selbe Fürst dem Grafen Ernst 1868 ertheilt und dessen Ehe damit für „ebenbürtig" erklärt. Werden trotzdem den Biesterfeldern jetzt neue Schwierigkeiten bereitet, dann wird man sich der Thatsache erinnern, daß in Schaumburg, ehe die Prinzessin Viktoria sich dem Prinzen Adolf verlobte, feierlich versichert wurde, dem künftigen Schwager des Kaisers sei die Herrschaft über das Fürstenthum Lippe unbestreitbar gewiß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 8. Oktober 1904.

# Militaria.

Trier ist schöner als Okahandja. Daran hat der Generallieutenant von Trotha gewiß nicht gezweifelt, als er, im Lenz, berufen ward, den zu dicken Obersten Dürr in Südwestafrika zu ersetzen. Sehr ungern soll er dem Ruf gefolgt sein. Nicht nur, weil er in dem alten Kloster, dessen Park sich bis an die Mosel streckt, behaglich lebte, bei Soldaten und Bürgern, wegen der Schlagfertigkeit seines Witzes sogar bei der trierer Straßenjugend beliebt war und von der unter Korums Krummstab lebenden Klerisei der Ehre gewürdigt wurde, die ältesten, von geduldigen Kellerspinnen umwebten Flaschen mit ihr zu leeren. Er war zweimal in Afrika, einmal in China gewesen und wußte, daß aus Kolonialkriegen selten viel heimzuholen ist. Krönt solchen Krieger das Glück, dann muß er, der gegen Wilde kämpft, hart, muß grausam wie Kitchener sein und wird in der humanen Heimath mit den Titeln des Würgers und Schlächters geschmückt. Geht die Geschichte lange schief, dann hat er zum Schaden noch den Spott. Herr von Trotha war in besonders unbequemer Lage. Der Kaiser, der, bald nach dem Boxeraufstand, dem Brigadier, gegen den Wunsch des Kommandirenden Generals von Klitzing, eine Division gegeben hatte, zog ihn nun dem vom berliner Generalstabschef empfohlenen Kandidaten vor. Ein Gunstkind, dachte man; und erwartete nicht viel von ihm. Auch die Herren der Wilhelmstraße zeigten nach der Ernennung des neuen Mannes saure Mienen. Sie hätten lieber ihren Leutwein behalten. Seit Jahren bemüht sich die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, dem Reichstag die Rentabilität des südwestafrikanischen Schutzgebietes zu beweisen: und nun tölpelten die Hereros in die schöne Aktenrechnung. Nur nicht viel Lärm davon

machen; im Stillen gehts wohl noch glimpflich ab. Oberst Leutwein war ihr Mann. Der hoffte, aus siebenhundert Gewehren den Aufstand niederknallen zu können. Der that ihnen den Gefallen, keine Reichsmark zur Herstellung besserer Landungmöglichkeiten in Swakopmund zu fordern. Trotha, der am Ende gar, über Stuebels Kopf weg, direkt an den Kaiser berichten konnte, schien eine Gefahr für das Schmerzenskind Deutsch-Südwestafrika. Das Alles sah er voraus. Doch ein tapferes Preußenherz zagt nicht, wenn die Flügelhörner zum Angriff blasen. Herr von Trotha folgte dem Ruf, trotzdem seine Tropendienstfähigkeit von den Aerzten angezweifelt worden war.

Warum wird er jetzt so kühl, oft so unfreundlich behandelt? Er hat geleistet, was er zu leisten vermochte. Die zehntausend Mann, die er forderte, bekam er nicht; und verfügt noch heute nur über ungefähr siebentausend Gewehre. Schreibtischstrategen haben ihn, weil er lange unthätig schien, Cunctator genannt; wäre er ihnen gefolgt, dann hätte er spätestens acht Tage nach seiner Ankunft losgeschlagen,— und den größten Fehler gemacht, der zu ersinnen war. Selbst der tüchtigste deutsche Feldsoldat ist im afrikanischen Buschkrieg zunächst völlig hilflos. Noch auf zehn Schritt sieht er den schwarzen Feind nicht; und sieht er ihn endlich, so trifft er ihn nicht: weil das ungewohnt grelle Licht den Schützen zu Schätzungfehlern verleitet. Der Schwarze gleitet flink und geräuschlos, wie eine glatte Schlange, durchs Dornendickicht, das jeden Tritt des weißen Verfolgers hemmt. Hätte Trotha mit unzureichenden, eben erst ausgeschifften Truppen den schweren Kampf gewagt, dann hätten die Kugeln der im Gebüsch versteckten Hereros mit einer Sicherheit, die sonst nur der Scheibenstand bietet, unsere forschen Offiziere aus der Schützenlinie herausgeholt. Dazu kamen noch andere Hindernisse. Typhen, Dysenterien; die bösartige südafrikanische Seuche, die Pferdesterbe heißt und im Burenkriege den Briten das Reiterleben so arg versalzte. Jede Truppenverschiebung kostet drüben zehnmal mehr Zeit als auf europäischen Kriegsschauplätzen. Für die Verpflegung hat ein komplizirter, auf langsame Fahrzeuge angewiesener und weit zurückreichender Befehlsmechanismus zu sorgen. All diese Umstände hatten Herrn von Trotha, dem ein Draufgängertemperament nachgesagt wird, wider seinen Wunsch in eine Kuropatkinrolle gezwungen; und manche deutsche Mutter muß ihm dafür danken, daß er sich nicht von hitziger Ruhmsucht zu früh vorwärtstreiben ließ. Am Waterberg hat er zu rechter Zeit dann den Feind, trotz dessen Uebermacht, Geschicklichkeit und Todesverachtung, geschlagen. Nicht vernichtet freilich; doch, wie es scheint, in ein wasserloses Gelände gejagt, aus dem die Hereros nur über die (noch recht ferne) englische Grenze

flüchten können, wenn sie nicht vorziehen oder genöthigt werden, sich in kleinen Trupps dem von unseren Soldaten veranstalteten Kesseltreiben auszusetzen. Während unter Leutwein schon mehr deutsche Offiziere gefallen waren als im vierundsechziger Feldzug, ist dieser erste Erfolg mit relativ geringen Verlusten erfochten worden. War er keines kräftigen Lobes werth? Die Schwarzen, hieß es, sind ja entwischt; und da die wichtigste Aufgabe jetzt zerstreuten Detachements zufällt, könnte Excellenz Trotha sammt Stab getrost eigentlich wieder den Woermann-Dampfer besteigen. Major Estorff und seine Kameraden werden die Sache allein besser machen. Bis ins Ohr dieser unklugen Kritiker ist der Klageruf also nicht gedrungen, den Lord Roberts ausstieß, als er im Transvaalgebiet einem in Detachements aufgelösten Heer zu befehlen hatte. Und man braucht doch nicht einmal den Gefreitenknopf am Kragen getragen zu haben, um zu begreifen, wie schwierig die Aufgabe eines Feldherrn dann erst, gerade dann wird, wenn er, in dessen Hauptquartier von allen Seiten die Meldungen zusammenlaufen, für die Orientirung, Verbindung, Annäherung, Aufklärung, für das Flaggen- und Verpflegungwesen detachirter Corps zu sorgen hat, denen die Möglichkeit fehlt, sich unter einander rasch zu verständigen. Hurra für Trotha! Er hat schon von Trier aus weiter gesehen als Leutwein, der seit Jahren in Groß-Windhoek saß, und auf dem Kriegsschauplatze sich als vorsichtigen Strategen und energischen Führer bewährt. Daß er nicht schneller ans Ziel kommt, ist nicht seine Schuld, sondern der berlinischen Saumsäligkeit; und schmählicher Kinderunfug ists, den Mann, der im Kampf gegen Seuchen und Barbarei sein Leben wagt, hinterrücks mit Papierkugeln zu bombardiren.

Viel wird über Südwestafrika bei uns freilich nicht gesprochen. Wichtiger dünkt die meisten Schreiber, daß der Kaiser einen Eldruf komponiren läßt, der Kronprinz sich der Tochter der offiziell ebenbürtigen Frau Anastasia verlobt, Prinz Karl Anton die Hand des Mikados gedrückt und Herr James Simon anderthalb Millionen für ein neues Museum gegeben hat. Nie ist ein Krieg, an dessen Entscheidung der mühsam erworbene Kolonialbesitz eines Reiches hängt, von Regirung und Volk mit geringerem Interesse beobachtet worden. Siebentausend deutsche Menschen, fast achttausend kämpfen, unter den härtesten Entbehrungen, drüben gegen ein mörderisches Klima und einen eben so tückischen wie tapferen Feind; in Berlin scheints nicht der Rede werth. Byzance s'amuse. Wie es sich amusirte, während General Belisar in Afrika gegen Gelimer focht. Nationale Erregung oder gar Trauer? Veralteter Plunder; die Eltern, Witwen und Waisen der Gefallenen bekommen ja das von Majestät entworfene, von Döpler, dem noch immer Jüngeren, ausgeführte Ge-

denkblatt. Der Krieg dauert bald nun ein Jahr: und Niemand fordert Rechenschaft von den Regirenden, deren Zaudern, deren Unfähigkeit, die Gefahr zu ermessen und ihr früh genug vorzubeugen, doch das Unheil verschuldet, Menschenleben geopfert und deutscher Kulturarbeit mindestens hundert Millionen entzogen hat. Niemand fragt, ob der ungeheure, ungeheuer kostspielige Apparat, über den unser Generalstab verfügt, schon so verrostet ist, daß Monate vergehen mußten, ehe die paar tausend Soldaten in Swakopmund landen konnten. Warum auch? Das Leben ist ja so schön. Am neunzehnten März, als die Hiobspost von Owikokorero gekommen war, ließen Staatscommis, Abgeordnete und Zeitungmacher sich bei Bülow von einer Zigeunerkapelle aufspielen. Im September saß die selbe Sippschaft beim Chimay-Rigo oder lachte in anderen Lokalen über den guten, bösen Einfall des Kanzlers, seinen Conrad als Kontroleur dem widerborstigen Podbielski auf den über Husarenweite fetten Hals zu setzen. Was geht uns Hereroland an? Wir mängeln und quengeln höchstens an Trothas Leistung und gehen schnell dann zu nützlicherer Mundarbeit über. Incipit fidelitas. Ist gerade kein Denkmal zu enthüllen, kein frischer Ehebruch zu beklatschen, auch kein anderes Festchen zu feiern, dann bleiben uns noch immer die Russen. Diese Jammerbande! Vom März bis in den Oktober nicht mal mit den Japanern fertig geworden! Kein Prestige mehr in der Welt. Die Sachverständigsten sagen es täglich.

Sagen es täglich. Nicht nur in langer Plantagenwacht ergraute Preßmusketiere; nein: Oberstlieutenants, Korvettenkapitäne, mit Generalsrang zur Disposition gestellte Offiziere sogar. Lesen die Grafen Schlieffen und Hülsen, die Herren von Einem und Tirpitz das Zeug nicht? Und ist ihnen, wenn sies lasen, nie der Wunsch aufgestiegen, das Landheer und Marine vor dem Ausland kompromittirende Treiben schleunig zu enden? Mit Schreibverboten sind sie gegen die ihrer Zucht unterstellten Offiziere sonst rasch bei der Hand. Jetzt brauchten sie nichts zu verbieten; sondern nur, leis, aber nachdrücklich, zu sagen, daß die neue Sitte, sich für eine Zeitungstrategie bezahlen zu lassen, deren dokumentarische Grundlage aus ungenauen oder gefälschten Depeschen und Dschunkenklatsch besteht, eines deutschen Offiziers unwürdig ist. Nur an die tausendmal erhärtete Thatsache zu erinnern, daß selbst gescheite Truppenführer über den Verlauf und die Folgen einer Schlacht, in der sie mitfochten, Tage und Wochen lang nichts Haltbares auszusagen wissen. Nur darauf hinzuweisen, daß die meisten Angaben des unter Aufgebot der besten Kräfte und der feinsten Kritikerkunst mühvoll zusammengefügten Generalstabswerkes durch spätere Forschung widerlegt worden sind. Dann würde der Spuk endlich aufhören. Höchste Zeit wärs. Hunderte ak-

tiver und inaktiver Offiziere schämen sich, wenn sie lesen, daß Männer, die den selben Rock wie sie tragen dürfen, ihre Namen zu sinnlosen Artikeln hergeben, die auf Verlagskommando schnell, auf einer Tischecke, heruntergekritzelt sind. Um Zwei kommt eine Lügendepesche an und nach Drei ist der „Rück- und Ausblick unseres militärischen Mitarbeiters“ schon in der neumodischen Druckmaschine. Keine deutsche Zeitung hat einen namhaften Sachverständigen nach Asien geschickt, fast jede aber einen Inaktiven für „Rückblicke“ und „Stimmungbilder“ gemiethet. Da erleben wir denn die lustigsten Dinge; oder die traurigsten: erst unser Denken giebt ihnen ja die Farbe. Kuropatkin werden die gröbsten taktischen Fehler „nachgewiesen“, Kuroki Verstöße gegen den schneidigen Aggressivgeist eingekerbt, „der allein den Sieg verbürgt.“ Port Arthur konnte sich, was auch geschehen mochte, nicht über die Hundstage hinaus halten. Nicht in einem Jahr vermochten die Russen zweihunderttausend Mann über die eingleisige Bahn zu bringen. Jedes Schiff der Moskowiterflotte wurde mindestens dreimal in den Grund gebohrt. Zwei Wochen lang hat man uns die „Entscheidungschlacht bei Liaujang“ geschildert und der Katastrophe von Sedan verglichen; bis endlich herauskam, daß es bei Liaujang weder eine Entscheidung noch auch nur eine Schlacht gegeben hatte, sondern heftige Rückzugsgefechte, die der (sehr starken) russischen Nachhut und den sie bedrängenden Japanern große, wie es scheint, ungefähr gleiche Verluste brachten und die Kuropatkin als schwere Niederlagen ausschreien ließ, weil er mit solcher Post für ein Weilchen einen serenissimen Mund stopfen konnte, der ihn seit Wochen zu (unmöglicher) Initiative trieb. Trotz dieser Blamage gings dann flott in der alten Tonart weiter; nach Mukden und über den Hun. Ein Holzpapiertaktiker hieß den anderen einen Ignoranten; und wenn der Gescholtene dem Kameraden ein ähnliches Kosewort zurückwarf, hatten sicherlich Beide Recht.

Am Abend von Belle Alliance wußte Napoleon, um Sieben, noch nicht, daß die Schlacht für ihn verloren war, und versäumte deshalb die leicht erreichbare Möglichkeit, die Hälfte seines Heeres zu retten. „Unser militärischer Mitarbeiter“ ist nicht so dumm wie der korsische Tropf; er weiß in Berlin bis aufs Tüpfelchen genau, was gestern in Shengking geschah, morgen geschehen wird. Daß Kuropatkin — der schon in Petersburg und Moskau immer zur Geduld mahnte und voraussagte, erst nach sehr langem Mühen werde ein Erfolg zu holen sein — nie daran gedacht hat, bis nach Mukden zu weichen (wenns nöthig ist, kann und wird er bis nach Charbin zurückgehen, ohne seiner Sache damit zu schaden). Daß die Mandschurei (deren noch recht ferne Grenze der Winter, als stärkster Verbündeter Nikolais, sicherer als eine Heerschaar vor den Japanern schützt) den Russen eigentlich schon verloren ist. Daß die Zweite Armee auf

dem Papier bleiben wird. Und so weiter. Alles ohne Hexerei: durch bloße Fingerfertigkeit. Wenn sichs um einen häuslichen Skandal handelte, dürfte man schweigen. Doch das Ausland höhnt diese unsägliche Militärschriftstellerei und fragt, ob die ins Preßtreffen geschickten Schlachtfeldbesprecher der Welt jetzt etwa die Blüthe deutscher Kriegstheorie zeigen sollen... Merkt Herr von Einem endlich, daß den Offizieren der Ruhegehalt erhöht werden muß?

Einstweilen könnte der Eifer in der Kritik heimischer Heereseinrichtungen nützlicher wirken. Ob Rußland die Mängel seiner Rüstung und Organisation rasch zu bessern vermag und wie lange die Japaner eine Mißwende des Kriegsglücks tragen würden: darüber wissen in Deutschland vielleicht drei Menschen Gescheites vorauszusagen. Kraft und Schwäche unserer Armee aber sollte Jeder kennen, der einer Truppe befahl. Wie steht es nun damit? Die unzulängliche Vorbereitung und deshalb unabsehbare Dauer des Hererokrieges giebt uns wahrlich kein Recht zu großspurigem Spott über die Russen, die unter ungleich höheren Schwierigkeiten gegen einen ungleich gefährlicheren Feind kämpfen und in sieben Monaten noch weniger erreicht haben als wir in zwölf. Doch in Kolonialkriegen, die in so ungeheurer Entfernung von der Peripherie geführt werden, ist Fragen, die der normale Felddienst gar nicht kennt, die Antwort zu suchen, ist der Verkehrsorganisator viel wichtiger als der Schlachtenlenker; Kitcheners Technikergenie hat im Sudan und am Vaal gesiegt. Ist bei uns für einen Europäerkrieg wenigstens Alles gut bestellt und das deutsche Heer noch die scharfe, biegsame, moderne Waffe wie vor vierunddreißig Jahren? Aus dem Munde älterer Offiziere, nicht nur verabschiedeter, hört man heute oft bange Zweifel. Im Reichstag fehlen Männer, die sachkundig sind und keine Conduiterüge zu fürchten haben; da wird meist nur über Mißhandlungen und Kriegsgerichtsprüche geredet und der Sitz versteckterer Uebel kaum gestreift. Daß der Ersatz für Offiziere und Unteroffiziere immer schwieriger, an Werth geringer wird, wissen wir Alle. Ist aber auch unbestreitbar, was der preußische Oberstlieutenant Karl von Wartenberg („Sine ira et studio“) über die endemisch fortzeugende Nervosität und über die Mängel der Ausbildung für den Krieg, der bayerische Oberst Karl Schweninger in einer durch Klarheit und bescheidene Zurückhaltung überzeugenden Schrift („Unsere Pioniere“) über die Unzulänglichkeit heutiger Pionierleistung sagt? Muß wohl; denn wir haben keine stichhaltige Widerlegung vernommen. Aber viele andere Klagen. Ueber die Schaudressur, die das echte Soldatenwesen dem Paradedrill opfert. (Dreitausend Soldaten verlieren zwei Diensttage, weil sie beim Gordon Bennett-Rennen im Spalier stehen müssen. Drei hessische Infanterieregimenter verlieren vier Diensttage, weil sie auf dem Großen Sande bei Mainz

die Kaiserparade, nicht das Gefechtsexercitium, mitzumachen haben; und diese Parade, der die Garnisonen von Mainz, Frankfurt, Wiesbaden wohl nicht den nöthigen Glanz gäben und zu der deshalb aus Darmstadt, Worms, Gießen Truppen herbeigeschafft werden, wird am vorangehenden Tag unter Leitung des Kommandirenden Generals „probirt".) Ueber die Gefahr einer zweijährigen Dienstzeit, in der nicht mit jedem zur Ausbildung benutzbaren Tage gegeizt wird. Ueber den neuen, vielleicht verhängnißvollen Brauch, die Armeecorps Hofsoldaten, dem Frontdienst lange entfremdeten Adjutanten des Kaisers anzuvertrauen. Ueber den Unwerth prunkvoller Massenmanöver, in deren sorgsam inszenirtem Verlauf der gekrönte Kriegsherr heute mit den Blauen die Rothen, morgen mit den Rothen die Blauen „vernichtet", Feldherr oder Richter ist ... Was dagegen vorgebracht wird, ist Ministerialengeschwätz.

Im letzten Kaisermanöver soll es bunt hergegangen und mehr als einmal völlige Verwirrung entstanden sein. Eisgraue Offiziere, die davon hörten, haben es, laut oder leise, beseufzt. Die Civilisten oder verabschiedeten Lieutenants, die darüber schrieben, haben Alles rosenroth gefärbt; sonst kämen sie beim nächsten Manöverbummel nicht bis an die Front. Das schlimmste Urtheil hat der Berichterstatter des Daily Telegraph gefällt; ein Mann, der drei Kriege mitgemacht und das Glück ersehnt hat, die berühmteste Armee im Feuer zu sehen. Dieses Manöver, schrieb er nach London, könne offenbar nur den Zweck haben, den Fremden über die deutsche Taktik zu täuschen. Viel zu dichte Formation. Jeder Gardemann zwanzig Minuten lang schutzlos zehntausend Gewehren und sechzig Geschützen ausgesetzt; scharfe Schüsse hätten ganze Compagnien niedergeworfen. Und solche ungedeckte, falsch formirte, im Ernstfall undurchführbare Angriffe, bei denen längst Erschossene munter mitfochten, wurden von den Schiedsrichtern als siegreich verzeichnet. Absichtliche Täuschung oder völlige Verkennung der Macht moderner Feuerwaffen. So berichtet der Brite. Kann auch ihm nicht wirksam widersprochen werden?

... Viel zu langsame, auch für die Schlagkraft gänzlich unzureichende Vorbereitung des ersten Krieges, den Deutschland seit dreißig Jahren zu führen hat. Eine Militärschriftstellerei, die in zwei Erdtheilen boshafte Heiterkeit weckt. Skepsis und Sorge im Kreis der älteren, nicht in stummem Gehorsam erstarrten Truppenführer. Kein Name irgendwo an der Spitze, keiner, dessen Klang schon die Zuversicht stählt; nur wenige Offiziere noch, die bewußten Sinnes den großen Krieg mitgemacht haben. Und kostspielige Hauptmanöver, deren Betrachter zweifeln, ob sie nicht etwa einem Spaß zuschauen, der die Fremden einlullen soll ... Ein wahrer Segen, daß sich das kritische Bestreben unserer Sachverständigen in der Aufzählung aller von Kuropatkin verschuldeten Fehler und im Tadel der Unthätigkeit Trothas fruchtbar auswirken kann.

# Tapferkeit.*)

Die sinnliche Natur des Menschen mit ihren Lüsten und Reizen hat von je her als das Hemmniß der Sittlichkeit gegolten; und sogar, wie im Mittelalter, als das Grundlaster; als ob mit dessen Bekämpfung allein die Sittlichkeit gesichert würde. Das ist nicht nur ein schwerer Irrtum in Bezug auf den Umfang des Sittlichen, sondern zugleich auf dessen Inhalt. Der Begriff des Sittlichen wird eng und arm, wenn er auf die Sünde der Geschlechtsliebe eingeschränkt wird. Die mittelalterliche Moral giebt selbst die Probe auf das Exempel. Die Mönchsmoral enthält diese Probe. Sie stellt kein allgemeines Menschengesetz dar. Darin allein schon liegt der unverbesserliche Fehler. Es darf nicht für eine Gruppe von Menschen als Sittlichkeit gelten, was, auf alle Menschen angewendet, Unsittlichkeit und Wahnsinn würde. Das ist keine Rücksicht, die hier auf den Leib des Menschen, in dem allein doch seine Seele athmet, genommen wird. Hier wird der Leib vernichtet; dabei muß auch die Seele geschädigt werden, die an diesem Leibe Theil hat. Das kann nicht der richtige Weg der Tugend sein.

Nur den Worten nach kann sich die Moral des Mittelalters auf Platon berufen. Er ermahnt zwar überall zur Abkehr von der Sinnlichkeit; aber diese Abwendung bedeutet nirgends die Abtötung der Natur. Auch für die Erkenntniß lehrt er die Befreiung von der Sinnlichkeit; aber nur, um den Gewinn zu begründen und zu sichern, den man von der Sinnlichkeit entlehnt; um ihn aus dem Denken sicherer herzuleiten. So ist es auch bei ihm der Ethik gegenüber mit der Sinnlichkeit bewandt. Das Begehrende der Seele wird gebändigt, aber nicht ertötet; es lebt fort in Dem, was zum Willen sich emporringt. Es ist die Macht des Geistes, die Macht der Vernunft, die hier, wie im Geistigen, so im Sittlichen, das Gegengewicht bildet. Das Prinzip des Wir (ἡμεῖς) und des An uns und und des Bei uns (καθ' ἡμᾶς und πρὸς ἡμᾶς) erlangt die Hegemonie über die widerstrebenden Kräfte des Leibes.

In der sittlichen Vernunft selbst wird der Schutz gesucht und in ihr die Sicherung erkannt gegen die Gewalt der sinnlichen Reize und Lüste. So entsteht im Horizonte der griechischen Ethik das Problem der Tugend; in der Tugend vielmehr entsteht das Problem der Ethik. Die Ethik ist nicht ein Gedanke der Verzweiflung, der den Menschen aus seinem eigenen Centrum

*) Unter dem Titel „Ethik des reinen Willens“ erscheint in der zweiten Oktoberdekade bei Bruno Cassirer der zweite Band des von dem marburger Philosophieprofessor Hermann Cohen erdachten „Systems der Philosophie“. Der erste Band, die „Logik der reinen Erkenntniß“, ist hier besprochen worden; aus dem zweiten werden heute ein paar fragmentarische Proben gegeben, die zeigen sollen, daß sich das Buch nicht nur an den engen Kreis der Zunftgenossen wendet.

herausstreibt; sondern eine Frage, auf welche die Antwort schon im Wort getragt ist. Wenngleich die Tugend vorerst nur Tüchtigkeit und Männlichkeit bedeutet, so ist sie doch eben eine Thatkraft, die in Bereitschaft ist. Und darauf kommt es an. Es giebt gegen die Sinnlichkeit eine Macht, an der nicht zu zweifeln ist. Worin sie besteht, darüber sind verschiedene Ansichten vorhanden in der Volksmoral und in der Poesie, wie in der öffentlichen Religion. In diesen Streit der Meinungen tritt Sokrates ein, indem er das Wissen zur Tugend macht und so die Wissenschaft der Tugend begründet. Plato führt diese Begründung durch und führt sie aus.

Daher scheut er nicht die Anlehnung an die Volksmoral, die in der Tapferkeit von je her die vornehmste Tugend erkannte. Aber er schlägt sie jetzt mit ihren eigenen Waffen, indem er sie aufnimmt und umdeutet. Die Tapferkeit ist dem sinnlichen Menschen die sinnliche Tugend, die Kraft der Sinnlichkeit. Der Kriegsheld ist der Tapfere. Dieser Sinn bleibt nicht bestehen. Die Gewalt, die der Mensch über die Sinnlichkeit, über alle Arten und alle Richtungen der Sinnlichkeit erringen und behaupten kann: sie wird zur Tapferkeit.

. . . Es ist ein charakteristisches Symptom der rein menschlichen Ethik, daß sie die Tapferkeit als Tugend auszeichnet. In der religiösen Sittenlehre wird zwar auch die Tapferkeit in Anspruch genommen und ausgebildet; aber es wird nicht der Höhepunkt der menschlichen Kraft in sie gelegt. Die griechische Ethik dagegen steht hier besonders im innigsten Zusammenhange mit der eigenthümlichsten Richtung des griechischen Geistes. Die allgemeine Richtung auf die Kunst hat sich in einer solchen Ausbildung des Dramas spezialisirt, daß darin neben der Philosophie das Eigenthümlichste der griechischen Art liegen dürfte. Und hier zeigt sich, daß es ein innerer Zusammenhang ist, der die Kunst, als die der Tragoedie, im Verein mit der Philosophie entstehen ließ. Beiden gemeinsam ist die innere Auflehnung gegen die Naivetät des Mythos und gegen die Gebilde, die dieser Naivetät entsprangen.

Die Natur selbst erschien ursprünglich unter dem Bann des Mythos. Daher besteht zunächst ein Vorurtheil der Antike gegen die Natur, als ob der Kampf gegen ihre Schranken ein Frevel wäre. Die Baukunst bildet die erste größere Opposition gegen diese mythische Befangenheit. Der Natur müsse man sich unterwerfen: Das ist die ursprüngliche Ansicht. Daher dürfe die äußere Natur nicht verändert werden. Die Baukunst schreitet dagegen ein. Und so werden Fahrzeuge gebaut, Flüsse schiffbar gemacht, Berge behauen, um Straßen zu ebnen. Der Verkehr verbindet sich mit der reinen Kunst. In der Poesie aber, und zwar in der Tragoedie, kommt dieser ethische Zug zum eigentlichen Durchbruch; denn in ihr handelt es sich um den Menschen selbst, genau so wie in der Ethik.

Dieser ethische Grundzug der griechischen Tragoedie prägt sich in der Gestalt des Prometheus aus. Goethes Wort: „Meine Herren und Deine" ist doch wesentlich Ausdruck der modernen antireligiösen Stimmung. Darin liegt, plump ausgedrückt, eine gewisse Schadenfreude darüber, daß auch die Götter ihre Herren haben; der mythische Gedanke des Fatums wird dabei zu Hilfe genommen. Diese gleichsam aufklärerische Tendenz ist aber nicht das Motiv, aus dem heraus Aeschylus das tragische Problem des Prometheus geschürzt hat. Es ist nicht der stolze, triumphirende Jubel, der aus der Klage des Prometheus erklingt; aber es ist die Kraft des Leidens, die hier eine ethische Urkraft wird. Die Kraft des Leidens wird das tragische Prinzip. Und daher wird die Tapferkeit zur tragischen Tugend.

Prometheus ist der ideale Mensch. Er ist der Heiland der Menschen; er hat das Licht der Erkenntniß dem Menschen gebracht. Das ist seine Sünde; denn es besteht vor ihm noch ein Mißverhältniß zwischen Gott und den Menschen, als ob die Menschen des göttlichen Lichtes nicht würdig wären. Es ist die Aufgabe des Menschen, die Sittlichkeit zu begründen; und in ihr eine bessere Gottesidee zu begründen, als welche der mythische Zeus vertritt. Das ist überall der Sinn der echten, der äschyleischen Tragoedie: die sittlichen Ideen und durch sie die religiösen, nämlich die von den Göttern, zu läutern und zu verwandeln. Um diese Aufgabe als die des Menschen zur Darstellung zu bringen, bedarf die Tragoedie des Leidens und der Kraft des Leidens, der Tapferkeit. Wie könnte das Leiden entbehrt werden? Wäre es nicht muthlose Verblendung über die scheinbar blinde Gewalt der Naturkräfte, wenn man das Leiden aus dem sittlichen Haushalt ausschalten zu dürfen meinte?

— — — — — — — — — — — — — — —

Ranke hat Christus mit Prometheus zusammengestellt. Das tragisch Ergreifende im Christusbilde ist auch nicht sowohl die Erlösung, die aus dem Rahmen der Tragoedie herausfällt, als vielmehr diese Erkenntniß, daß Leiden das Los des Menschen bilde; und daß die Fassung, die Standhaftigkeit im Leiden das beste Theil sei, das der Mensch ergreifen kann. Diese Standhaftigkeit ist mehr als Ergebung, die nur Gelassenheit der Unterwerfung sein würde; sie ist Aufnahme des Kreuzes, als des menschlichen Schicksals, das dadurch überwunden und besiegt wird. Das tragische Leiden bedeutet und vollzieht die Tapferkeit, die mehr und Anderes ist als die Gelassenheit und Ergebung; die den inneren Widerstand bildet, in dem die Kraft des Sieges beruht. Sie ist der Tugendwegweiser des sittlichen Selbstbewußtseins, das in positiver Arbeit behauptet werden muß.

Es scheint, als ob es zwei gegensätzliche Motive wären, die in der Tapferkeit zu verbinden sind: die Anerkennung und die Uebernahme des Leidens; aber nicht die geduldige Hinnahme, sondern der Kampf gegen dieses

Schicksal. Ohne Kampf und Widerstand keine Tapferkeit. So wird das Leiden zwar nicht aufgehoben, am Wenigsten für das Individuum selbst; aber es wird für das Menschengeschlecht verringert. Die mythischen Mächte der Natur werden in der langsamen Arbeit der Kultur bekämpft und ihre Fangarme werden zurückgedrängt. Diese Arbeit der Kultur bildet die wahrhafte Katharsis in der eigenartigen Tragoedie des deutschen Geistes, die den Namen von Goethes „Faust" trägt. Das Leiden in der Arbeit, die Erblindung am Ende, sie ist der wahrhafte Abschluß dieses Menschenbildes, dieses tragischen Bildes der Menschheit. Das Individuum endet im Leiden; aber in seiner Arbeit erhebt sich das Zukunftbild der Menschheit, das kraft dieser Arbeit sein sittliches Selbstbewußtsein bildet, sein Selbst der Allheit. So wird das Individuum von sich selbst erlöst, um das höhere Selbst in der Menschheit zu erleben.

Der Fleiß der Arbeit für die Kultur ist der eigentlichste Sinn und Werth der Tapferkeit. Dadurch wird die mythische Natur und das mythische Schicksal besiegt. Das ist die moderne Tragoedie, die das Leben Goethes durchzieht. Sie hat natürlich zwei Teile. Denn während der erste Teil im Allgemeinen noch der antiken Tragoedie, wie sie durch Shakespeare weitergeführt wird, entspricht, bildet der zweite Theil eine ganz neue Art, die nur in Goethes Art, den Roman auszubilden, ihre Analogie findet: die Tapferkeit im Kulturfleiß, in der Arbeit des Menschen. Dem Boden wird die Scholle abgerungen, wie in der Urzeit Tagen; und man operirt nicht mehr mit höllischen Latwergen gegen die Seuchen. Die Kultur bildet das Schlachtfeld der Tapferkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Naturalismus in der ästhetischen Vorstellung der Tapferkeit bildet das Hemmniß gegen ihre reine ethische Bedeutung. Freilich ist es nicht allein der ästhetische Sinn, der die sinnliche Stärke, wie überhaupt in der Natur, so insbesondere auch im Menschen bewundert und schön und erhaben findet; sondern es ist die Fortsetzung des Mythos in die Geschichte hinein, die den sinnlichen Begriff der Tapferkeit aufrechterhält. Als politische Tugend gilt in der bisherigen Geschichte hauptsächlich die militärische Tugend; denn der Krieg ist die ultima ratio der Politik. Zwar werden heute die Feldherren weniger der Probe des Feuermuthes ausgesetzt als die Mannschaften, so daß ihre Tapferkeit auch auf die geistige und sittliche Energie sich konzentrirt; dennoch strahlt das alte mythische Kriegsbild auf das moderne Schlachtfeld hinüber. Und wie der eine Held die Hunderte niedersäbelt: in dieser schier übermenschlichen Kraft sieht man das wahre Heldenthum; und die natürliche Fortsetzung davon auch in der modernen Kriegführung.

Was bedeutet dagegen das Beispiel des Sokrates, der seine bessere

Einsicht von seinem Werth zum Opfer bringt, um keine Differenz zwischen seinem Selbstgefühl und dem Staatsgesetz entstehen zu lassen? Wie verwerflich dieses auch in dem einzelnen Fall ist: es ist und bleibt dennoch die dermalige Verwirklichung der Staatsidee. Es ist die andere Richtung der politischen Tapferkeit, die aber auf das selbe Ziel steuert. Dieses ist der Staat, als der sittliche Verband der Menschen. Den falschen Anordnungen der Staatsorgane leistet die politische Tapferkeit unerschrockenen Widerstand. Das hat auch Sokrates durch Leben und Lehre gethan. Der Anordnung aber, die sein Leben fordert, widersetzt er sich nicht, weil er dadurch die Staatsidee zu vernichten glaubt. Hier fordert seine Tapferkeit Unterwerfung bis in den Tod. Das Leben hat seinen Werth verloren.

Es ist ein weithin leuchtendes Symptom des radikalen Guten im Menschen, daß die Kraft des Martyriums im Menschengeschlecht so weit verbreitet ist. Die größten Qualen, gegen die der Tod noch wie eine Erlösung erscheint, werden mit Wollust von Menschen aller Art ertragen, wenn eine Idee, wie eine Epidemie, ihre Herzen ergreift. Die Verachtung des Sinnlichen, aller Güter und Freuden des Lebens und des höchsten Gutes, das im Leben selbst als letzte Spur der Hoffnung in der Verzweiflung fortglimmt, sie werden mit einer Großmuth, mit einem Idealismus preisgegeben, der für die sittliche Kraft des Menschen ein unzweifelhaftes Zeugniß ablegt.

Um so beschämender ist, daß dieser Heldenmuth dennoch häufig nur einen formalen Werth hat; daß er sich nicht von dem Grunde geistiger Freiheit und Klarheit erhebt. Es ist häufig nur der Ausdruck und der Gipfel einer Befeindung der Natur und der Sinnlichkeit, welche zugleich mit einem Mißtrauen gegen die menschliche Sittlichkeit verbunden ist. Martyrium und Askletik gehen häufig zusammen im Bunde gegen die Kultur. Das aber kann keine wahre Tapferkeit sein, was nicht als Wegweiser der sittlichen Kultur gelten will. Auch dieser Heroismus ist nicht unzweideutig.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Körperkraft paart sich durchaus nicht mit geistiger. Die riesigen Unholde sind von keines Gedankens Blässe angekränkelt und wirkliche Helden des Geistes sind keineswegs immer Gardefiguren. Man sollte denken, daß solche Mängel der Symmetrie in der Ueberkraft diese als Kriterium hinfällig machten; aber der ästhetische und rhetorische Reiz schwächt auch diesen Einwand. Und so wird das Sinnliche über das Geistige und Sittliche gesetzt. Wie im Epos, im Märchen und im epischen Roman, wird die Körperkraft vergöttert; der Riese ist und bleibt der Held der Tapferkeit. Auf diesem Naturalismus, der wie unausrottbar scheint, beruht es im letzten Grunde, wenn der alte sophistische Gedanke des Uebermenschen, der das Recht und die Sittlichkeit zu einer List des Stärkeren macht, immer wieder auftauchen und als Weisheit beachtet werden kann. Die Herrenmoral ist nichts als Teufelei.

Der Naturalismus in der Auffassung der Tapferkeit hat aber noch viel intimere praktische Folgen. Die Poesie des Ritterthumes blüht im Mittelalter zugleich mit dem Marienkultus; und dieser wiederum zugleich mit dem Kultus der Minne überhaupt. Der Held bewährt sich nicht allein im Krieg, mit den Waffen; nicht allein, indem er wilde Thiere erlegt; sondern vornehmlich in der Eroberung des Weibes. Je gefahrvoller diese Eroberung ist, desto wunderbarer, mächtiger und reiner erweist sich die Liebe. So wird die Geschlechtsliebe zu einem Attribute der Tapferkeit. Und über das spezifische Mittelalter hinaus hat sich dieser mythisch-sinnliche Begriff forterhalten.

Wenn die Faustsage als das germanische Pendant zur Prometheusidee gedacht werden darf, so ist eine Abzweigung von ihr zu erkennen in dem Typus des Don Juan, der alle modernen Völker durchzieht und zu poetischen Behandlungen anreizt. Es ist sehr lehrreich, daß Mozart, der Shakespeare der Musik, nicht etwa für einen Hamlet sich einsetzt, sondern für dessen echten ästhetischen Absenker, den Don Juan. Er ist nicht der Ausbund in der Leidenschaft der Liebe und daneben ein Ritter; sondern als Ritter ist er der Sinnenheld der Liebe; der fahrende Ritter der Liebe. Das ist die Tapferkeit, welche die irdische Welt mit ihren Erlebnissen und Satisfaktionen in ihrem heimlichsten Herzen für die eigentliche Tapferkeit hält: Weiberherzen zu erobern, zu brechen und mit der ewigen Heiterkeit des Siegers zu neuen Eroberungen fortzustürmen.

So erheische es zumal die Erfahrung, deren der Dichter bedarf; die Poesie sei Gelegenheitpoesie. Daß dem Dichter selbst das Herz dabei brechen könnte, will man nicht glauben; er gilt als der Träger seiner Idee; und das Recht seiner Idee müsse sein Selbstbewußtsein erleuchten und beherrschen. Und was dem Dichter Recht ist, Das ist dem gewöhnlichen Menschen billig; denn im Grunde soll jeder Mensch ein Dichter sein und ist jeder Mensch ein Dichter. So wird der Don Juan der Ehrenretter der Sittenlosigkeit und der herzlosen und ehrlosen Ausschweifung auf dem großen Gebiete der Geschlechtsliebe. Das ist der Grund und Boden, auf dem das Unkraut der ästhetischen Unkultur aufschießt. Die Sinnlichkeit im Strahlenkranz des Heldenthumes auf diesem Schlachtfelde von Mann und Weib: sie wird identisch mit der Sittlichkeit. So hat es der Wahnwitz einer angeblichen Kunst, welche die letzten Jahrzehnte beherrscht, in aller Nacktheit ausgesprochen; es gebe kein höheres und kein anderes centrales Problem der Kunst als Mann und Weib. Und während die echte Kunst ihre Freiheit der konventionellen Sittlichkeit gegenüber darin bewährt, daß sie die Sittlichkeit läutert und erhöht, wird durch diesen Cynismus der Sinnlichkeit alle Grundbedingung der Sittlichkeit aufgehoben; die Macht der Sinnlichkeit wird als sittliche Urkraft hingestellt. Was bedeutet dagegen alle geistige, alle sittliche Kultur, die den Werth des

Lebens in anderem Sinne bestimmt, die den Schwerpunkt des Lebens nicht mit dem Geschlechtstriebe zusammenfallen läßt?

Die Don Juan-Tapferkeit wäre deshalb an sich kein Gegenstand der wahren Kunst, weil sie nicht als Höhepunkt der menschlichen Sittlichkeit dargestellt werden kann, sondern vielmehr nur als eine Verirrung des menschlichen Strebens; aber freilich als eine Verirrung nicht der elementaren Sinnlichkeit, die, auf ihre Kraft trotzend, sich als Sittlichkeit geberdet, sondern als eine Verirrung des aesthetischen Sinnes, des rastlosen Strebens nach der Schönheit des Lebens. Dieses ästhetische Motiv macht Don Juan der Idealisirung fähig. Er ist kein Verworfener; denn er sucht im Sinnentaumel doch immer die Schönheit im Weib und er glaubt an die Schönheit im Weib. Leporello ist nur sein Kammerdiener; er versteht den Helden nicht. Die edlen Frauen aber, die Don Juan zum Opfer fallen, und die Allmacht der Liebe, die Elvira hinreißt: sie sprechen unwiderleglich für den Funken der Reinheit, der in seinem Typus zu erkennen ist.

Dennoch darf uns diese Anerkennung nicht verleiten, den Grund des Uebels in ihm zu übersehen. Die falsche Ritterlichkeit bringt die falsche Tapferkeit hervor. Es ist falsche Ritterlichkeit, die in der Sinnenlust, und wenn sie die seligste ist, ihren Kampfpreis sucht; die in der Macht der Geschlechtsliebe schlechthin die Heldenkraft des Menschen sieht.

Noch eine Komplikation ist dabei zu beachten. Wie ein Eroberer schwärmt und stürmt der Sieger in der Liebe von Sieg zu Sieg. Dieses Pilgern und dieser Kriegszug nach den Gefahren, nach den fernen Ländern der Liebe ist charakteristisch für diesen Typus, der, der modernen Zeit gemäß, im Don Juan fallen gelassen werden kann; ihm bleibt des Wechsels genug auf seinem Herrensitz, wie auf seinen Reisen. Auf die Herrschaft kommt es an, die dabei über das Weib ausgeübt, und auf das Gefühl der Herrschsucht, das dadurch geweckt und bestärkt wird. So entlarvt sich diese Tapferkeit als der Egoismus der Herrschsucht. Und aller Schein und Glanz und alle Eitelkeit, die den Grund der Herrschsucht bilden, werden dadurch die Triebe und Gründe dieser falschen Tapferkeit.

Es ist eine partielle Dressur, die als allgemeine menschliche Kraft sich aufspielt; als umfassende Darstellung des Selbstbewußtseins, das hier vielmehr sittlich hohl wird. Stolz und Eitelkeit sind die Antriebe dieser angeblichen Tapferkeit, der das Centrum des Selbstbewußtseins fehlt; die immer nur ein Reflex der Menge ist. Es ist nicht die sittliche Allheit, der diese falsche Tapferkeit als Wegweiser dient. Dieser falsche Held hat kein wahres Selbst; wie er von der sittlichen Aufgabe abirrt, so entfremdet er sich der Kultur.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tapferkeit hat Tüchtigkeit des Lebens und des Wirkens zur Vor-

aussetzung; sie bildet die Energie, die der Schlaffheit entgegenwirkt; der Nachgiebigkeit gegen die sinnlichen, insbesondere gegen die geschlechtlichen Reize. Sie fordert und sie ermöglicht auch die relative Unempfindlichkeit gegen die unaufhörlichen Tücken der Reize aller Art, die uns necken und stechen, uns aber nicht von der geistigen und sittlichen Aufgabe abwendig machen dürfen. So wird die Tapferkeit zur Tugend für die geistige Kraft des Menschen, die sich gegen die Sinnlichkeit in den Dienst der Sittlichkeit stellt; zur Tugend des Geistes und des reinen Willens. Durch diese Bedeutung der Tapferkeit soll nicht der Werth der sinnlichen Kraft herabgesetzt werden; vielmehr wird sie dadurch gesichert und gefördert; nur nicht im Stande der Wildheit belassen. Wenn dagegen auch für die fortschreitende geistige Kultur die sinnliche Kraft, wie sie das ästhetische Auge reizt, erhalten und, womöglich, erhöht werden soll, so muß die sittliche Tapferkeit der sinnlichen Roheit und auch der Naivetät, mit der in der sinnlichen Kraft eine unbedingte Größe bewundert wird, erzieherisch entgegenwirken; und zwar gerade zu Gunsten der Sinnlichkeit, die sonst verweichlichen und erschlaffen würde. Die absolute Anerkennung der Sinnlichkeit ist ein Rudiment aus dem Stande der Wildheit. Diese aber stirbt bekanntlich aus.

. . . Der ästhetische Sinn, dem die Naturmacht der Liebe als das höchste Gut des Menschendaseins vorschwebt, ist in seinem Grunde ein mythischer Sinn; die Entwickelung der Poesie führt zu höheren Ansichten von der Liebe, als welche in ihrer Bedeutung als blinder Naturmacht liegt. Diese Naturmacht ist, wie das Schicksal, unbegreiflich und unentrinnbar; sie steht dem menschlichen Willen als eine fremde Gewalt gegenüber und der menschliche Wille steht rathlos vor ihr. Diese Ansicht von der Liebe ist die des romantischen Epos, das alle Kräfte des Geistes in Wunder und Zauber auflöst; die Poesie der Liebe läßt das Wunder wahrlich bestehen, wenngleich sie es in der Harmonie der Seelen widerspiegelt. Die Spontaneität des Geistes ist es überall in der Kultur, die auch Dem, was in der Natur richtig ist, die Geltung zu geben hat. Die Natur an sich ist weder gut noch schön; und ihre Macht, die blind ist, wirkt in der Krankheit nicht minder üppig als in der Gesundheit. Die Schicksalsmacht der Liebe wird daher auch als eine schwere Krankheit gedacht; und Aristophanes hat die Weisheit gehabt, die Romantik in Euripides darin zu kennzeichnen, daß er die Liebe als eine Krankheit schildert. So laufen hier die Extreme zusammen. Die Tapferkeit dagegen geht von der Gesundheit der Liebe aus, um sie vor Entartung zu schützen.

Marburg. Professor Dr. Hermann Cohen.



# Reformkatholizismus.

Admonere voluimus, non mordere, prodesse, non laedere, consulere moribus hominum, non officere. Erasmus.

Eine Glattheit hat unsere Diplomatie angenommen, dabei eine Urbanität in den Formen, von der Bismarck viel lernen könnte. Der fand es manchmal angebracht, grob aufzutreten. Böse Menschen finden freilich in dem neuen Kurs und seiner übertriebenen Höflichkeit eine Portion Schwäche, tadeln das Streben, mächtigen Rivalen, etwa den Amerikanern, entgegenzukommen, als Mangel an Würde und meinen, Deutschland habe seit Bismarcks Abschied in der Völkerfamilie den alten Respekt verloren. Besonders deutlich zeigt sich der neue Stil in der Kirchenpolitik, in dem Verhältniß zum Katholizismus. Bülow, der Friedfertige, will natürlich auch hier Frieden um jeden Preis; Katholiken und Protestanten sollen sich zum Wetteifer um die höchsten Kulturgüter einträchtig zusammenfinden. Ein schönes Ziel. Wenn der Reichskanzler aber ruhig das Resultat seiner Bemühungen betrachtet, wird er bald merken, daß sie ganz andere Frucht gezeitigt haben. Nie war die konfessionelle Verhetzung größer als heute. Warum? Weil die Regirenden nur den extremen Katholizismus sahen und mit ihm gefährliche Bündnisse schlossen. Ein weitblickender Staatsmann sollte sich aber nicht von Eintagserfolgen blenden lassen, sondern Kulturpädagogik treiben; namentlich in der Schicksalsstunde, die über das Verhältniß zu den Katholiken entscheiden soll. Gerade jetzt haben wir ja eine Bewegung, die sich gegen Ultramontanismus und Jesuitismus richtet und die, wenn sie vom Staat unterstützt würde, eine brauchbare Grundlage für die Versöhnung der Konfessionen bieten könnte. Ich meine den „Reformkatholizismus“. Hier mußte Bülow anknüpfen; hier war die Blüthe der katholischen Intelligenz und eine Lebensform des Katholizismus, die in den modernen Rechtsstaat paßt und die anstößigen Vorstellungen der kurialistischen Kanonistik, Moral und Dogmatik feierlich von sich weist. Einen Fehler hat sie freilich: sie trat nicht als Massenpartei auf, konnte keine für politische Zwecke gedrillte Truppe stellen. Die gerade brauchte man aber. So hielten die Machthaber, wie übrigens auch schon zu Bismarcks Zeit, sich an den Vatikan und das Centrum; und da Vatikan und Centrum vom Jesuitismus beherrscht werden, mußte man auch mit ihm paktiren. Der Kaiser besuchte Rampolla, Waldersee neigte vor Steinhuber, dem Vorsitzenden der Indexkongregation, ehrerbietig das Feldherrnhaupt und ging auch zum Jesuitengeneral, der, wie die offiziösen Blätter mit unfreiwilliger Komik verzeichneten, „ja im selben Haus wohnt.“ Korum und Benzler wurden Bischöfe,

Schröder, eine Null, Dekan der neuen straßburger Universität, wo er nach Belieben die rückständigsten Elemente unter seinem Szepter vereinen konnte. Daß der Jesuitenparagraph fiel und die marianischen Kongregationen zugelassen wurden, war nach Alledem kaum noch überraschend.

Der Reformkatholizismus existirt für die Regirung nicht. Kein ihm Zugehöriger wird in ein Hirtenamt, auf eine Katheder berufen; und solche Berufung könnte doch den Frieden wirksam vorbereiten. Die Stellen, um deren Gunst Graf Bülow wirbt, werden und können sich nie mit der weltlichen Gewalt vertragen. Fameck, die Töchterschule in Trier, der Prozeß in Beuthen: diese Vorgänge haben laut genug gemahnt. Staunend hörten wir Katholiken, daß Protestanten eigentlich nicht auf einem katholischen Gottesacker begraben werden dürften; auf all unseren Friedhöfen liegen Katholiken und Protestanten neben einander und nie hat meines Wissens einer unserer Pfarrer diesen Zustand skandalös gefunden. Auch gegen paritätische Anstalten haben wir nichts; unsere höheren Anstalten sind mit wenigen Ausnahmen simultan. Natürlich regt sich gegen die Erneuerung mittelalterlicher Unduldsamkeit der furor protestanticus und die Folge ist eine Verhetzung, eine Aufwühlung konfessioneller Leidenschaften, wie sie kaum in der schlimmsten Periode des sechzehnten Jahrhunderts gesehen ward. Glaubt man in Berlin wirklich, ein protestantisches Reich könne mit einer von den Jesuiten beherrschten Kirche in dauerndem Frieden leben, ohne sich selbst um die Achtung der Bürger zu bringen? Die Jesuiten lehren, daß Ketzer Fälscher, Ehebrecher, Wahnsinnige sind und deshalb die Todesstrafe verdienen; selbst reuige Ketzer müssen sterben, wenn sie rückfällig werden. (Institut. jur. eccles. von Marianus de Luca 1, 142, 256). Wenn es nach den Jesuiten ginge, würden alle „Ketzer“ ausgerodet. Nur Katholiken dürfen den Staat leiten. Konkordate kann der Papst, nicht aber der weltliche Kontrahent, einseitig aufheben; dadurch wird also jede Vereinbarung mit der Kurie zum Possenspiel. Lucas Buch — es enthält nur die Lehren, die der Verfasser als Rektor im Gregorianum zu Rom vorträgt — hat Papst Leo mit einem sehr schmeichelhaften Brief eingeleitet. Sämmtliche Lehrbücher der Jesuiten enthalten höchstens in Nebenpunkten Milderes; die Bedrohung der Ketzer und die Theorie von der Aufhebung des Konkordates ist auch bei Wernz und Tarquini zu finden und ähnliche Dinge stehen in dem vom Görresverein herausgegebenen Staatslexikon.

Für diese Ungeheuerlichkeiten wird nun der gesammte Katholizismus verantwortlich gemacht. Das ist das Allerschlimmste. Die Protestanten glauben nachgerade, daß der Katholizismus mit modernem Staatsleben unvereinbar sei; oder stellen sich, als glaubten sies. Wir Katholiken gelten als ein Pfahl im Fleisch des deutschen Reichskörpers, als Elemente, die man leider noch nicht beseitigen kann, die aber mit mißtrauischer Vorsicht betrachtet werden

müssen, als die inneren Feinde jeder Kultur. Wissen denn die Protestanten nichts vom Reformkatholizismus, der nur deshalb nicht rascher vorwärts kommt, weil er auch von den Regirungen ignorirt oder gar bekämpft wird? Der Aberglaube an die Einheit alles katholischen Strebens ist ein Unglück für den deutschen Katholizismus. Schon ein einziger Bischof von der Art der Bonomelli, Spalding oder Gibbons könnte einen Stützpunkt schaffen, von dem aus der Ultramontanismus bekämpft und die moderne Bewegung — aus der aber keine politische Partei hervorgehen soll — organisirt werden könnte. Die Regirung müßte die theologischen Fakultäten zur Umbildung der Jugend benutzen und dürfte nicht dulden, daß in ihrem Machtbereich ein beschränkter Fanatismus gezüchtet wird. Ist wirklich die gute Censur, die Deutschland, als das Land mit der relativ besten Lage der Katholiken, vom Vatikan bekommen hat, das höchste Ziel politischen Strebens? Und das vatikanische Urtheil ist nicht einmal richtig. In Mecklenburg, Sachsen, Braunschweig sind die Katholiken in eine Helotenstellung gepfercht, für die uns die macchiavellistische Freundschaft der Mächtigen keinen Ersatz bieten kann.

München. Dr. Joseph Müller.



## Theodor Streicher.

Es ist vielleicht noch früh, über Theodor Streichers Kunst zu reden. Aber nicht verfrüht, denke ich. Daß er vierundfünfzig Lieder komponirt hat, die ein echtes Empfinden verrathen und ohne Umschweif und Ziererei sagen, was sie wollen, die voll Musik sind und voll mannichfachen Lebens: Das allein würde ihn kaum aus der Schaar unserer tüchtigeren jungen Komponisten herausheben. Was ihn heraushebt, ist seine stilbildende Kraft, etwas Revolutionäres — oder soll ich sagen: Reaktionäres? —, Etwas, das sich sonderbarer Weise gerade gegen Hugo Wolf und seine Schule zu richten scheint, so sehr Streicher sich auch gerade an diesen Meister anlehnt, so innig er ihm in vielen Kammern seiner Seele vertraut und verwandt ist. Wer Streichers Eigenart, so weit sie bis heute Form gewonnen hat, erkennen will, thut gut, sich auf seinen Wunderhornband zu beschränken, auf die dreißig Volkslieder, die inhaltlich und literarisch eine Einheit bilden und auch musikalisch als ein Ganzes betrachtet werden wollen, wie das gelegentliche Wiederkehren verwandter musikalischer Motive in verschiedenen Gedichten andeutet. Ein paar Gesänge aus der späteren Folge, wie das litauische „Lied des jungen Reiters“ und Stindes poesievoller „Winterfrühling“, können als Anhang mit einbegriffen werden.

Ich sagte, Streicher sei revolutionär-reaktionär. Das kündet sich schon auf dem Titel seiner Liederhefte an. Es war wie ein Brechen mit einer hunderljährigen schlechten Gewohnheit, als Hugo Wolf die „Begleitung" auf gleiche Stufe mit dem Gesang stellte und Lieder „für eine Singstimme und Klavier" herausgab. Die meisten Modernen sind ihm darin, wie in allem Anderen, gefolgt. Bei Streicher heißt es jetzt auf einmal wieder: „Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte"; und sieht man sich die Kompositionen an, so halten sie, was der Titel verspricht: ganz allem Wagnerthum, ganz der Art Wolfs widersprechend, ist die Stimme wieder die alleinige Trägerin des Liedes nach seiner ganzen melodischen und rhythmischen Struktur und das Klavier ist nur da, sie zu stützen und durch allerlei kontrapunktische Leckerbissen zu würzen. Freilich baut Streicher trotzdem auf Wolfs Grundlage; denn auch Wolf hielt in seinen Couplets und Volksliedern (Beispiel: Mörikes „Agnes") die alte Liedform fest, fester sogar als Streicher. Aber auf das Vereinzelte kommt es hier nicht an, sondern auf das Prinzip, auf den Typus. Streicher läßt dem wagnerischen Sprechgesang nicht die Vorrechte wie Wolf; er hat wieder Freude am Singgesang. Daß dieser aber nicht abermals ein Singsang wird noch die Begleitung ein Klingklang: darin erweist sich seine Originalität. Die Bevorzugung der Singmelodie ist schon dadurch begründet, daß die Texte Volkslieder sind. Doch es ist eben bezeichnend, daß gerade sie Streichers Lust am musikalischen Gestalten weckten, daß er gerade in ihnen auf künstlerische Probleme stieß, die, so alt sie sind, bisher kaum ernsthaft ins Auge gefaßt worden waren.

Das strophische Lied so durchzukomponiren, daß es ein Lied in Strophen bleibt, nur nicht mit der hergebrachten Beschränkung, daß alle Verse über einen Leisten gespannt werden müßten; den Worten dieses Liedes eine volksthümlich faßliche Melodie zu geben, die dennoch zugleich seine natürliche, vernünftige Deklamation darstellte; den Rhythmus der selben Worte zum Rückgrat dieser gesungenen Melodie zu machen, dem sich dann in der Begleitung bewegliche Schwingen gesellten; in dieser Begleitung, trotz ihrer Bescheidenheit, harmonische Reichthümer zu finden, bei denen selbst der verwöhnteste Geschmack auf seine Kosten käme: Das war Streichers Ziel. Wie die Texte dieser Volkslieder mit ihrem poetischen Gerüst verfahren, mit Takt und Reim, zärtlich, aber skrupellos: genau so verfährt ihr Komponist mit seinen musikalischen Mitteln, mit Takt und Ton. In seiner Komposition sind es denn auch Volkslieder geblieben. Diese vielen Wunderhornweisen im Sechsachteltakt, dem alten Rhythmus des Jägerliedes, diese Ländler, Schnadahüpfln und Märsche scheinen ihren Texten von Anfang an zugehört zu haben, so passen sie ihnen auf den Leib; man meint oft, sie schon längst zu kennen. Und dennoch sind die Gedichte Zeile vor Zeile so sinngemäß deklamirt, daß sie keinem modernen Kunstlied Etwas nachgeben.

Das erreichte Streicher durch ein paar höchst einfache Kunstgriffe, die er mit dem naiven Raffinement des geborenen Künstlers anwendet. Sein musikalisches Fühlen ist durchaus modern. Er mischt gern fernverwandte Tonarten und läßt die Disharmonien rücksichtlos zusammenprallen; die Intervalle seiner Singmelodien sind kühn und vom Blatt oft schwer zu lesen, hören sich aber trotzdem einfach an, da die Begleitung ihre enharmonischen Sprünge unterstützt. Besonders gern fällt so eine Melodie ganz unvermittelt in eine neue Tonart, in der sie dann gemach verbleibt; wie sehr gerade diese höchst moderne Willkür den musikalisch unmusikalischen Gepflogenheiten des „Volkes“ entspricht, scheint schon Wagner beobachtet zu haben. Denn genau so (ich glaube, Bulthaupt hat zuerst darauf hingewiesen) singt der junge Seemann im ersten Akte des „Tristan“ sein Lied, dessen Umkippen in andere Tonarten nichts modern Gesuchtes oder Gekünsteltes ist, sondern eine musikalische und psychologische Finesse: das musikalisch unerzogene Volkskind hält eben nicht Ton. Auch Streichers Volkslieder sind so; es handelt sich also in ihnen nicht etwa um Lieder für das Volk, sondern um eine künstlerische Darstellung des Volkes im Lied.

So steht es auch mit dem Rhythmischen. Wie die singenden Soldaten auf dem Marsch den guten Taktheil bald mit dem linken, bald mit dem rechten Fuß aufschlagen, so verschiebt auch Streicher den Takt, ohne ihn darum aufzulösen; und er kanns um so eher wagen, als gerade seine Rhythmik ungemein straff ist, ein unablässiges Wechselspiel gespannter und gestreckter Muskeln, wie bei einem galoppirenden Pferd. An seinen starkknochigen und zugleich so gelenkigen, schwierigen und wiederum schlichten Liedern ist mir klar geworden: was wir so als „Volkslieder“ anzusehen pflegen, all diese lieben, im engen Kreis der Kadenz mit rührender rhythmischer Enthaltsamkeit daherschlendernden Lieder der Silcher und Genossen bis zum großen Brahms hin, — im Grunde sind es sammt und sonders kraftlose Mendelssohniana! Das alte deutsche Volkslied, das sich im fünfzehnten Jahrhundert aufschwang und im sechzehnten alle Landstraßen und Werkstätten durchhallte, hat anders geklungen. Volkslieder sind, besonders sobald es über das einfache Liebeslied hinausgeht, selten rein lyrisch. Zu epischen Gesängen, zu Balladen wachsen sie sich freilich auch nicht aus; sie sind eben vielfach zufällig aus Einzelstrophen zusammengesät, wie eine Blumenwiese; ihre Dialoge sind locker, die Situationen schwankend und nur die Vorstellung, die vorstellende Phantasie des Singenden bindet sie in Eins. Um solche Gedichte musikalisch zu gestalten, darf daher die Lyrik, obwohl sie den Grundton giebt, nicht wuchern; dramatische Accente sind hier und da nothwendig, aber auch gefährlich; und epische Schildereien würden der Phantasie sogar sehr unwillkommene realistische Grenzen setzen. Knappheit ist also die Hauptforderung

für solche embryonische Balladen: eine Musik, die die Phantasie überall anregt und ihr zugleich die ganze Unendlichkeit offen läßt.

Nun ist Streicher eine spröde Natur. Seine Klavierbegleitung ist mager und herb, ihr fehlt der klangliche Charme eines Schumann oder Wolf; seine Mache erinnert an grobe Holzschnitte, ähnlich wie die Zeichnungen Salters zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Gerade ihm liegen daher diese Texte, in denen nur die Sache spricht, nicht das Drum und Dran, in denen die „Stimmung“ nur widerwillig, und dann freilich um so mächtiger wirksam wird. Es ist ein Unterschied, wie ihn Klinger für Malerei und Zeichnung festgestellt hat. Bei Hugo Wolf, bei Wagner, Bruckner ist Alles Farbe, Farbe von oft böcklinischer Tiefe und Leuchtkraft; das Kunstwerk erfüllt und sättigt die Vorstellung wie das Ohr, der Hörer schwimmt im Klang. Streicher dagegen ist Zeichner. Er deutet an. Er vertheilt nur Licht und Dunkelheit, er läßt das Wenige kräftig heraustreten und überläßt das Uebrige der Kombinirkraft des Hörers.

Als Beispiel mag das Lied „Der Schildwache Nachtlied“ dienen. Ein einsamer Soldat hält draußen im Feld ein Selbstgespräch, ein Zwiegespräch mit seiner Liebsten. Die Worte des Mädchens, die seine Sehnsucht sich aus dem Dunkel erhorcht — „Ach, Knabe, sollst nicht traurig sein“ und „Stehst Du im Feld, so helf' Dir Gott“ —, dringen unverschleiert und unerklärt in sein Ohr; so sehr ist er in Einsamkeit versunken. Mitten aber in seiner Antwort schrickt er auf: „Halt! Wer da?“ „Rund!“ tönt es zurück. Kurze Fragen und Antworten. „Bleib mir vom Leib!“ hören wir noch rufen, zugleich zwei, drei Säbelkreuzungen klirren: und Alles ist still. Wache und Runde — oder waren es Feinde? — von der Nacht verschluckt. Keine Spur von moderner Tonmalerei. Mit ein paar Strichen ist die Szene wie von einem Menzel hingehauen. Hier verräth sich auch schon das eigenthümlich rhapsodische Element in Streicher: seine Neigung zum Dramatischen und zur Ballade. Manche Wunderhornlieder sind kaum noch Lieder, nicht einmal Balladen zu nennen, sondern Darstellungen einer höheren Gattung. Man empfindet sie unwillkürlich als greifbar verwirklicht, als gespielt, von einem Chor begleitet, der das Echo des Widerstandes, der Zustimmung, des Schreckens abgeben müßte. Ich denke da besonders an das mächtige „Nun laßt uns singen das Abendlied“, dessen Schlußtakte die lange unterdrückte Wuth plötzlich zu solchem Ausbruch kommen lassen, daß ich mir immer ein bebendes, kreischendes Publikum hinzudenke.

Die stilschöpferische Kraft eines Künstlers zeigt sich besonders deutlich wenn er den Charakter einer Kunstgattung äußerlich wahrt, ihrem Inhalt aber eine solche Fülle giebt, daß die Form zu zerspringen droht. Sie wird zerspringen und neue Formen werden die freigewordene umgrenzen. Immer schafft sich der Inhalt die Form; nie war es anders.

Unter Streichers Wunderhornliedern sind zwei, die inhaltlich nicht nur das augenblickliche Leben irgend eines noch so typischen Soldaten, Jägers oder Landmannes erschöpfen, sondern in denen mehr steckt: ein Volk, eine Weltanschauung. Das eine ist sein schon berühmt gewordenes „Erntelied“. Streicher hat das alte, gewaltige Lied vom Schnitter Tod in ein Lebenslied umgewandelt. Fünfmal zählen die Verse des Gedichtes die Verwüstungen des Mähenden auf; fünfmal heißt es: „Hüte Dich, schön's Blümelein“; der Schlußvers: „Trotz! Komm, Tod, ich fürcht' Dich nit!“ kann dem Eindruck dieser Strophen schon quantitativ nicht Stand halten. Anders in Streichers Komposition. Hier hat die Schlußstrophe durch eine Wandlung des Themas eine solche Wucht bekommen, daß sie in ein paar Takten den ganzen Todesjammer entzweischlägt, worauf sich dann der schöne Choral „Freue Dich, schön's Blümelein“ in seliger Sicherheit wie ein Strom in der Ebene verbreitet. Von gleicher Größe sind die Kirchweihverse des Abraham a Santa Clara. Auch ein Lebenslied, aber ein feuriges, derbes, ein stampfender Wirbel wie Rubens' Bauernhochzeit.

Das sind Leistungen. Und Streicher ist, trotz diesen reifen Schöpfungen, noch so jugendlich, daß wir viel von ihm hoffen dürfen. Seine Musik ist voll von Anklängen an die Schöpfungen früherer Meister: Wolf, Bruckner, alte Volkslieder, selbst Berlioz glaube ich einmal herauszuhören; und er bringt Citate, ohne sie irgend zu bemänteln. Merkwürdig ist dabei, daß dennoch das Ganze so durchaus streicherisch klingt. Uebrigens hat er außer den Volksliedern und Balladen noch andere Dichtungarten gepflegt. Auf bisher fast unbebautem Feld fand er die Burleske. Ein paar Kleinigkeiten von Dehmel hat er ganz köstlich herausgearbeitet; in der einen (der Parodie „Tiefsinn“) bringt er am Schluß einen Walzer, neben dem sogar der von Wolf (in Mörikes „Abschied“) verblaßt. Auch Sprüche giebt er uns; ihnen reiht sich Dehmels Apostrophe an Klinger an. Ja, dieser Hymnus an Klinger! Dieser große Hymnus von nur elf Takten! Eine von den Offenbarungen, die aus höherer Welt kommen, ein Zauber, vergleichbar dem, der uns umfing, als wir den Gesang Weylas zum ersten Mal vernahmen. Das Wissen von der Ewigkeit des Geistigen geht Einem da wieder auf, wie in der Vorahnung einer neuen Liebe.

Sprach ich zu laut? Seis drum: so wird es weiter hallen. Denn ein Held ist auf seinem Wege. Noch sind es meist nur Präludien, die er uns hören ließ. Aber es wird kaum mehr lange dauern, bis wir eines Tages Feuer aus Bergen brechen sehen, die Alle in ewigem Schlummer wähnten. Das soll ein Fest geben.

Gustav Kühl.



# Anzeigen.

**Aus einem Flüchtlingsleben (1833 bis 1839). Die Geschichte meiner Kindheit.** Von Claire von Glümer. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden, 1904. 4 Mark.

Die Kindheitgeschichte der feinsinnigen und vielverdienten Schriftstellerin und Uebersetzerin Claire von Glümer in Dresden, die sie aus treu bewahrten Erinnerungen und nach den Briefen ihrer Mutter erzählt, ist nicht nur ein vortrefflich geschriebenes, fesselndes Buch, sondern eine in ihrer Art ganz einzige literarische Erscheinung von außerordentlichem historischen Werth. Claire von Glümer hat ihre Kindheit auf unablässigen Wanderungen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und wiederum Frankreich verbracht, denn ihr Vater, der braunschweigische Notar und Advokat Karl von Glümer in Blankenburg, ein alter Burschenschafter und Vorkämpfer für die künftige Herrlichkeit des Deutschen Reiches, mußte nach vorangegangenen Ausweisungen aus Braunschweig, München, Meiningen, Dresden, Kassel und Offenbach den Wanderstab nach Frankreich setzen und wurde auch in der Fremde ruhelos von Ort zu Ort getrieben. Der bittere Spott, mit dem Dingelstedt in seinem besten Gedicht, „Die Flüchtlinge", den exilirten Deutschen erzählen läßt:

„Ich sprach einmal ein freies Wort
In Sachen der Tscherkessen,
Da jagten sie von Haus mich fort,
Nachdem ich lang gesessen",

traf auf den Vater unserer Erzählerin beinahe zu; die Summe von Leid, Mangel, Strapazen, mit denen der liberale Publizist und seine unschuldige Familie heimgesucht wurde, stand in gar keinem Verhältniß zu seiner Schuld, selbst wenn man sich auf den Standpunkt des äußersten Konservatismus und der Ruheseligkeit der Restaurationperiode zurückversetzt. Claire von Glümers Erinnerungen sind die Wiederbelebung von Zeiten, Zuständen und Erlebnissen, von denen das lebende Geschlecht meist keine Ahnung hat. Der Verfolgungeifer jener Jahrzehnte drängte die entgegengesetztesten Naturen und Anschauungen in eine wunderliche Gemeinsamkeit der Schicksale zusammen. In ihren lebendigen Bildern aus den Flüchtlingskreisen gewährt die Verfasserin einen Rückblick auf den bitteren Ernst und den gelegentlichen Humor dieser Schicksale; ihre Charakteristiken verschollener politischer Märtyrer sind in aller Schlichtheit kleine Meisterstücke: ein ganzes Geschlecht von Strebern und Kämpfern, die in der Hauptsache Recht und in hundert Einzeldingen Unrecht hatten, tritt vor unseren Blick. Selbst die Karikaturen darunter, an denen es nicht fehlte, gewinnen in Claire von Glümers Darstellung mitleidige Theilnahme. Die Krone und der Kern der sämmtlichen Aufzeichnungen ist freilich das pietätvoll gezeichnete Bild ihrer Mutter Charlotte von Glümer, geborenen Spohr, einer Gestalt von unsäglich wehmüthigem Reiz, die Neubelebung eines Frauengeschickes, das an schmerzlichen Erfahrungen nur allzu reich war und in dem die ganze wortlose Liebe, Opferfähigkeit und tapfere Zuversicht einer weiblichen Natur aus alter Zeit zu Tage kommt. Wo man auch die Erinnerungen aufschlägt, da fällt das hellste Licht auf die Erscheinung der Mutter und Alles wird zur Apotheose des Entschlusses, mit dem Frau von Glümer 1833 den schweren Weg ins Exil antrat: „Verdamme mich nicht, daß ich Karl begleite, richte mein Thun nicht nach seinen vielleicht unglücklichen Folgen, beurtheile mich nach meinem Wollen!"

Dresden. Professor Dr. Adolf Stern.

**Stimmen toter Dichter.** Mit dem Bilde und Faksimile der Ulrike von Levetzow. Hannover, Otto Tobies. 2,50 Mark.

„Stimmen toter Dichter" nenne ich diese Blätter, weil aus Briefen, Versen oder Erinnerungen, eigenen und fremden, die persönliche Eigenart der hier behandelten deutschen Dichter zu uns redet. Das Buch will weder eine sogenannte „gelehrte Arbeit" noch eine höchst überflüssige Sammlung von Aufsätzen über Dichter sein. Es bietet neue Erinnerungen, frische Blumen von den Lebenspfaden oder vom Grabe poetischer Lieblinge des deutschen Volkes, öfters auch bisher ungedruckte Thatsachen und Bekenntnisse.

Eisenach. Dr. Gustav Adolf Müller.

❦

**Funken.** Zeitschrift freier Richtung. Herausgegeben von Walter Schulte vom Brühl, Verlag von Friedrich Rothbarth in München.

Die von mir herausgegebene Monatsschrift will in erster Linie die belletristische Skizze pflegen. Daneben bringt sie, von reichem Buchschmuck begleitet, Essays, Plaudereien, Dialoge, Satiren, Gedichte, Epigramme und Aehnliches. Die Redaktion schreckt, ohne sie direkt aufzusuchen, vor den gewagtesten Stoffen nicht zurück, wenn sie nur künstlerisch dargestellt sind und keine unkünstlerische Nebenabsicht verrathen. So sind die „Funken" allerdings kein Blatt für höhere Töchter. Sie wollen ein Organ für verfeinerte Lebenskunst sein, das ohne Pruderie allem Schönen und menschlich Berechtigten vorwärtshilft und alles Unschöne und Unberechtigte in Kunst, Politik und Leben bekämpft.

Wiesbaden. W. Schulte vom Brühl.

❦

**Orchideen.** Seltsame Geschichten mit Buchschmuck vom Professor Ignatius Taschner. Albert Langen, München. 2 Mark.

Harakiri ... Es ist mir vollständig gleichgiltig, ob meine unter dem Titel „Orchideen" gesammelten neunzehn Geschichten sich den üblichen Regeln der Schilderungskunst anpassen oder nicht. Viele glauben, weil auch so mancher „Klassiker" erschreckend langweilig gewesen, müsse man trachten, in epischer Breite zu glänzen. Dieser Standpunkt hat sicher Werth; denn durch seine Unerträglichkeit muß er schließlich eine Revolution der dichterischen Ausdrucksweise zeugen. Einigen aber paßt er nicht; und ich möchte gern zu Diesen zählen. Durch Jahre langes qualvolles Bemühen habe ich mir die Fähigkeit errungen, nach Belieben Visionen vor mein inneres Auge zu rufen, und der Wunsch, diese Gesichte so dicht wie nur möglich an die Seele des Lesers zu rücken — wie man etwa, einen Abdruck zu schaffen, die photographische Platte an das lichtempfindliche Papier fügt —, zwang mich, manchmal abgerissene Szenen und Sätze zu bilden. Sollen die Geschichten (und ich meine damit besonders „Das Präparat", „Chimäre", „Der Schrecken", „Bologneser Thränen", „Der Opal" und „Der Mann auf der Flasche") die Wirkung auslösen, die ich beabsichtigte, sollen sie die magische Reproduktion auf der Netzhaut der Seele wirken, so genügen nach der Lecture einige Momente abwartenden Augenschließens, um die Visionen lebendig werden zu lassen. Alle aber, denen die Gabe des inneren Schauens versagt ist, müssen sich wohl an dem erzählerischen Inhalt genügen lassen.

Wien. Gustav Meyrink.

❦

# Geheimnißkram.

Der Herausgeber der „Zukunft“ hat vor acht Tagen die Meinung ausgesprochen, Herr Dernburg werde schon wissen, was er mit dem neuen Gelde der Darmstädter Bank anfangen solle; man dürfe ihm nicht verübeln, daß ers nicht durch die Gassen schreit und nicht selbst zum Herold seiner Absichten wird. Auf die Gefahr, daß auch anderen Leuten dieses Schweigerecht, von dem mein Kodex der Finanzkritik bisher nichts wußte, zugesprochen wird, fragt mein beschränkter Unterthanenverstand neugierig nach dem Zweck der jüngsten Anleiheoperation des Herrn von Rheinbaben. Sicher weiß auch der preußische Finanzminister, was er mit dem neuen Geld anfangen solle. Damit aber ists doch nicht gethan. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Kapitalsvermehrung der Bank für Handel und Industrie der neusten Kapitalsvermehrung Preußens zu vergleichen. Warum soll Preußen nicht neue Schulden machen, warum die Darmstädter Bank nicht ihr Kapital erhöhen? Alle Staaten machen ja neue Schulden und alle Banken erhöhen ihr Kapital. Erste Uebereinstimmung. Wenn nun aber Preußen und die Darmstädter Bank neue Geldmittel brauchen: warum wählen sie als Zeitpunkt für die Befriedigung ihrer Wünsche just den Oktobertermin, den man sonst zu vermeiden pflegt? Und warum giebt Preußen sowohl wie die Darmstädter Bank für eine Nebensache aus, was doch die Hauptsache ist und deshalb auch als solche erscheinen sollte? Warum erfolgt Dernburgs Kapitalserhöhung „im Anschluß“ an die Transaktion mit Warschauer, die Rheinbabens „im Anschluß“ an das Kreditgeschäft des Reiches? Noch eine vierte Aehnlichkeit ist übrigens zu verzeichnen. In beiden Fällen wirkte der Entschluß, neue Mittel zu suchen, völlig überraschend; die Sachen mit Warschauer und mit den Reichsschatzscheinen waren zwar schon ruchbar: dennoch ahnte Niemand, welche Hauptsachen diesen Nebensachen folgen würden. Fünftens war in beiden Fällen ein heftig angefeindetes Manöver vorausgegangen, das sich auf eine Bergwerksgesellschaft bezog und einem Depossedirungversuch mehr oder minder ähnelte: hier Luxemburger, dort Hibernia. Hand aufs Herz, verehrter Leser: Du hast in Deinem Tageblatt unterm Strich schon manchen schlechteren Sonntagszwangsvergleich gefunden.

Herr Harden hat mich nicht zu überzeugen vermocht, daß ich Unrecht hatte, als ich die Kapitalsvermehrung der Darmstädter Bank auf Verlegenheitmotive zurückzuführen versuchte. Der Verlauf der deutsch-luxemburger Generalversammlung hat mich in meiner Auffassung sogar noch bestärkt. Die Riesenmehrheit für einen Vorschlag, zu dessen juristischer Frontaldeckung man erst Meister Kempner aus Berlin nach Bochum rufen mußte, giebt zu denken. Herr Justizrath Kempner, den ich bewundere, war gewiß nicht nur deshalb in Bochum, weil er zufällig im Aufsichtrath der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft sitzt. Interessant war auch, daß, wie Herr Dernburg vor dem Beginn der Verhandlungen mittheilte, 1136 Aktien, darunter 786 von der Darmstädter Bank, weil sie zu spät deponirt worden waren, nicht mitstimmen durften. Daraus mag man erkennen, mit welchem Eifer die Darmstädter Bank oder Herr Dernburg oder deren Freunde — der Hochstand moderner Beruhigungtechnik zwingt uns ja zu vorsichtigster Wahl der Ausdrücke — gearbeitet haben müssen, um für die Nivellirungvorschläge der Verwaltung die große Mehrheit zusammenzutrommeln. Ich behaupte nicht, daß die

luxemburger Geschichte das einzige Motiv zur Kapitalsvermehrung war, sondern nur, daß beide Aktionen zusammenhängen; und aus diesem Gedankengang kann mich die Thatsache nicht vertreiben, daß Herr Dernburg in Aussehen und Manieren einem Bewohner von Montmartre zu gleichen liebt. Ein Montmartre-Genie braucht er darum durchaus noch nicht zu sein. Uebrigens wüßte ich nicht, welche Bankdirektoren durch höfliches Grinsen von ihm abzustechen bestrebt sind. Wer den Verkehr unserer Bankdirektoren mit den Meinungmachern beobachtet, wird bald merken, daß da von solchem Mienenspiel nicht viel zu spüren ist. Mir wird, zum Beispiel, gesagt, die „Woche" würde vergebens einen Preis auf einen snapshot aussetzen, der in den Zügen des mit einem Journalisten sprechenden Herrn Fürstenberg ein Grinsen verräth. Ich kann nur bedauern, daß der Herausgeber der „Zukunft" in einer, wie ich glaube, ungerechten Anwandlung seines unbezähmbaren Gerechtigkeitsinnes diesen Unnahbaren bei ihrer oft schon lächerlichen Geheimnißkrämerei die Stange hält. Minister und Bankdirektoren! Ich weiß: Herr Harden hat — gewiß mit Recht — von manchem Minister keine allzu hohe Meinung; aber ich möchte behaupten, daß selbst der Lange Möller noch immer mehr leistet als mancher unserer Bankdirektoren, deren Mehrzahl ihre Stellung ausschließlich der Protektion verdankt und die nicht um ein Haar mehr verstehen, nicht um einen Zoll weiter blicken als der allerletzte der Jobbers, die sich aber zu blähen wissen, wie die Frösche in Aesops Fabel, weil man ihnen Hunderte von Millionen zur Verwaltung anvertraut hat. Und was nun Herrn Dernburg betrifft, mit dem man sich vielleicht gar nicht so viel beschäftigen sollte, so gehöre ich nicht zu Denen, die an seine Divinität glauben. Er kann rechnen und hat den Muth zur Rücksichtlosigkeit. Das sind zwei nicht zu unterschätzende Eigenschaften, die aber noch lange nicht das Ideal eines Bankdirektors ausmachen, auch nicht des „modernen", im Gegensatze zum Bankdirektor vieux jeu nach der Art von Siemens und Hansemann.

Herr von Rheinbaben, der Herrn Dernburg in keinem Zug ähnelt, wird uns wenigstens später einmal mittheilen, wozu er die 70 Millionen gebraucht hat, die er jetzt plötzlich durch Schatzscheine erwirbt. Soll diese Emission etwa den Erfolg des Hiberniaplanes sichern? Die zweite Hibernia-Versammlung ist für den zweiundzwanzigsten Oktober anberaumt. Die Möllerpartei verfügt jetzt über die absolute Mehrheit; freilich nicht über die qualifizirte, die zur Verstaatlichung nöthig wäre. Aber warum auch nur über die absolute, die immerhin schon eine gefährliche Macht verleiht? Weil die Finanzgruppe der Hibernia nicht Alles aufbot, um den Gegner aus dem Feld zu schlagen, sondern gerade nur genug, um sich ihn vorläufig vom Leib zu halten. Ich möchte wissen, wie der Generaldirektor Behrens darüber denkt. Die wahre Liebe ists jedenfalls nicht. Auf ein paar Millionen mehr oder weniger durfte es der Handelsgesellschaft und Bleichröder nicht ankommen; nicht eine einzige Aktie, die sie kaufen konnten, durften sie sich entgehen lassen. Noch ist Polen nicht verloren, aber die Situation ist schwieriger geworden, weil die alte Hibernia-Gruppe es an Wärme fehlen ließ. Wer bei Bankdirektoren ideale Gesinnung sucht, wird enttäuscht werden. In diesen Herzensschreinen ruhen keine Schätze und sie bleiben verschlossen, weil man sonst schnell ihre Leere erkennen und alle Illusionen aufgeben würde. Dis.

♣

# Notizbuch.

Wer seinen Gegner ins Unrecht setzen will, braucht ihm nur einen Unsinn auf die Lippe zu legen. Das thut Dis, um zu beweisen, daß seine Auffassung richtig, meine falsch ist. Er stellt mich den Lesern als einen Thoren vor, der in den Herzen der Bankdirektoren ideale Gesinnung sucht und sich über die Bedeutung dieser Leute höchst kindliche Illusionen macht. Sehr nett; nur wird er kein von mir gesprochenes oder geschriebenes Wort finden, das diese Unterstellung bestätigt. Weder halte ich Bankdirektoren für Idealisten noch wünsche ich auch nur, daß sies seien. Mit anständigen Mitteln gute Geschäfte zu machen: Das allein ist ihre Aufgabe. Ihre Psyche kann mich nur interessiren, wenn ein Zufall mich mit ihnen in Verkehr gebracht hat. Dis klagt, daß ich ihnen die Stange halte. Meinetwegen; dann wollen wir aber bei dieser Stange bleiben. Er meinte, der Entschluß der Darmstädter Bank, sich jetzt dem Hause Robert Warschauer & Co. zu verbünden, sei eine Folge des luxemburger Handels gewesen. Ich halte diese Ansicht für unrichtig und bewies, daß schon im Kommanditvertrag die Umwandlung des Hauses Warschauer für das Jahr 1905 vorgesehen war. Daran knüpfte ich den Rath, den Bankdirektoren nicht zuzumuthen, daß sie ihre Geschäftsgeheimnisse den Journalisten ausplaudern. Unerhört, sagt Dis; dann braucht uns ja der Finanzminister auch nicht zu sagen, wofür er den Ertrag der neuen Schatzscheine verwenden will. Sehr richtig; braucht er auch nicht. Seine Instanzen sind: Staatsministerium und Landtag; die des Bankdirektors: Aufsichtrath und Generalversammlung. Da haben sie Rede zu stehen; sonst nirgends. Wir haben uns daran gewöhnt, daß der Hauptzweck aller Vorgänge des deutschen Lebens ist, photographirt zu werden, und daß unsere kümmerlichen Heroen zur rechten Zeit stets in die Kamera gucken. Sind wir nun schon so weit, daß es auch bei der Beurtheilung der für Staat und Gesellschaft zu machenden Geschäfte darauf ankommt, ob den Schreibern früh genug die fällige Sensation geliefert wurde? Wenn die Herren aus dem Quell schöpfen dürften, kämen sie ja um den lohnendsten Theil ihrer Destillirarbeit und wir um den Genuß, uns täglich ihrer Düfteleien und Kombinationen zu freuen. Einstweilen wirds bei dem „Schweigerecht" bleiben; bis wir auf politischem und finanziellem Gebiet endgiltig aufhören, ernsthaft zu handeln. Und die Journalisten, die sich, um Geheimnisse zu erwittern, in die Nähe der Bankdirektoren drängen, dürfen nicht klagen, wenn sie belogen werden. Auch was Dis über die Generalversammlung der Luxemburger sagt, halte ich nicht für richtig. Herr Kempner war in Bochum, weil er, als Aufsichtrathsmitglied, dort zu sein hatte; das selbe Recht und die selbe Pflicht führt ihn im Lauf des Jahres in sehr viele Generalversammlungen und zwingt ihn oft zu beträchtlich weiteren Reisen. Wenn die Darmstädter Bank eifrig für die Stärke ihrer Mehrheit gearbeitet hätte, dann hätte sie vor allen Dingen doch verhütet, daß 786 ihrer Aktien durch verspätete Anmeldung um das Stimmrecht kamen. Erweislich wahr ist aber, daß sie sich nicht einmal bemüht hat, ihr bekannte Aktionäre für den Plan der luxemburger Verwaltung mobil zu machen; und daß ansehnliche Aktienposten, die für diesen (nach meiner Ueberzeugung sehr gescheiten) Plan gestimmt hätten, in Bochum gar nicht vertreten waren. Im Allgemeinen wenigstens, scheint mir, ists wünschenswerth, daß man die Vorgänge kennt, die man öffentlich kritisirt. Der Handelsgesellschaft und der Firma Bleichröder wird vorgeworfen, sie hätten nicht genug Hibernia-Aktien gekauft. Sie haben genug gekauft, um nach Recht und

Gesetz die Verstaatlichung abwehren und das Aktienkapital erhöhen zu können. An die Möglichkeit einer Umgehung des Gesetzes und einer Verleugnung des Rechtes brauchten sie nicht zu denken. Und wenn sie, mit gutmännischer Skrupellosigkeit, noch ein paar Millionen gekauft hätten, wäre der Kurs durch den Wettbewerb beider Gruppen auf 300 getrieben und sie wären, nicht ohne jeglichen Grund, wegen unvorsichtigen, unsoliden Gebahrens auf Holzpapier hart getadelt worden. Männer von der Kraft, dem nie schwindligen Gewissen Hansemanns und von dem klugen Cynismus Georgs von Siemens hätten sich über solche Anfechtung freilich lächelnd hinweggesetzt; ihre Epigonen bekümmern sich leider viel zu viel um die Zeitungjustiz und ärgern sich vor Tisch an dem dümmsten Entrefilet fast noch mehr als bei Tisch an einem verdorbenen Trüffelgericht. Damit ist schon gesagt, daß ich sie nicht für große Männer halte; nach ihren sichtbaren Leistungen immerhin aber für im Durchschnitt sehr tüchtige Geschäftsleute. Dis findet, Herr Möller leiste mehr als mancher Bankdirektor. Ich gönne dem Handelsminister dieses gerade jetzt überraschende Lob, glaube aber, daß er sich nicht ein halbes Jahr lang auch nur an der Spitze einer mittleren Bank halten würde. Glaube? Der Beweis ist ja längst erbracht. Wer in der günstigsten Zeit aus dem brackweder Kupferhammer nichts zu machen verstand, würde im Gedräng modernen Banklebens keine neidenswerthe Rolle spielen und könnte sich neben Finanztalenten vom Schlage der Gwinner, Steinthal, Fürstenberg, Rathenau, Gutmann, Dernburg — um nur ein paar zu nennen — auf die Länge nicht behaupten. Die Meinung, die meisten Bankdirektoren verdankten ihre Stellung einer Protektion und verstünden nicht mehr, blickten nicht weiter als der kleinste Jobber, kann ich zwar, als höflicher Mann, verzeichnen, aber, beim besten Willen, mit ernstem Gesicht nicht diskutiren. Bleibt noch die Frage nach den Umgangssitten des Herrn Dernburg. Ich finde sie gut, einfach, natürlich, im Lebensstil eines klugen, vielleicht etwas hastig assozirenden Menschen. Dis findet sie schlecht. Ich kenne diesen Bankdirektor ein Bischen, Dis kennt ihn gar nicht. Wer mir unterschiebt, ich hielte ihn für ein Genie und glaubte an seine Gottähnlichkeit, läßt mich eben einen Unsinn reden, der mir nie einfiel, und macht sich die Polemik damit denn doch wohl allzu leicht. Ich weiß, trotz allem Gegengerede, daß andere Bankherrscher die Journalisten huldvoller behandeln als dieser skeptische Sohn eines unserer besten Journalisten und daß Herrn Dernburg oft schroffes und barsches Wesen nachgesagt wird. Ich wünsche, daß er sich nicht ändere und daß sein Beispiel auf die Kollegen wirke. Ich wiederhole: „Kritisirt die Minister und die Bankdirektoren so oft und so unerbittlich, wie Ihr wollt (und dürft), aber verlangt nicht von ihnen, daß sie Euch sagen, was sie, um ans Ziel ihres Wollens zu gelangen, oft dem Freund selbst verbergen müssen". Und füge den Rath hinzu, die Bankdirektoren, ohne sie jemals anzureden, ohne einen Wink noch ein Wetterzeichen von ihnen zu erwarten, zu wünschen noch gar zu fordern, ihren Weg gehen zu lassen und über ihr öffentlich interessirendes Handeln zu sagen, was das Recht zu sagen gestattet, die Pflicht zu sagen gebietet.

* * *

Herr Professor van de Velde schreibt mir:

„Lieber Harden, als ich von meiner Ferienreise zurückkam, erfuhr ich durch zugeschickte Zeitungausschnitte, daß in Berlin das Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von ‚Sitzmöbeln' veranstaltet hat. Die Leiter dieser Ausstellung hielten es für angebracht, zu beschließen, daß ich mit einigen Arbeiten in ihren Sälen vertreten sei. Warum mögen sie wohl nicht daran gedacht haben, sich an mich zu wenden und

mich selbst die von mir auszustellenden Arbeiten wählen zu lassen? Schließlich weiß ich doch besser als ein Anderer zu beurtheilen, welche meiner Arbeiten am Meisten geeignet sind, den Vergleich mit den Werken auszuhalten, die von den Organisatoren der Ausstellung als die stärksten aus dem reichen Schatz der Vergangenheit gewählt worden sind. Mir müßte doch überlassen sein, zu erwägen, in welchen meiner Leistungen sich mein Können am Besten verkörpert, welche am Klarsten zeigen, wie ich mir auf diesem Gebiete die Erfüllung der vom modernen Leben gestellten Forderungen denke. Nun bin ich auf dieser Ausstellung mit Arbeiten vertreten, deren jüngste schon mehrere Jahre alt ist! Unter diesen Umständen sind vernünftige Kritiken, Folgerungen, Vergleiche nicht möglich; die Bedingungen, unter denen hier Werke von mir ausgestellt sind, nehmen allen Kritiken und Vergleichen den Sinn. Wollen Sie mir helfen, lieber Harden? Ich bin gezwungen, öffentlich darüber Beschwerde zu führen, daß ich nicht persönlich eingeladen worden bin, für die Interessen der modernen Kunst und für mein eigenes Künstlerinteresse zu sorgen. Mir gehts wie einem Rennstallbesitzer, dessen Pferde man rennen läßt, ohne ihn vorher um Erlaubniß gebeten zu haben. Auf dem ‚Turf' würde man solchen Verstoß gegen die einfachste Anstandspflicht streng strafen. Kann nicht auch auf dem Gebiete der Ausstellungen die Strafe der Disqualifikation angewandt werden? Uebrigens scheine ich nun einmal zum Opfer solcher Methoden ausersehen zu sein. Vor ein paar Jahren veranstaltete die wiener Sezession, trotzdem ich meine Erlaubniß verweigert hatte, eine wichtige Ausstellung meiner Werke; und jetzt fragt das berliner Kunstgewerbemuseum überhaupt nicht erst nach meiner Einwilligung. Da zeigen sich denn doch ‚Tendenzen', die zu verurtheilen sind; sie können den Künstler schädigen, schädigen ihn in der That ganz wesentlich. Und deshalb glaube ich, daß dieses persönliche Erlebniß ein über den Einzelfall hinausreichendes, allgemeines Interesse hat. Das Publikum muß diese Vorgänge kennen lernen. Ich wünsche meinem Protest die weiteste Verbreitung und bitte Sie, lieber Harden, darum, ihn in der ‚Zukunft' zu veröffentlichen. Ihr herzlich ergebener

Weimar. Henry van de Velde."

Der Leiter des berliner Kunstgewerbemuseums kann sich, wie mich dünkt, nicht der Pflicht entziehen, sein mindestens merkwürdig zu nennendes Verfahren gegen einen Künstler von Weltruf zu begründen. „Schweigt er, so weiß ich meinen Weg."

* * *

Ein paar Briefe, die keines Kommentars bedürfen:

„Verehrter Herr Harden, ein Romancier, der Frankreich viel verdankt, protestirt gegen Einiges, was Herr Karl Jentsch hier über Frankreich gesagt hat. Frankreichs ‚Seelenverwandtschaft' mit Rußland! Der ‚Gehorsam und die Unterwürfigkeit von Reich und Arm, Vornehm und Gering gegen den jeweiligen Gebieter'! Gemeint ist gewiß: gegen Ludwig den Sechzehnten, Karl den Zehnten, Ludwig Philipp, Napoleon den Dritten. Das französische Volk soll also in einem Jahrhundert drei Umwälzungen vollbracht und einen Bürgerkrieg auf sich genommen haben, damit ihm jetzt die Thierseele Rußlands nachgesagt wird? In Wahrheit fängt doch Frankreich erst an, zur Ruhe zu kommen, seit es die Republik besitzt: die Republik, zu der es nicht auf dem Wege einer ‚äußerlichen Civilisation' gelangte, sondern nach der es unerbittlich hingedrängt hat, kraft seines Innersten, seines intransigenten Sinnes für Menschenrecht, seiner kritisch-literarischen Geistesverfassung, seines intellektuellen Sauberkeitstriebs; denn der verbot ihm, die praktische Vernunft von der reinen zu

scheiden und sich mit einer vom Geist überwundenen Staatsform im Leben abzufinden, weil sie bequem oder nützlich war. Wenn es nochmals gelänge, ihm, wie 1830 und 1850, statt der Republik einen Monarchen unterzuschieben oder aufzunöthigen — sei es auch einen, der nur ein Bürger wäre, oder einen, der die Geschäfte förderte —: man sollte sehen, was aus ‚Gehorsam und Unterwürfigkeit‘ würde. Die Republik aber, heißt es, ist nicht demokratisch, sondern bureaukratisch Das braucht kein Gegensatz zu sein. Es kommt darauf an, daß in der Bureaukratie Jeder die Bahn frei finde und daß an ihrer Spitze, auf dem Ministersessel, jeder Advokat, jeder Kaufmann, jeder Schriftsteller und jeder Arbeiter sitzen könne. Nicht darf, wie in der von Bebel gegen Jaurès gerühmten Monarchie, die Diplomatie dem Adel, die Verwaltung den Corpsstudenten, die Offizierstellen wieder dem Adel und eine ‚erstklassige‘ Behandlung den Reichen vorbehalten sein. Die deutsche Sozialdemokratie sieht von diesen Bedingungen allzu leicht ab; bei ihr ist von Gleichheit so bedauerlich wenig die Rede wie von Freiheit. Ihre Art, zu sein, und ihre Kraft, zu wirken, hängen zusammen mit der Kasernenzucht. In der chauvinistischen und reaktionären Geistesperiode, mit der Deutschland noch fertig werden soll, ist auch sie befangen genug, um ein Wort der Anerkennung zu finden für ein rückständiges Regime, das eine annehmbare soziale Gesetzgebung zuläßt. Kann sie das Königthum sich nutzbar machen, so verliert es für sie den Stachel. Sie ist hypnotisirt von der Geldfrage, von der Arbeiter-Geldfrage; und da diese nur die Arbeiter angeht, reicht die Partei über die Arbeiter kaum hinaus. Die Intellektuellen, die sich ihr irrthümlich anschließen, stößt sie zurück. Dagegen besteht die französische Arbeiterdemokratie als Theil einer größeren Demokratie mit langer Ueberlieferung; und einer Demokratie, deren erster Lebensgrund Idee und Ehrgefühl ist, nicht die Geldfrage. Auch die französischen Arbeiter wünschten sich eine Steuerreform: nur nicht aus den Händen eines auf sie sich stützenden Unterdrückers. Sicher kostets keine Verführungskunst, sie für eine Zeit von ihren Standesinteressen weg und zur Vertheidigung der bedrohten Republik zu lenken. Sie wissen selbst: eine geschickte Tyrannei kann fette Unterthanen haben; aber immer nur Unterthanen.

Riva. Heinrich Mann.“

* * *

„‚In Ludwigsburg, Mörikes Geburtstadt, ist die Errichtung eines würdigen Denkmals beschlossen worden. Das dortige Denkmal soll auch mit Reliefbildern der Komponisten Hugo Wolf und E. F. Kauffmann, die am Meisten dazu beigetragen haben, Mörikes Lieder dem Volk ans Herz zu bringen, geschmückt werden.‘ Diese Notiz las man vor etlichen Wochen in sehr vielen Zeitungen; in unserer an Denkmalen so armen Zeit mußte sie das Herz jedes Deutschen mit froher Hoffnung erfüllen. Endlich ein würdiges Denkmal dem lange verkannten Dichter Eduard Mörike, dem zu Lebzeiten nicht vergönnt war, sich des so nothwendigen Ruhmes zu erfreuen. Des Ruhmes, der dem Toten auch wohl fürderhin nicht in dem großen, sogar eine Säkularfeier heischenden Umfang zu Theil geworden wäre, hätten nicht zwei Komponisten in ihm einen ihren Talenten entsprechenden Librettisten entdeckt. Da scheint es nun wunderlich, daß sich ein Löblicher Gemeinderath von Ludwigsburg nur mit einem Reliefbild Wolfs begnügt, den Librettisten Mörike dagegen mit einer vollen Rundplastik für die Ewigkeit versichert. Von der anderen Seite betrachtet, erhalten die Komponisten Wolf und Kauffmann, so zu sagen, erst auf dem Postamente Mörikes ihre eigentliche Bedeutung. Freudig ist jedenfalls aber die Aussicht zu begrüßen, die

diese Doppelfirmendenkmale in unsere Zukunft eröffnen. Keinen schöneren Vorwurf gäbe es wohl für Donatello Eberlein als ein Goethedenkmal mit den dreihundertvierzig Komponisten des Liedes ‚Sah ein Knab ein Röslein stehn‘. Wie an anderer Stelle ein historischer Ueberblick über die erlauchte Ahnengalerie brandenburgischer Markgrafen, Kurfürsten und Könige, so würde hier die Musikgeschichte in ihren Größen plastisch unser Auge entzücken.

Ober-Schreiberhau. Peter Jerusalem.“

* * *

Nach den bayreuther Festspielen erhielt ich den folgenden Brief:

„Wer häufig Gelegenheit hat, den Aufführungen in Bayreuth beizuwohnen, kann leicht erleben, daß ihm am Schluß der einzelnen Abende die Stimmung durch das Verhalten der Zuhörer gründlich verdorben wird. Ist das Publikum hauptsächlich aus Deutschen zusammengesetzt, wie diesmal an den Parsifal- und Tannhäuser-Abenden, dann pflegt der Applaus bis an die Grenzen des Zulässigen zu stürmen. Darüber hat hier ja schon Herr Dr. Göhler gesprochen. Bilden dagegen, wie in den beiden Ring-Cyklen, Ausländer die Mehrheit, dann ist der Beifall mitunter so dürftig, daß er besser ganz unterbliebe. Nun muß man nicht etwa glauben, die Leute applaudirten nicht, weil sie nicht völlig befriedigt sind. Keine Spur davon. Wer wirklich tief ergriffen ist, hat keine Neigung zu tosendem Beifall. Die Verschiedenheit der Aufnahme stört leicht aber den reinen Nachhall des Kunstwerkes. Ich selbst habe oft die Anschauung Göhlers vertreten, dem der Applaus in Bayreuth nicht sonderlich zu behagen scheint. Rückhaltlos habe ich in der bayerischen Presse meiner Meinung auch Ausdruck gegeben. Um so interessanter war mir eine hierdurch veranlaßte briefliche Mittheilung der Frau Cosima Wagner, die gewiß auch in untergeordneten Fragen als Autorität anerkannt werden muß. Sie schrieb: ‚Der Meister hat den Applaus selbst für seine Künstler gewünscht und ordnete das Aufziehen des Vorhanges am Schluß sogar für Parsifal an. Nur nach dem ersten Akt im Parsifal wünschte er ihn nicht. Für den zweiten und dritten Akt hat er eigens eine Erklärung darüber abgegeben; und es würde ihn sehr verstimmt haben, wenn nach dem Rheingold seinen Künstlern kein Zeichen der lebendigen Freude an den Leistungen gegeben worden wäre.‘ Ich kann nur wünschen, daß diese Erklärung weithin gehört werde und Zweifel beseitige. Man thut nicht gut daran, diese Frage für völlig nebensächlich zu halten; ich kann nur wiederholen, daß die Verschiedenheit der Aufnahme störend nachwirkt. Am Schluß so gewaltiger Kunstwerke soll nicht die Neugier erwachen und gespannt lauschen, ob heute geklatscht oder nicht geklatscht werden wird.

Nürnberg. Stadtpfarrer Schiller.“

* * *

„Sehr geehrter Herr Harden, wiederum, diesmal aber zum letzten Mal hoffentlich, muß ich Sie bitten, mich über den berüchtigten Fall Bilse ein paar Worte sagen zu lassen. Vom Oberkriegsgericht in Frankfurt am Main ist nämlich festgestellt worden, daß Alles, was im Roman Bilses sich auf meine verstorbene Frau und mich bezog, frei erfunden war, einige an sich wahre, doch belanglose Dinge aber gehässig entstellt worden sind. Das war ja auch schon im metzer Prozeß Bilse festgestellt worden, ist aber niemals in die Öffentlichkeit gedrungen, da man alle Zeugen öffentlich vernahm, die wichtigsten aber, Witte und mich, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Was wir aussagten, ist leider also nicht bekannt geworden. Damals sagten der Rittmeister

Bandel und der Oberlieutenant Lindner, die sogenannte Bilse-Partei, belastend für meine Frau aus. Jetzt ist aber in langwieriger Voruntersuchung mit Lokalinspektion u. s. w. festgestellt worden, daß beide Zeugen ganz harmlose Vorgänge entweder falsch aufgefaßt oder auch unvollständig in ihren Aussagen vor Gericht wiedergegeben haben. Daraus entstanden dann, bei der damals herrschenden Stimmung, falsche Anschauungen, die erst der Prozeß Witte widerlegt hat. Aber auch die Ursachen der Härte des in erster Instanz gegen Witte gefällten Urtheils sind jetzt aufgeklärt. Die Belastungzeugen, meine und Wittes Burschen, sind nämlich von Bandel in mühsäliger Arbeit beeinflußt worden. Rittmeister Bandel, der eine Menge Material gegen Witte zusammengetragen hat, um ihn durch die Beschuldigung des Meineids zu vernichten, hat auch das Mittel der Zeugenbeeinflussung nicht gescheut. Der Mann ist ohne Uniform verabschiedet, untersteht keinem Ehrengericht mehr, kann also thun, was er will. Er hat sogar in Briefen, die er schrieb, um Material zu sammeln, falsche Namen gebraucht und sich dadurch eine Anklage wegen Urkundenfälschung zugezogen. Und dieser Kavalier galt in einem Theil der Presse lange, nebst Herrn Bilse, als Märtyrer seiner Ueberzeugung. Auch das im Roman verarbeitete Material gegen meine Frau und mich hat zum größten Theil Herr Bandel gesammelt; und zwar zu einer Zeit, wo wir Beide schwer erkrankt und Monate lang von Forbach abwesend waren. Doch genug des Schmutzes; ich wollte nur schildern, wie der Roman entstanden ist und was davon vor der Kritik des frankfurter Gerichtes bestehen blieb. Fast nichts, wenigstens nichts, w. s meine Frau betrifft. Auch die ‚Geldaffairen‘ zwischen Witte und mir waren durchaus nicht bösartiger Natur. Nie sind Wechsel unbezahlt geblieben; nie war von gegenseitiger Verpflichtung die Rede und vor Allem hat es sich niemals um Wucherer gehandelt, sondern um zwei große Bankhäuser; auch lagen Jahre zwischen den einzelnen Transaktionen. Freilich: Vieles, was nicht in Frankfurt zur Sprache kommen konnte, weil es andere Herren und Damen betraf, ist dennoch im Roman richtig geschildert und dient Forbach nicht zur Zierde... Wer aber, wie ich, fast ein Jahr lang unter öffentlich falscher Anschuldigung gestöhnt hat, Der darf nun wohl laut die Wahrheit verkünden. Namenlos litt ich dadurch, daß ich das Andenken meiner armen Frau besudelt sehen mußte, trotzdem ich wußte, daß sie makellos dastand. Jetzt ist ihre Reinheit erwiesen, einer Toten die Ehre wiedergegeben. Und da Herr Bilse sich vom Ertrag seines Romans in Zehlendorf eine Villa gekauft hat, kann auch er ja zufrieden sein.

Köln. Oberlieutenant a. D. stud. iur. Hans Koch."

* * *

„Siebenzehn Tage Irrenhaus!": so heißt eine (bei Hermann Walther in Berlin erschienene) Brochure, die ich hier schon einmal empfahl. Klar, anschaulich und mit rühmenswerther Ruhe hat Frau Gertrud Hirschberg darin geschildert, wie sie, ohne irgend eine Spur geistiger Erkrankung zu zeigen, in die neckargemünder Irrenanstalt geschleppt und, wider ihren Willen, siebenzehn Tage dort festgehalten wurde. Da ich in den Zeitungen bis heute nichts darüber fand, empfehle ich die Schrift noch einmal. Sie darf nicht totgeschwiegen werden. Die Geschichte wirkt mit allen Reizen der Spannung. Und das im Juni dieses Jahres vom karlsruher Oberlandesgericht in der Sache verkündete Urtheil wird nicht nur Kriminalisten innige Herzensfreude bereiten.

* * *

Am Sarge des Fürsten Herbert Bismarck hat nicht ein weltfremder Landpastor gesprochen, sondern Herr Konsistorialrath Lahnsen von der berliner Dreifaltigkeitkirche, der Vielen als bester Kanzelredner der Reichshauptstadt gilt ... Die Berichte über die dem Sohn bereitete Leichenfeier weckten die Erinnerung an einen Zug aus dem Leben des Vaters. Als in Varzin das letzte Gebet an der Bahre Johannas von Bismarck gesprochen war, pflückte der Witwer von einem der Trauerkränze eine weiße Rose, griff nach Treitschkes fünftem Band, der die Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten behandelt, und verließ, nachdem er des Pfarrers Hand gedrückt hatte, das Zimmer mit den Worten: „Der bringt mich vielleicht auf andere Gedanken".

* *
*

Neulich erwähnte ich, daß der Kaiser in einer Tischrede gesagt habe, seine Frau sei „der Königin Luise gleich an Volksthümlichkeit". Briefe, die ich seitdem erhielt, zeigten mir, daß vielfach noch der Glaube lebt, die Königin Luise habe sich in weiblicher Unterwürfigkeit auf den häuslichen Pflichtenkreis beschränkt und — mit Ausnahme der dunklen Tage, da sie als Bittstellerin vor den Korsen trat — dem politischen Treiben sich fern gehalten. Wie falsch dieser Glaube ist, lehrt das gute Buch, das Professor Max Lehmann (bei Hirzel) über den Freiherrn vom Stein veröffentlicht hat. Ich will ein paar Sätze aus der Geschichte des Jahres 1808 citiren: „Die Königin besprach mit Stein (der noch Minister war), zunächst ohne ihren Gemahl zu befragen, eine sehr delikate Angelegenheit: die Erziehung des Kronprinzen, die einige Schwierigkeiten bereitete. Der Prinz (der später, als König, Friedrich Wilhelm IV. hieß) zeigte sich gebieterisch und widerspenstig, auffahrend und ausgelassen; wie im Rausch verletzte er die zartesten Verhältnisse und beleidigte Diejenigen, welche er am Meisten liebte. Daneben war ein Hang zum Unanständigen und Würdelosen bei ihm sichtbar. Ganz ohne Schuld an dem Umsichgreifen dieser Fehler war der damalige Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, nicht und Stein wird Das ebenfalls empfunden haben; doch hat er ihm keinen direkten Vorwurf daraus gemacht. Aber er fand Delbrück trocken, engen Geistes, ohne Schwung, ohne Energie, in seinen Manieren geziert und steif bis zur Lächerlichkeit. An seiner Methode hatte er auszusetzen, daß sie den Kronprinzen nicht zu seinem künftigen Beruf ausbilde. Die allgemeine Erziehung zu einem sittlichen und unterrichteten Mann reiche da nicht aus; man müsse den Prinzen frühzeitig mit der Geschichte der Nationen und ihrer Herrscher bekannt machen und ihn auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalls leiten. Das vermöge nur Jemand, der mit der Beherrschung des Stoffes Welt- und Menschenkenntniß verbinde, wie sie Delbrück nicht besitze; schon rede man in Königsberg allgemein über seine Mediokrität... Ueber dies Alles wurde rasch die vollkommenste Eintracht zwischen Stein und der Königin hergestellt; dann erst brachte Diese die Sache vor den König, der nicht wenig über Das, was ihm da mitgetheilt wurde, erstaunt war, aber, nach seiner Gewohnheit anfangs weder Ja noch Nein sagte... Die Königin fragte Stein, ob keine Möglichkeit bestehe, daß Schlesien wenigstens theilweise von den Franzosen geräumt werde, damit der König nach Cudowa gehen könne (Le roi ne sait pas que je vous écris sur se sujet). Weiter gab sie Stein Nachricht von einer Intrigue, die gegen ihn im Gange war. Sie warnte in leidenschaftlichen Worten den Zaren, als er sich anschickte, nach Erfurt zu gehen, vor den diabolischen Plänen des infamen Napoleon und ermahnte ihn, der Retter Europas zu werden. Endlich bat sie wieder den Kaiser Alexander, der inzwischen in Erfurt angekommen war, darauf hinzuwirken, daß Stein nicht durch

einen Machtspruch Napoleons entfernt werde. Plötzlich aber erscheint das Band zwischen den Beiden zerrissen. Stein versichert, daß die Königin kalt, zweideutig und zurückhaltend gegen ihn geworden sei; und in dem Bilde, das er nach einiger Zeit von ihr entwarf, fehlt es nicht an dunklen Zügen. Die Entfremdung begann, als der Zar auf seiner Rückreise von Erfurt durch Königsberg kam und das preußische Königpaar zu sich nach Petersburg einlud. Die Königin glaubte, nach all den schweren Tagen der letzten drei Jahre ein Anrecht auf die Zerstreuungen und Huldigungen zu haben, die in Petersburg winkten; Stein, puritanisch gestimmt, wie er war, meinte, daß jetzt keine Zeit sei, Feste zu feiern, und daß das für die Reise erforderliche Geld dringend für andere Zwecke gebraucht werde; man legte ihm das Wort in den Mund: das verheerte Masuren habe es nöthiger. Dazu die politischen Bedenken: nachdem soeben der Zar sein Bündniß mit Napoleon befestigt hatte, war eine Reise des preußischen Königpaares an den russischen Hof starken Mißdeutungen ausgesetzt. Aber die Königin wollte davon nichts wissen. Sie mochte meinen, daß auch Stein einmal ein Opfer bringen könne; und als Dies nicht geschah, zog sie sich enttäuscht von ihm zurück. Der Umschwung war so stark, daß er kein Geheimniß bleiben konnte, am Wenigsten vor Denen, die längst danach trachteten, den Ersten Minister zu Fall zu bringen". Der Zar war kaum in die Heimath zurückgekehrt: da hatte, am vierundzwanzigsten November 1808, Stein aufgehört, Minister Friedrich Wilhelms des Dritten zu sein.

* *
*

Nach dem speyrer Kirchenweihfest war in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu lesen: „So wurde denn das Bekenntniß Luthers mit Begeisterung hier erneuert, wo er es einstmals selbst ausgesprochen hatte." In Speyer? Sollte nicht eine andere Stadt der Schauplatz dieses Bekenntnisses gewesen sein? Die Herren, die la feuille de Monsieur de Bülow redigiren, brauchen die lutherische Geschichte offenbar nicht zu kennen. In der neuen Kirche der Pfälzerstadt, aus der zwar nicht das Bekenntniß, doch der Name der Protestanten stammt, sind übrigens die sieben Kinder des Kaisers, mit Zustimmung der Eltern, an den Rundfenstern als Engel dargestellt. Schade, daß man kein Gutachten Luthers über diesen Einfall erbitten kann, der freilich mehr noch ans Rom der Caesaren als an das der Päpste erinnert ... Auch in den Zeitungen liest man fast jeden Tag wundervolle Begebenheiten aus dem Erdenwallen der Kaiserkinder. Seit er der Bräutigam einer mecklenburgischen Prinzessin ist, die einem russischen Großfürsten verlobt war, ist besonders der Kronprinz ungemein interessant geworden. Diese Leutsäligkeit! Wenn ihn, in der Friedrichstraße, „eine immer mehr anwachsende Menge von Schulbuben" umdrängt, ist er „in lustigster Laune, trotzdem er sich kaum des Ansturmes erwehren kann." Wenn er, in Zeuthen, aufs Wasser fährt, läßt er, „überaus leutsälig, zwei junge Damen zur Mitfahrt auffordern" und die Geschichte kommt ins Kreisblatt. Und wenn, bei Wismar, andere Mägdelein ihn um ein Andenken bitten, „reicht er, unter begeistertem Jubel der Umstehenden, jedem der drei jungen Mädchen, huldvoll lächelnd, eine Cigarette." Kleine Pause; Zeit, um die Thränen der Rührung aus dem Auge zu wischen.

* *
*

Der Kaiser sorgt für seine Lieblinge, wie der zärtlichste Vater es nicht besser vermöchte. Dem jetzigen Chef seines Militärkabinets hat er einst eine reiche Frau aus dem Haus widerstrebender Eltern gefreit, dem General-Intendanten seines Hofschauspiels aus dem Nachlaß der Baronin Cohn-Oppenheim Hunderttausende und

einem seiner Flügeladjutanten jetzt eine einträgliche Stellung bei Ballin verschafft. Herrn von Grumme; der, als Sohn eines geraer Gymnasialdirektors, Grumme hieß, bis er die Tochter des Kali-Grafen Douglas heimführen durfte. Dann kam, wie gerufen, der Adel. Kam die glorreiche Expedition nach Aalesund, bei der sich der junge Edelmann nachträglich noch eine Bürgerkrone verdient haben soll. Und nun ist er Direktor der Hamburg-Amerika-Linie geworden. Mit zwanzigtausend Mark Jahresgehalt. Merkwürdig. Daß der Wirkliche Geheime Bödiker zu Siemens & Halske, der Ministerialdirektor Micke zur Großen Berliner Straßenbahn, ein anderer Ministerialdirektor in die Diskontogesellschaft ging, daß der Minister Thielen und der Oberpräsident Bitter Aufsichtrathsstellen annahmen, konnte kein Staunen erregen. Aber ein Flügeladjutant, der Schwiegersohn eines als steinreich geltenden Herrn, der sich schon die Gunst des jungen Prinzen Wilhelm zu erwerben wußte? Kann auch dieser Douglas, der mit Sholto näher als mit Archibald verwandt ist, „es nicht tragen mehr"? Einerlei. Das Nettste an der Sache war, daß in den Zeitungen ganz ernsthaft erzählt wurde, Herr Ballin habe sich den Flügeladjutanten ausgebeten und der Kaiser erst nach einigem Zögern den Wunsch erfüllt. Ein Bischen anders wars nun doch. Während der Kieler Woche soll Herr Ballin, der damals allerlei Gäste des Kaisers und etliche Dutzend Berichterstatter bewirthete, ersucht worden sein, für Herrn von Grumne ein warmes Plätzchen freizumachen. Ob der Generaldirektor selbst Bedenken hatte, ob sich der Aufsichtrath einmal schwierig zeigte: jedenfalls zog die Sache sich hin und erst im September ist aus dem Flügeladjutanten und Kapitän zur See der Personaliendirektor der Hamburg-Amerika-Linie geworden. Das Ammenmärchen, man müsse auf dem Berufsgebiete, das man als Direktor beherrschen will, erst als Lernender ein Weilchen gearbeitet haben, ist nun endlich widerlegt. Herr Ballin hat für Alles Geld: er macht auf Kosten seiner Aktiengesellschaft die Honneurs des Reiches, hilft den Aalesundern, bewilligt jedem Journalisten freie Fahrt und Verpflegung, stiftet (wie Mirbach sagen würde) alljährlich einen Haufen Freibillets, die der Kaiser vertheilt, führt, „auf Allerhöchsten Wunsch", ostmärkische Lehrer gen Norden und organisirt eine Reklame, wie unsere rückständige deutsche Welt sie noch nicht sah. Wenn die Aktionäre zufrieden sind, ist nicht viel dagegen einzuwenden; sie haben zu prüfen, wie all diese Spesen herausgewirthschaftet werden und ob solche Geschäftsführung solid zu nennen ist. Ballins bremer Rival aber soll, als ihm ein Aspirant empfohlen wurde, lächelnd neulich gesagt haben: „Ich könnte nicht einmal einen Flügeladjutanten unterbringen".

* * *

Warum hat Giolitti in Homburg Bülow besucht? Eine Woche lang wurde die Frage beschwatzt; aber keine einleuchtende Antwort gefunden. Intervention in Asien? Klingt ziemlich blödsinnig. „Gedankenaustausch über die allgemeine Lage"? Stand in der Norddeutschen Allgemeinen; also nicht diskutabel. Konversion der italienischen Rente? Möchten die Italiener wohl; doch Herr Cesare Mangili, der Direktor der Banca d'Italia, hat vor ein paar Wochen erst einem deutschen Großkaufmann erzählt, die pariser Rothschilds hätten sich heftig gegen den Konvertirungplan gesträubt; und Rothschilds Zustimmung ist für diese Konversion wesentlich wichtiger als Bülows Beistand. Worüber ist also in Homburg gesprochen worden? Wahrscheinlich über den König von Spanien. Der wollte um die Zeit der Herbstparade nach Berlin kommen, kam aber nicht, weil Viktor Emanuel ihm abgeredet und diese Reise als nicht opportun bezeichnet hatte. (Ueber die Gründe möchte ich heute schweigen). Verstimmung

in Berlin. Der Kaiser hatte den Wunsch, im nächsten Frühjahr nach Madrid zu gehen, könnte aber, trotzdem Herr von Radowitz Alles klug vorbereitet hat, seinen Entschluß nicht ausführen, wenn Alfonso ihm nicht vorher den an der spanischen Küste abgestatteten Besuch erwiderte. Das zwischen Berlin und Rom entstandene Dunstgewölk soll also beseitigt, Viktor Emanuel umgestimmt, Don Alfonso an die Spree gelockt werden. Für den Manager die lohnendste Aufgabe; und eine, die ganz im Bereich seiner Kräfte liegt. Keine Staatsaktion, doch eine, deren Gelingen die Kanzlerstellung besser als Rosse und Reisige sichert. Und daß sie gelingen müsse, war unserem Reichscharmeur zuzutrauen. Schon — der italienische Ministerpräsident ist kaum in die Heimath zurückgekehrt — liest man, der König von Spanien werde in der Osterzeit nach Paris und Wien gehen. Dann muß er, um nicht unhöflich zu scheinen, auch nach Berlin kommen, der Kaiser kann nach Madrid — vielleicht, als Taufgevatter, auch nach Rom — reisen, Radowitz mit zwei neuen Halsorden in den Ruhestand treten und in der Presse verkündet werden, daß Deutschland auf dem Erdrund noch niemals so allgemein beliebt war wie in den herrlichen Tagen, deren Glanz uns Unwürdige sonnt.

* * *

In Detmold geht Alles, wie es zu erwarten war. Der Kaiser erklärte nach dem Tode des legitimen Landesherrn, daß er die Regentschaft nicht anerkenne. Der Reichsanzeiger brachte, recht spät, ein paar eiskalte Zeilchen über den toten, kein Wort über den lebenden Regenten. Dem Begräbniß des biesterfelder Grafen konnte die Garnison nicht beiwohnen: „wegen Typhusgefahr" (im Ernst). Seit das Reich besteht, ist der höchste Vertreter eines Bundesstaates nicht so bestattet worden. Und der Kriegsherr hat verboten, daß die Truppen auf den Namen des Grafen Leopold, des neuen Regenten, beeidigt werden. Wenn die Lipper nun nicht merkten, woher der Wind weht, müßten ihnen mindestens zwei Sinne fehlen. Adhuc sub iudice lis est; ein Ordentlicher Gerichtshof soll den Thronstreit entscheiden, aber Preußen hat schon Partei ergriffen. Einstweilen hat das detmolder Staatsministerium die Depesche des Reichsoberhauptes eine „Kundgebung der Nichtachtung lippischer Landesgesetze" genannt.

* * *

Der Sommer ist hin und Giolitti ist weg. Hochgeborener Herr Graf von Bülow! Könnten Euer Excellenz sich nun vielleicht ein Viertelstündchen mit inneren Angelegenheiten beschäftigen? Wir bitten ergebenst darum. Allerlei Aergerliches hat sich gehäuft. Will der preußische Ministerpräsident wirklich warten, bis Preußen in der lippischen Sache majorisirt wird? Und will er nicht endlich mit dem Kollegen Möller unter vier Augen ein ernstes Wort sprechen? Der hat noch immer Unglück. Im Hiberniastreit hing eine wichtige Entscheidung von dem Ermessen des Registerrichters in Herne ab. Dem wurde am sechsundzwanzigsten September ein von der (durch die Dresdener Bank vertretenen) preußischen Staatsregirung gegen die Bergwerksgesellschaft Hibernia gerichteter Antrag vorgelegt. An diesem selben Tage aber wurde das Registerdezernat dem bisherigen Inhaber abgenommen und einem anderen Amtsrichter anvertraut. Zufall natürlich. Und der neue Registerrichter, der, ehe die Sonne noch sank, im Sinn der Firma Möller, Arnhold & Gutmann entschieden hatte, ist ein Neffe des Oberberghauptmannes von Velsen, der den Verstaatlichungplan mit besonderem Eifer gefördert hat und für einen Aufsichtrathsposten designirt war. Auch Zufall? Natürlich. Wollen Euer Excellenz aber nicht, in gewohnter Güte und stahlharter Strenge, dafür sorgen, daß solche Zufälle hinfüro vermieden werden?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 15. Oktober 1904.

# Lippe-Biesterfeld.

Am sechsundzwanzigsten September, morgens um Neun, ist Ernst Kasimir, Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, an Herzmuskelschwund gestorben. Der Tod kam unerwartet, unerfleht. Fast dreißig Jahre lang war Graf Ernst gelähmt, war er vom Bett in den Rollstuhl, vom Rollstuhl ins Bett gebracht worden. Doch der stille, tapfere, in tiefster Seele fromme Herr trug sein Leid mit so heiterer Geduld, sprach so selten von seinem Schmerz, daß die Kinder sich in die Hoffnung eingelebt hatten, noch lange dem Vater gehorchen zu dürfen. Nun lag er zu letzter Rast. „Gott und mein Recht": Das war der Wahlspruch dieses Christenlebens gewesen. Eines Lebens, in dessen Dunkel die Sonne nur in kurzer Abenddämmerung noch einen leuchtenden Scheidegruß geschickt hatte. Sechs Kinder und ein für die Repräsentation hohen Ranges geringes Vermögen. Karge Tage in Oberkassel, im posener Bezirk. Längst keine Möglichkeit mehr, frei, wie am Feldrain der glückliche Bettler, die Glieder zu rühren. Der langwierige, widrige Hader um Regentenrecht und Thronfolge. Hundert ungesühnte Kränkungen. Auch nach dem Sieg seines Rechtes noch wie vervehmt, von den meisten Bundesfürsten gemieden, von der Reichsspitze her mit mißtrauischem Groll beobachtet, mit rauhem Wort, ein kranker Greis, schuldlos gezüchtigt. Bis in die letzte Lebensstunde die Sorge um die Wahrung ererbten Rechtes, die quälende Gewißheit, umspäht, aus Minengängen umdroht zu sein... Diesem Erleben mag Graf Leopold Julius, der älteste Sohn, nachgedacht haben, da er die Hand des Vaters erkalten fühlte. Dessen evangelischer Sinn hatte, auch mit kaum noch vernarbten Wunden, immer gewarnt: Laßt Euer Herz nicht verbittern; gebt

Jedem, was ihm gebührt, und greift selbst in Wünschen nicht frevelnd etwa nach Wage und Schwert des höheren Richters! Der verwaiste Sohn wollte gehorchen. Noch in der selben Morgenstunde erfüllte er die Pflicht, dem Kaiser ehrerbietig zu melden, daß sein Vater gestorben, die Regentschaft, nach Erbrecht und Landesgesetz, auf ihn übergegangen sei. Ehe die Sonne sank, hielt er die Antwort in zitternden Händen. „Graf Lippe-Biesterfeld, Detmold. Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen. Wilhelm I. R." Keine Anrede; der kühlste Ausdruck der Theilnahme; der schrofffste Einspruch, der zu erdenken war. Diese Depesche erhielt ein Offizier, der dem König von Preußen treu gedient, ein vom Willen eines starken deutschen Stammes zum Monarchenrecht Berufener, der die Ehrfurcht vor dem Imperator nie verletzt hat; ein Sohn, der vom kaum erkalteten Leichnam des Vaters kam.

Nicht uns ziemt es, den fern von Höfen lebenden Bürgern, die Form zu regeln, in denen die Fürsten und Regenten deutscher Bundesstaaten unter einander verkehren sollen. Ob es nöthig war, den härtesten Ton anzuschlagen und einen tief Trauernden fühlen zu lassen, daß er auf die Herrn Vanderbilt und Frau Kipling gern doch gespendete Freundlichkeit keinen Anspruch hat: diese Frage dürfen wir öffentlich eben so wenig beantworten wie die andere: ob der Satz, der „einer Regentschaftübernahme Ihrerseits" die Anerkennung weigert, nicht auch dem Genius der deutschen Sprache Schmerz bereiten konnte. Wir haben uns an die Sache zu halten; haben zu prüfen, ob das Wort, der Wille des Kaisers mit dem Wort und Willen der Reichsverfassung zu einen ist. Und auf diese Frage lautet die Antwort kurz und klar: Nein.

„Die Rechtslage ist in keiner Weise geklärt." Der Kaiser irrt. Das lippische Landesgesetz vom vierundzwanzigsten März 1898 bestimmt, nach dem Tode des Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Darüber ist kein Zweifel möglich. Nach diesem Gesetz, gegen das nur die fürstliche Linie Schaumburg-Lippe protestirt hat, ist Graf Leopold Regent des Fürstenthumes. Ob der Kaiser ihn als Regenten anerkennt oder nicht anerkennt, ist ganz gleichgiltig; ist vielleicht eine beiden Herren wichtige Privatangelegenheit, rechtlich aber belanglos. Wenn der Kaiser die ihm zu ewigem Bund vereinten Fürsten und Regenten deutscher Staaten anzuerkennen hätte, wären sie ihm untergeben und ihr Recht hinge am Wink seines Auges. Nach der Reichsverfassung aber sind sie ihm, dem ihr freier Wille den Kaisertitel schenkte, an souverainer Hoheit gleich und nicht in Gefahr, ihr

Herrschaftrecht vom primus inter pares auch nur um Haaresbreite geschmälert zu sehen. Er hat ihnen, sie haben ihm Anerkennung weder zu gewähren noch zu weigern; sie wohnen, wie er, in eigenem, durch Verfassung und Landesgesetz fest abgegrenzten Recht. „Ich lasse auch das Militär nicht vereidigen." Nach Artikel 66 der Reichsverfassung sind die Bundesfürsten „Chefs aller ihren Gebieten angehörenden Truppentheile und genießen die damit verbundenen Ehren. Auch steht ihnen das Recht zu, zu Polizeizwecken nicht blos ihre eigenen Truppen zu verwenden, sondern auch alle anderen Truppentheile des Reichsheeres, die in ihren Ländern dislozirt sind, zu requiriren". Nach dem sechsten Artikel der Militärkonvention vom vierzehnten November 1873 haben die für das Landeskontingent ausgehobenen Wehrpflichtigen dem Bundesfürsten den Fahneneid zu leisten; nach dem siebenten Artikel steht der Bundesfürst zu allen in seinem Gebiete dislozirten Truppen „im Verhältniß eines Kommandirenden Generals". All diese Rechte fallen dem Regenten zu, der den durch unheilbare Krankheit behinderten Fürsten vertritt. Graf Leopold ist gesetzlich bestellter Regent, Chef aller seinem Gebiet angehörenden Truppentheile und berechtigt, den zur Wehrpflicht ausgehobenen Landeskindern den Fahneneid abzufordern. Verbietet der Bundesfeldherr, trotz der Aufforderung, diesen Eid zu leisten, versagt er dem Regenten auch nur das geringste militärische Ehren- oder Disziplinarrecht, dann fehlt er gegen Wortlaut, Sinn und Zweck der Verfassung und der Militärkonvention, die, sobald ein Kontrahent sie verletzt, zu gelten aufhören.

Parenthese. Als im März 1895 Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, der Schwager des Kaisers, in Detmold die Regentschaft antrat, war „die Rechtslage in keiner Weise geklärt." Oder doch? Präsident und Mehrheit des lippischen Landtages nannten die Regentschaft ungesetzlich und warnten vor der „Möglichkeit einer Usurpation". Prinz Adolf konnte sich nur auf einen Erlaß des Fürsten Woldemar berufen, der ihn zum Regenten ernannt haben sollte. Zu solcher Ernennung war der Fürst allein, ohne Mitwirkung des Landtages, nicht berechtigt. Obendrein konnte der Erlaß, die einzige, papierne Stütze dieser Regentschaft, nicht vorgelegt werden; und als ein Abgeordneter die Echtheit anzweifelte, schwieg der Staatsminister. So war damals die Rechtslage. Eine als ungesetzlich laut verdächtigte, durch den Schiedsspruch des Königsgerichtes später als ungesetzlich erwiesene Regentschaft. Trotzdem befahl der Kaiser, seinem Schwager die Truppen zu vereidigen. Jetzt ist das Regentenrecht unzweideutig klar, vom Landtag durch Gesetz und bekräftigende Resolution anerkannt. Wenn Graf Leopold darauf besteht, muß das Militär ihm in kürzester Frist den Fahneneid leisten. Das könnte kein Kaiser hindern.

Jeder hat in seiner Zeitung gelesen, wie die Depesche des Kaisers im ganzen Reich gewirkt hat. Wer aus Frankreich, England, Italien Blätter bekam, konnte Schlimmeres lesen. Wozu schmerzhaft verharschende Wunden aufreißen? Was zu sagen wäre, ist hier oft genug gesagt worden; deutlich genug, früh genug. Die Wiederholung wäre heute, wo endlich auch der Kurzsicht die Erkenntniß dämmert, ein allzu billiges Vergnügen. Keiner hat die Depesche, die das Ausland als ein neues Symptom deutscher Unmündigkeit verzeichnete, zu loben gewagt, selbst der Sanfteste sie einen ungeheuren Fehler genannt; und die gedruckte Kritik giebt noch keine Vorstellung von dem Urtheil, daß unter vier Augen gefällt wurde, — von Excellenzen und Rittern der höchsten Halsorden sogar. Gut bediente Geschäftsträger könnten von den Bundeshöfen merkenswerthe Aussprüche berichten. Glissez, poète... Als der erste Schreck überstanden war, krochen leis ein paar Schwichtiger ans Licht und begannen ein klägliches Gewinsel. Eine ungemein traurige Sache; besser wäre es vielleicht ja gewesen, wenn der Kaiser den trauernden Biesterfeldern kurze Schonzeit gegönnt hätte. Ganz ungerecht aber, verwerflich, nichtswürdig sei es, noch immer von dem Prinzen Adolf als dem Rivalen Leopolds zu reden. Der komme gar nicht mehr in Betracht. Wenn Schaumburg seinen Agnatenanspruch durchsetze, werde Fürst Georg, nicht sein jüngerer Bruder Adolf, von Karl Alexander den Lipperthron erben. Der ewige Hinweis auf den Schwager des Kaisers solle nur die von allen anderen Seiten sachlich geführte Debatte vergiften. Keine üble Finte; doch eine Finte nur. Vor vierzehn Jahren, ehe die Prinzessin Viktoria sich dem Prinzen zu Schaumburg vermählte, ist die Zusage geheischt und gegeben worden, Adolf solle, wenn die schaumburgische Linie siege, Fürst zur Lippe werden. Nur unter dieser Bedingung wurde der Ehebund geschlossen; und Woldemars unauffindbarer Erlaß, der Adolf zum Regenten ausersah, ist denn auch nur um vier Wochen älter als diese Ehe. Zu so unnützlicher Hetze sollte man die Rüden nicht loskoppeln. Um Adolf handelt sichs. Daran hat auch Bismarck nie gezweifelt. Er las den Artikel noch, in dem ich hier erzählte: „Für das Thronfolgerecht des Biesterfelders hatte sich, aus politischen Gründen, in Privatunterhaltungen auch Fürst Bismarck ausgesprochen; man müsse, meinte er, selbst wenn die Rechtslage weniger klar wäre, als sie in Wirklichkeit sei (er fand sie damals also klar), schon um die für die Reichseinheit wichtige Stimmung der Bundesfürsten nicht leichtfertig zu verbittern, auch den Schein meiden, als könne der Schwager des Kaisers mit besonders zärtlicher Rücksicht behandelt werden." Mit Recht hat der Geheimrath Kahl, der tapfere, kluge und treue Freund des Grafen Ernst,

sich auf die Thatsache berufen, daß der erste Kanzler ein „sachlich überzeugter Anhänger des biesterfelder Rechtes gewesen sei.“ Ich hörte ihn oft darüber sprechen. Er hatte die Akten des Rechtsstreites studirt und kein Hinderniß gefunden, das den Biesterfeldern, Vater und Sohn, den Weg zum Thron sperren konnte. Daß sie gekränkt wurden, verdroß ihn. „Den Welfen, deren nationaler Puls nicht ganz so zuverlässig ist, wurde zugerufen, Recht müsse doch Recht bleiben; gewiß: aber hic et ubique.“ Am siebenten Oktober 1895 hatte er auf eine schriftliche Anfrage geantwortet: „Nach meiner staatsrechtlichen Ueberzeugung halte ich die Erbansprüche des Grafen Ernst zur Lippe für wohlbegründet und würde für sie auch aus politischen, nicht blos aus rechtlichen Gründen eintreten, wenn ich im Amt wäre.“ (Bismarck-Jahrbuch III, 482.) Und als er in einer Zeitung die Behauptung las: er sei kein Jurist, in diesem Streit also nicht als Sachverständiger anzuerkennen, gab er mir das Blatt und sagte scherzend: „Der Esel! Ich soll kein Jurist sein? Dabei habe ich schon als potsdamer Referendar die dauerhaftesten Ehen geschieden.“ Doch die Sache nahm er sehr ernst; und wäre sicher nicht stumm geblieben, wenn er den Tag erlebt hätte, der aus Rominten den Rauhreif nach Detmold trug.

Auch Graf Bülow blieb nicht stumm. Diesmal konnte er nicht, wie nach der swinemünder Depesche, sagen, der Kaiser habe nur als Privatmann gesprochen und deshalb auch seinem Namen keinen Titel beigefügt; das seltsame Kondolenztelegramm trägt die Unterschrift: „Wilhem Imperator Rex.“ Auch mit erneutem Hinweis auf das unphiliströse Wesen seines Herrn konnte er sich nicht aus der Klemme helfen. Er mußte seine Entlassung fordern oder den Kaiser zum Rückzug überreden. Zum ersten Mal in der vierunddreißigjährigen Geschichte des Deutschen Reiches hat eine Bundesregirung offen und öffentlich dem Kaiser Nichtachtung der Landesgesetze vorgeworfen, mit „energischster Verwahrung“ gegen den Kaiser den Bundesrath angerufen, hat ein Staatsministerium und eine Volksversammlung mit gleicher Entschiedenheit gegen das Handeln des Reichshauptes protestirt. Wer Marksteine sucht: da ist endlich einer. Der Kaiser war im Unrecht; er hatte unklar genannt, was klar wie die Sonne schien, bestritten, war er nicht bestreiten durfte. Grund genug für einen gewissenhaften Kanzler, ders gut mit seinem Monarchen meint, das trennende Wort zu sprechen: Nicht weiter; hier endet die Pflicht; nur für Handlungen, zu denen ich mitwirken durfte, kann ich die Verantwortung tragen; die Majestät soll erkennen, daß es noch Männer giebt, die um keinen Preis zu Handlangerleistung zu dingen sind. Seinem Herrn und sich selbst hätte Graf Bülow durch solche Rede, die That gewesen wäre, einen unvergeßlichen Dienst

erwiesen. Seinem Herrn, dessen wechselnden Winken Jeder, seit Bismarck ging, mit Veziergeschäftigkeit gehorcht hat und der deshalb lächeln dürfte, wenn er von Werth und Würde des im Amtsfrack noch freien Mannes reden hört. Sich selbst: der unter solcher Begründung aus dem Dienst Geschiedene wäre der populärste Mann im Reich, der Held Europens gewesen. (Denn Euer künstlich, mit Lügenpülverchen, erhaltener Schlummer, Eure arme Zeitungweisheit ahnt nicht, gute Bürger, wie Europa längst schon über Eure Unterthanschaft denkt.) Der Kanzler wollte diesen Weg nicht gehen. Weil Macht doch süß ist, wie Leo Caprivi sagte, selbst so leoninisch getheilte noch immer süß? Weil ich Patriot bin, wird Graf Bülow wieder zu den Freunden sprechen; weil nur der nationale Gedanke mir Leitstern ist; und weils nach meinem Rücktritt noch schlimmer würde. (Schlimmer? Klarer nur; und nirgends bedarf die Rechtslage so dringend der Klärung wie im Deutschen Reich.) Er bleibt; wird sich weiter bemühen, kleine und große Mauerrisse mit Kitt zu verkleben, und niemals einsehen, daß Volk und Kaiser einander längst gefunden, verstanden, zur Anerkennung ihrer Persönlichkeiten gezwungen hätten, wenn die Miquels und Bülows nicht mit flinken Mündchen zur Stelle gewesen wären. Poor Yorick! Auch auf diesem Feld bist Du der Mann der verpaßten Gelegenheiten.

Immerhin: was die Natur ihm zu thun erlaubte, hat der Kanzler gethan. Einen Brief geschrieben, der, nach zwölf Tagen, eine „authentische Interpretation" der Jagdschloßdepesche geben sollte. „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt"; zwischen Rominten und Homburg liegt ja die ganze Breite des deutschen Lebens. Graf Bülow hatte sich Zeit gelassen und war doch nicht zu innerer Ruhe gelangt. Er schreibt sonst hübsch, hat im Ausdruck oft sogar eine — nur allzu kokett schielende — Feuilletongrazie, die unverwöhnte Sinne bezaubert. Diesmal wars fürchterlich. „Seine Majestät der Kaiser hat mit diesem Telegramm lediglich bezweckt, die vorläufige Nichtvereidigung der Truppen für den Regenten und den Grund derselben mitzutheilen". Wir wollen annehmen, daß die Erregung stürmischer Tage nachzitterte; nicht im Stil nur: auch im Inhalt ists zu spüren. „Mit der Auffassung des Bundesrathes, daß die Rechtslage noch ungeklärt sei, konnte Seine Majestät sich nicht in Widerspruch setzen". Der Bundesrath hält die Frage für streitig, wer nach dem irrsinnigen Karl Alexander in Lippe Fürst sein solle, hat noch nie aber angedeutet, wie er über das Regentenrecht des Biesterfelders denkt. Daß Thronfolge und Regentschaft verschiedene Dinge sind, weiß Graf Bülow natürlich; doch er war in der Wahl der Worte und Argumente nicht so gewandt wie sonst. Wer will darüber staunen? Der Kanzler stand vor der ungewöhnlichen Aufgabe, den

Inhalt einer vom Rex und Imperator unterzeichneten Depesche zu widerrufen und doch den Schein völliger Uebereinstimmung zu wahren. Das hat er, so gut ers vermochte, gethan. „Authentische Interpretation"? Wenns schon Fremdwörter sein durften, hätte ich ein paßlicheres empfohlen: désaveu, das, weil es Erklärung, Widerspruch, Ableugnung bedeuten kann, mit seiner Spurweite hier willkommen sein mußte. Graf Leopold wird „der Regent" genannt; die Truppen werden nur „vorläufig" nicht vereidigt; der Kaiser, der zwölf Tage vorher die „Uebernahme der Regentschaft nicht anerkennen konnte", hat jetzt nicht die Absicht, „der derzeitigen Ausübung der Regentschaft im Fürstenthum durch den Herrn Grafen Leopold zur Lippe irgendwelches Hinderniß zu bereiten" (auch als Bundesfeldherr also nicht; denn nur da könnte ers); und „die lippische Frage wird, ausschließlich nach Rechtsgrundsätzen, unter den Auspizien des Bundesrathes auf schiedsrichterlichem Wege so schnell wie möglich ihre Erledigung finden." Mehr hatte Lippe, Anderes das Haus Biesterfeld niemals begehrt. Wenn Graf Bülow nicht in den Sielen stirbt, wird man diesen Brief, der den — sicher nur rühmlichen — Rückzug des Kaisers verkündet, zu den Ursachen seines Todes rechnen. (Werden am Bosporus etwa schon Koffer gepackt?) Noch lebt der Kanzler; und hat, auf seine Weise, im Reich Frieden gestiftet. Die erbherrliche Grafenlinie hat im ersten Treffen gesiegt; und der Staatsminister Gevekot, einst Erster Staatsanwalt am detmolder Landgericht und jetzt wirklich der furchtlos umsichtige Anwalt seines Staates, ist vom Kaiser zur Museumsweihe huldvoll nach Berlin geladen worden. Von dem Deutschen Kaiser, gegen dessen Nichtachtung lippischer Landesgesetze er vor Alldeutschlands Ohr am ersten Oktober den Schutz des Bundesrathes angerufen hatte.

Ist die Gefahr nun vorüber? Das wird Herr Gevekot, werden die Söhne des Grafen Ernst selbst nicht glauben. Für sie war der Rauhreif am Telegraphendraht, wenn seine scharfe Kante auch die Haut ritzte, ein unerhofftes Glück; selbst da, wo feiger Unverstand bisher über den Operettenstreit um das „Thrönchen" erbärmlich gespöttelt hatte, warb die Depesche ihnen nun heftige Freundschaft. Den Schaumburgern jagte der rominter Kampfruf, trotzdem er aus ihrem Horn tönte, Schrecken ins Gebein. Aber sie sind stark, sind sehr reich; und wer reichlich mit Gold düngt, kann auf dem starrsten Boden ernten. Für sie wurde, mit berlinischer Hilfe, seit Jahren Alles ausgespäht, was in und bei Detmold geschah, geflüstert, geschrieben wurde. Im Landtag kämpft für sie der Abgeordnete Schemel, der unzüchtigen Verkehrs mit der eigenen Tochter beschuldigt war, nur der Lagergemeinschaft überführt werden konnte, freigesprochen, von dem in Glauben und Sitten strengen Grafen Ernst aber

der kirchlichen und weltlichen Ehrenämter entkleidet wurde und seitdem alles Biesterfeldische inbrünstig haßt. Auch ein nicht ganz blankgescheuerter Schemel sichert manchmal den Aufstieg zur Macht. Und neben diesem Gutsbesitzer sicht der Stärkefabrikant Hoffmann, einer der Reichsten im Ländchen. Der ward für die Wallfahrt nach Homburg auserschen und brachte die „authentische Interpretation" des Kanzlers sauber heim. Schaumburg ist mächtig und schlau. Laßt den Regenten Regenten heißen, löscht das Sprühfeuer, das der Haidebrand herwehte, und sorgt in stillem Dunkel für die Thronfolge! Ist über die erst für die Bückeburger entschieden, dann nützt dem Grafen Leopold kein Regentschaftgesetz. Bevor diese Entscheidung, die der Kanzler beschleunigen will, fällt, kann in Deutschland Manches geschehen; kann und muß. Um zu verhindern, daß der Bundesrath allein, ohne Mitwirkung des Reichstages, das Schiedsgericht bestelle. Um dafür zu sorgen, daß nicht von preußischen Richtern, deren König nun einmal Partei ergriffen hat, den lipper Erbherrenlinien das Recht gesprochen werde. Um neuen Möglichkeiten des Zankes zwischen den „auf ewig" Verbündeten Regirungen vorzubeugen und die Fürsten, Regenten und Thronfolger rasch zu beruhigen, die der bloße Gedanke, ihre Macht müsse vom Kaiser „anerkannt" werden, wieder in den längst abgelegten Harnisch gebracht hat. In allen Landtagen des Reiches, großen und kleinen, muß die Sache erörtert werden; anständig, aber rückhaltlos. In allen muß die Mehrheit die Regirung ermahnen, das Recht der Einzelstaaten streng zu wahren, und die Stimmführer für den Bundesrath instruiren. Preußen sollte den Anfang machen; zur Ausrodung alten Mißtrauens bietet sich nicht leicht wieder solche Gelegenheit. Das Alles muß geschehen, weil Deutschlands Völker und Fürsten die Gebote der Selbstachtung nicht verlernen wollen; weil die zwischen Telegramm und Interpretation verstrichenen Herbsttage auch dem Blödesten gezeigt haben, was auf dem Spiel steht; und weil eine Reichsgefahr, von der die deutsche Erde noch bebt, nicht mit ein paar leeren Zeitungphrasen abgethan werden darf. Oder soll Alles wieder nur das alljährlich mindestens einmal wiederkehrende Mißverständniß gewesen sein, das der Tüncherpinsel von der Tafel des Erinnerns wischt? Hat die deutsche Volkheit zwölf Tage lang in Zorn und Sorge die Kraft ihres Wollens vergeudet, weil der in Rominten birschende Kaiser zufällig andere Worte fand, als der in Homburg badende Kanzler sie dem selben Trachten gesucht hätte? Dann bitten wir ergebenst, daß die beiden Herren einen vermittelnden „Minister am kaiserlichen Hoflager" wählen oder sich fortan über die Orte einigen, deren Lage ihnen erlaubt, ihre Gesundheit zu pflegen, ihren Neigungen nachzugehen und doch gemeinsam das Reich zu betreuen.

# Wilhelm Jordan.

In jeder Wissenschaft kommt es nicht zuerst darauf an, Fragen richtig zu beantworten, sondern darauf, sie richtig zu stellen; auch in der Literaturgeschichte, trotzdem sie keine exakte Wissenschaft ist. Und da müßte, meine ich, die erste Frage, wenn man vor einem Dichter steht, nicht die nach dem ästhetischen Werth seiner einzelnen Werke, sondern die nach dem Gewicht seiner Persönlichkeit sein. Dies wird freilich aus der Gesammtheit der als Dichtungen vorliegenden Lebensäußerungen abgelesen; prüft man aber dann noch einmal die einzelnen Schriften, so ergiebt sich oft ein durchaus verändertes Bild, weil wir unser Empfinden durch den gewonnenen Totaleindruck völlig anders eingestellt haben. Ueber Wilhelm Jordan, zum Beispiel, würden nicht so völlig schiefe Urtheile durch die Welt laufen, wenn man mehr bemüht wäre, in das Persönliche einzudringen. Allerdings muß man sich hier auch vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, dem nämlich, unter der Wucht dieser Gestalt jeden Maßstab für das Urtheil zu verlieren, wie das einzelnen Panegyrikern denn auch geschehen ist.

Was Jordan zunächst eine ganz eigene Stellung anweist, ist die Thatsache, daß mit dem im höchsten Alter Verstorbenen einstweilen der letzte deutsche Dichter von hervorragender Bedeutung dahingegangen ist, der zugleich im politischen Leben der Nation eine Rolle spielen wollte und spielte. Fritz Mauthner hat jüngst ja fein erzählt, wie sehr Jordan sich als Vorläufer Bismarcks fühlte. Damit schließt gerade ein Jahrhundert politisch bewegter dichterischer Charaktere; denn vor fast genau hundert Jahren begann Heinrich von Kleist seine Thätigkeit als politischer Journalist. Ich brauche aus der Zwischenzeit nur die wenigen Namen Uhland, Freiligrath, Vischer, Freytag zu nennen, um den merkwürdigen und außerordentlich bezeichnenden Abstand dieser noch jungen Vergangenheit von der Gegenwart sichtbar zu machen. Nachdem mit Sybel, Gneist, Treitschke, Mommsen und Virchow das große Geschlecht politisch thätiger Gelehrten ausgestorben ist, sind nun auch die Dichter dahin; denn Spielhagen glüht zwar von politischem Interesse, ist aber nie ins aktive politische Leben getreten. Die Politik ist ein hartes Handwerk und verlangt Angabe bestimmter Ziele. Der praktische Politiker kann nicht, wie der Poet, sagen: „Ich komme, ich weiß nicht, woher, ich gehe, ich weiß nicht, wohin"; er muß, wenn er nicht auf Wirkung verzichten will, die Station nennen, zu der er führen, und den Weg, den er wählen will. Und da haben wir gleich ein Kennzeichen Jordans: immer geht er auf eine bestimmte Wirkung aus. Er läßt keinen Zweifel darüber, selbst beim kleinsten Verslustspiel nicht, worauf er ausgeht, wo er uns am Ende zu haben wünscht. Daß er dabei das fast allen Politikern eigene starke Selbstbewußtsein zeigt, sei nur am

Rande bemerkt. Wer hier den Dichter verstehen will, darf nicht vergessen, daß seine Lande von den deutschen Farben fest umgrenzt sind und daß sein Trachten darauf gerichtet ist, für diese Lande Einheit, Freiheit, Macht zu gewinnen.

Die engere Heimath Jordans gehörte freilich dem alten Deutschen Reich nicht an; und so fest hat sich die Erinnerung dieses Umstandes in Ostpreußen eingebürgert, daß es heute noch an der Albertina von einem gen Westen ziehenden Studenten heißt: Er geht ins Reich. Und hier, in der ostpreußischen Abkunft und Erziehung, haben wir eine Erkenntnißquelle für Jordans Wesensart. Unter den Poeten, die Kants Geburtland den Deutschen gab, treten zwei Gruppen sichtlich hervor: eine, die ihrer Augen Schärfe dem flachen, weite Blicke öffnenden Boden, ihres Willens Bestimmtheit dem harten Erdreich verdankt, dem mühsamere Arbeit kargeren Ertrag abgewinnt als anderswo. Zu dieser nüchterner schaffenden Schar gehören etwa Gottsched, Fanny Lewald, Ernst Wichert. Ihnen gegenüber stehen ganz Andere. Diesen hat der pfeifende russische Steppenwind früh die Ohren geschärft für die heimlichen Geräusche der Luft, die im Sturm jauchzende Ostsee hat ihnen Lieder der Sehnsucht gesungen, die alten Ordensschlösser haben ihnen von farbiger Vergangenheit erzählt. Rechte Ostpreußen sind deshalb die Hamann, August Lewald, E. Th. A. Hoffmann, Zacharias Werner, Albert Dulk — mehrere von ihnen endeten als Katholiken — nicht minder. Wilhelm Jordan aus Insterburg steht in beiden Lagern. Der Politiker, der als Präsidenten in der Paulskirche den klar bedächtigen Goetheverehrer Eduard Simson aus Königsberg fand, der exakte Schilderer psychologischer und physikalischer Prozesse gehört in die zuerst charakterisirte Reihe; der prophetische Räthsler des „Demiurgos“, der mystische Deuter der Untertöne im Rauschen des Niagara in die zweite. Nur war dieser Prophet (um ein Wort des viel jüngeren Landsmannes Arno Holz zu citiren) kein „rückwärtsschauender“, sondern „modern vom Scheitel bis zur Sohle“. Modern im Sinn seiner Zeit, der Zeit, in der Darwin zu herrschen begann. Gewiß hat Jordan so gut wie Goethe, als dessen einzigen Nachfolger in gewissem Sinn er sich betrachtete, Darwin Vieles vorweggenommen. Aber er hat dann sein Schaffen unter das Zeichen des Engländers gestellt, um auf diesem Grunde eine neue Weltanschauung zu suchen. Das that Wilhelm Jordan, der Naturforscher. Und daß er Naturforscher war, giebt einen dritten breiten Zugang zu seinem in bewußter Selbstherrlichkeit geschaffenen Bau.

„Natur, Du seltsam Ding.<br>Am einen Ende gemein,<br>Am andern seelisch fein<br>Und doch ein geschlossner Ring“:

dieses Wort seines schwäbischen Paulskirchengenossen Friedrich Theodor Vischer

hätte Jordan sich nie zu eigen gemacht. Seiner wissenschaftlichen Anschauung wäre es unmöglich gewesen, auch nur in übertragenem Sinn von der Natur auszusagen, sie sei „am einen Ende gemein". Es hätte ihm sicherlich zu sehr nach Kritik geklungen, wo dem Forscher nichts oblag als Erkenntniß. Wie Jordan zu erkennen und das Erforschte weiter zu geben wußte, hat er im Rahmen seiner Dichtung glänzend selbst da bewiesen, wo diese lebendigen Darstellungen eben diesen Rahmen zu sprengen drohen.

Aber der selbe inbrünstige Eindringling in das Reich der Naturkräfte schnitzt Pfeilworte härtesten Spottes gegen die „Kraftstoffler", gegen den reinen Materialismus, gegen glatt verstandesmäßige Lebensdeutung. Denn im Politiker und Naturforscher lebt die suchende Seele eines Dichters. Jordan verachtete die Philosophie — Kant war ihm kein Philosoph — und meinte, daß ein paar Zeilen aus Goethes Faust mehr Erkenntniß und Offenbarung umschlössen als Hegels und Schellings kunstvoll gezimmerte Systeme, die er mit einem echt ostpreußischen Ausdruck „Brast" nannte. Jordan war ein Gottsucher wie nur einer unter unseren großen Dichtern; es ist vielleicht noch richtiger, zu sagen: er war ein Gottfinder, einer, der aus Wissenschaft und Weltbetrachtung mit Dichterinstinkt immer wieder zu Gott zurückkehrte, wie die Brieftaube über Meere und durch Wolken befreundete Kunde immer wieder dem Züchter zurückbringt, der sie zuerst aussandte. Jordan findet aber nicht nur Gott: er rettet für sich auch Christus. Und hier zeigt sich in dem Darwinisten besonders schön und rein, was noch jeden unserer Großen als Deutschen kennzeichnet, Kant und Goethe so gut wie Bismarck und Wagner: die Tiefe des Gemüthes. Wie ergreifend wirkt Jordans Auffassung von aller Arbeit und allem Erfolg der letzten neunzehn Jahrhunderte als einer sichtbaren Wiederkehr Jesu, als eines Wiederaufbaues seines Leibes! Wie hoch steht sie über dem fanatischen Haß Emil Zolas gegen das Christenthum, dem fanatischen Slavenhaß Leo Tolstois gegen alle Kultur! Wir spüren die Verwandtschaft nicht nur mit Wagner, den ich eben nannte, auch mit Hebbel, mit Jacobsen, mit Henrik Ibsen, dem Dichter des Peer Gynt und des Brand, mit Wilhelm Raabe, dem Dichter Abu Telfans.

Wenn so die Persönlichkeit Jordans wuchtig vor uns aufragt und wir nun zu seinen Werken zurückkehren, erscheinen sie uns als Dichtungen freilich den Meisterwerken nicht ebenbürtig, deren Schöpfer ich eben anrief; und, seltsam, sie erscheinen uns auch nicht recht ebenbürtig ihrem Bildner selbst, der das „Wort taktete". Was die Gesammtheit ergab, zerfällt im Einzelnen. Aufs Tüpfelchen gilt für Jordan das ungerechte Wort des A. E. in Vischers Roman über Goethe: er wurde zu früh objektiv. Als Goethe in „Dichtung und Wahrheit" oder in den „Annalen" eigene Dichtungen analysirte, die Natur seines Schaffens selbst zu ergründen suchte, lagen die Werke weit hinter ihm.

Und selbst damals hat Goethe anders über sie gesprochen als Jordan über seine. Die Vorreden und manche seiner jetzt veröffentlichten Briefe erwecken das Gefühl: Das Alles ist ja viel zu bewußt geformt. Und schwerer als bei anderen Poeten können wir uns vorstellen, daß „ein dem Dichter selbst oft erst nachträglich motivirbarer despotischer Instinkt mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes" ihm „nach Schaffung etlicher Grundzüge" die Arbeit geführt habe. Gewiß haben Jordans Dichtungen den Vorzug eines schönen Aufbaues vom „Sproßknoten der Grundidee" bis zum „Schlußakkord". Aber oft fehlt ihnen das Helldunkel, das bange Fragen wie aus großen Kinderaugen, das halb unbewußte Rühren an Stimmungen und Empfindungen, das uns bald wie Mutterhände kost, bald wie gepanzerte Feindesfaust preßt und rüttelt. Die Vertiefung in naturwissenschaftliche und religiongeschichtliche Fragen, die man Jordan, dem Dichter, einmal verdacht zu haben scheint, wird ihm heute Niemand verargen. Nur fühlen wir oft, ihm sei die Erörterung und die Beantwortung dieser Fragen so wichtig, daß darüber die Gestalten seiner Dichtung selbst an Blut und Leben verlieren und wie bloße Paradigmen für die Lehrsätze und Theorien ihres Finders oder Erfinders erscheinen.

Und doch steckt, wenn man nur tiefer schürft, Edelgut genug in diesen Werken eines langen, langen Lebens. Manch kraftvolle, rhapsodisch empfundene Stelle der „Nibelunge" macht verständlich, was Jordan mit frohem Stolz berichtet: „Andacht vieler Hunderttausend jeden Alters, jeden Ranges trug mich um die halbe Erde auf den Flügeln des Gesanges." In Grazie getaucht sind die Verslustspiele. Ein paar unvergeßlich schöne lyrische Szenen enthält der Roman „Zwei Wiegen". Und wer sich überzeugen will, wie scharf Jordan zu sehen und wie plastisch er Geschautes darzustellen weiß, lese in den „Episteln und Vorträgen" die Schilderung Schopenhauers.

Wie in einem Mikrokosmus umschließen „Die Sebalds" alle Vorzüge und Schwächen von Jordans Kunst. Nur als Nothbehelf trägt die Dichtung den Untertitel „Roman". Und sie ist es auch nicht; denn zwei Dinge gehen in ihr neben einander her: die novellistische Handlung in der Familie der Sebalds und die Idee vom Wiederaufbau des Leibes Christi, die der Hauptpastor Ulrich Sebald vertritt, der „Erbaumeister". Eine Romanhandlung wird erzählt und zugleich ein künstlerisch mehr umrahmtes als gestaltetes System der Weltanschauung gegeben. Worin diese wipfelt, habe ich schon angedeutet. Und in dieser Wipfelung erhebt sie sich über den rein gedanklichen Aufbau hinaus zu erhabener künstlerischer Schönheit. Wenn Ulrich Sebald, der protestantische Pfarrer — ein feiner Zug — zuerst der katholischen Gräfin, dann der jüdischen Bankherrntochter seinen Glauben entwickelt, so spricht aus ihm nicht nur Jordan, der Naturforscher, sondern auch Jordan, der deutsche Dichter. Jede Gestalt dieser Dichtung verkörpert ein Prinzip,

eine Idee, von den Hauptfiguren bis hinab zum Professor Marpinger, dem Vertreter des Jesuitismus, und dem Oberrabbiner Aaronson, dem Bilde jüdischer Orthodoxie. Und dennoch leben sie, bis in kleine Körpereigenthümlichkeiten hinein gezeichnet, Alle ihr persönliches Leben. Merkwürdig bleibt nur, daß Jordan, der doch „durchs Ohr" Verstrickungen wirkt und löst, die Sprache der Einzelnen so wenig getönt hat. Wenn die allzu breite Darstellung entwickelungsgeschichtlicher Lehren ermüdend gewirkt, die zu große Absichtlichkeit in der Schilderung von Nebendingen verstimmt hat, versöhnen immer aufs Neue feine Züge, die den Menschen oder die Natur beseelen. Gerade die „Sebalds" soll Jeder lesen, der Jordans Wesen näher kennen will.

Ob Das freilich heute der Wunsch der Nation ist? Die Frage kann ich nicht beantworten. Doch mag unsere Zeit über Jordans Dichtung urtheilen, wie sie will: die große, kantige deutsche Persönlichkeit kann und wird sie nicht so bald vergessen.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.



# Kantischer Idealismus.

> Ich werde in dem Verfolg dieser Abhandlung kein Bedenken tragen, den Satz eines noch so berühmten Mannes freimüthig zu verwerfen, wenn er sich meinem Verstande als falsch darstellt ... Warum sollte ich mir den Zwang anthun, diesen Gedanken so ängstlich zu verbergen, um Dasjenige zu scheinen, was ich nicht denke, was aber die Welt gern hätte, daß ich es dächte?
>
> Kant, Von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, 1747 (Erstlingsschrift).
>
> B.: Du hast eben aufgehört, Skeptiker zu sein! Denn Du verneinst! — A.: Und damit habe ich wieder Ja sagen gelernt.
>
> Nietzsche, Morgenröthe.

Das Kantjubiläum ist längst vorüber. Die Hochfluth mehr- oder minderwerthiger Festartikel staute sich, verlief sich. Naturgemäß ist die Kritik in dieser posirten, geschraubten Höhenstimmung wenig zu ihrem Recht gekommen. Aber schon an anderer Stelle der „Zukunft" wurde gegenüber dilettantischer Enquete-Weisheit betont, daß ein Verharren bei Kant, ein absolutes Festhalten Kants in der Gegenwart unmöglich sei. Solche ketzerische Behauptung dürfte sich des Beifalles nicht Aller, nicht einmal Vieler, aber wohl einiger erlesener und wirklicher Sachkenner erfreuen. Ich will versuchen, dieses kritische Verhalten zu dem kritischen Philosophen par excellence in großen Umrissen zu rechtfertigen.

Als Helmholtz 1855 in seinem königsberger Vortrage „Ueber das Sehen des Menschen" die (nach seiner Ansicht vorhandenen) Beziehungen Kants zur Physiologie darlegte, als dann auf philosophischer Seite durch Eduard Zeller und Kuno Fischer der Name des längst vergessenen Denkers zum Schibboleth wurde, als sich diese Bestrebungen 1865 in der kleinen Schrift „Kant und die Epigonen" von Otto Liebmann kristallisirten, in der jedes Kapitel mit dem entschiedenen Ceterum censeo schloß: Also muß auf Kant zurückgegangen werden; als endlich solche mehr theoretischen Erwägungen durch die sich gerade damals energisch durchringende Philosophie Schopenhauers eine Lebensmacht wurden, die Philosophie, in der Kant das Alpha und Schopenhauer das Omega war, Kant Gott und Schopenhauer sein Prophet, Schopenhauer der Einzige und Kant sein Eigenthum, die Philosophie, die auch Liebmann und wahrscheinlich noch stärker Helmholtz beeinflußt hat, — da wußte man nicht mehr, daß das System des Königsbergers schon zu Lebzeiten des Urhebers überwunden war; theoretisch überwunden nicht durch Fichte, geschweige Schelling oder Hegel, sondern hauptsächlich durch Friedrich Heinrich Jacobi und durch die Leibnizianer wie Anhänger Lockes, die sich in Eberhards Philosophischem Magazin und Archiv (1788 bis 1795) einen Mittelpunkt geschaffen hatten. Man wußte es nicht, weil die Tradition abgeschnitten, unterbrochen, weil Kant und mit ihm seine Epoche in dem trüben Dämmerlicht historischer Unwissenheit erschien. So sicher Hegel ohne ihn letzten Endes unmöglich gewesen wäre, so gewiß ist der Zusammenhang zwischen Beiden kein anderer als etwa zwischen uns und den Stammeltern im Paradies. Und wer kennt denn selbst heute, selbst unter den Fachmännern, Jacobi, diesen vielleicht bedeutendsten aller Kantkritiker? Erwähnt ihn doch sogar Vaihinger in seinem Kommentar zur Kritik der Reinen Vernunft nur wenige Male, obwohl er das selbe Werthurtheil über ihn fällt, das ich hier auf Grund eingehender Studien aussprechen durfte. Oder wer liest heute Eberhards Zeitschriften, obwohl sie nach dem selben Vaihinger noch so manchen starken Pfeil, so manche ungebrauchte, blitzblanke Waffe bergen und obwohl Kant selbst diesen Veröffentlichungen immer voll gespannter Erwartung entgegensah, wie wir aus seinen Briefen erfahren? Seit dem Monumentalwerk des Begründers der Kantgesellschaft — ich denke dabei besonders an den zweiten Band des Kommentars — steht fest, daß bereits am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts von dem gewaltigen philosophischen Gebäude kaum noch ein Stein auf dem anderen war. Damit nicht vertraut, unternahm man seit den sechziger Jahren die selbe Sysiphusarbeit zum zweiten Mal; freilich fiel sie der Qualität nach zum großen Theil minderwerthiger aus, wie auch Vaihinger ausdrücklich bemerkt. Wenn wir also in der Aera des Kommentars die Schranken oder vielmehr die innere Unhaltbarkeit des theoretischen Idealismus wiederum kennen lernten, so haben wir damit auch den Schlüssel zu der auffälligen Thatsache gefunden, daß die Männer, die sich heute für die allein echten Vertreter der kantischen Denkweise halten, während sie in Wirklichkeit nur Pseudokantianer sind — ich meine die modernen Transszendentalphilosophen —, daß sie sich an der Mitarbeit für die vortreffliche, in den neunziger Jahren gegründete Kant-Zeitschrift par excellence gar nicht betheiligen; diese „kritischen" Philosophen zürnen eben dem Herausgeber der Kantstudien, daß er im Kommentar in objektivhistorischer Form den Dogmatismus ihres (vorgeblichen) Meisters, des kritischen

Denkers κατ' ἐξοχήν, aufgedeckt hat. Trotz Alledem giebt es übrigens Leute, die uns, offenbar in vollständiger Unkenntniß der fünfviertelhundertjährigen kritischen Riesenarbeit, zumuthen, durch ein abermaliges Zurückgehen auf Kant das Werk der Penelope zum dritten Mal zu vollbringen.

Allerdings macht ja das System, so weit man davon überhaupt reden kann, äußerlich noch einen grandiosen Eindruck, vergleichbar einem vielverschnörkelten, mit wunderlichen Zierathen verputzten gothischen Dom. Die Erklärung liegt darin, daß dieses gewaltige Getriebe mit der einzigartigen Zähigkeit des kantischen Genies fest in einander gefügt, überall das Einzelne mit dem Ganzen sicher verkittet ist, wodurch jedes Sonderargument von vorn herein ziemlich unwirksam erscheinen muß. Ein erfolgreicher Angriff kann nur von innen heraus, von den eigenen Prinzipien Kants her unternommen werden, indem man den klaffenden Widerspruch zwischen Theorie und praktischer Ausführung, indem man die Selbstaufhebung der idealistischen Philosophie durch die kritischen Grundsätze ihres Urhebers nachweist. Diese Philosophie ist nicht nur in ihren einzelnen Begründungversuchen sachlich unhaltbar, sie ist auch, wie schon angedeutet, durch und durch dogmatisch. Der angebliche Kritizismus entpuppt sich als ein Dogmatismus gefährlichster Art, eben weil er seinen wahren Charakter durch die äußerlich stolze Gewandung geschickt zu verbergen versteht. Thatsächlich ist aber der transszendentale Idealismus nicht allein dogmatisch, insofern er behauptet, sein Apriori, sein welterzeugendes Apriori: Raum, Zeit und ein Dutzend Kategorien, habe nur Giltigkeit für das Subjekt, sei nur im Subjekt, erstrecke sich nicht auf die transsubjektive Außenwelt, auf die Dinge an sich; sondern er qualifizirt sich bereits als Dogmatismus ärgster Observanz, wenn er überhaupt nur zu wissen vorgiebt, dieses Apriori existiere als Apriori: Raum, Zeit und Kategorien seien als Anschauung- und Denkformen ursprünglich im Subjekt vorhanden. Beides ist gemäß seinen ureigenen Grundsätzen zu wissen unmöglich, da wir nach ihm immer und ewig in unsere Bewußtseins-, in unsere Vorstellungwelt eingeschlossen sind, da wir sie nach ihm ungefähr so zu überspringen vermögen wie ein beliebiges Lebewesen seinen Schatten. Wollten wir der Kritik der Reinen Vernunft glauben, so könnten wir ja selbst in Bezug auf die bloße Existenz des Dinges an sich „weder sagen, daß es möglich, noch, daß es unmöglich sei." An anderer Stelle erklärt Kant feierlich: Nur in der Erfahrung ist Wahrheit (Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik). Das Apriori aber kann als solches, als ein etwa thatsächlich in mir, im Subjekt, ursprünglich Gegebenes, niemals erfahren werden. Reine Vernunftschlüsse hingegen, die man aus irgendwelchen indirekt begründenden Thatsachen aufbauen will, können hier eben so wenig zwingende Beweiskraft besitzen wie bei den höchsten Ideen der rationalen Theologie und Psychologie, deren angeblich stringente Demonstrationsfähigkeit von Kant für immer beseitigt wurde. Ich durfte also ein warnendes Mene Tekel der Prolegomena mit Recht auf ihren Verfasser selbst anwenden: „Man kann in der Metaphysik", so hören wir da, „auf mancherlei Weise herumpfuschen, ohne eben zu besorgen, daß man auf Unwahrheit werde betreten werden. Denn wenn man sich nur nicht selbst widerspricht [was allerdings Kant reichlich thut], so können wir in allen solchen Fällen, wo die Begriffe, die wir verknüpfen, bloße Ideen sind, die gar nicht . . in der Erfahrung gegeben werden

können, niemals durch Erfahrung widerlegt werden. Denn wie wollten wir es durch Erfahrung ausmachen?" Mendelssohn hat den Typus des größten germanischen Denkers mit Recht in das Wort Alleszermalmer zusammengefaßt. Dies „Alles" aber müssen wir absolut verstehen: der Idealismus des Zermalmers selbst sank a priori und mit eherner Nothwendigkeit, wenn auch lautlos und nur dem Wissenden bemerklich, durch seine kritischen Grundsätze in Trümmer.

Ein Stehenbleiben bei Kant ist demnach mindestens für die theoretische Philosophie unmöglich. Nur Zweierlei bleibt übrig: entweder schreitet man mit Fichte konsequent über den zwitterhaften transszendentalen Idealismus zum absoluten fort und gelangt so zum Solipsismus, zum Nihilismus und Somnambulismus, wie Jacobi, zum Illusionismus, wie Hartmann es genannt und wie ihn Jean Paul mit dem gewaltigen satirischen Humor seines funkensprühenden Genius in der Clavis Fichtiana geschildert hat. Dieser Standpunkt wird auch heute wieder vertreten. Der Neufichteanismus verschwendet eine Unsumme von Hirnkraft, auf daß erfüllet werde das Wort des vorkritischen Kant: Der Weltweisheit bedient man sich sehr schlecht, wenn man sie dazu gebraucht, die Grundsätze der gesunden Vernunft umzukehren (Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus, 1759). Was Goethe den Vertretern der Wissenschaft im Allgemeinen aufbürden will, dürfte leider zunächst von den Philosophen gelten: Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine Sinne ableugnet, schreibt er an Merck; und an Knebel: Durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitliebender Geist zu beleben. Die Denker freilich, die sich in den oft scharfsinnigen Darstellungen ihres Seifenblasensystems zu den „ernsthaften Leuten" rechnen, die ihre graue Theorie mit Fichte als Wissenschaftlehre bezeichnen — ich möchte hier allerdings eher, wie schon damals Schopenhauer, die Gleichung formuliren: Wissenschaftlehre-Wissenschaftleere —, sie verwahren sich energisch gegen solche Beweise des Geistes und der Kraft. Nun, es lassen sich ganz vortreffliche theoretische Argumente gegen sie ins Feld führen. Im Einzelnen diese zu entwickeln, ist jedoch hier nicht der Ort. Die zweite, für uns allein in Betracht kommende Möglichkeit besteht darin, daß man sich, unter Verwerfung der fälschlich sogenannten kritischen Prinzipien, endlich entschließe, daß man den Muth finde, einen wirklichen philosophischen Realismus zu vertreten, einen Realismus, der nicht in schwächlicher Haltlosigkeit dem Gegner das Zugeständniß seines (angeblich) nur hypothetischen Charakters macht, nicht einen Realismus, der sich seit den Meditationes de prima philosophia (1641) des Descartes bis zu der Philosophie und Erkenntnißtheorie (1894) Ludwig Busses mit der sonderbaren Frage nach der Beweisbarkeit der Existenz unserer transsubjektiven Außenwelt abquält — schon Jacobi hat das Nutzlose solchen Beginnens unter Aufbietung seines ganzen, einzigartigen Scharfsinnes dargelegt —, sondern, daß man einen Realismus vertrete, der all diesen Versuchen und allen idealistischen Sophistikationen die Spitze abbricht, indem er sich zu der fast an der Oberfläche liegenden und doch so überraschenden, so staunenswerthen, so freudig erschütternden Erkenntniß durchringt, daß der Satz von der Existenz der transsubjektiven Außenwelt axiomatisch gewiß, ja, daß er oberstes und letztes Axiom ist, ohne dessen Voraussetzung nicht nur Wissenschaft und Leben, sondern auch alle übrigen Axiome ihren Sinn verlieren. Wir müssen realistisch

denken in der theoretischen, idealistisch in der praktischen Philosophie; nur in diesem chiastischen Zeichen können wir siegen. Erst solche Philosophie vermag Leben und Wissenschaft wieder zu versöhnen; erst sie vermag in unserer, nach einer ernsthaften Weltanschauung dürstenden Zeit die Gebildeten wieder für sich zu erwärmen. Denn sie rechnet mit der Wirklichkeit und ihren Mächten; sie sündigt nicht gegen den Heiligen Geist des Lebens, wie der Idealismus, der uns und das All zum Traum eines Träumenden, vielmehr zum freischwebenden Traum, vielmehr zum absoluten Schein eines Traumes herabsetzt. Von einem solchen, von innerer Wahrhaftigkeit getragenen Denken gilt auch nicht die furchtbare Anklage, die uns durch Nietzsche ins Angesicht geschleudert wird: „Die Geschichte der Philosophie ist ein heimliches Wüthen gegen die Voraussetzungen des Lebens, gegen die Werthgefühle des Lebens, gegen die Parteinahme zu Gunsten des Lebens. Die Philosophen haben nie gezögert, eine Welt zu bejahen, vorausgesetzt, daß sie dieser Welt widerspricht, daß sie eine Handhabe abgiebt, von dieser Welt schlecht zu reden. Es war bisher die große Schule der Verleumdung" („Der Wille zur Macht"). Erst in einem erkenntnißtheoretischen Realismus, wie dem vorhin programmatisch angedeuten, wird das berühmte Wort von dem gestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir zur That und Wahrheit; denn er allein erkennt Subjekt und Objekt, Innen- und Außenwelt, Weltall und Menschheit als unleugbare, eherne, herrlich große Realitäten an.

Ein solcher kann aber niemals aus den spärlichen, zerstreuten Elementen hervorgehen, die sich bei Kant finden, wie manche Optimisten annehmen. Vielmehr tritt auch für den hervorragendsten Begründer des theoretischen Idealismus, in dem alle seine Spielarten, Richtungen, Strebungen wie in einem gewaltigen Brennpunkt zusammenlaufen, des Dichters Kategorischer Imperativ in Kraft: Und fällt der Mantel, muß der Herzog nach.

Jena. Dr. Franz Jünemann.



# Der Page.

Mir träumt', ich war im ledernen Wams
Ein Ritter für Reich und Kaiser
Und trug als Wappen rheinischen Stamms
Drei grünende Rebenreiser.

Mir flammten die Narben kreuz und quer
Auf rauher, bärtiger Backe.
Und hinter mir ritt ein Page her
Auf hiebzerfetzter Schabracke.

Das war ein Knabe seltener Art.
Wer so einen zweiten fände!
Die Augen so blau und die Wangen so zart
Und kindlich fein die Hände.

Und blitzten die Klingen des Gefechts,
Wie ließ er wehen mein Wappen!
Sah nicht nach links, sah nicht nach rechts
Und meisterte seinen Rappen.

Und trug mich mein bäumendes, schäumendes Thier
Durch brüllende Feindesgassen:
Ich wußte, mein Page war hinter mir,
Wenn Alle mich verlassen.

Und wor meine Stirne von Wunden naß,
Ich ließ sie dem sorgenden Kinde;
Wie legte mein Page, so blond und so blaß,
Ums Haupt mir die kühlende Binde!

Sie kannten ihn Alle im Lager, All!
Er wollte nicht spielen noch saufen;
Er schüttete schweigend den Pferden im Stall
Das Futter in die Raufen.

Die Weiber des Trosses stellten ihm nach,
Sie wollten das Bürschlein bedienen;
Er hing das Zaumzeug auf und sprach
Kein karges Wörtlein mit ihnen.

Ein Lanzknecht lacht' in den Bart hinein:
„Das Bübchen, so gar unansehnlich,
Wie sieht es des Goldschmieds Töchterlein
Zu Augsburg am Markte so ähnlich!“ . . .

Und zogen die Sterne wohl über die Welt,
Dann schoben behutsame Hände,
So weiß und so fein, von meinem Zelt
Des Vorhangs flatternde Wände;

Dann schlich mit dem Monde mein Page herein
Und lächelt' zum ersten Male
Und goß mir meiner Heimath Wein
In die silbergebuckelte Schale.

Er wusch vom Blute der Reiterschlacht
Mir rein den Helm und Degen . . .
Dann hat der Page die ganze Nacht
In meinem Arm gelegen.

Rudolf Presber.



# Nietzsches Tod.*)

„Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit;
müßig steht nun mein Kahn."
(Dionysos-Dithyramben.)

Mein Bruder hat einmal gesagt, man müsse ihm erst beweisen, daß ein guter Mensch einen außerordentlichen Geist haben könne. Den „außerordentlichen Geist" streitet wohl Niemand mehr Friedrich Nietzsche ab; und so könnte wohl umgekehrt gefordert werden, daß der Beweis zu erbringen sei, daß dieser außerordentliche Geist ein guter Mensch gewesen ist. Wenn es dieses Beweises bedarf, — nun, so blicke man auf die langen Jahre seiner geistigen Lähmung. Es ist nicht zu beschreiben, welch ein rührender Kranker er war. Die Zartheit seiner Empfindung, das Edle seines ganzen Charakters, die Rücksicht auf Andere und der Wunsch, Freude zu bereiten, zeigte sich in ergreifendster Weise. Selbst die Aerzte konnten sich dieses ungewöhnliche Krankenbild nur dadurch erklären, daß seine Natur so durch und durch vornehm und durchgeistigt gewesen sei, daß selbst in jener Zeit, wo der Wille fehlte und er nicht mehr nach bestimmten Absichten handeln konnte, Dies in seiner ganzen Art und Weise keinen Unterschied mache.

Ueber die allererste Zeit nach dem Schlaganfall kann ich nicht urtheilen, da ich in Paraguay durch den Tod meines Mannes und die schwierigsten Verhältnisse zurückgehalten wurde; aber sobald ich diese Verhältnisse geordnet hatte, reiste ich, im Jahr 1890, nach Deutschland, um Mutter und Bruder zu mir hinüberzuholen. Wie tief es mich erschütterte, als er mich in Naumburg mit dem alten Scherznamen aus der Kinderzeit: „Mein liebes Lama" begrüßte, kann ich nicht beschreiben. Er war mit Blumen nach dem Bahnhof gekommen, um mich zu empfangen, sah sehr wohl und stattlich aus und hielt sich gerade wie ein Soldat. Niemand hätte diesen rüstigen Spazirgänger für einen Kranken gehalten. In jener Zeit vermochte er noch sehr gut eine richtige Unterhaltung zu führen; wir sprachen, zum Beispiel, über Dostojewskij und dessen Werk „Das Haus der Toten", das wir Beide französisch gelesen hatten. Ich dankte ihm, daß er mir diesen Autor empfohlen habe, und fügte hinzu, daß wir doch keinen solchen Psychologen unter unseren deutschen Schriftstellern hätten; worauf er mich fragte: „Nun, was meinst Du zu Gottfried

*) Am fünfzehnten Oktober 1904 würde Friedrich Nietzsche, wenn er ihn erlebte, sechzig Jahre alt. An diesem Tage erscheint (bei C. G. Naumann in Leipzig) der Schlußband der von der treuen Schwester geschriebenen Biographie. Aus dem letzten Kapitel dieses Bandes wird hier ein Bruchstück veröffentlicht. Wer Nietzsche intim sehen will, muß das sorglich gefügte Buch der Frau Förster lesen.

Keller?" Ueberhaupt ist niemals von Irrsinn die Rede gewesen. Was im Anfang so ausgesehen haben könnte, war eben nur die Folge der unglücklichen Schlafmittel. Sobald man aufgehört hatte, ihm diese Schlafmittel zu geben, fehlten jene Erregungen vollständig.

Nach Paraguay mit mir zu kommen, konnte sich unsere gute Mutter nicht entschließen. Natürlich durfte ich ihr da auch nicht den Sohn wegnehmen; aber es thut mir manchmal jetzt noch leid, daß ich diesen Plan nicht ausgeführt habe. Mein großes, luftiges Haus dort, mit den großen Veranden, am Rande des Urwaldes mit dem weiten Blick über Fluß und Land wäre unserem theuren Kranken sicher sehr lieb geworden. Winter und Sommer im Freien zu leben, war ihm ja das Liebste und Angenehmste. Das verbot in Naumburg freilich das Klima. Nun hat zwar in jener Zeit (1890 bis 93) unsere liebe Mutter wenigstens die Hälfte des Jahres ihr kleines Haus auch nur, um im Bild zu reden, als Regen- und Sonnenschirm betrachtet. Sie machte täglich mit unserem Kranken mehrere große Spazirgänge und selbst im Winter versuchte sie jedenfalls in der Mittagsstunde, mit ihm hinauszugehen; überhaupt that sie Alles an liebevoller Pflege, was in ihren Kräften stand. Aber vom Januar 1894 an, wo sie selbst längere Zeit krank war, wollte sie nicht mehr solche große Spazirgänge in Begleitung unseres Kranken unternehmen und wollte sie auch mir nicht überlassen, in dem Glauben, daß sie ihn angriffen. Von diesem Sommer 1894 an bis zum Frühling 1897 waren nun die wenig guten Jahre der Krankheit meines Bruders. Er sehnte sich so grenzenlos ins Freie; unsere Mutter konnte sich aber nicht entschließen, meinen Wunsch, ein anderes Haus mit großem Garten zu kaufen, zu erfüllen. Es wurde ihr so schwer, sich von ihrem kleinen Haus zu trennen; auch fürchtete sie die Umwälzung. Außerdem hatte ihr ein Arzt in den Kopf gesetzt, daß mein Bruder den Unterschied gar nicht bemerken würde. Ich darf wohl sagen, daß diese Jahre die unglücklichsten meines Lebens gewesen sind; denn ich sah, wie mein Bruder unter den engen Räumen in dem kleinen Hause und unter dem Mangel an freier Luft litt. Zugleich aber gewahrte ich mit Bewunderung, mit welcher Geduld er sich in diese ihm unangenehmen Zustände fügte; ich hatte nur einen Ausdruck für ihn: mein sanftes Engelsherz. Er war sein ganzes Leben lang ein respektvoller Sohn gewesen; auch darin machte die Krankheit keinen Unterschied. Aber sein Zustand verschlechterte sich ersichtlich; vor Allem konnte er für Das, was er sagen wollte, nicht mehr die richtigen Worte finden. Das erregte ihn dann schließlich sehr. Auch ein peinlicher Gähnkrampf und Schlingbeschwerden stellten sich ein. Als nun im Winter 1896/97 unsere liebe Mutter von Neuem erkrankte, fühlte sie selbst, daß wohl für uns Alle dies kleine Haus nicht der richtige Aufenthalt sei, und versprach mir, sobald sie wieder gesund würde, mit uns in ein freige-

legenes Haus, „mitten im Garten", zu ziehen. Aber wir Beide, mein Bruder und ich, konnten nur allein diesen Entschluß ausführen; denn der Tod rief die Theure Ostern 1897 von uns hinweg. Es ist mir immer so traurig gewesen, daß unsere gute Mutter diese Luft- und Wohnungveränderung, die Uebersiedlung nach Weimar in dieses schön und hoch gelegene Haus nicht mit erlebt hat; denn mein Bruder war darüber so unbeschreiblich glücklich. Er lebte hier in Weimar wirklich von Neuem auf, so daß ich mich der seligen Hoffnung hingab, er könne wieder ganz gesund werden. Wie freute er sich der schönen Aussicht auf Weimar und die dahinter liegenden Berge, des weiten Horizontes, der Wolkenbildung und der Sonnenuntergänge! Mein lieber Freund Professor Hans Olde hat von ihm in seinem letzten Lebensjahr, während er einen solchen Sonnenuntergang genoß, eine rührend schöne Skizze gemacht, die der Biographie beigefügt ist. Es waren meines Bruders glücklichste Stunden, die er auf seiner hochgelegenen Veranda verlebte. Aber auch die hohen Innenräume, die sonnigen Wohn- und Schlafzimmer, das bequeme Badezimmer und die von der Sonne durchwärmte Winterveranda nach der anderen Seite des Hauses erfreuten ihn außerordentlich. Er hatte doch immer gesagt, daß seine Natur auf Luft und Licht nun einmal eingerichtet sei; auch diesmal zeigte sich die Wirkung in überraschendster Weise. Er fing auch wieder an, sich zu unterhalten, machte Bemerkungen zu dem Vorgelesenen und versuchte sogar, ein Wenig zu schreiben, woran ihn die Lähmung, die sich auf die ganze rechte Seite erstreckte, Jahre lang gehindert hatte. Es ging nun freilich nicht gut; aber der Versuch wurde noch am achtzehnten August 1897 gemacht. Er behielt seine liebenswürdigen, guten Formen bis zuletzt, verstand Alles, was um ihn vorging, hörte mit großer Aufmerksamkeit Dem zu, was man ihm vorlas, wählte zum Theil selbst die Bücher, aus denen er vorgelesen haben wollte. Nur die Sprache gehorchte nicht dem Gedanken, den er ausdrücken wollte, worüber er zuweilen ärgerlich und ungeduldig wurde. Wenn ich ihn dann fragte: Möchtest Du Das oder Jenes sagen? so antwortete er: „Nein, ganz anders!", bis ich endlich das Richtige errieth, was ihn immer sehr glücklich machte. Er zeigte ein leidenschaftliches Entzücken an der Musik; ich ließ ihm oft von ausgezeichneten Klavierspielern, so von Dr Karl Fuchs und Miß Kate Brucksham, vorspielen; besonders aber war er beglückt, wenn es sein Jünger und Freund Peter Gast that, der inzwischen nach Weimar übergesiedelt war. Der Zustand blieb ziemlich unverändert bis zum Sommer 1898, wo meinen Bruder ein leichter Schlaganfall traf. Vom Mai 1899 an, wo ein stärkerer Schlaganfall kam, veränderte er sich etwas. Von da an wurde ihm das Sprechen wieder schwer und er konnte nur an Tagen, wo er sich ganz besonders wohl fühlte, die rechten Worte für Das, was er sagen wollte, finden. Gerade in dieser Beziehung aber zeigte sich sein gütiges

Herz; während der Zeiten, wo er nicht mehr richtig zu sprechen vermochte, in den letzten Jahren in Naumburg und der letzten Zeit in Weimar, fand er doch die richtigen Worte, um etwas Freundliches zu sagen und seinen Dank auszudrücken. So sagte er zu unserer Mutter: „Ich glaube wirklich, meine Mutter, daß Du die schönsten Augen hast"; oder, indem er sich an uns Beide wandte: „Ich denke, daß in diesem Hause die allerbesten Menschen wohnen"; und so gab es noch hundert kleine Gelegenheiten, die er mit seinen liebenswürdigen Worten verschönte. Wahrhaft rührend war seine Dankbarkeit gegen mich hier in Weimar. Wie viele Worte des Lobes fand er, um diese Dankbarkeit auszudrücken, wie viele tröstende Worte, wenn er mich traurig sah. „Warum weinst Du, meine Schwester? Wir sind doch glücklich!" sagte er dann. Er hörte sehr gern, wenn draußen der Sturm mächtig brauste; aber an trüben Abenden, wenn wir schweigend zusammensaßen und der Wind so kläglich um das Haus herum wehklagte, die traurigsten Erinnerungen und herzzerreißende Gedanken weckend, ob man Das oder Jenes im Leben nicht ganz anders hätte machen sollen, — dann auf einmal kam seine gute Hand und drückte die meine, als als ob er fühlte, welche traurigen, verschwiegenen Gedanken meine Seele quälten, und mit seiner lieben Stimme sagte er: „Laß den Wind weggehen, meine Schwester!" Dann zog ich die schweren Vorhänge zu, machte es hell im Zimmer und fing mit ihm zu plaudern an, um die trüben Gedanken zu verscheuchen. Wenn es mir nur irgend möglich war, zeigte ich ihm ein fröhliches Gesicht. Er hatte selbst alles Schwere und Traurige vergessen: so sollte er auch durch nichts daran erinnert werden. Nur die lieben Erinnerungen waren ihm geblieben; wenn wir, zum Beispiel, von Richard Wagner sprachen, so vergaß er nie, hinzuzusetzen: „Den habe ich sehr geliebt!"

Wie hätte ich klagen dürfen? Hatte er mir nicht selbst die tragische Erkenntniß eingeflößt, daß das Genie wohl immer ein schweres Schicksal zu tragen hat, tragen muß? „Es giebt mancherlei Arten von Schierling; und gewöhnlich findet das Schicksal eine Gelegenheit, dem Freigeist einen Becher dieses Giftgetränkes an die Lippen zu setzen, um ihn zu ‚strafen', wie dann alle Welt sagt. Was thun dann die Frauen um ihn? Sie werden schreien und wehklagen und vielleicht die Sonnenuntergangsruhe des Denkers stören: wie sie es im Gefängniß von Athen thaten. ‚O Kriton, heiße doch Jemanden diese Weiber da fortführen!' sagte endlich Sokrates."

Nein: ich habe nicht zu diesen wehklagenden Weibern gehört; der Abendfriede des Theuren war mir heilig!

. . . Montag, am zwanzigsten August, erkrankte er plötzlich an einer Erkältung mit Fieber und schwerem Athem; es sah aus, als ob sich eine Lungenentzündung vorbereiten wollte. Doch in wenigen Tagen schien mit Hilfe des treuen Arztes das Uebel beseitigt; der Arzt glaubte sogar, daß er nicht

wiederzukommen brauche. Aber am Vierundzwanzigsten, gegen Mittag, als ich ihm gegenüber saß, veränderte sich plötzlich sein ganzer Ausdruck; er sank, von einem Schlaganfall getroffen, besinnungslos zurück. Ein furchtbares Gewitter erhob sich und es schien, als ob dieser hohe Geist unter Donner und Blitz dahingehen solle. Aber noch einmal erholte er sich, kam gegen Abend wieder zu Besinnung und versuchte auch, zu sprechen. Als ich ihm in der Nacht gegen zwei Uhr früh eine Erfrischung reichte und den Lichtschirm wegrückte, damit er mich sehen könne, rief er freudig: „Elisabeth!", so daß ich glaubte, die Gefahr sei vorüber. Er schlief lange, lange Zeit; wie ich hoffte, der Genesung entgegen. Aber sein theures Antlitz veränderte sich mehr und mehr, die Schatten des Todes breiteten sich aus, der Athem wurde immer schwerer. Noch einmal schlug er seine herrlichen Augen auf. „Er bewegte und schloß wieder die Lippen und blickte wie Einer, der noch Etwas zu sagen hat und zögert, es zu sagen. Und es dünkte Denen, welche ihm zusahen, daß sein Gesicht dabei leise erröthet sei. Dies dauerte eine kleine Weile: dann aber, mit einem Male, schüttelte er den Kopf, schloß freiwillig die Augen und starb. . . Also geschah es, daß Zarathustra unterging."

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

# Weh und Ach.

Klagen, nichts als Klagen! Schon der Prinz von Guastalla hat die Unbequemlichkeit eines Zustandes empfunden, der einen Massenchor von Seufzern himmelan schickt. Und dem in geklärter Rechtslage über sein Ländchen herrschenden Fürsten, dessen Ebenbürtigkeit nicht bestritten, dessen allzu menschlich impulsives Wesen nur von ihm selbst, nur in den dunkelsten Stunden, bestöhnt wurde, blieb immerhin doch die leidige Pflicht erspart, in harten Wirthschaftkämpfen Partei zu ergreifen. Liebe und Haß, Noth und Mord machten ihm zu schaffen; aber sein Schöpfer erzählt uns nicht, ob es außer den Häusern Galotti, Grimaldi, Bruneschi in diesem Märchenmonaco auch schlichtere Gebäude gab, in denen gehandelt, für die Nahrung- und Verkehrsbedürfnisse des Kleinstaates gesorgt wurde. Sicher ist, durch die eifrigste Quellenforschung nicht anzufechten die Thatsache, daß Aktiengesellschaften, Kartelle, Syndikate, Trustbildungen damals noch nicht bestanden; auch nicht die jetzt modernen Formen des Zwischenhandels. Verkäufer und Käufer waren ungefähr in der Lage von Duellanten, die mit gleichen Waffen, in annähernd gleicher Kaufrüstung ihre Sache auszufechten haben; und die Pflichten des Unparteiischen erfüllte wahrscheinlich, tant bien que mal, die hochwohllöbliche Polizei. Auch diese Seite der guten alten Zeit ist längst verwittert. Nur im kleinsten Detailverkehr stehen Käufer und Verkäufer einander als ziemlich gleich starke Menschen von Fleisch und Blut gegenüber. Wo die Nickelrechnung aufhört, da sieht der Abnehmer eine Phalanx vor sich, deren Geboten er sich fügen muß. Und nicht einmal nur da; nicht nur jeder winzige Provinzwertheim, nicht nur die Loeser & Wolff der Landstädte sind Tyrannen: auch gegen

die Preispolitik der Hersteller und Distributeure von Milch und Semmel kann der Einzelne nichts ausrichten; und wer Backpflaumen oder Bücklinge, Apfelsinen oder Rindertalg kaufen will, sieht die Großmacht gar nicht, die ihm den Preis diktirt. In nächtiger Finsterniß thront sie und sendet von der Höhe ihre Befehle herab. Kein Widerstand kann helfen. Der Ausdruck des Grolls ist einziger Trost. Lauter noch als in den Tagen der schönen Emilia tönt jetzt drum die Klage.

„Wenn wir Allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden." Wir könnens nicht. Die Gerechtigkeit — oder, minder moralisch ausgedrückt, das mühsam erworbene Wirthschaftverständniß — hindert uns oft sogar, für die Klagenden Partei zu ergreifen. Will nicht Jeder verdienen? Sucht nicht Jeder aus seiner Arbeit, seiner Handelswaare so viel wie möglich herauszuschlagen? Der Arbeiter, dem zu schlechtem Kaffee morgens der hartgesottene Sündenkadaver eines Schlotbarons oder Agrariers vorgesetzt wird, lechzt nach der Gelegenheit, durch einen Strike seinen kargen Lohn zu mehren, und fragt — mit Recht — nicht erst lange danach, ob sein Anspruch den Nahrungspielraum eines Anderen schmälern wird. Der mag sich wahren, wird sich wahren; und da auf diesem ganzen Gebiet der Streit herrscht und nur die Stärke siegt, wird der Kampf erst entscheiden, wer „berechtigt" war, mehr für sich zu heischen. Ueberall ists so; auch der Bankdirektor und Aktionär, der den Gutmännischen schnöde Profitsucht vorwirft, denkt manchmal vielleicht weniger an das künftige Gedeihen der Hibernia als an die Möglichkeit, für sich, seine Firma bei neuen Geschäften einen ordentlichen Happen zu erlangen. Mit Ethik, hoher und tiefer Entrüstung ist da nichts anzufangen. Bequem und dankbar ist die Parteinahme für den „kleinen Mann" ja immer; sie sichert den Applaus und gewährt den Glorienschein edler Gemüthsart. Hat sie je aber schon genützt? All das moralisirende Gerede, das wir täglich aus irgend einer Ecke hören, dringt nicht einmal durch den Geldschleier, der dem flüchtigen Blick die wirthschaftlichen Vorgänge und Zusammenhänge verhüllt, und hallt unwirksam ins Leere. Wirken — fördern und hindern — kann es nur, wenn es der Ausdruck politischer Macht ist. Deren Ethik mag dann Lob oder Tadel einheimsen: die Kraft entscheidet den Zwist. Alles Uebrige bleibt hilfloses Geflenn, das müßigen Leuten die Zeit verkürzt, für den Ausgang wirthschaftlicher Kämpfe aber nichts bedeutet. In ein paar Monaten werden wirs wieder erleben. Daß die deutsch-österreichischen Verhandlungen über den neuen Tarifvertrag so lange dauern, ist ein sicherer Beweis für die — auch sonst nicht mehr unbekannte — Thatsache, daß Rußland uns zwar viele Industriezölle erhöht, im Bezirk der Agrarprodukte aber, besonders der Viehzölle, beträchtliche Konzessionen gemacht hat, in die sich auch Oesterreich nun schicken muß, wenn es nicht out in the cold bleiben will. Wenn nicht alle Zeichen trügen, werden wir also wesentlich höhere Viehzölle bekommen; und dann fürchterliche Klagen über die Noth der Aermsten erleben, denen nicht nur das Brot, sondern auch das Fleisch von gewissenlosen Wucherern ins Unerschwingliche vertheuert wird. (Zu dieser Wuchererschaar werden die Zwischenhändler, deren Profitsucht ja so schüchtern ist, bekanntlich niemals gezählt.) Bismarcks ironische Frage, ob das Glück der Länder, die den allerniedrigsten Lebensmittelpreis haben, denn gar so neidenswerth sei, wird nicht beantwortet, der Hinweis auf die Hochschutzzollsysteme der französischen und amerikanischen Demokratie nicht beachtet, sondern, wie seit sechsundzwanzig Jahren, gethan werden, als sei dieses Riesenproblem mit dem Cobdenschlüssel für alle Zeiten und Länderindividualitäten spielend zu lösen, wenn nur ein Bischen guten Willens und redlichen Gefühls für

das Weh der Armuth vorhanden ist. Alle alten Reden werden wir noch einmal, noch zehnmal hören, der von drei Generationen beschnüffelte und beleckte Brei wird wieder auf den Tisch des Hauses kommen, — und schließlich werden auch diese Aequinoktialstürmchen spurlos verbrausen. Warum? Weil die Händlerpartei auch im Bund mit dem Proletariat noch nicht stark genug ist, um den Grundbesitzadel, dem die Industriellen im eigensten Interesse einstweilen ein Existenzminimum erhalten müssen, aus seiner letzten Verschanzung zu werfen. Sich nicht einmal stark genug fühlt, um deutlich zu sagen, was sie eigentlich will. Denn zum Kampf lockt sie ja nicht etwa das berühmte „billige Brot", sondern die Hoffnung, einer ihr rückständig, gesunder Entwickelung hinderlich scheinenden Klasse die Wirthschaftstützen nehmen und damit endlich auch den politischen Besitzstand entreißen zu können.

Die Erneuerung dieser Klagen steht uns noch bevor. Jetzt hören wir, als Ouverture, laute Scheltreden über das böse Trachten der Spiritus-Centrale. Gewiß hat in den letzten Wochen fast jeder Redakteur Klagebriefe erhalten, in denen die willkürliche Steigerung des Spirituspreises getadelt wird. Ungefähr nach dem folgenden Muster: „Vor einigen Jahren hatte ich für meinen Brennspiritus 30, etwas später 35 Pfennige zu zahlen und nun werden mir gar 45 Pfennige abverlangt. In einem Jahr ists also ein Preisaufschlag von 15 Pfennigen pro Liter! In ganz Berlin darf er nicht billiger verkauft werden (dabei ist für die Flasche noch ein Pfand zu geben) und mancher Kaufmann führt ihn gar nicht mehr, weil nichts dran zu verdienen ist. Denn auch der Kaufmann bekommt ihn nicht billiger und einen abermaligen Preisaufschlag ließe das Publikum sich am Ende doch nicht gefallen. Das dünne Zeug aber, das zu niedrigerem Preis zu haben ist, kann man nicht brauchen. Und wenn man nach en Gründen fragt, heißts, die Kartoffelpreise seien diesmal abnorm hoch. Das ist aber nicht wahr; ich weiß es, denn ich habe selbst einen Bruder in Pommern, der seine Kartoffeln nicht zu anständigen Preisen loswerden kann." Und so weiter. Die Schwester, der Bruder, der Kaufmann: sie Alle sagen die reine, nicht denaturirte Wahrheit; aber auch die Leiter der Centrale wohnen im Recht. Die Sache ist im Grunde nämlich nicht ganz so einfach, wie sie Dem scheint, der selig ist, wieder mal einen — nicht zu denen von Nathans Gnade gehörenden — Ring verfluchen zu können. Die Dürre dieses Sommers hat den Kartoffelpreis beträchtlich gesteigert. Nicht überall. In Pommern und anderen Provinzen war die Ernte normal; Schlesien und Posen aber haben empfindlich gelitten. Diese Nothgegenden könnten sich helfen; denn der Frachtpreis ermöglicht billigen Kartoffeltransport durchs ganze Reich. Leider fehlt auch auf diesem Gebiet noch immer eine Organisation, die, je nach dem Bedürfniß, die einzelnen Gegenden sicher und schnell versorgt. Nur dadurch ist die Thatsache zu erklären, daß in den östlichen Provinzen die Brenner keine Kartoffeln bekommen, die westlicher angesiedelten Kartoffelbauer ihre Waare nicht zu guten Preisen verkaufen konnten. Das sind Folgen des anarchischen, gegen alle berufsgenossenschaftliche Gliederung geschützten Zustandes, den der alte Liberalismus der Menschheit erhalten, der marxische Sozialismus mit seinem Allheilmittel aus der Welt schaffen will. Nicht zu bestreiten ist aber, daß der Durchschnittspreis der Kartoffel in diesem Jahr um ungefähr zwei Drittel höher ist als in normalen Zeiten. Damit hatte die Centrale zu rechnen, die ja auch nicht für lauter Riesen, sondern für viele kapitalistisch schwache Kleinbetriebe die Geschäfte führt. Zum Lob ihrer Politik muß gesagt werden, daß sie sich nicht dem Schnapsteufel verschrieben, nie versucht hat, den Branntweinkonsum zu heben; die Verbreiterung

des Gebietes, auf dem Spiritus zu technischen Zwecken verwendet wird, soll ihr zur Steigerung des Absatzes helfen. In diesem Jahr nun glaubte sie, im Interesse ihrer Kundschaft mit einer Preiserhöhung für den vom Trinkkonsum geforderten Spiritus nicht auskommen zu können; auch der für die verschiedensten Alltagsbedürfnisse und Fabrikationzwecke hergestellte Spiritus mußte theurer werden. Sehr unangenehm; nicht nur für Hausfrauen, sondern auch für eine stattliche Zahl mittlerer und kleiner Fabrikbetriebe, die ihre Kalkulation auf den früheren Preis gestützt hatten. Wer aber bedenkt, daß die Menschen nun einmal seit Evas Tagen „begehrlich" und die Kartoffelbrenner, so zu sagen, auch Menschen sind und halbwegs menschlich leben wollen, Der wird, ohne allzu laut zu klagen, zu mancher alten jetzt noch die neue Last auf sich nehmen und sich einstweilen mit der Zuversicht trösten, daß der Himmel das fromme Deutsche Reich nicht mit zwei auf einander folgenden schlechten Kartoffeljahren peinigen wird.

Mit ärgerem Geschrei wurde, weil sie die Reichshauptstadt empfindlicher traf, die Preissteigerung aufgenommen, mit der uns am Schluß des vorigen Quartals die Große Berliner Straßenbahn überraschte. Herr Eduard Arnhold, der auch hier sein ungeschicktes Händchen im Spiel hatte, wurde von der Presse zärtlich geschont und kann sich, wenn die Hiberniasache ihm nicht den Schlaf stört, auf dem Lloydschiff in der Gesellschaft des Geheimen Oberfinanzrathes Waldemar Mueller gemächlich nun aller Orientwunder freuen; wer möchte einen so kernigen deutschen Bürger kränken? Zehntausend Flüche aber trafen das Haupt des Ministerialdirektors a. D. Dr. Paul Micke. Mir scheint der Aufsichtrath nicht minder verantwortlich als die Direktion; und wer weiß, welches Gewicht die Stimme der Herren Arnhold und Gutmann im Straßenbahnrath hat, wird den Versuch, gerade Herrn Micke die ganze Sündenschuld aufzubürden, nicht allzu gerecht finden. Als unerschaute, unverzeihliche Todsünde wird der Großen Berliner Straßenbahn angerechnet, daß sie auf einzelnen Linien den Preis der Abonnements erhöht hat. Schnödeste Plusmacherei. Schamlose Ausbeutung des armen Publikums. Frecher Raubzug einer Gesellschaft, die an ihren Riesenprofiten doch wahrlich genug haben könnte. Solche Sätze lasen wir; und noch schlimmeren Schimpf. Das freisinnige Bürgerthum wurde gegen Micke und Konsorten auf die Schanzen gerufen und aufgefordert, die Straßenbahn mannhaft zu boykottiren. Der Ruf blieb unerhört. Natürlich. Jede Uebertreibung ist thöricht. Zum Wesen des Privatbetriebes gehört das Recht beliebiger Preisgestaltung. Wenn mein Schneider für einen Anzug plötzlich das Doppelte verlangt, kann ich ihn nicht mit moralischen Gründen widerlegen; und wenn einer Gesellschaft ein Monopol verliehen ist, darf der Verständige nicht heulen, weil sie es ausnützt. Die Große Berliner Straßenbahn ist, trotzdem sie Journalisten Freikarten gewährt und den Verkehr mit der Presse durch den Schwiegersohn eines als Wochenschauer zu lustigem Ruhm gelangten Chefredakteurs besorgen läßt, merkwürdig unbeliebt. Merkwürdig; denn der Gerechte muß zugeben, daß ihre Leistungen gut sind, vielfach sogar besser als die der staatlichen Stadtbahn. Wer von Halensee in der zweiten Wagenklasse nach der Friedrichstraße fährt, muß — die Fahrt dauert ungefähr fünfundzwanzig Minuten — dreißig Pfennige bezahlen. Die Straßenbahn nimmt für die halbstündige Fahrt vom Ringbahnhof Halensee nach der Linkstraße nur zehn Pfennige; und diese Strecke ist noch nicht die längste, die man in einem bequemen, gut beleuchteten Wagen für zehn Pfennige durchmessen kann. Daran denken die Tadler nicht, die aus kleinen Fehlern und Ungeschicklichkeiten das Recht herleiten, die Gesellschaft, die sich getrost jeder anderen deutschen Straßenbahn vergleichen kann,

in den tiefsten Pfuhl zu verdammen. Wenn sie (wie sie im vorigen Jahr androhen ließ) den Zehnpfennigtarif wieder abgeschafft hätte, wäre das Geschrei allenfalls zu begreifen gewesen; die Vertheuerung einzelner Monatkarten, die durch fast unfühlbare Einschränkungen selbst im knappsten Haushalt ausgeglichen werden kann, bringt das Vaterland noch nicht in Gefahr und könnte in kühler Ruhe betrachtet und besprochen werden.

So gut, wie die Gegner behaupten, geht es der Großen Berliner nicht. Dividenden von 7½ oder 8 Prozent: Das ist nichts Enormes für ein berliner Verkehrsunternehmen von solchem Umfang. Im Jahr 1897 wurden 16, 1898 sogar 18, 1900 immerhin noch 11 Prozent vertheilt. Inzwischen war das Aktienkapital verdoppelt worden und sollte nun abermals verdoppelt werden; 1897 warens 21, 1901 schon 85 Millionen Mark. Trotzdem für die völlige Elektrisizirung, für neues Material und den Aufkauf der Konkurrenzlinien große Summen nöthig waren, wäre es wohl möglich gewesen, das Kapital langsamer zu erhöhen. Da die Stadt Berlin aber von der auf die neuen Aktien zu gewährenden Dividende, sobald sie mehr als 6 Prozent beträgt, die Hälfte zu fordern hatte, schien Manchem der Versuch vielleicht nützlich, durch Häufung der neuen Aktien das Dividendenniveau zu senken. Die Aktionäre konnten warten und sich mit dem Trost begnügen, daß der Kommune der Bissen geschmälert wurde. Dann kam der Zehnpfennigtarif; bisher hatte die Fahrt einer Person im Durchschnitt 10,45 Pfennige gebracht: jetzt sank dieser Ertrag auf 9,24 Pfennige. Das klingt freilich schlimmer, als es in Wirklichkeit ist. Eine Gesellschaft, deren Betrieb 1902 noch über 27½ Millionen Mark eintrug, darf nicht über schlechte Zeiten klagen. Dennoch kann man den Leuten der Großen nachfühlen, daß sie nicht gerade fröhlichen Herzens ihre Dividenden heruntergehen sahen. Sie begannen, bei den Abschreibungen leise zu knausern; und zugleich entstand die bange Frage, wie lange die ganze Herrlichkeit überhaupt noch dauern werde. Der Ministerialdirektor a. D. Dr. Micke hatte bei Herrn Thielen — der die Stadt Berlin gar nicht erst fragte — die Verlängerung der Konzession bis zum Jahr 1950 durchgesetzt; und Thielens Nachfolger steht mit Herrn Arnhold so gut, daß er nicht verschmähte, in Madonna di Campiglio der Gast dieses Allumfassers zu sein. Doch auch die Macht der Mächtigsten kann die Straßenbahn nicht vor naher Schädigung schützen. Wer die Leipziger-, die Potsdamerstraße und ähnliche Hauptverkehrsstrecken ansieht, muß merken, daß es so nicht lange mehr weitergeht. Das ist auch die Ansicht des Kaisers, der schon 1903 gesagt hat, in drei, vier Jahren spätestens werde er eingreifen. Solcher Eingriff ist unvermeidlich. Die Straßenbahnwagen kommen schon jetzt kaum noch vorwärts und lähmen den ganzen Verkehr. Nur Untergrundbahnen können auf den Hauptlinien dem unaufhaltsam wachsenden Verkehrsbedürfniß genügen. Gegen den Zwang dieser Entwickelung hilft keine Konzession; die schützt weder vor unterirdischer Konkurrenz noch vor polizeilichen Verboten. Wenn der Großen Berliner auf den rentabelsten Linien aber durch Untergrundbahnen die Einnahmen geschmälert werden, ist sie, mit ihrem Riesenkapital, in übler Lage. Das wird befürchtet. Darum wird ein Raubbauversuch gemacht. Die Abschaffung des Zehnpfennigtarifes würde allzu großes Aergerniß erregen. Nun müssen ein paar Abonnentengruppen dran glauben. Was aber bringt diese Preiserhöhung? Wohl noch nicht einmal zweihunderttausend Mark. Und darum Räuber und Mörder gescholten werden! Wenn Herr Arnhold das Genie wäre, für das seine Freunde ihn ausgeben, dann hätte er von solcher Läpperei abgerathen, die nur böses Blut macht und nichts Beträchtliches einbringt, und früh

genug den Geängsteten neue lohnende Aufgaben gezeigt. Für Berlin geht die beste Erntezeit der Straßenbahnen allmählich zu Ende; der Fahrdamm der wichtigsten Straßen muß und wird bald den Automobilen und Wagenpferden allein gehören. Statt die Kundschaft durch kleine Chicanen zu ärgern, mußte die Große Berliner sich rechtzeitig um Konzessionen für Untergrundbahnen, meinetwegen auch für Schwebebahnen bemühen, sich der von Siemens & Halske gebauten Hochbahn verbünden, — kurz, für die Befriedigung drängender Bedürfnisse sorgen. Sie hats versäumt. Und dadurch vielleicht die günstigste Gelegenheit zur Verstadtlichung geschaffen.

Und die Börse? Auch sie klagte; über die Geldknappheit, die eine Diskonterhöhung der Reichsbank fürchten ließ, über schlechte Nachrichten vom Montanmarkt, über die Gefahr amerikanischen Eisenexportes und manches Andere. Aber sie amusirte sich auch: über den lustigem Krieg, der zwischen der preußischen Regirung und der Zulassungstelle entbrannt ist. Die Regirung (die in diesem Fall der kluge und vorsichtige Seehandlungpräsident Havenstein, wohl nicht allzu gern, vertritt) will, um sich nicht zu binden, nicht sagen, wie viele Schatzscheine sie zugelassen zu sehen wünscht. Die Zulassungstelle pocht auf das ihr im Börsengesetz verbürgte Recht, den Betrag der zuzulassenden Werthpapiere zu kennen, und hat, da die Angabe dieses Betrages verweigert wurde, die Zulassung einstweilen abgelehnt. Die nächste Instanz ist die Handelskammer; wahrscheinlich wird auch da der freisinnige Syndikus Dr. Dove, der die Ablehnung empfiehlt, die Mehrheit für sich haben. Allzu ernst wird dieser Krieg aber nicht werden. Das Börsengesetz bestimmt ausdrücklich, daß „die Zulassung deutscher Reichs- und Staatsanleihen nicht versagt werden darf"; und die Regirung wird sich entweder zur Angabe des Betrages entschließen oder die Zulassung durch den Börsenkommissar verkünden lassen. Viel lauter war der Jubel über den Sieg der Hibernia. Das bochumer Landgericht hat, wie hier vorausgesagt worden war, die von der Dresdener Bank versuchte Anfechtung in allen Punkten zurückgewiesen. Trotzdem Herr Gutmann wieder einen Eidam und drei Rechtsanwälte ins Feld geschickt hatte, deren wüthende Rhetorik sich ins erheiternd Maßlose verstieg, wurde er auf der ganzen Linie geschlagen. Von Rechtes wegen. Das Kapital der Hibernia kann jetzt also erhöht werden. Wird der neue herner Registerrichter, der schleunige Herr Rademacher, der Neffe des für den Aufsichtrath designirten Oberberghauptmannes von Velsen, die Eintragung nun noch zu weigern wagen? Das würde nicht viel nützen; denn das Gericht, das gegen die Trias Möller, Arnhold & Gutmann entschieden hat, würde ihn, als Beschwerdeinstanz, zur Eintragung zwingen. Wieder ein schwarzer Tag für den Brackweder und die Dresdener, die unter diesen Umständen auf die zum zweiundzwanzigsten Oktober einberufene Generalversammlung verzichten sollten. Denn sie können weder die Verstaatlichung durchsetzen noch die Kapitalserhöhung hindern. Ein Trost bleibt ihnen: die Handelsgesellschaft und Bleichröder werden an den neuen Aktien nichts Nennenswerthes verdienen; sie übernehmen sie zum Grundpreis von 200, sind verpflichtet, der Hibernia drei Viertel des Gewinnes zu überlassen, und würden, selbst wenn sie zu 240 verkaufen könnten, keine Freude an dem Geschäft haben. Die Transaktion erstreckt sich über Jahre, das Agio von 100 Prozent wird aber sofort eingezahlt, bleibt zinslos und bringt einen Verlust, der den Profit von 10 Prozent glatt aufzehrt. Ein kleiner Trost; Düsseldorf wird wohl keinen größeren liefern. Deshalb sollte Herr Gutmann sich den Luxus gestatten, menschlich zu fühlen, und seinen Waldemar bis in den November hinein ungestört schwimmen lassen.

Interim.



# Der tote Löwe.

Herrn Dr. Oskar Blumenthal, Berlin W. 15, Meineckestraße 12.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Längst darf ich, ohne zu heucheln, mich zu den Bewunderern Ihres Geistes zählen; und diese Bewunderung ist gewachsen, seit ich — ungefähr neun Jahre ists her — auf den Genuß verzichten mußte, Ihre Schwänke im Rampenlicht funkeln zu sehen. Sie ahnen gewiß nicht, daß es einen in Deutschland Lebenden giebt, der das Weiße Rössel nicht kennt. Hier ist er; und nennt sich, trotz solcher Schuld, Ihren Ergebensten. Hält Sie für einen der witzigsten Menschen, die zwischen der Schloßbrücke und dem Schauplatz der Flottenspiele wohnen; und schätzt — was Ihnen schmeicheln müßte — die Witze, die Sie nicht drucken lassen, noch höher als die der deutschen Nation freigiebig geschenkten. War das Programm nicht allerliebst, das Sie vor der Eröffnung des (damals) von Ihnen erbauten Lessing-Theaters ausgaben? Ich meine natürlich nicht das offizielle, dessen bedrohlichster Reim versprach, Berlins Zahlungsfähigen ins Gedächtniß zu ätzen, was Lessing gelehrt in ewigen Kunstgesetzen, sondern das geheime, das nur sechs Worte enthielt: „Nach der ersten Million schnapp' ick!“ Nicht minder reizend fand ich den Vers, den Sie, im Sommer 1895, aus Ischl auf einer Postkarte an Ihren Stellvertreter sandten: „Von des Berges höchstem Krater möcht' ichs in die Lüfte schrein: Wie gefällt mir mein Theater, — brauche ich nicht drin zu sein!“ Nur noch zwei Beispiele. Nach Ihrer englischen Reise: „London ist fein, aber man kommt da aus 'treine Hemde nich' raus.“ Ueber einen alten Feind und neuen Kollegen: „Der ist als Theaterdirektor wie als Skatspieler: die ersten drei Runden brillant, nachher wie 'negesengte Sau.“ Jedesmal ists eine Freude, wenn solches Wort bis in meine Einsamkeit fliegt. Und witzig, wie Ihre Rede, ist oft auch Ihr Thun. Wars nicht einfach göttlich (und göttlich einfach), Herrn Otto Brahm, der allen erreichbaren Schimpf auf Sie gehäuft hatte, zu zwingen, Ihr Pächter zu werden, mit Ihnen die Herrscherloge zu theilen und die Zwischenakte einträchtiglich zu verplaudern? Die Zwischenakte der Dramen, die Sie, als unbeugsamer Vertreter ewiger Kunstgesetze, in Epigrammen und Glossen grimmig befehden? Ein Meisterstück, nach dessen Leistung Sie das Recht gehabt hätten, ein Jahr lang lächelnd auf redlich verdientem Lorber zu ruhen. Daß Sies nicht thaten, sondern zu noch witzigerem Streich ausholten, muß Ihnen in jedem gerecht wägenden Sinn Bewunderung werben.

Ich will Ihnen nicht hehlen, daß ich zunächst ein Bischen ängstlich war, als die Meldung kam, Sie hätten ein Bismarckdrama geschrieben. Oskar

Blumenthal und Otto Bismarck: die Naturen gleichen einander nicht ganz so wie die Initialen. Und da ich glaube, daß der Schöpfer dem Geschöpf nicht mehr zu geben vermag, als er in sich hat, daß der Dichter nicht schwächer sein darf als die Gestalt, die er unserer Vorstellung aufzwingen will, dünkte das Unterfangen mich fast allzu keck. Nicht lange; bald sagte ich mir, lustig müsse die Sache auf jeden Fall werden. Einen Bismarck hatte ich über Blumenthal reden gehört: den Grafen Herbert, der mir erzählte, er habe mit Ihnen in der selben Gymnasialklasse gesessen, und Ihre Schülerphysiognomie sehr anschaulich schilderte. Nun sollte Blumenthal uns seinen Bismarck zeigen; wie er ihn sah und begriff. Das mußte, konnte ein Schauspiel für Götter werden; und wurde es das, dann war dem Stoff das Mögliche abgewonnen. Denn Seneca (De providentia) sagt, wenn die Götter die Lust nach würdigem Schauspiel anwandle, verstrickten sie einen großen Mann in den Kampf mit widrigem Schicksal. Den großen Mann hatten Sie; und das Uebrige würden Sie schon machen... Ich armer Thor! Hatte mir allen Ernstes eingebildet, Art und Umfang Ihres Witzes zu kennen: und stehe beschämt nun vor der aristophanischen Größe des Spaßes, den Ihre Seele diesmal ersann.

Vor einer Größe, die das Walten im Kleinsten nicht verschmähte. In den ersten Oktobertagen fing es an. Sie ließen die Vorrede zu Ihrem Drama veröffentlichen. Ein Musterstück für die reifste Thiergartenjugend. „Ich biete Anklang, nicht Wiederholung; das verbriefte Recht des geschichtlichen Dramas; aus der Ferne werfen Urbilder und Vorgänge ihre großen Schatten in den Schicksalskreis dieses Werkes.“ Zum Entzücken gar. Gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. Nur Gewaltiges konnte sich so ankünden; noch aber ahnte ich nicht, noch immer nicht, was kommen sollte. Mancher Satz schien die Censur herbeizuwinken; freilich nur mit „schämigem Finger“, wie einer Ihrer Barone mit dem verbrieften Recht höchster, tiefster Salondramatik sagen könnte. Will er, fragte ich mich, ein Verbot? Sicher eins, das rasch wieder aufgehoben wird. Das wollen Alle. Das nützt stets ein Bischen und erlaubt dem Betroffenen, sich einen Poeten, einen echten Prinzen aus dem Genieland Sudermanns zu wähnen. Ist aber nicht ganz leicht zu erreichen. Sie habens erreicht. Das Ideal eines Verbotes. Von Polizei wegen die würdige Form bescheinigt; die getreue Darstellung historischer Ereignisse attestirt; die Gewißheit, daß in keiner anderen wichtigen Stadt ein Verbot folgen werde; und die sichere Aussicht, auch in Berlin das Stück bald auf die Bühne bringen zu können. Nach dieser Entscheidung hätte jeder Theateragent Ihnen den toten Löwen zu hohem Preis abgekauft. Ein Tag des Triumphes. Das Wonnegefühl war auch in dem Brief zu spüren, den Sie in zwei Zeitungen drucken ließen. Am Sechsten

lasen wir ihn. Wieder ein Meisterstück. Die Censurbehörde bekommt ein Lob, das sie für die zweite Instanz sänftigen wird. Und Alles, was Sie in den Kritiken zu lesen wünschen, wird hier schon gesagt. „Kein Werk der doppelzüngigen Anspielung oder der zweideutigen Stichelrede." „Der redliche Versuch, einem großen Zeitereigniß gleichsam eine geschichtliche Perspektive zu geben." „Ich bin nicht der Parteigänger, sondern der Erklärer meiner Gestalten." Und so weiter. Die schlichte Sprache bescheidensten Dichterstolzes. Die vox populi von Hamburg und Wien wird zum ersten Urtheil berufen. Und in Berlin hatten Sie am sechsten Oktober sofort einen Riesenerfolg. Lange Leitartikel über die Unterdrückung des freien Manneswortes. Der Schmock der vossischen Erben verglich Ihr Schicksal hurtig dem der Kollegen Goethe, Molière, Grillparzer. Freund Kadelburg hatte gewiß eine schlaflose Nacht. Mit kühnem Sprung war der Dichter der „Gräfin Fritzi", des „Huckebein", des „Blinden Passagiers" endlich auf den Platz gelangt, den der Neid ihm allzu lange bestritt.

Meine Ungeduld war kaum noch zu zähmen. Ein Bismarckdrama, dessen geschichtliche Treue der Polizeipräsident offiziell „feststellt", ein echter Oskar, der dem armen Otto die längst vermißte „geschichtliche Perspektive" giebt: wenn das Buch nur schon zu haben wäre! Erst am Zehnten konnte ichs bei der mir benachbarten Firma F. Fontane & Co. kaufen. Schon die zweite Auflage! Natürlich. Nie habe ich freudigeren Herzens zwei Reichsmark geopfert. In ernster Feiertagsstimmung trug ich das Kleinod nach Haus.

Fürchten Sie, bitte, keine Geschmacklosigkeit! Ich habe weder das Bedürfniß noch das Recht, Ihnen eine Kritik zu schreiben. Das überlasse ich gern unserem begabtesten Theaterkritiker, Ihrem Neffen Siegfried Jacobsohn. Der wird, hoffentlich im sanften Ton familiärer Ehrfurcht, sagen, was zu sagen nöthig ist; ich muß mich darauf beschränken, ihn, wenn ers wünscht, auf manche keusch verschleierte Schönheit hinzuweisen. Ein Poet von Ihrer Erfahrung giebt sich ja nicht dem Wahn hin, er könne im Lande der Neidlinge nur Lob ernten. Rohe Burschen werden die mit verschwenderischem Reichthum gereimten Verse — ungefähr dreitausendfünfhundert — den besten Erzeugnissen der Pfefferkuchen- und Neujahrskartenfabrikation vergleichen und die verwirrende Ueberfülle der Bilder bespötteln. Ein Beispiel:

> Wollt' ich Dir Erhörung schenken,
> Schürte ich des Krieges Gluth;
> Eine Zündschnur würd' ich senken
> Und die Felder würd' ich tränken,
> Die getrocknet kaum von Blut.

Das ist ein Bischen viel. Doch warum soll Kroesus knausern? In mir war

zunächst die Empörung über das Ihnen angethane Unrecht viel zu stark, als daß ich ruhigen Gemüthes mich an dem Kunstreiz Ihres Werkes zu freuen vermocht hätte. Heiß stieg mir während des Lesens immer wieder die Frage auf: Wie war es möglich, diese loyalste aller loyalen Dichtungen auch nur für kurze Wochen zu verbieten? Auf die Hofbühne gehört sie, mit besserem Recht noch als „Der neue Herr", „Willehalm" und „Der Eisenzahn"; und müßte an jedem siebenundzwanzigsten Januar aufgeführt werden.

Denn Ihr Marko von Kastilien ist das Idealbild eines Königs. Er läßt sich von seinem Kanzler, der sich irgendwann einmal um das Land verdient gemacht haben soll, wie eine geputzte Puppe behandeln, murrt nicht und will, als auch die Entscheidung, ob Friede, ob Krieg sein solle, ohne seine Mitwirkung gefällt wird, bescheidentlich nur das Urtheil eines Thronrathes anrufen. Das sogar weigert der Kanzler; er allein will herrschen und ist dumm genug, dem König ins Gesicht zu sagen, „hinter seinen Thaten" sei der Platz der „stummen Majestät". Solchen Kanzler müßte auch der Sanftmüthigste entlassen. Und Marko grollt nicht. Mit schwerem Herzen willigt er in die Trennung von dem Alten, wählt dessen Liebling und besten Schüler zum Nachfolger, schickt einen sarazenischen Heilkünstler als treusten Wächter ins Jagdschloß des Entamteten, eilt auf die erste Nachricht vom Leiden des Herzogs selbst herbei, läßt sich wie einen Heuchler behandeln und neigt sich dennoch tief vor „der Größe Adelsbrief". Ein herrlicher Jüngling, in dessen Wesen nicht das kleinste Mal schwacher Menschlichkeit zu entdecken ist. Kein Wunder, daß ihm das Volk zujauchzt, in ihm den Bringer des Heils vergöttert.

Dagegen der Kanzler! „Viel zu groß und mächtig ist er, um auch Vater noch zu sein." Wie der Bankdirektor Rudolf Koch, der keine Zeit hat, sich um seine Kinder zu kümmern. Die erwachsene Tochter „möchte er wohl kennen lernen," kann ihr aber „nur das karge Pflichtheil schenken." Zu den Gesandten Mauritaniens spricht er als „Mensch zu Mensch". Weist den König barsch in eine Statistenrolle; höhnt ihn offen: er möge nicht wagen, die Macht an sich zu reißen und „sein eigener Seneschall zu sein." Renommirt mit seiner Größe, seinem Verdienst, mit dem Besitz unwandelbarer Volksgunst. Nennt sich den Freund seiner Archivare, deren Vorsicht ihn oft von hitzigem Thun abgehalten habe. Schreit dem kastilischen Lucanus ins Gesicht, er könne des „Thrones Pfeiler brechen", wolle den König aber begnadigen. Kennt in seinem eigenen Wald nicht die Wege. Und muß in der letzten Lebensstunde gestehen, daß es vernünftiger gewesen wäre, nach einem Lächeln der Tochter, als nach der Herrschaft über ein großes Reich zu streben ... Ein Staatsmann? Ein Riesenrindvieh mit Eichenlaub und Schwertern. Ein großmäuliger Kerl,

ders nur einem Märchenglück verdanken kann, wenn er in den Ruf eines schöpferischen Geistes gekommen ist. Wenn man sich peinliche Mühe gäbe, die Theaterfigur eines Ministers zu schaffen, die auch nicht einen einzigen Zug bismärckischen Wesens zeigt, wäre nichts Passenderes zu finden gewesen. Der König? Von ihm wird gesagt: „Manche plötzliche Entschließung, die in heißer Wallung quoll aus der Stunde raschem Blutlauf, hat besänftigt jeden Groll". Der König mag ähnlich sein. Darüber darf ich nicht urtheilen. Bin aber bereit, vor jedem Gerichtshof zu beschwören, daß der Kanzler nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit Bismarck hat und daß der Konflikt, dessen Opfer Der wurde, den von Ihnen geschilderten Vorgängen eben so gleicht wie Hamlets Geschichte dem Mythos von Herakles. Gliche er, ähnelte er ihnen auch nur, dann müßten wir den ersten Kanzler als einen frechen Gecken belächeln, in dem dritten Kaiser einen Heros von stiller Seelengröße verehren. Und dieses Stück soll in Berlin nicht aufgeführt werden? Was denkt sich denn Herr von Borries? Ein sonderbarer Polizeipräsident. Wird diese „geschichtliche Perspektive" dem deutschen Volk durch die poetische Kraft Ihrer Darstellung aufgezwungen, dann haben Sie auf den Schwarzen Adler mindestens eben so viel Recht wie der alte Menzel. Excellenz Blumenthal! Ich hoffe, es noch zu erleben. Jedenfalls: Ihr Gedicht muß auf eine berliner Bühne.

Kommt auch. Sicher. Baron Berger, der dem Hause Bülow befreundet, beim Kaiser beliebt ist, führt es in diesen Tagen in Hamburg auf. Aus Berlin werden zuverlässige Leute hinübergeschickt. Alfred Holzbock nennt es ein ehrliches Kunstwerk von hoher poetischer Gerechtigkeit und erzählt, der Autor habe sich zwanzigmal „vor coram publico" verbeugt. Dann wirds schon gehen. Ich glaube nicht, daß Sie bis ins Oberverwaltungsgericht zu wandern brauchen. Weihnachten wird der tote Löwe lebendig werden.

Uebrigens: der Titel scheint mir nicht ganz zu passen. Sie dachten doch an die Geschichte aus dem Phaedrus? Von dem Esel, der, als er das Schwein und den Ochsen den sterbenden Löwen ungestraft mißhandeln sah, den Fuß hob und dem siechen Leun die Stirn blutig stieß. Nehmen wir mal an, Ihr Herzog von Oliveto sei ein — immerhin recht räudiger — Löwe: wer mißhandelt ihn denn? Werden seine Briefe kontrolirt? Seine Gäste ausspionirt? Seine Kinder von Geheimpolizisten filirt? Wird er geächtet, allen Abhängigen untersagt, mit ihm zu verkehren? Als Bismarck entlassen war, konnte ein Franzose aus Berlin schreiben: Le lion est mort et les roquets sont en fête. Bei Ihnen ist von einem Köterfest so wenig zu merken wie von einem Bismarck. Ihr Kanzler wird höchst anständig behandelt. Das Bischen Komoedienschranzenthum, das Sie zeigen, könnte selbst Ihrem kraftlosen Bramarbas nicht das Leben verleiden. Einerlei. Die Bescherung wird schön.

Gerade zur Weihnacht wollen wir Ihr geschichtliches Drama. Es ist, im besten Sinn, ein Weihnachtstück. Vor langen Jahren sah ich in Hamburg eins, das auch — den damals noch beamteten — Bismarck auf die Bühne brachte. Als klotzigen Riesen. Die anderen Minister wurden von Kindern dargestellt, thaten dem Rauhbein stets den Willen und riefen, so oft er über eine von ihm geforderte Maßregel abstimmen ließ, im Chorus: „Wir schließen flink uns, alle Mann, dem großen Präsidenten an." Ihre Verse sind viel besser (wie originell, zum Beispiel, der mehrfach wiederholte Reim „fröhnig" „König"!) und ich erwarte deshalb bestimmt einen noch tieferen Eindruck. Auf zwei feine Züge werden Sie in Berlin freilich verzichten müssen. Der Herzog darf dem König nicht höhnend zumuthen, „sein eigener Seneschall zu werden", und nicht daran erinnern, daß Markos Vorgänger unter das Entlassungsgesuch des Kanzlers einst „Niemals!" schrieb. Macht nichts. Mahnt ohnehin bedenklich an die Ihnen verhaßten Bräuche der Schlüsseldramatik. War am Ende schon bei der Niederschrift zum Censuropfer ausersehen.

Wenn Alles glücklich vorüber ist, müssen Sie aber der Geschichte noch ein Nachwort schreiben. Bitte! Bis dahin sind wir auf Vermuthungen angewiesen. Ich denke mir: es war eine Wette. In drei, längstens fünf Tagen ein Kinderversspiel fertig zu machen, das kein Theaterdirektor für eine Abendvorstellung annehmen würde, und mit diesem Spiel den Lorber des Dichters, die Eichenkrone des muthigen Bürgers und die größte Tantieme seit dem Rösseljahr zu erwerben. Alle Zeitungen mit Ihrem Ruhm, Ihrem Jammer zu füllen, von der Censur zugleich gekratzt und gestreichelt zu werden und die ruppigsten Feuilletonkläffer zu zwingen, über dem Strich Ihren Namen als des Freisten der Freien zu lesen. Gewonnen, Herr Doktor! Vorwort und Offener Brief haben ja ein paar Stunden gekostet; aber: glänzend gewonnen! Wer machts Ihnen nach? Und wer weiß, ob in zwei Jahren Ihre geschichtliche Perspektive nicht noch auf die Hofbühne kommt und Sie den Orden erhalten, für den aufrichtige Dankbarkeit Sie jetzt schon empfehlen müßte?

Ein Schauspiel für Götter. Ein Spaß von wahrhaft aristophanischer Pracht. Schade, daß der Löwe nicht mehr lebt. Der Anblick hätte ihn sicher das „große Lächeln" gelehrt, das Ihr zärtlicher Eifer ihm wünscht. Welch ein Herbst für Sie! Welche Wendung durch Gottes Fügung seit der Geburt des tiefen Idealistenwortes: „Nach der ersten Million schnapp' ick!"

In neidloser Bewunderung grüßt Sie am Columbustag Ihr ergebener

H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.




Berlin, den 22. Oktober 1904.

# Schaumburg-Lippe.

Ernst Kasimir zur Lippe hat die gemeine Wirklichkeit der Dinge nie erkennen gelernt. Mit der Inbrunst eines Chiliasten schritt er durchs Leben, durch alles Ungemach mit einem Nachtwandlerlächeln, als habe die oeconomia divina, die Heilige Zeit, deren Anfang der Schwabe Bengel fürs Jahr 1836 vorausgesagt hatte, hienieden begonnen. In unbeirrter, unbeirrbarer Zuversicht glaubte er, der doch nicht wunschlos mit dem Salamander im reinen Element wohnte, an die sieghafte Allgewalt jeder guten, gerechten Sache. Durch den Schimmer liberaler Leutsäligkeit konnte er im Lippervolk, durch billig nährende Gunstbeweise im Landtag leicht Freunde werben. Er wollte nicht. Wollte nur aus Gottes Hand sein Recht empfangen; und war bis zum letzten Wank seines Gottes gewiß. Der wachte. Der würde alles arglistige Wühlen der Feinde vereiteln. Niemals hätte dieser Regent einem Parteiführer das fleckige Sittenzeugniß verziehen, nie sich zu unfrommen Schmeichlerkniffen erniedert. Das überließ er Denen, die ihres Glaubens Dom nicht auf den Fels göttlichen Rechtes bauen konnten. Die aber blieben nicht müßig. Ihr Reich war immer von dieser Welt; sie scheuten sich niemals, blanken Vortheil zu gewähren, zu verheißen, und kamen oft, ohne echtes Edelgestein verwenden zu müssen, *mit glitzerndem* Quarz *als* Lockmittel aus. Als Ernst Kasimir starb, hatten diese Schaumburger Diamanten schon manches schwache Auge geblendet. Unter den neunzehn Bürgervertretern des Landtages war die zur Verlängerung des Regentschaftgesetzes nöthige Zweidrittelmehrheit nicht zu erreichen. Eine Volksabstimmung hätte für die Biesterfelder entschieden; sieben von der Wahlgunst geweihte Männer aber blickten in hoffender Sehnsucht nach den Bückebergen hinüber. Und eine noch weiter reichende Wirkung allzu unweltlichen Wandels wurde rasch sichtbar. Graf

Ernst konnte sagen: Durch Schiedsvertrag und Schiedsspruch ist der Thronstreit geschlichtet, ist meinem Sohn auch, nicht mir nur, der lippische Fürstenstuhl gesichert. Ne bis in idem! Wir lehnen neues Gericht ab und harren in stolzer Demuth, ob die Gewalt wagen wird, uns aus der Rechtsburg zu jagen. Auch solches Trutzwort, zu dem ihm doch Gelehrte von anerkanntem Rang riethen, weigerte sein evangelischer Sinn. Trotzdem, sprach er, in dem Streit um den Thron seit dem Juni 1897 das Urtheil gefällt ist, will ich mich noch einmal dem Spruch unparteiischer Richter stellen. An diese Erklärung war der Sohn gebunden; und ungewiß ist jetzt nur noch, auf welchem Weg der Gerichtshof gewählt und welche Frage ihm vorgelegt werden soll.

Das lippische Staatsministerium fordert den „Weg der Reichsgesetzgebung"; nach dem Wunsch des Grafen Bülow soll „unter den Auspizien des Bundesrathes der schiedsrichterliche Weg" beschritten werden. Die Absicht dieses Satzes ist nicht ganz klar. Zwar hat der Bundesrath sich am fünften Januar 1899 für „durchaus zuständig zur Entscheidung des Streites" erklärt; doch kein Artikel der Reichsverfassung spricht für diese Zuständigkeit. Weder um „Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten" (76^I) noch um „Verfassungstreitigkeiten" (76^II) handelt sichs hier; um einen Zwist der Fürsten, nicht der Staaten. Dem hat der Bundesrath nicht das Urtheil zu sprechen noch die Instanz zu bestimmen. Das Recht eines Bundesfürsten oder deutschen Thronprätendenten sorgsam zu wahren, ist, da diesem Recht sich stets auch das Schicksal eines Bundesstaates verkettet, die Pflicht des Kanzlers. Graf Bülow weiß, daß Schaumburg-Lippe, der Kläger, den in Preußen, Württemberg, Anhalt, Altenburg, Waldeck herrschenden, im Bundesrath vertretenen Häusern verwandt ist und daß den biesterfelder Grafen solche dynastischen Beziehungen fehlen. Im Bundesrath hat Preußen allein siebenzehn Stimmen; und der König von Preußen, der Kaiser, hat seit vierzehn Jahren mit steigender Heftigkeit für Schaumburg Partei ergriffen. Graf Posadowsky hat einst, als Vertreter des Reichskanzlers, öffentlich versichert, der Bundesrath werde in der Sache selbst nicht entscheiden. Aber auch jeder Gerichtshof, den er nach freier Willkür bestellte, wäre der Befangenheit verdächtig. Wenn Graf Bülow ernstlich den Wunsch hat, den lästigen Streitstoff aus der deutschen Welt zu schaffen, wird er dem Bundesrath den Entwurf eines Gesetzes vorlegen, das die nicht der Partikularrechtsordnung unterstellten Fälle streitiger Thronfolge vors Reichsgericht weist und endlich so eine Lücke der Reichsverfassung füllt. Solches Gesetz könnte freilich nur mit Zustimmung des Reichstages in Kraft treten. Und Herr Dr. Kekule von Stradonitz, Kammerherr und Anwalt des Fürsten zu Schaumburg-Lippe, hat in einem Brief, der die von

Bückeburg über Berlin nach Detmold gesponnenen Fädchen erkennen ließ, den detmolder Stärkefabrikanten und Vicepräsidenten Hoffmann (den Empfänger der berühmten „Authentischen Interpretation") mit gutem Grund vor den Reichstag gewarnt, der seine Zustimmung am Ende gar mit der Motivirung versagen könne, die Rechtsfrage sei vom Schiedsgericht endgiltig beantwortet.

Mit gutem Grund. Denn ein Reichstag, der so handelte, könnte sich auf Autoritäten berufen, deren Wort sonst als der Weisheit letzter Schluß zu gelten pflegt. Nur ein paar Stimmen seien angeführt. Max von Seydel, der (inzwischen verstorbene) münchener Staatsrechtslehrer, sagte, der unter dem Vorsitz Alberts von Sachsen in Dresden gefällte Schiedsspruch habe nicht nur dem Grafen Ernst, sondern auch dessen Sohn den lippischen Thron gesichert. Geheimrath Kahl: „Der Schiedsspruch ist in seiner Wirkung nicht auf die Person des Grafen Ernst zu beschränken, sondern auf die ganze Linie zu erstrecken". Professor Bornhak, Kahls berliner Kollege: „Indem das Schiedsgericht den Grafen Ernst für berechtigt zur Thronfolge erklärte, entschied es auch über das Thronfolgerecht aller derjenigen Familienmitglieder, die sich mit ihm in gleicher Rechtslage befinden ... Ich halte die Thronfolgefrage durch den dresdener Schiedsspruch für entschieden." Justizrath Reuling, der mit leidenschaftlichen Eifer für die Schaumburger focht, mußte doch zugeben, „der ganze Thronstreit werde ohne Weiteres zu Ende sein, wenn das Schiedsgericht die Frage bejahe, ob Graf Ernst wirklicher Agnat des lippischen Hauses sei"; und diese Frage wurde unzweideutig bejaht. Der tübinger Staatsrechtslehrer Triepel: „Indem der Richter dem Chef der Linie Biesterfeld das Recht der Thronfolge zuerkannte, hat er nach dem eigenen Willen der Parteien dem Hause Biesterfeld die Krone zugesprochen." Die selbe Meinung vertritt Professor Anschütz, der in Heidelberg Verfassung- und Verwaltungrecht lehrt. Und ein Gutachten der leipziger juristischen Fakultät, der die Professoren Binding, Wach, Strohal, Sohm, Mitteis angehören, spricht als einstimmige Ueberzeugung aus, die Rechtskraft des Schiedsspruches verbürge auch den Söhnen des Grafen Ernst das unanfechtbare Recht auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. All diesen Männern schien die lippische Rechtslage also nicht, wie dem Deutschen Kaiser, „in keiner Weise geklärt".

Was ist am zweiundzwanzigsten Juni 1897 in Dresden entschieden worden? Daß Modeste von Unruh ihrem Ehemann, dem Grafen Wilhelm Ernst zur Lippe-Biesterfeld, ebenbürtig war. Daß im neunzehnten Jahrhundert von den höchsten Gerichten Preußens und Bayerns, von der göttinger und erlanger Juristenfakultät, endlich auch vom Reichsgericht „die Ehe eines Herrn von hohem Adel oder doch aus altreichsgräflichem oder neu-

fürstlichem Haus mit einer Dame von niederem Adel als vollwirksam anerkannt worden ist." Und daß dem Schiedsgericht nicht erwiesen wurde: „es habe sich in dem Haus Lippe ein mehr als einfachen Adel, vielleicht mit Abstammung aus altadeliger Familie, erforderndes Herkommen gebildet." Die Thronfolgefähigkeit des Grafen Ernst sei deshalb nicht zu bestreiten. Nach dem sechsten Paragraphen des Schiedsvertrages ist „der Spruch des Schiedsgerichtes unanfechtbar und für alle Parteien verbindlich." Und dieser Vertrag trägt die Unterschriften des Fürsten Georg zu Schaumburg, des biesterfelder Grafen Ernst und des Grafen Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld, die ihn, „für sich und die Linien, deren Chefs sie sind," geschlossen haben.

Das ist wichtig. Warum wurde der Schiedsvertrag für die drei Linien geschlossen, wenn das Schiedsgericht nicht einer Linie, sondern nur einer Person das Recht sprechen sollte? Und wer wird glauben, der König von Sachsen habe sich auf den Richterstuhl gesetzt, nur um den Rechtsanspruch eines alternden, gelähmten Herrn zu prüfen? Keiner hats damals geglaubt. Nicht die Paziszenten, die Monate lang zaudernd erwogen, ob sie das Schicksal ihrer Häuser einem Schiedsgericht anvertrauen dürften. Nicht die Anwälte. Seydel, Kahl, Reuling haben wir schon gehört. Professor Bornhak, der die weißenfelder Linie vertrat, sagt: „Ich kann persönlich bezeugen, daß die zweifellose Absicht der Kontrahenten war, den Thronfolgestreit endgiltig aus der Welt zu schaffen." Nicht Chlodwig Hohenlohe, ohne dessen redliches Bemühen der Schiedsversuch vielleicht gescheitert wäre. Und die Richter, nach deren Absicht, wie Rehm und Kekule mit Fug fordern, der Spruch auszulegen ist? König Albert ist tot. Er selbst aber hat erzählt, daß er den Wunsch des Kaisers, über den Streitfall zu sprechen, mit den Worten abgelehnt habe: „Das geht nicht, weil ich als Richter über die Zukunft dieser Häuser entscheiden soll." Erweislich wahr ist, daß er später mehr als einmal mit freudigem Schmunzeln von dem „nun gesicherten Recht der lippischen Grafensache" gesprochen und den Gedanken an eine Erneuerung des Streites in den Bereich des Unmöglichen gewiesen hat. Mit ihm saßen die Herren von Oehlschläger, Bingner, Peterssen, Bolze, Müller und von Ege (sämmtlich vom Reichsgericht) zu Rath. Die Ueberlebenden könnten — und müßten — aussagen, ob die Kraft ihres Spruches wirklich nicht weiter reichte als bis zu der Anerkennung des Grafen Ernst als des zur Regentschaft und Thronfolge berechtigten und berufenen Agnaten.

Nicht um einen Zoll weiter, rufen die schaumburgischen Anwälte, von Zorn und Stoerk bis zu Kekule. Und dazu der große Aufwand eines Königsgerichtes? Daß der an Muskelschwund leidende, seit Jahrzehnten fast unbewegliche Graf Ernst nicht lange mehr leben werde, schien schon damals ge-

wiß. Dann kamen seine drei Söhne, seine zwei Brüder ins nächste Agnatenrecht; nach ihnen die Weißenfelder (fünf Zweige); und zum Schluß erst die Schaumburger. Sollte da jedesmal unter königlichem Vorsitz ein Sondergericht tagen, von Fall zu Fall stets bestimmt werden, wem der lippische Thron gebühre? Natürlich. Nichts, sagt Herr Kekule von Stradonitz, „nichts hindert, das ganze Streitmaterial von Neuem aufzurollen und die Thronfolgefähigkeit in jedem einzelnen Fall wiederum zur richterlichen Entscheidung zu bringen." Er spricht freilich nur von den Biesterfeldern. Die aber würden sicher darauf bestehen, daß auch der Anspruch der Weißenfelder und Schaumburger „in jedem einzelnen Fall" wieder geprüft werde. Eine hübsche Aussicht für die Senatspräsidenten und Räthe des Reichsgerichtes, die jetzt schon unter der Geschäftslast stöhnen; aber auch für die Lipper, die geduldig abwarten müssen, welche Durchlaucht ihnen morgen angestammt sein wird.

Das Schiedsgerichtsurtheil muß, da es vollstreckt worden ist, rechtskräftig geworden sein. Aber auch diese Rechtskraft wird, contra ius clarum in thesi, jetzt nicht mehr respektirt. Der Schiedsvertrag wahrte dem Spruch Unanfechtbarkeit und schloß jedes Wiederaufnahmeverfahren aus. Doch Graf Ernst ist tot, die Urtheilsurkunde Makulatur: und nun kann auch die arme Modeste von Unruh wieder vor den Personenstandsrichter geschleppt werden. Fürchterliche Dinge sind gegen sie, besonders in einem Urtheil des detmolder Landgerichtes, ans Licht gefördert worden; angebliche Thatsachen, die Zweifel daran entstehen lassen, ob Modeste auch nur vier adelige Ahnen hatte. Grausige Dinge. Die uns aber gar nicht interessiren. Denn hier hört der Spaß nachgerade auf. Wer die *Rentenprozesse*, in deren Verlauf das detmolder Urtheil gefällt wurde, kennen lernen will, mag Triepels „Streit um die Thronfolge im Fürstenthum Lippe" lesen. Doch Frau Modeste lassen wir uns als Zeugin nun nicht länger gefallen. Sie ist endgiltig abgethan. Und wenn übermorgen erwiesen würde, daß ein Strolch sie im Schoß einer Kuhmagd gezeugt habe, wäre das Recht der Biesterfelder dadurch nicht um Haaresbreite verkürzt. Das Verfahren ist geschlossen und darf unter keinen Umständen wiederaufgenommen werden: Das war die Voraussetzung, die Gefahr des Schiedsvertrages. Wahrscheinlich ist die neue Unruhmär nicht haltbarer als die vielen alten, mit denen früher hausirt wurde. Einerlei. Dem *jetzt zu bestellenden* Gerichtshof darf die Frage nach Modestes Ebenbürtigkeit nicht vorgelegt werden.

An die Stelle des Fräuleins von Unruh tritt im Schleier nun aber die Gräfin Karoline von Wartensleben, die Witwe des Grafen Ernst. Niederer Adel. Bürgerliche Mutter. Ueber sie ist im Schiedsspruch nichts gesagt. Wirklich nichts? Wer genau hinsieht, wird vielleicht finden, auch im Fall Wartens-

leben sei die Rechtslage schon in Dresden geklärt worden. Ehen mit Damen von niederem Adel werden in der Urtheilsbegründung als „vollwirksam“ anerkannt; festgestellt wird, daß kein lippisches Hausgesetz solche Ehen mit dem Verlust des Agnatenrechtes strafte; und ausdrücklich Labands Behauptung, seit der Deutschen Bundesakte von 1815 sei die Ebenbürtigkeit auf die souverainen und die ehemals reichsständischen Familien „unter sich“ beschränkt, „in Uebereinstimmung mit der in Theorie und Praxis herrschenden Ansicht“ zurückgewiesen. Warum? Für die Entscheidung im Fall Unruh war dieser Hinweis, diese Abwehr nicht nöthig. Die Richter wollten, scheint mir, wenigstens andeuten, daß sie auch die Ehe des Grafen Ernst für „vollwirksam“ hielten, wollten sagen: Was für Modeste gilt, gilt eben so für Karoline; und die Rechtslage war, trotz Laband, 1869 nicht anders als 1803. Das ist auch die Meinung der leipziger Juristenfakultät. Dazu kommt, daß Graf Ernst zu seiner Ehe den Konsens des regirenden Fürsten Leopold zur Lippe erbeten, am dreiundzwanzigsten September 1868 erhalten und damit der hausgesetzlichen „Deklaration“ vom Jahr 1853 genügt hat. Kein Wunder, daß diese Ehe vor dem Königsgericht nicht angefochten wurde; kein Zweifel aber auch, daß sie einem unparteiischen Gerichtshof nicht den allergeringsten Rechtsgrund liefern wird, der den Thronanspruch des jetzt regirenden Grafen Leopold entkräften könnte.

Also: ein durch Reichsgesetz zu bestimmendes Forum; und als einziger Gegenstand der Beweisaufnahme der Fall Wartensleben. Wenn Graf Bülow für diese Erledigung des Streites sorgt, wird er sich zum Lorberfeuilleton des Plauderers den Ruhm gewissenhafter Tapferkeit erwerben.

... Bist Du, geduldiger Leser, des trockenen Tones nun satt? Ich auch. Fünfzehn staatsrechtliche Schriften gelesen; mit unzähligen Anmerkungen und Literaturangaben. Fünfzehn Mühlräder gehen mir seitdem im Kopf herum. Kahl hat Laband, Triepel hat Stoerk, Kekule hat Bornhak und sämmtliche Leipziger geschlachtet; und wenn sie nicht gestorben sind, leben Alle noch heute. Von Büchern und Papier haben wir Beide nun wohl genug. Wird laut erst ausgesprochen, was ist, dann merkt bald selbst der Taube, mit welcher Schwulstrede er gefoppt ward. Kein Mensch hat 1897 bezweifelt, daß nicht über den Anspruch des Grafen Ernst, sondern über den Thronstreit der drei Linien entschieden wurde; in letzter Instanz entschieden. Hundertmal ist im lippischen Landtag über den „Streit der drei Nebenlinien“ geredet worden. Das Gesetz, das den Schiedsvertrag staatsrechtlich sanktionirte (und die Unterschrift des Prinzen Adolf von Schaumburg trägt), sagt in seinem einzigen Paragraphen: „Die nach dem anliegenden Schiedsvertrag herbeigeführte Erledigung des Thronstreites ist für die Thronfolge im Fürstenthum Lippe

maßgebend." Diese Wortfügung dünkt mich unzweideutig genug. Daß der Schiedsspruch selbst nur den Sieg des Grafen Ernst, nicht seines Hauses kündet, war eine auf Hohenlohes Rath der berliner Empfindlichkeit gemachte Konzession, die sich, trotz der klaren Sprache der Urtheilsbegründung, jetzt bitterlich rächt. Was Schaumburg gegen Biesterfeld vorzubringen hatte, mußte es damals vorbringen; und was es damals nicht vorgebracht hat, wirkt heute nur noch wie der Nothbehelf des Verurtheilten, der eine letzte Ausflucht sucht. Der Glaube an die Aufrichtigkeit schaumburgischer Betheuerungen ist erschüttert. Seit Jahren erklären die Bückeburger, die Thronfolge dürfe nicht durch Landesgesetz, ohne Zustimmung der Agnaten, geordnet werden; seit Wochen behaupten sie, Prinz Adolf sei nur für die kurze Regentschaft, nie für die Fürstenwürde ausersehen gewesen. Und nun hat der Minister Gevekot dem Landtag einen Geheimvertrag vorgelesen, der schon 1886 die Thronfolge durch ein lippisches Landesgesetz regeln, Biesterfeld und Weißenfeld ausschließen und den Prinzen Adolf zum Fürsten von Lippe bestellen wollte. Warum? Weil Graf Ernst am Hof nicht beliebt war; und weil die alternde Fürstin Sophie, die aus Karlsruhe nach Detmold gekommen war, ihr Nichtchen gern als Gattin des stattlichen Prinzen und als lippische Landesmutter gesehen hätte. Aus diesem Eheplan wurde nichts; und bald danach scheiterte in Potsdam ein anderes Heirathprojekt. Die vom totkranken Kaiser Friedrich geschriebene Depesche, die den Bulgarenfürsten Alexander ins Neue Palais rufen sollte, wurde von dem General von Winterfeldt, in dessen Soldatenherz vor solcher Heimlichkeit patriotische Sorge schlich, dem Kanzler vorgelegt und, nach einem langen, erregten Gespräch zwischen einer Mutter und einem Staatsmann, für immer vernichtet. Und nun fanden Prinz Adolf und Prinzessin Viktoria einander. Mancher staunte, da die Tochter, die Schwester eines Kaisers sich dem dritten Sohn des Bückeburgers vermählte. Diesem aber war ein Thron gewiß; fest zugesagt; in einem Gesetzentwurf von zwei regirenden Herren zuerkannt. Daß Adolf in Lippe herrschen werde, war Bedingung des Ehepaktes. Er konnte den Schwarzen Adler erhalten und nach dem Tode des Fürsten Woldemar zur Regentschaft berufen werden... Wer diese an Kolportageleistung erinnernde Geschichte liest, wird begreifen, warum die Bückeburger durch den dresdener Schiedsspruch jedes göttliche und menschliche Recht verletzt fanden. Recht ist ihnen nur, daß Adolf herrsche; denn für diese Herrschaft haben sie sich in feierlicher Stunde verbürgt. Sie würden mobil machen und die Küste des Steinhuder Meeres armiren; aber das lippische Militär ist noch nicht vereidigt, dem Regenten nicht unterthan, — und Schaumburg hat nie gegen Wehrlose kämpfen gelernt.

*

# Der berliner Schulkonflikt*).

Drei Jahre ists her, da stand unter dem Rubrum „Berliner Leiden" in der „Zukunft" wieder einmal Etliches aus der Passiongeschichte der

*) Im September 1893 erhielt Herr von Koscielski, Mitglied des Herrenhauses, aus dem preußischen Kultusministerium die Mittheilung, die staatliche Schulaufsichtbehörde habe gegen die Absicht, in den Räumen berliner Gemeindeschulen Kindern polnischen Sprachunterricht ertheilen zu lassen, nichts einzuwenden. Der Magistrat der Reichshauptstadt hatte vor der Beantwortung der Frage geschwankt, ob er solchen Plan fördern, für solchen Zweck seine Schulsäle hergeben dürfe, wurde aber vom Provinzialschulkollegium und vom Ministerium ermuntert, den Wunsch des mächtigen Admiralski zu erfüllen. Im Juli 1904 wurde der berliner Magistrat vom Kultusministerium barsch aufgefordert, die städtischen Schulsäle nicht mehr der Freireligiösen Gemeinde, die städtischen Turnhallen nicht mehr czechischen, polnischen, sozialdemokratischen Turnvereinen zu überlassen. Daß diese Aufforderung Wortlaut und Sinn eines Gesetzes verletze, kann nicht erwiesen werden; sie stützt sich auf eine Instruktion vom Jahre 1817 und ist schon durch ihr Alter ehrwürdig. Aber auch klug? Ist die Frage wirklich wichtig, ob die harmlosen Schwärmer, die sich freireligiös nennen, in den Räumen einer Gemeindeschule oder anderswo Vorträge hören und ob organisirte Arbeiter, Böhmen und Polen abends in den am Tage von berliner Gemeindeschulkindern benutzten Hallen turnen? Haben die Staatsbakteriologen nun etwa auch die Gesinnungbazillen schon entdeckt, von denen Schulbänke und Turngeräthe verseucht werden könnten? Eine wunderliche Geschichte; die um so wunderlicher erscheint, wenn man sie dem Vorgang aus dem Jahr 1893 vergleicht. Damals sollte in Kommunalschulräumen die polnische Sprache gelehrt, jetzt darf von national nicht ganz zuverlässigen Leuten kein Kommunalreck benutzt werden. So leben wir. Die Stadtbehörde soll nicht mehr nach freiem Ermessen über ihre Elementarschulhäuser verfügen; und der Oberbürgermeister Kirschner erzählt, er müsse die Regirung um Erlaubniß bitten, ehe er einem Fremden die städtischen Schulen zeige. Merkwürdig. Selbst wenn man annimmt, daß Herr Kirschner die Sache ein Bischen verschleppt hat — er giebt zu, daß er Privatbriefe nicht beantwortet, auf leise Anregung nicht reagirt hat, und scheint auf solche Unterlassung sehr stolz —, muß man noch immer fragen, was diese ganze Aktion eigentlich bedeutet und wirken soll. Angenehm ist sie doch nur für den im Rathhaus herrschenden „Freisinn" — ich bitte, die Anführungstriche zu beachten —, dem sie Gelegenheit zu einer „stürmischen Sitzung" (mit recht vernünftigen Reden der Herren Kirschner und Cassel) gab und noch ein Weilchen die Möglichkeit bieten wird, das berühmte „steife Rückgrat" zu zeigen. Der stille Herr Studt, der froh ist, wenn er seine Ruhe hat, ist sicher nicht schuld an der Sache, hat sicher nur höherer Weisung gehorcht. Was aber wollen die Höheren? Einen Konflikt, der den Vorwand liefert, Berlin endlich als Spreeprovinz einem Oberpräsidenten zu unterstellen? Das wäre wenigstens noch verständlich; verständlich dann auch, warum Herr von Bethmann-Hollweg mit Don Hammerstein nach Paris und London ging. Hat aber nur der Zufall, der liebe Gott aller Bureaukratien, das Feuerchen angezündet, dann, — ja, dann paßt die Geschichte erst recht in unsere herrlichen Tage.

Gemeindeverwaltung „dieser größten Stadt" zu lesen; darinnen die Rede an einen der Herren des Rathhauses: „Wir wollen doch ernsthaft bleiben! Den Werth Ihrer Selbstverwaltung, die nicht einmal auf städtischen Grundstücken unbeschränkt ist, haben wir nachgerade schätzen gelernt." Das mochte in den Oktobertagen von 1901 Uebertreibung scheinen; nach den Vorschritten, die seither auf diesem Gebiet offenbar geworden, kann die sachliche Berechtigung der Feststellung, daß die Stadt Berlin zwar viele Häuser hat, aber keine Schlafstelle, auf der sie vor dem übelwollenden Absolutismus der Herren, die über uns wohnen, sicher wäre, nicht wohl angezweifelt werden. Der sogenannte berliner Schulkonflikt ist kein urplötzlich aufprasselnder Kampf; er ist ein längst daherschleichendes Uebel und nur ein Theil von jenen Züchtigungen, mit denen man dem allzu gefügigen Berlinerthum des nur äußerlich rothen Hauses noch bessere Mores einbläuen will, als sie bisher schon die Fridolintreue der Rathsherren und Bürgervertreter verziert haben.

Die Beziehungen zwischen den Mächten, die man schlechtweg als Staat und als Fiskus anspricht und die insofern nur der einhüllende Mantel sind, die Beziehungen zwischen ihnen und der Stadtverwaltung sind in ihrem tieferen Wesen nur von Denen zu verstehen, die den psychologischen Werdegängen dieses Verhältnisses zu folgen vermögen, das bei dem Empfang der den Schloßbrunnen Stiftenden — sie kamen doch wirklich nicht als Danaer — zum ersten Mal, mit der Leuchtkraft eines Fanals, zur Erscheinung kam und fünfzehn Jahre später bei dem Märchenbrunnen-Idyll von allerbestem Fortgedeihen Zeugniß ablegte. Als ich in der Stadtverordneten-Versammlung — die „Zukunft" hat es mit guten und treffenden Worten gewürdigt — aus dem kleinen Anlaß, daß wieder einmal der Stadt ein Kunstkonzept korrigirt worden, die prinzipielle Seite beleuchtete, da antwortete meinem Protest ein stürmischer Protest der altgläubigen Schulbuchpatrioten, die da meinen, daß die Potenzirung der Bescheidenheit bis an die Grenze Dessen, was noch würdig, das Mittel sei, Zeusblitze und Jupiterdonner zu sänftigen. Schroffheit pflegt nach unten hin sich zu verstärken und zu verschärfen. Man muß einmal — ein kleines Beispiel! — sehen, welche Form der „königliche" Oberlehrer und ähnliche Staatsbeamte wählen, um eine Wahl in ein Gemeinde-Ehrenamt abzulehnen.

Die Staatsschulverwaltung hat durch die zu jeglichem Dienstmannthum gecharterte Presse ihre Eingriffe in das Recht der Gemeinde Berlin, über ihre Grundstücke zu verfügen, mit einer „Begründung" versehen lassen, die sich in diesen Tagen, da ein halbes Jahrhundert vergangen ist seit der „Rettung" der Schule durch Stiehls Regulative, wie eine Huldigung gegenüber dem Geist jener besonders trübsäligen Periode vaterländischer Geschichte liest. „Die öffentliche Volksschule soll Gottesfurcht, Königtreue und Vater-

landliebe in die Herzen der Jugend einpflanzen"; und deshalb sollen die Mitglieder polnischer, czechischer, sozialdemokratischer Turnvereine nicht in städtischen Schulturnhallen die Glieder recken, soll die Ethik des freireligiösen Atheismus nicht diese Schulturnhallen mit den Bazillenherden der Umsturzseuche erfüllen. Klingt leidlich. Die Bosheit sinnt und spinnt im Dunklen; aber der preußische, nicht der reußische Minister der Aufklärung wacht. Wacht so emsig und schwinget so schneidig das blitzende Schwert, daß die Schulrektoren, die gelernt und lehren: „Seid unterthan der Obrigkeit", von der Staatsgewalt angewiesen werden, der Stadtgewalt, die sie berufen, besoldet und lenkt, den Gehorsam zu weigern.

Also Staatsrettung ist der Grund, Staatsrettung der Zweck der Uebung. Wie aber, wenn zur selben Zeit bekannt wird, daß die Herren vom Staate den Herren im Rathhaus das Ansinnen gestellt haben, die Stadt der Eigenthumsrechte an den Grundstücken und Gebäuden der höheren Lehranstalten zu entblößen und sothanes Eigenthum den in Frage kommenden Schulen zuschreiben zu lassen, auf daß die Staatsschulverwaltung, die der Erfüllung ihrer Verpflichtungen zur Fürsorge um höheres Schulwesen in Berlin sich meist entzieht, geschwind und ohne alle Apparate die Stadt in diesen Eigenthums- und Verfügungrechten beerbe? Und wie weiter, wenn sich herausstellt, daß ganz planmäßig seit Jahr und Tag so große und grobe unmittelbare Eingriffe und mittelbare Belästigungen und Rechtskürzungen gegenüber dem Stadtschulwesen stattfinden, daß der ehedem von fanatischer Amtsfreudigkeit erfüllte Stadtschulrath am Liebsten den ganzen Kram hinwerfen möchte? All Das nur für „Gottesfurcht, Königtreue und Vaterlandliebe"? . . .

Ob die Stadtverwaltung in Berlin jezuweilen Fehler macht — die allzu stattliche Fülle und die manchmal allzu reichliche Gröblichkeit dieser Fehler will ich gewiß nicht bestreiten —: darauf kommt es für die Beurtheilung der Triebgründe und Triebkräfte für das ihr auferlegte Martyrium nicht an. Die Kleinlichkeit der Nadelstichtaktik, die Eigenart der Glieder jener großen Kette von Gehässigkeiten, die man um das größte Gemeinwesen des Reiches gewunden, überraschen Den nicht, der die Naturgeschichte des Neuen Kurses erfaßt hat und zu werthen weiß. Heinrich von Treitschke, gewiß kein „voller und ganzer und unentwegter" Mittelmaßmann, hat in wuchtigen Worten den hohen staatsmännischen Zweck der Emanzipation des Bürgerthumes von jener Tyrannis der Vögte gewerthet, von der Pertz, der Stein-Biograph, sagt: „Bürgerschaft und Magistrat waren jeder Verfügung über das Gemeinwesen beraubt"; Treitschke pries besonders die mit dem Prinzip der vollen Selbstverwaltung erreichte Freude an verantwortlichem politischen Handeln im Bürgerthum. Was hat Das heute zu sagen? Heute giebts Wichtigeres als die Festigung der Fundamente konstitutionellen Lebens: In dulci jubilo, nun singet und seid froh und plaudite, cives! Arnold Perls.

# Die Alten in Düsseldorf.

Als Düsseldorf 1902 die alten Reliquienschreine, herrliche Skulpturen des Mittelalters und die Abgüsse so mancher ganz unbekannten Architektur zeigte, war das Staunen groß. Der Großstädter, der jede winzige Sonderausstellung mit Sonderinteresse verfolgt und schon drei Schritt hinter der großen Heerstraße nicht mehr Bescheid weiß, war überrascht, diese ungeheuerliche Menge nicht katalogisirter Schätze in einem kleinen Bezirk Deutschlands zu finden. Schließlich aber sagte man sich, daß damit Düsseldorf sein Maximum gegeben habe, eine einmalige Leistung, wie sie nur alle hundert Jahre möglich ist. Nun aber brachte dieses Jahr eine Ausstellung von Bildern, wie man sie noch nie bei uns gesehen, verblüffend, die natürliche Ergänzung der Ausstellung vor zwei Jahren, aber mit einem Geschmack, einem Verständniß gesammelt, daß damit die Industriestadt Düsseldorf auf einmal wieder zu dem Range eines der bedeutendsten Kunstcentren Deutschlands zurückkehrt. Die Veranstaltung erscheint im Gefolge einer anderen, der Gartenbau-Ausstellung, in der Röbers glänzendes Organisationtalent wieder hübsche Dinge vereint hat; und dieser Zusammenhang erklärt wohl, daß man sich bisher in Berlin und München (und noch weniger im Ausland) recht spärlich mit ihr beschäftigt hat. Im Frühling absorbirten die Primitiven in Paris, dann die Sienesen das Interesse. Erst langsam beginnt man, sich der Einsicht zu erschließen, daß Düsseldorf alle anderen Ereignisse dieses Jahres und vieler Jahre in den Schatten stellt, daß hier ein Material zusammengekommen ist, wie man es vielleicht nie wieder auf einen Fleck vereint finden wird, von unschätzbarem Werth für den Gelehrten und eine Quelle reinster Freuden für den Liebhaber schöner Dinge. Zwei ganz getrennte Gebiete kommen zur Darstellung: die westdeutsche Malerei, zumal Rheinländer und Westfalen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, und dann gewisse Werke aller Schulen, die am Rhein gesammelt worden sind; also erfährt man von der Schöpfung dieses reichsten Theiles Deutschlands in früherer Zeit und von seiner Pflege der Kunst in unseren Tagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Natürlich steht Köln obenan. Man sieht die Entstehung, das Wirken und die Folge unseres theuersten Meisters: Stephans Lochner. Schon in den kleinen Bildern des Meisters Wilhelm, einer Kreuzigung und zwei Madonnen, zumal der wundervollen Madonna mit der Erbsenblüthe des Germanischen Museums, merkt man die Vorbereitung. In dem kostbaren Madonnenaltärchen eines unbekannten kölnischen Meisters um 1410 (aus der Sammlung Weber in Hamburg) erscheint bereits das wunderbare tiefe Blau und das süße Kindliche, Legendenhafte, das hier nicht nur kirchliche Form, sondern wie ein Umdichten der Frömmigkeit ist. So wirkt der Kranz aus blauen Engeln um die goldene Aureole, die die Jungfrau umgiebt. Noch ist die Malerei ganz glatt, fast porzellanhaft; aber man muß diese Glätte hier schon als Kunstmittel verehren und bewundert die graziöse Vereinigung der Heiligen zu den Füßen der Madonna. Zwei mittelgroße Bilder aus der Sammlung des Freiherrn von Brenken, „Krönung und Tod der Maria" von einem kölnischen Meister (um 1420), führen die Note fort. Um die selbe Zeit mag ein niederrheinisches Marienaltärchen (des bonner Museums) entstanden sein, das auf Lochner hinweist. Mit der ganz zarten Madonna (um 1410) aus der

Sammlung Wittich sind wir schon dicht in der Nähe des großen Meisters Stephan; ja, vielleicht ist schon dieses Bild ihm zuzuschreiben. Als sicher gilt die berühmte Madonna mit dem Veilchen des kölner Priesterseminars, das Hauptbild der Ausstellung und wohl das schönste Werk des größten rheinischen Künstlers. Die Vereinigung der malerischen Pracht mit dem seltensten Gefühl für den Stil der Linie giebt die zauberische Wirkung. Dieses winzige Mündchen ist nicht nur Konvenienz, sondern der reizendste rosige Fleck in dem weichen Gesicht, dessen Zartheit wirklich vom Himmel geboren erscheint. Ein blaues Gewand umhüllt die graziöse und doch ganz volle Figur; und darüber ergießt sich das prachtvolle Roth des großen Mantels in majestätischen Flächen. Schon hier sind alle Geheimnisse der spätesten Malerei entdeckt, ein Reichthum der Töne innerhalb derselben Farbe, der ganz immateriell wirkt und den irdischen Vorgang in eine höhere Sphäre, die der Kunst, des Göttlichen hinüberleitet. Das Wunderbare und Beruhigende ist das ganz Physiologische des Werkes. Die Wirkung ist nicht etwa eine Hypnose mit hieratischen Formeln, sondern das Resultat von Farbe und Linie. Daß diese wundervolle, ganz durchgeistigte Malerei vor dieser wieder vieltönigen Goldtapete steht, ist größte Weisheit. Hier malte kein Mönch im Dienst seiner Oberen, sondern ein Künstler, der die Kunst über Alles liebte und ihrer Mittel Herr war. Sehr schade, daß das köstliche, in vieler Beziehung ergänzende darmstädter Bild, das ursprünglich daneben hängen sollte, weggeblieben ist. Es zeigt vor einem eben so reichen goldenen Hintergrund eben so vollkommen einen Vorgang, einen heiligen Akt, wie in dem ausgestellten Bild die heilige Pose erwiesen wird, und man hätte an dem blauen Mantel der darmstädter Jungfrau den nicht geringeren Tonreichthum einer anderen Einheit bewundern können. Ueberhaupt ließ man sich in Darmstadt Manches entgehen, trotzdem der Großherzog und die darmstädter Sammler sehr freigiebig waren. Zu dem merkwürdigen Bilde, das Szenen aus dem Leben des Heiligen Bruno mit eigenthümlicher Friesanordnung darstellt, paßte wundervoll das darmstädter Dreiflügelbild aus der Kirche Ottenberg in Hessen, mit der merkwürdigen Reihe blauer Engel; auch das fünfgetheilte Werk des Meisters Wilhelm hätte man gern gehabt und von den späteren den fabelhaften Cranach, die Madonna mit dem Apfelbaum. Von Lochner fehlt sehr viel. Die berühmten kölner und münchener Bilder konnte man wohl der riesigen Versicherungen wegen nicht herüberschaffen; die Ausstellung hat schon für fünfzehn Millionen zu zahlen. Man sieht nur noch einen gekreuzigten Christus mit einer Reihe von Heiligen (aus dem Germanischen Museum), in dem wiederum die glänzende und warme Malerei über die schematische Darstellung triumphirt, und eine wahre Perle, die Anbetung des Kindes, die schönste Symphonie in Blau, wo das Kleid der Madonna die Schönheit des darmstädter Bildes erreicht und die ganze Legendenkust Lochners zum lieblichsten Ausdruck kommt.

Einen Wunsch hat die düsseldorfer Ausstellung gezeitigt: den nach einer vollständigen Ausstellung Lochners. Wenn es gelänge, alle Werke dieses Meisters einmal so zusammenzustellen, wie die Fra Angelikos in Florenz in San Marko und der Akademie, wäre die Legende von der Ueberlegenheit des italischen Zeitgenossen Lochners mit einem Schlag widerlegt. Der Deutsche steht wirklich himmelhoch über dem Florentiner. Noch heute saugt jede Miß, die nach Florenz kommt, mit Behagen den Zucker aus den Bildern Fra Giovannis; für die Süßigkeit

Lochners bedarf es feinerer Organe. Wie grob materiell erscheint der Mönch daneben! Sicher steckt ein Künstler in ihm; und in winzigen Bildchen traut er sich zuweilen hervor und bildet im engsten Rahmen eine kleine Welt. Sicher hat er reizende Farben; und er versteht seine Heiligen damit anzuziehen und giebt ihnen das rechte Dekor, den Hintergrund, der ihnen gut steht. Aber ganz fehlt der Geist des Farbigen, die geniale Umwandlung des Brotes in den heiligen Leib der Kunst, wo die Farbe nicht mehr mit einem Namen genannt werden kann und die Legende ihr eigenes Leben spinnt. Er bleibt der Miniaturenmaler; und wo die Aufgabe das Mittel des Enlumineurs übersteigt, klafft die Lücke, die sinnige Menschen vergeblich mit frommer Rührung füllen Er versüßte die Legende, während Stephan Lochner die Fläche zum Lobe Gottes schmückte und immer noch ein Heiligeres kannte, das über der überlieferten Geberde blieb, eine göttliche Atmosphäre, die die Figuren mit ewigem Leben ausstattet. Es ist ein größerer, freierer Geist, nicht weniger zärtlich und lieblich als die Anbetung, aus der Fra Angeliko schuf, nur tausendmal reicher. Der Vergleich ist so schlagend, weil hier einmal das berühmte Argument von unserer Derbheit und Häßlichkeit, das selbst Van Eyck noch nachgetragen wird, nicht ausgespielt werden kann. Hier ist, mit dem selben Maß gemessen, der Eine groß und selbst in der zartesten Empfindung ein ganz männlicher Ausdruck; der Andere kommt selbst in dem Riesenbild von San Marko nicht über die knabenhafte Unterwürfigkeit hinaus. Man kann Giotto gegen unsere Leute ausspielen; aber nach ihm kommt erst wieder Piero della Francesca in Frage, der die Reihe der italischen Phänomene, der Lionardo und Michelangelo, beginnt. Zu diesem Geist gehört unser kölner Meister eben so gut wie Van Eyck, der Vater aller höchsten Gesinnung. Uebrigens bietet Düsseldorf Gelegenheit, auch auf dem intimsten Gebiete der Italiener, dem der Miniaturen, Vergleiche zu ziehen; und auch hier wird man aus einzelnen glänzenden Kirchenbüchern der Zeit Lochners die selbe Entscheidung treffen, die in dem Frankreich Fouquets zu Gunsten des Nordens richtet.

Von ähnlicher siegreicher Wirkung ist in Düsseldorf wohl nur die große Madonna im Rosenhag von Schongauer, die dreißig Jahre nach der kölner Madonna entstanden sein mag. Sie beweist deutlich, wie unabhängig von einander sich schon im fünfzehnten Jahrhundert der Süden und der Norden entwickelten. Das ganz innig Persönliche, das man bei Lochner zu athmen meint, ist hier einer derberen, viel weniger differenzirten Kraft gewichen. Für Lochner findet man kein Gegenstück in der deutschen Literatur seiner Zeit; Martin Schongauer dagegen malt, wie die städtischen Meistersinger seiner Tage dichten. Er hat nichts von dem phänomenalen Urmalerischen des kölner Meisters, zu dem sich keine Architektur, kein Gewerbe in intimem Sinn denken läßt, sondern ist ganz und gar der Sohn des Goldschmiedes, der auch in anderen Künsten Bescheid weiß. Alle Liebe eines treuen Meisters steckt in der Rosenhecke mit den bunten Vögeln, vor der die ernste Jungfrau sitzt. Das Gesicht des Christkindes ist von dem merkwürdig unkindlichen Ausdruck, den man in vielen Vlamen der Zeit findet. Schongauer steht der Meister des Hausbuches nah, vor Allem mit dem köstlichen Liebespaar unter dem Spruchband (des gothaer Museums): ein junger Mann mit rührend fleißig gemachten Locken und ein sittiges Mädchen, das mit drolliger Geberde eine Quaste des Gewandes ihres Geliebten anfaßt, während er die

Hand um ihre Taille legt. Ob die zahlreichen anderen Werke, die unter dem selben Namen ausgestellt sind, wirklich dem selben Meister gehören, bleibt zweifelhaft. Die Beweinung Christi (in der dresdener Galerie) mit dem merkwürdig starren Leichnam, der sehr schöne Flügelaltar des freiburger Museums mit den grotesken Würflern am Fuße des Kreuzes, endlich die wunderbar ergreifende Auferstehung aus Sigmaringen mit der beziehungreichen grotesken Physiognomik der Wächter in einem herrlichen Grün auf Gold und die anderen schönen Bilder gehören sicher zusammen, aber haben gar nichts von der Art des Liebespaares, das vielleicht einst einem anderen Meister zuerkannt wird. Hierher gehört auch das herrliche Bild des basler Meisters Konrad Witz mit den beiden am Boden sitzenden Jungfrauen in faltenreichen Gewändern, dem wunderbaren Altar und dem Blick auf die Straße. Von Witz hätte man gern mehr gesehen; etwa die basler Bilder. Er hat nur noch eine prachtvolle Zeichnung hier aus dem berliner Museum ... Nun aber kehren wir noch einmal zu Lochner zurück, von dem ich vergaß, zwei sehr reizende Flügeltafeln mäßigen Umfanges (aus der Sammlung Kaufmann in Berlin) zu erwähnen. Lochner scheint alle Eigenart eines feinsinnigen Kreises zusammengefaßt zu haben, der sich mit dem Tode des Meisters auflöste. Diese im fünfzehnten Jahrhundert ganz alleinstehende Kunst verliert sich ungemein schnell und man findet hier kaum die Beziehungen, die in Italien Fra Angeliko mit seinen Nachfolgern verbinden.

In dem unmittelbar folgenden Meister des Marienlebens und den mit ihm zusammenhängenden Künstlern ist die holde Kunst Lochners ganz von dem Einfluß der gleichzeitigen Vlamen verdrängt. Die beiden Tafeln der Sammlung Crombez in Paris erinnern an die großen Dierick Bouts des brüsseler Museums; nur hat Bouts nie dies ganz Durchgeistigte, das die Elisabeth in der Heimsuchung auszeichnet, eine Noblesse in der Begrüßung, die nicht nur in den langgezogenen Körperformen steckt, sondern ganz portraitähnlich organisch wirkt. In der Anbetung der Könige des selben Meisters (aus dem Germanischen Museum) schmückt sich diese Noblesse mit florentinischer Pracht. Noch edler scheint sie in der bonner Kreuzigung, wo die vier Frauen unter dem Kreuz die vornehmste Anmuth zeigen; ein Bild, das sich würdig den berühmteren der münchener Pinakothek anreiht. Sehr viel äußerlicher, aber noch prächtiger wirkt das Votivbild des Meisters der Heiligen Sippe (aus der Sammlung Carstanjen in Berlin) mit wundervollem Grün in der Landschaft. Die reiche Anbetung der Könige zeigt alle großen Einflüsse der Zeit, Van Eyck, dessen Mann mit der Nelke sich in weicherer Uebertragung wiederfindet, Roger van der Weyden und die Florentiner. Ernster und bedeutender wirkt der wenig bekannte Meister des Heiligen Bartholomäus mit einer Flügeltafel der mainzer Galerie, der würdige Heilige Andreas und die Heilige Columba, in einem merkwürdigen grauen Ton des Gesichtes, der offenbar den grauen Bären an ihrer Seite koloristisch vermitteln soll. Eine kleine, aber ganz hervorragende Heilige Familie und eine weniger bedeutende Anbetung der Könige wurden von der Hohenzollernschen Sammlung in Sigmaringen ausgestellt. Zum ersten Mal meines Wissens sieht man so viele Werke des glänzenden Meisters von Sankt Severin aus Köln zusammen, zwei schöne Altarflügel der Sammlung Weber in Hamburg und vor Allem die beiden Tafeln mit Standfiguren (aus der Severinskirche), von größter Pracht der Details und fürstlicher Haltung.

Noch überraschender wirken die Portraits, die dem selben Meister zugeschrieben werden: das Bildniß einer älteren Frau in schwarzer Pelzjacke und das einer jungen, die den größten Bildnißmaler der Zeit, Bartholomäus Bruyn, vorzubereiten scheinen. Von Diesem sind nicht weniger als zehn glänzende Bilder da, darunter sechs Portraits, eins schöner als das andere, vielleicht das beste das kleine (James Simon in Berlin gehörende) Brustbild der jungen Frau mit der Nelke, wundervoll kostumirt mit dem auf rothem Mieder geöffneten leuchtend schwarzen Kleid und dem köstlich mit Gold gestickten Hemd unter dem Mieder. Auch das Bildniß des Agrippa von Nettesheim (aus der Sammlung Goldschmidt in Frankfurt) mit wundervollen Händen ist von unbegreiflicher Meisterschaft. Merkwürdig lebendig bei großer Glätte wirkt eine Heilige Familie des selben Meisters. Von dem jüngeren Barthel Bruyn ein Diptychon mit einer sehr schönen Stifterfigur und eine Perle aus Gotha, das Bildniß einer älteren Frau in schwarzem Mantel. Recht gut, wenn auch nicht mit den berühmtesten Bildern, ist der Lehrer des großen Bartholomäus Bruyn, Joos van der Becke von Cleve, der Meister des Todes Mariae, vertreten, namentlich mit der kleinen Anbetung der Könige (aus Dresden), einer sehr schönen Heiligen Familie (der Holford Collection in London), einem Johannes auf Patmos und einer Kreuzigung. Mit seiner Gewohnheit, seine Leute mit geöffnetem Mund zu malen, erreicht der Meister oft eine schier übersinnliche Wirkung; zumal in dem Johannes giebt dieses Detail eine ungemein packende Dramatik. Sehr schön sind auch seine beiden Bildniß-Pendants aus der Liechtenstein-Galerie.

Dank gebührt den Düsseldorfern dafür, daß sie, ohne die Umstände zu scheuen, das umfangreiche Hauptwerk des niederrheinischen Meisters Jan Joest zeigten, die Flügel des Hochaltars zu Kalkar. In zwanzig Panneaux wird das Leben Jesu geschildert, manchmal, wie in dem glänzendsten Stück, der Belehrung der Samariterin durch Jesus am Jakobsbrunnen, mit einer Intimität, einer ehrlichen Innigkeit, die eben so groß und vielleicht noch menschlicher als Van Eyck wirkt, dann wieder mit tollen Geberden, die an die furchtbarsten Grotesken moderner Japaner denken lassen, so in der Dornkrönung Christi, wo vorn das Profil des Henkers das Schrecklichste der Schrecken offenbart, oder in der Auferweckung mit dem unwiderstehlich ergreifenden Lazarus, immer mit intensivster Sachlichkeit und einem ganz großen Sinn für das Epos. Ob das Pfingstfest (der Sammlung Wesendonk) mit Recht Joest von Kalkar zugeschrieben wird, weiß ich nicht jedenfalls ist es seiner würdig.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diesen Werken reiht sich, zum Theil ganz ebenbürtig, *eine überraschende* Anzahl westfälischer Bilder an. In Westfalen tappt die *Kunstgeschichte noch* im Dunkel; zweifellos wird die düsseldorfer Ausstellung Manches lichten und vielleicht den Meister Konrad von Soest aus dem Anhang des fünfzehnten Jahrhunderts näher bestimmen. Die zwei schmalen Tafeln mit der Heiligen Dorothea und der Heiligen Ottilie gehören sicher zu den feinsten Werken Westfalens und man kann sich nur schwer entschließen, die interessante, aber viel primitivere Tafel mit dem Bischof Nikolaus (aus dem soester Pfarrhaus) eng dazuzurechnen. Auch das der evangelischen Pauli Gemeinde in Soest gehörige Mittelstück eines Altarwerkes, in dem sich noch byzantinische Einflüsse verrathen, scheint aus viel

früherer Zeit zu stammen als aus dem Jahr 1425, wie der Katalog angiebt. Vom liesborner Meister sind nur zwei kleine, wenig bedeutende Bilder zu sehen; dagegen ein prachtvolles späteres Altarwerk aus dieser Schule, das der Kirche in Alt-Lünen gehört, mit glänzend vertheiltem, tonreichen Grün in der Landschaft, schönem Roth in dem Mantel des Christus und den Kleidern der Anderen auf äußerst geschickt benutztem goldenen Grund. Auf eine der leider versteckten Außenseiten ist ein großartiger Sankt Georg gemalt, der wie eine Freske wirkt; man könnte fast an Uccello denken Noch eine andere Altartafel gehört in diesen Kreis: der Kalvarienberg (aus der Pfarrkirche Maria zur Höhe in Soest). Diese Bilder scheinen auf die interessantesten Meister des Landes vorzubereiten, die Victor und Heinrich Dünwegge. Die ganz köstliche Anbetung des Christkindes zeigt eine blaue Landschaft, die schon ganz modern wirkt. Unter den vielen anderen Werken der Brüder, die hier zusammengebracht sind, alle ohne Ausnahme von größtem Interesse, steht der Antoniusaltar aus der Stiftskirche in Xanten obenan, dem man mit Recht einen Ehrenplatz gegeben hat. Auf einer der Außenseiten spielt sich die lieblichste Versuchung des Heiligen Antonius ab. Man sieht durch ein Fenster eine Landschaft mit dem Heiligen und badenden Frauen. Ein einfacherer Franciabigio könnte sie gemalt haben. Den Kreis schließt Ludger to Ring mit glänzenden Bildnissen.

Aus Brügge ein kleines, höchst amusantes Bild unbekannter Herkunft, Adam und Eva im Paradies, vom Grafen Beissel von Gymnich auf Schloß Frens, weit entfernt von großen malerischen Qualitäten, eher gewerblicher Art, — es könnte beinahe gehämmert sein —, aber so drollig naiv mit den beiden Menschlein unter dem Apfelbaum und der listigen Schlange, die einen richtigen Weiberkopf trägt, daß man das lustige Bildchen gleich lieb gewinnt. Memling ist durch den schönen Hieronymus der Frau Burckhardt vertreten. Die beiden früher ihm zugeschriebenen Tafeln (des Fürsten zu Wied) aus dem Leben des Heiligen Martin hätten, nachdem sie heute als Werke des Simon Marmion nachgewiesen sind, den Stolz der Pariser auf ihrer Primitiven-Ausstellung gebildet. In Düsseldorf treten sie, trotz ihrer wundervollen Korrektheit, durchaus nicht schlagend hervor. Ein anscheinend brügger Gemälde von ungleich größerer Wirkung hat Sedelmeyer geschickt, die Maria mit dem Christkind auf blauem Grund, monumental in dem einfachen Umriß und dabei unendlich malerisch. Der Katalog nennt es Gerard David. Mir schien eine gleichwerthige Madonna der Sammlung Walb in Bonn, die einem unbekannten flandrischen Meister um 1520 zugewiesen wird, von verwandter Herkunft. Beide sind offenbar in der Nähe Davids entstanden. Von dem sogenannten Meister der Sieben Schmerzen Mariae eine wundervolle Maria Magdalena in dunkellila Kostüm. Noch werthvoller das kleine Triptychon der selben Zeit aus englischem Händlerbesitz, ein Bildchen, das eine ganze Welt enthält und das man getrost neben die Perlen in Brügge stellen könnte. Ein echter Gossaert, wenn auch Wiederholung, mit der typischen Architektur und der pikanten Farbe, scheint mir die Madonna des Freiherrn von Hövel, schöner als die gleichfalls Mabuse genannte Madonna des Kunstvereins zu Münster. Daran schließen sich außerordentlich schöne Portraits der Vlamen, zumal das eines bartlosen Mannes, das Colnaghi gehört, und ein großzügiges Bildniß eines Chorherrn von Quinten Massys aus der Liechtenstein-Galerie. Wenige, aber ganz hervorragende vlamische Landschaften; Patinir

mit drei herrlichen Bildern, zumal einer einzigartigen Rast auf der Flucht nach Egypten (aus der Sammlung Wesendonk) und einem schönen Gebirge der Frau Burckhardt. Uebrigens findet man auch auf mehreren religiösen Bildern der brügger Schule ganz hervorragende Landschaften, so die köstlichen Häuser des Hintergrundes der Heiligen Familie, die dem Großherzog von Hessen gehört. Einem antwerpener Meister, der unter Dürers Einfluß stand, wird die thronende Madonna des Freiherrn von Twickel zugeschrieben. Dürerhaft ist nur das Mäßige an dem Bilde. Der Werth liegt in der verblüffenden Fleischmalerei; solche Frauenstirnen hat nur Rubens und nach ihm Renoir wieder gemalt. Man könnte ein Loblied auf den Manierismus davor anstimmen; der erste Eindruck ist so unerquicklich wie möglich, die ganz ungeordnete Farbe, zumal die flaue rothbraune Draperie, die von den Engeln gehalten wird, abstoßend, aber diesen ersten Eindruck hat uns die moderne Kunst überwinden gelehrt; und wenn man erst dies Fleisch gesehen — man könnte fast sagen: berührt — hat, ändert sich Alles und man findet sogar außerordentliche psychische Tiefen in dem Bild, besonders in dem merkwürdigen Christkind. Uebrigens steht das Bild sicher dem Massyskreise sehr nah. Von Massys selbst noch zwei glänzende Tafeln mit dem Heiligen Johannes und der Heiligen Agnes der Sammlung Carstanjen in Berlin, in prachtvollen rothen und violetten Gewändern. Massys hat selten seine große Kunst so rein und taktvoll genutzt, fast ohne eine Spur seines Manierismus. Aus der Sammlung des Fürsten zu Salm-Salm in Anhalt, die eine Menge sehr werthvoller Gemälde beigesteuert hat, stammt eine schöne Maria Magdalena, in reichem Kleid mit rothen Aermeln, von dem Meister der weiblichen Halbfiguren, der wie ein Ingres des sechzehnten Jahrhunderts wirkt und vielleicht zu Frankreich gehört; freilich ists sicher nicht Janet Clouet, wie Wickhoff annimmt. Aus der selben Sammlung eins der reizendsten niederländischen Bilder der selben Zeit, eine humoristische Allegorie: „Wie kommt man durch die Welt?" Ganz kleinen Umfangs, von überraschender Feinheit zumal in der Landschaft, die auf einen Meister ersten Ranges deutet. Dem Fürsten Wied gehört eine schöne Anbetung der Könige von Henri met de Bles.

Wieder einmal, auch auf dieser Ausstellung, überrascht der ältere Cranach. Man kennt die meisten Bilder von den Cranach-Ausstellungen der letzten Jahre. Nur fünf Werke, aber alle ersten Ranges; zwei reizende Knabenportraits aus dem Jahr 1526, von feinster Kalligraphie in der Malerei der Locken und unwiderstehlicher Distinktion der jungen Züge; dann die Madonna auf der Holzbank in der ganz trockenen Art Cranachs und doch so wundersam wirkend mit den großen Umrissen auf dem blauen Grund; die Madonna mit dem Kuchen, das goldige Haar im Winde flatternd, und endlich die köstliche Legende, der Liebesgarten, ein Reigen nackter Männer und Frauen in paradiesischen Gefilden. Man wird vielleicht einmal wagen, unseren Cranach neben Botticelli zu stellen. Sicher wird er nie zu der Mode werden, die von Botticelli das Kostüm entnahm; dafür ist der Deutsche zu ungefällig und hält seine Wirkungen viel zu ernsthaft zusammen. Aber wenn Botticelli heute unter der Mode leidet, die eben so treulos wie schnell entflammt ist: Cranach erobert sich langsamer bleibende Freunde. Die Sprödigkeit, die sich dem nur auf das Gefällige gerichteten Sinn widersetzt, wird zum Halt, wenn einmal der Bann gebrochen ist. Gar manches Andere

ließe sich noch zu einer Parallele mit Italien gebrauchen, bei der wir nicht unbedingt zu kurz kämen. Die herrliche burgundische Portraitbüste Philipps des Guten ließe sich neben die besten Bronzen des Quattrocento stellen. Zu dem Reigen Cranachs bietet der Verlorene Sohn des Hans Sebald Beham mit dem blonden Mädchen und der unbeschreiblichen Landschaft ein würdiges Gegenstück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So viel über die bei uns gewachsene Kunst; sie ist reich genug vertreten, um der Ausstellung eine einzige Bedeutung zu sichern. Und trotz dieser Ansammlung von Kostbarkeiten weiß man nicht, ob die von der rheinischen Kunstpflege geschaffene Abtheilung fremder Künstler nicht mindestens den selben Rang verdient. Wie um uns zu mahnen, die eigene Kraft nicht zu überschätzen. ist ein glänzendes Werk der Kunst Italiens da, die Leda mit ihren Kindern aus der Sammlung des Fürsten zu Wied. Die Ausführung ist wohl kaum ganz von Lionardo. Die bräunliche, blau geäderte Farbe der Leda erscheint zu materiell für den Maler der Joconda; doch sicher gab er den Bau des Bildes, entwarf den Körper der Leda, die herrliche Anordnung der Gruppe, die glänzende Vertheilung von Licht und Schatten. Aus der selben Sammlung ein schöner Luini, Heilige Familie, und das glänzende Portrait des Dichters Clement Marot von Tizian. Der Greco Justis ist die dritte Replik des berühmten Gemäldes der Kathedrale zu Toledo. Eine bessere befindet sich in der pariser Sammlung Cheramy, aber auch die Justis hat schöne malerische Seiten.

Ueberwältigend ist der Reichthum an nordischen Bildern des siebenzehnten Jahrhunderts. Von den Vlamen ein schönes Familienbild von Coques und ein Männerbildniß von De Vos· mehrere leibliche Van Dycks, die glänzende Malerwerkstatt des Joos van Craesbeeck aus der D'Arenberg-Sammlung in Brüssel und unter Anderen aus der selben Sammlung das Geschlachtete Kalb von dem jüngeren Teniers, eins seiner Meisterwerke, in einem blonden Rosa von größtem Reiz. Man kann in Düsseldorf die ganze holländische Landschaft studiren oder mindestens die Künstler, die uns heute am Meisten interessiren, da sie Alles vorbereiten, was die moderne Kunst ausgebildet hat. Von Lionardo scheidet uns eine Welt und wir werden sie kaum je wieder überbrücken; so göttliche Menschen wie er kommen wohl nie wieder; und eben so oder fast eben so weit bleibt unsere Kraft von einem Rembrandt entfernt. Nur Bruchstücke seiner gewaltigen Art sind unseren Fähigkeiten möglich. So meint man, die Art des gewaltigen lachenden Selbstportraits in gewissen großen Modernen wiederzufinden, in einem Daumier, in einem Géricault. Der kleine Christ und das Weib mit dem blonden Haar erinnert an manche figürliche Corots. Die herrliche waldige Landschaft, ein würdiges Gegenstück zu der kleinen Perle in der londoner Nationalgalerie, hätte Constable begeistert und das Damenbildniß mit dem weichen Haaransatz deutet auf Gainsborough. Für Den, der die große Rembrandt Ausstellung nicht gesehen hat, ist das Bild mit den badenden Nymphen — Diana und Aktaeon — aus der Sammlung Salm-Salm eine Offenbarung der ersten Zeit. Rembrandt als lieblichster Lyriker, wie er sich in der köstlichen Nymphe, die sich mit dem Oberkörper aus dem Wasser hebt, oder in der zusammengedrängten Gruppe auf dem Lande ausspricht, ist nichts Gemeines. Die Drolligkeit in der thörichten Göttin ist schon eher bekannt. Glänzend ist die Tonkunst an der Stelle mit dem Jäger. Uebrigens sah man auf

der Ausstellung einen Ahnen Rembrandts in dem Flügelaltar eines holländischen Primitiven (aus der dresdener Galerie), in dem man schon Etwas von der großen Lichtkunst Rembrandts zu erkennen glaubt. Deutlicher ist die Beziehung des Franz Hals zu den Heutigen. Das Brustbild einer Frau, das neben dem ähnlichen Frauenportrait des Louvre hängen könnte, sagt den Ton Cézannes voraus. Freilich: wer könnte heute solche Hände malen? Auf dem Frauenbild (der Sammlung Carstanjen) mit der rechten Hand auf der Brust, das den selben herrlichen Ton à la Cézanne zeigt, ist mit der Hand ein wahres Bravourstück versucht und es bleibt unbegreiflich, daß man nicht von der Absicht verstimmt wird. Bei dem Fischermädchen der selben Sammlung denkt man an Manet. Auch der moderne Manierismus steckt schon in Hals. Der Trinker der Sammlung D'Arenberg mag zu seiner Zeit wie heute ein Slevogt gewirkt haben, ist mir aber immer noch wesentlich lieber. Werthvoller scheinen die Bildnisse aus der wormser Sammlung des Freiherrn von Heyl, zumal das der Frau, wie ja überhaupt vielleicht nicht die verblüffendste, aber die vornehmste Kunst des Franz Hals in seinen Frauenportraits steckt. Freilich fehlt auch der Ausstellung ein Männerbild von der Größe des Jan Honebeck Brüssels. Aus dem Franz Hals-Kreise zeigt die Ausstellung ein großes Genrebild mit Zechern von Molenaer.

Sehr viel überraschender sind die Parallelen, die sich aus den Werken der holländischen Landschafter ergeben. Die beiden Ziele der Modernen, Licht und Strich, waren den Holländern nicht weniger deutlich als irgend einem unserer Impressionisten. Der Strich tritt am Deutlichsten bei der Gruppe Van Goyen, Pieter Molyn und Aert van der Neer hervor. Das Flußufer des Van Goyen wirkt wie das Werk eines japanischen Impressionisten, aber ist noch um Vieles einfacher: die Farbe ist der bekannte neutrale, grünliche und bräunliche Ton, also kaum vorhanden; nur durch die Bewegung, durch den Pinsel kommt das Farbige hinein. Auch die Landschaft mit der Gruppe der Kriegsleute (aus der selben Sammlung) und der beiden Bilder der düsseldorfer Sammlung des verstorbenen Malers Werner Dahl sind wahre Perlen des Malerischen. Drei Winterlandschaften des Aert van der Neer geben glänzende Proben der prickelnden Kalligraphie dieses Modernsten unter den Alten. Die Silhouette des Hintergrundes auf der besten Landschaft, die dem Professor Götz Martius in Kiel gehört, ist vom Geist Jongkinds, des großen Vorläufers der Monet und Sisley. Die Art, wie die Modernen, besonders Monet, das Wasser behandeln, kommt zuerst in Salomon van Ruijsdael, dem Genossen Van Goyens, zum Vorschein, so auf der Flußmündung der Sammlung Von der Heydt. Wie Goyen, giebt Salomon van Ruijsdael den rapiden Natureindruck, sowohl in seiner Schilderung des Wassers wie in der Art seiner Behandlung des Buschwerks. Seine Staffage hat nicht die Spur von Genremalerei. Auf dem Flußbild der Sammlung Michel in Mainz ist die Fähre mit Menschen und Vieh nur wie ein schöner farbiger Fleck gegeben. Sein Neffe Jakob legte auf größere Sachlichkeit Gewicht, verlor aber dabei das Bewegliche und Bildhafte der Werke des Aelteren. Der Birkenstamm mit dem Waldbach aus der Galerie des Freiherrn von Ketteler ist sicher ein Hauptwerk des Meisters von großer Pracht, stellt aber die viel vornehmere Art des Anderen nicht in den Schatten. In der petersburger Ermitage in Petersburg hängt eine Variante des Birkenstammes. Hobbema konzentrirte diese Art und reinigte sie. Er erfand eine neue

Physiologie der Landschaft von glänzenden Farben und sprühenden Lichtern. Die Hecke am Waldesrand in dem silbrigen Ton, in den der Wagen mit den roth gekleideten Bauern so glänzend hineinpaßt, ist eins seiner lieblichsten Werke und zeigt genau, wo der Entdecker der modernen Landschaft anfing: Constable.

All diese Künstler, die mit virtuosem Pinsel und mit der Farbe wirken, kommen in Düsseldorf glänzend zur Geltung. Aber es fehlt auch nicht an den Seltenen der modernen Sorte, bei denen das Materielle des Handwerks zu verschwinden scheint, die Farbe ganz in den Ton aufgeht und der Pinsel sich auf das größte Wunder der Malerei beschränkt: die Lichtwirkung. Kein Holländer ist je darin dem großen Aelbert Cuyp nah gekommen. Düsseldorf zeigt eins seiner herrlichsten Werke, das sich neben die Perle der Dulwich-Galerie stellen läßt, aus dem Besitz der Frau von Carstanjen. Es ist ein Hirtenidyll, wie die meisten seiner Bilder. Eine braune Kuh, von dem farbigen Braun des großen Bildes der londoner Nationalgalerie, eine zweite schwarzweiß gefleckt. Bei ihnen ruht der Hirt; ein Wenig abseits deutet eine Hirtin mit weit ausgestrecktem Arm in die Ferne. Das Wunderbare der Kunst ist ihre Fähigkeit, die Dinge zu verewigen, sie mit all den Reizen auszustatten, deren die glücklichste Erinnerung an einen bezaubernden Vorgang fähig ist; das Immaterialisiren des Vorganges, daß nur bleibt, was dem ästhetischen Sinn allein zugänglich ist. Alle Mittel großer Künstler zielen immer nur dahin, einen Kosmos für das Unvergängliche zu schaffen, das Gesetz zu realisiren, das ihre Vorstellungen enthielt, Werke zu schaffen, in denen ihre Liebe zur Schönheit aufbewahrt wird. Ihre Bilder sind wie Gefäße, durch deren Wandungen man hindurchblicken muß, um des Inhalts theilhaftig zu werden. Der Profane nimmt das Gefäß für den Inhalt und schließt von der Farbe und der Form des Glases auf das göttliche Getränk. Viele Meister — und es sind nicht die schlechtesten — erschweren die Durchdringung dieses Aeußerlichen aus edler Scham, aus Stolz, aus einem Mangel, der oft die glänzendsten Vorzüge verdeckt. Sie geben sich als Koloristen, als Lichtkünstler, als Kalligraphen, als Realisten und Phantasten, und wer nur dieses Materielle an ihnen lernt, bleibt ihrem Wesen fern. All Das ist nur Schlacke. Bei Keinem ist die Schlacke so undurchdringlich wie bei Rembrandt; sie zieht den Blick, der zu ihm dringen will, fast zu Boden; kaum Einer wandelt so unverhüllt, so rein, so ganz und gar auf den ersten Blick Genie wie Cuyp, der Poussin Hollands. Vor seinen Bildern glaubt man, leichter zu athmen, bevor man noch sieht, was sie darstellen, und sie stellen fast nichts dar, Kühe, Hirten in einfachen Landschaften, und doch beflügelt sich die Seele nicht weniger leicht als vor den Göttinnen der Poussin und Claude, vor den Bildern der Antike, vor den reinsten, glücklichsten Dingen der Kunst. Daß sich die Holländer sträubten, die Renaissance mitzumachen, erklärt ein Blick auf Rembrandt, Cuyp und Van der Meer. Diese Großen waren durch und durch antik und konnten das stilisirte Kleid verachten. Ihre Art berührte den Sinn der Antike, bevor dieser den Marmor belebte, und fand in der Leinwand eine eben so natürliche Form wie die Griechen in der Plastik. Was Plastik ist, wird man immer nur an Phidias lernen, das Urplastische, das seiner selbst wegen da ist; das Urmalerische, ohne alle anderen Momente, wie es auf natürlichste Weise aus dem Pinsel rinnt, lehrt die holländische Kunst besser als jede andere, selbst als

die glanzvolle Malerei Venedigs. Die Italiener wollten auch noch pathetisch sein; und es gelang ihnen über jedes Maß hinaus. Sie wollten ihre Paläste schmücken, der Kirche, den Fürsten, den Frauen dienen. So ein Holländer malt für sich selbst allein und man fühlt mit unwiderstehlicher Gewalt, daß er allein ist; der Abschluß bringt alle Lebensgeister des Künstlerischen zur stärksten Wirkung. So malte, träumte, dichtete Cuyp seine Geschichten von Kühen: und das menschliche Aroma in seinem Werk ist so stark, das Göttliche in diesem Menschenthum heute noch so kristallhell und ganz und gar unhistorisch, daß man vor jedem Bild einen gewaltigen Ruck spürt, als malte Einer von den Heutigen eine uns aus dem Herzen genommene Sache. Das Licht ist sein Zauberstab. Es ist ein anderes Mittel als der Sonnenfleck der Pleinairisten zweiten Grades von heute oder — eigentlich — von gestern. Nicht Dieses oder Jenes leuchtet in dem Bilde: das Ganze strahlt, von innen heraus erleuchtet. Das Licht ist ihm die innere Kraft, der Rhythmus, der einen Vers von Goethe unsterblich macht, das Unerklärliche, das nicht Erscheinung, sondern Wirkung giebt, wie an der Sonne nicht der merkwürdige goldene Ball in den Wolken, sondern das Licht im Winkel des Zimmers, das von ihr kommt, die Kraft, die den Kelch der Blume öffnet, das Wunderbare ist. So leicht wie Cuyp gelingt es Keinem, uns zu wärmen. Das Bild hängt im selben Saal wie der lachende Alte Rembrandts, von dem ich sprach; kein Bild allerersten Ranges, aber schließlich ein Rembrandt aus guter Zeit, von gewaltiger Tatze. Sieht man von ihm zu dem Cuyp hinauf, so meint man, von der Erde zum Himmel emporzublicken. Dort ein schwer athmender, gewaltig ringender Mensch, hier ein Götterjüngling, der spielend die Welt bezwingt. Bei dem Aermel des ausgestreckten Armes der Hirtin dachte ich an das schaumige Weiß in dem Aermel des Papstportraits in Rom, des schönsten Velasquez, und mußte mich vor der Ketzerei hüten, nicht das simple Kleidchen dieser thörichten Hirtin über die Pracht des Anderen zu stellen. Das Federleichte der Pracht Cuyps wiegt viele Perlen auf.

So vollendet in seiner Art malt außer Rembrandt nur Van der Meer; und auch von diesem Seltensten der Seltenen hat die Ausstellung ein kleines Bild von rührender Schönheit: das zarte Mädchenprofil mit dem blauweißen Tuch um die Schultern auf braunem Grund (aus der D'Arenberg-Sammlung), das an das berühmte Frauenbild im Haag erinnert. Zwei Bilder eines wenig bekannten Lichtkünstlers, des Jan van de Capelle, verdankt man der selben Sammlung und der Frau von Carstanjen. Namentlich das zweite, die Windstille auf einem mondscheinartig von der untergehenden Sonne beschienenen Fluß, ist reizvoll, dem stockholmer Hafenbild verwandt, aber besser. Auf Beiden sind Luft, die schwärzlichen Wolken und das Wasser in der typischen, seidigen Art des Meisters. Turner baut sich darauf auf; aber man muß schon eins der allerbesten Bilder Turners, wie das Seebegräbniß in der selben blau-weiß-schwarzen Stimmung, nehmen, um nicht von dem Unterschied zu Ungunsten Turners betroffen zu werden. Der alte Holländer beherrscht sein enges Feld mit bewundernswerther Sicherheit, während Turner mit viel größeren Ansprüchen um eben so viel zurückbleibt.

Mit einer Anzahl kostbarer Werke sind die reinen Koloristen vertreten: voran der Vater Cuyps mit den köstlichen Zwillingen der Sammlung Weber, in gelben Röcken und purpurnen Jacken; mit einem sehr schönen Interieur Pieter de Hooch, der bekannten Frau am Fenster, in kostbaren Farben, im

Hintergrund ein schöner Durchblick nach Gang und Garten, wie ihn der Meister oft gemalt hat. Ein großer und glänzend kolorirter Ter Borch, die Ankunft des Gesandten, wurde von der Stadt Münster geschickt; die Landschaft auf dem Bilde ist nicht von der Hand des Meisters.

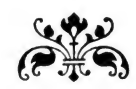
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die eigentliche retrospektive Ausstellung schließt mit dem siebenzehnten Jahrhundert. Aus dem achtzehnten sah ich nur einen sehr niedlichen Greuze, La diseuse de bonne aventure, einen leidlichen Reynolds und namentlich die reizende Gruppe der Familie Calas von unserem Chodowiecki, bei deren Anblick sich lebhaft der Wunsch regt, einmal alle Bilder dieses mit Unrecht nur als Stecher bekannten Saint-Aubin der Deutschen zusammen zu sehen. In einem kleinen Kabinet hat einer unser vornehmsten Sammler, der Maler Oeder in Düsseldorf, ältere deutsche Bilder des neunzehnten Jahrhunderts vereint, ein paar auffallend gute Andreas Achenbach kleinen Umfanges, ein paar Munkacsys, einige zum Theil recht gute Gemälde des Thiermalers Burnier, Bilder von Knaus und eine sehr schöne Landschaft Böcklins aus dem Jahr 1850, von einer Vornehmheit der künstlerischen Gesinnung, gegen die Alles, was Böcklin später gemacht hat, weit zurücktritt. Menzel hat eine eigene, sehr interessante Ausstellung, der man nur eine bessere Anordnung gewünscht hätte; die Räume passen nicht recht zu dieser persönlichen Kunst. Hier überraschten wohl am Meisten mehrere Landschaften des jungen Menzel; von lebendigstem Sinn für Farbe und Bewegung, offenbar, wie auch die in Dresden ausgestellten ähnlicher Art und wie die entsprechenden der Nationalgalerie, unter Constables Einfluß. Wie eine Anfrage vor Kurzem feststellte, waren am Anfang der vierziger Jahre mehrere Constables im Hotel de Rome in Berlin zu sehen; damals hat Menzel des großen Engländers Kunst kennen gelernt und dadurch eine wesentliche Förderung seiner Malerei erfahren. Man kann bedauern, daß dieser Einfluß in Deutschland auf Menzel beschränkt blieb, — wenn man nicht etwa annehmen will, daß auch der feine Spitzweg, der in seiner Zeit so alleinstehende malerische Dinge schuf, und ein paar andere, heute vergessene Künstler aus Constable Vortheil zogen.

*

Man sieht aus diesen Andeutungen, welchen Anspruch auf die Dankbarkeit der deutschen Kunstwelt Düsseldorf neuerdings erworben hat. Außer dem noch von der vorigen großen Ausstellung her rühmlich bekannten Domkapitular Schnütgen in Köln hat sich namentlich Professor Clemen in Bonn in nie genug anzuerkennender Weise um die Ausstellung verdient gemacht; und neben ihm Dr. Firmenich-Richartz, der Verfasser des Bilderkataloges und des bei Bruckmann erscheinenden glänzenden Werkes über die alten Meister der Ausstellung, auf das ich bei dieser Gelegenheit gern und nachdrücklich hinweise.

Julius Meier-Graefe.



# Ballade und Drama.

**Deutsches Balladenbuch.** Verlag von Georg Müller in München

Statt einer Selbstanzeige ein Fragment der Einleitung:

Das Wesen der Ballade ist Vortrag. Das bedingt ihre Stoffe, ihre Farbe und Gestaltung, Form und Sprache. Der Zweck, vor Mehreren vorgetragen zu werden, giebt ihr gewisse künstlerische Gesetze, wie sie all die Kunstformen entbehren, deren Wesen nicht eine bestimmte Art der Wiedergabe und des Aufgenommenwerdens bevorzugt, also zur Bedingung der größtmöglichen Wirkung macht. Der Eindruck kürzerer, in sich geschlossener, stark unter dem Willen der dargestellten Gestalten stehender Stücke des Epos wird unter dem Vortrage mächtiger, mitreißender geworden sein, als es das Epos sonst zu sein pflegt; der Vortragende — und in ihm gewiß häufig der Dichter — wird in seiner eigenen Ergriffenheit bei all solchen lebens- und willensvolleren Stellen sofort neue Möglichkeiten der Wiedergabe, der schauspielerischen Verkörperung der Gegensätze in seinem Vortrag gefühlt und genutzt haben. In ähnlicher Weise muß der Sänger des Volksliedes da, wo nicht reines selbstgenugsames oder entsagendes Gefühl, sondern Gefühl, das sich zum Willen, zur That verdichtet, das in Gegensätzen, in Wechselrede sich entlädt, seine dichterische Anregung war, zu einer mehr als lyrischen Wirkung aufgestiegen sein. Tritt starkes Gefühl ins Epos ein, so muß es sich, um mit der gegenständlichen epischen Welt in organische Verbindung zu kommen, in Willen umformen. Verdichtet sich das lyrische Gefühl des Liedes zum Willen, so fordert es gegenständliche Welt zur Bethätigung. Epos wie Lyrik verlieren ihren eigentlichen Charakter dabei und nehmen gemeinsame dramatische Züge an. An dieser Stelle der Entwickelung steht die Ballade. Sobald sie sich als Form herauszugestalten begann, war für sie der Vortrag vor vielen Zuhörern mehr als ein Nothbehelf: er erst ermöglichte ihre höchste Wirkung, die dramatische, sowohl in der schauspielerisch durchlebten Wiedergabe durch den Vortragenden als auch in der wachsenden Steigerung, wie sie alle Willenskunst vor einer größeren Zuhörermenge erfährt.

Die Ballade ist nordisch-germanischen Ursprunges. Sie senkte ihre Wurzeln ins Volkslied, das stets viele gegenständliche Elemente enthielt und auch schon die übergangslose Kürze und Prägnanz dramatisch ergreifender Wirkung hatte: auch stofflich zeigen eine Reihe von Balladen die größte Verwandtschaft mit dem Volkslied. Doch wurzelt die Ballade auch im Epos. Noch bis in die neuste Zeit ist diese Zweiheit des Ursprunges in Kunstballaden zu fühlen. Wo die Ballade Stoffe der Heldensage behandelt, ist sie fast immer epischer, breiter, zusammenhängender. Liebesballaden und all die balladenhaften Gedichte, in denen allgemeines Erleben Gestalt wird, geben meist nur die äußeren Geschehnisse an ein paar charakteristischen Wendepunkten und lassen die inneren Vorgänge errathen.

Das Wesen der Ballade wird am Klarsten, wenn wir sie mit dem Epos vergleichen. Auch das Epos war zum Vortrag bestimmt, aber nur zufällig an den Vortrag gebunden. Es hat keine in dem Maß festen Gesetze wie die Ballade, keine in dem selben Sinn eindeutige künstlerische Wirkung. Geschichtlich ist eine merkwürdige Thatsache festgestellt. Die großen alten Heldengesänge machten

mehrfach große Umfangswandlungen durch. Sie waren im neunten und zehnten Jahrhundert zusammengeschrumpft, im zwölften und dreizehnten gediehen sie wieder zur epischen Breite und machten im vierzehnten Jahrhundert wieder eine ganz auffallende Wandlung nach der Kürze hin durch. Es ist bedeutsam, daß zugleich mit der Verringerung des Umfanges die der Ballade eigenthümliche Strophenform eintritt. Diese Wandlungen sind lehrreich. Die Ausbreitung des Volksliedes — für diese Zeit sind kurze Lieder sehr gebräuchlich gewesen — mag auf die Umformung des Epos eingewirkt haben. Der ästhetische Thatbestand, den wir hier vorliegen haben, ist der einer außerordentlichen Vertiefung der epischen Kunst. Das Epos rechnete auf die intellektuelle Spannung. Seine Wirkung beruht zum Theil in dem neugierigen Interesse: Wie wird es weitergehen? Eine Wirkung, die nothwendig auf Den, der das vorgetragene Epos kennt, nur sehr gering sein kann. Einen Beweis dafür, daß die epischen Sänger Dies selbst empfanden, bietet die Thatsache, daß in viele Heldengedichte immer neue abenteuerliche Zwischenstücke eingeflochten wurden, woraus sich die erwähnten Umfangserweiterungen ergaben. Wenn wir die Wirkung auf den Zuhörer ansehen, finden wir auch hier in der Ballade das Drama. Sie setzte weder das rein epische Interesse voraus noch rein lyrische Theilnahme. Sie wandte sich an keine intellektuelle Spannung, sondern an eine Gemüthsspannung, sie erregt das Innere der Hörer bis zum Willen, zum betrachtenden Willen, vor dem — ja: in dem — sich auch das Drama abspielt und für den das Wissen um die vorgeführte Handlung ganz gleichgiltig ist, da er nach einer Auslösung der angespannten und fortwährend in Spannung gehaltenen Gefühle verlangt.

Die dramatische Form hat höchsten Formwerth: größte Mannichfaltigkeit, die, vom Willen durchtränkt, zur Einheit zusammenschließt. Das Epos wie die Lyrik haben einen geringeren Formwerth; das Epos entbehrt im höchsten künstlerischen Sinn der Einheit, das Lied der Mannichfaltigkeit. Die Ballade erweitert das Lied zu größerer Fülle, ohne die Einheit aufzugeben. Sie ist eine Vorstufe des Dramas auch in dem Sinn: des höchsten dichterischen Formwerthes.

Es ist anzunehmen, daß der Vortragende Balladen stark dramatisch wiedergab und die Worte mit lebhafter Mimik begleitete. Das breite Epos verlangte schon rein physisch einen wesentlich ruhigeren Vortrag.

Das Drama hat einen Kampf darzustellen, starke Gegensätze herauszuarbeiten und zu einem endgiltigen, entscheidenden, entwickelunglosen, für alle Zeit eindeutigen Ergebniß zu führen. Dieser strengsten künstlerischen Forderung genügt nur die Tragoedie. Nur der Untergang des Helden ist eindeutig, unwiderruflich. Aber das Drama hat diese höchste und strengste Form nicht immer erfüllt. Es begnügt sich oft, die Zuschauer, statt mit einem unabänderlichen Ergebniß, mit einem Gefühl, einer Frage, vielleicht sogar einer Lehre zu entlassen. Es vergißt seine Aufgabe, einen Kampf zu geben, gelegentlich über Stimmung- oder Seelenschilderung und giebt nur einen schwachen Nothbehelf für den Kampf: Entwickelung und Wandlung. Wie das Drama selbst, irrt auch die Ballade häufig von ihrer dramatischen Aufgabe ab, nähert sich hier der rein gefühlmäßigen Wiedergabe eines Zustandes, dort der breiten Kleinschilderung. Der Sprachgebrauch erlaubt hier keine scharfe Trennung; zumal die Abweichungen

von der Urform bei der Ballade — in Folge ihrer Kürze und der epischen Bestandtheile in ihr — nicht so schwere Verfehlungen bedeuten wie beim eigentlichen Drama

Die Gestaltung, die der Stoff annimmt, wenn er zur Ballade wird, ist eine szenische. Oft ist es gelungen, den Stoff in einer prägnanten Szene zu bewältigen. Mehrere Szenen sind häufiger. Manche ältere Ballade reiht sogar sehr viele einzelne Szenen, die aber jede für sich deutlich umgrenzt sind, an einander. Spätere theilen die Ballade oft in zwei, drei größere Abtheilungen, die je eine Szene umfassen. Die in sich dramatischen Szenen stehen häufig in einem epischen, nicht dramatischen Verhältniß zu einander. Das heißt: die spätere ergiebt sich nicht ganz mit nothwendiger Folge aus der früheren; ein gewisses Belieben des Dichters bleibt fühlbar.

...Wir Heutigen haben die Ballade neben dem Drama, die Vorstufe neben der Erfüllung. So übt die Ballade nicht mehr die volle dramatische Wirkung, die sie einst unbedingt hatte. Wohl aber fühlen wir die Verwandtschaft der beiden gewordenen Formen noch heute. Klingt nicht der „Macbeth" wie eine große, gewaltige Ballade in uns nach? Und steigt aus der Ballade von Edward, der auf Geheiß der Mutter den Vater tötete, nicht eine schwere, furchtbare, der Orestie gleichwerthige Tragoedie vor uns auf?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da ich beim Anzeigen bin, will ich sogleich auch noch melden, daß im Verlag von Schuster & Loeffler ein Essay über Annette von Droste-Hülshoff (Band Elf der „Dichtung") erschienen ist, in dem ich das merkwürdige Wesen dieser Dichterin von einer neuen Seite zu erfassen versuche.

Seeheim. Wilhelm von Scholz.

# Wer vertheuert das Geld?

Seit der vorigen Woche hat die Reichsbank Deutschlands Handel und Industrie ein Diskonto von fünf Prozent diktirt. Das ist die selbe Reichsbank, die zunächst ihre Reichsschatzscheine an zahlreiche Zwischenfirmen glücklich absetzte und bald danach eine solche Zinserhöhung verfügte, daß diese Zwischenfirmen auf ihren neuen Beständen wohl noch einige Monate sitzen bleiben müssen. Ob dieses Verfahren, so weit es zugleich eine Ueberraschung bietet, höchst loyal genannt werden kann: Das ist eine Frage, über die sich Gewinner und Verlierer schwerlich einigen werden. Im Ganzen aber leidet die öffentliche Wohlfahrt nur wenig unter den getäuschten Erwartungen der Bankenkreise, die, statt des erhofften Konsortialnutzens von $1/2$ Prozent, nun eher Schaden haben dürften. Die Herren konnten ja auch rechtzeitig den Muth ihrer Erfahrung zeigen, nach der es vermessen ist, gerade im Herbstbeginn mit einer Anleihe herauszukommen. Doch gegenüber der Bureaukratie — und zu der werden Reichsbank, Seehandlung und Centralgenossenschaftkasse nun einmal gerechnet — haben sich unsere Praktiker eben das Schweigen angewöhnt.

Der wirkliche Druck einer so rapiden Diskonterhöhung trifft unsere Kaufleute und Fabrikanten, die plötzlich, ohne daß sies ahnen konnten, die zweifel-

hafte Klugheit der offiziellen Bankpolitik mit einem vollen Prozent an ihren Wechseln und an ihrem Lombard bezahlen müssen. Das ist aus zwei Gründen schlimm. Erstens ist der Diskontsatz heute ein Faktor in nur allzu vielen Waaren-Kalkulationen, durch die zum Theil nun vielleicht ein unangenehmer Strich gemacht wird; und zweitens haben wir auch noch mit der Konkurrenz des Auslandes zu kämpfen. Oder glaubt die Reichsbankdirektion, unseren Exporteuren sei es eine Kleinigkeit, gegen einen um volle zwei Prozent niedrigeren Zinssatz der Engländer und Franzosen noch gute Geschäfte zu machen? Es klingt wie ein indirektes Lob, wenn man jetzt an die sechzehn Monate erinnert, in denen unser leitendes Noteninstitut seinen Zinsfuß ruhig auf vier Prozent belassen habe; trotz dem Ausbruch des Asiatenkrieges, sagt man, und trotz einzelnen Kurspaniken in Paris. Uebersehen wird nur, daß man auch bei diesen 4 Prozent stehen blieb, als in London die Umsicht zwei Herabsetzungen, auf $3^1/_2$ und 3 Prozent, verfügt hatte. Zuerst erhielt unser Centralausschuß, der so gut zuzuhören versteht, die Aufklärung, daß man die weitere Haltung der Bank von England abwarten wolle; und als diese Haltung dann jeden Zweifel an einer Geldverbilligung auszuschließen begann, hieß es wiederum, man müsse den Verlauf des Krieges abwarten. Trotzdem also Deutschland in diesem ganzen Konflikt weder politisch noch wirthschaftlich auch nur annähernd so exponirt ist wie das britische Weltreich, hatten unsere Geldverhältnisse unter der übergroßen Vorsicht der Reichsbank seit Jahr und Tag zu leiden. Und um Alledem die Krone aufzusetzen, haben die Herren versäumt, in den Sommermonaten der Abundanz für die Bedürfnisse des Reiches und Preußens zu sorgen: sie fallen mit der Forderung von 160 Millionen in die Herbstzeit hinein, wo die verschiedensten Waarenmärkte ihre alten Ansprüche erheben und wo allmählich auch für eine halbe Milliarde Mark Getreide in den Vereinigten Staaten (oder diesmal in Argentinien) und Anderes zu bezahlen ist. Die Reichsbank scheint ganz sicher auch für die nächsten Monate starke Ansprüche des Staates zu erwarten. Sollten diese Ansprüche ihr aber wirklich erst jetzt bekannt geworden sein?

Das Alles bezieht sich aber nur auf eine vorübergehende Schwäche im Anordnungsystem der Stelle, die unseren Geldmarkt einigermaßen zu übersehen und zusammenzuhalten vermag. Für den schlechten Zustand selbst, für die Thatsache, daß ein paar hundert Millionen neuer deutscher Fonds unseren Zinsfuß so ungebührlich erhöhen, als ob wir ein passives Wirthschaftleben fristeten, kann man den Staat nicht verantwortlich machen. Finanzministerium und Reichsbankpräsidium mögen nicht gerade ein Uebermaß an Scharfsicht gezeigt haben: an dem schlechten Stand unserer Verhältnisse sind sie unschuldig. Wer die wahre Ursache sucht, sollte lieber den großen Geldquellen des Landes nachspüren, unserem Aktienbankwesen, dessen Ausdehnung und Werthzuwachs wohl so ziemlich beispiellos ist. Die Reichsbank hat in erster Linie unserer Währung zu dienen; die Aufgabe der Aktienbanken ist, mit der begehrtesten Waare, die es überhaupt giebt, zu handeln: mit Geld. Welche seltsamen Wege mögen nun diese großen Geldhändler, jetzt die größten der ganzen Welt, eingeschlagen haben, da sie seit Jahr und Tag zur Erniedrigung des Zinsfußes nichts beizutragen vermochten? Das ist noch sehr mild ausgedrückt; wahrscheinlich ist diesen wichtigen Faktoren sogar die Erhöhung des Zinsfußes zuzuschreiben.

Die Leser der „Zukunft“ wissen, um wie viele Millionen unserer Großbanken ihre Kapitalien vermehrt haben, seit beim Nahen des Börsengesetzes zuerst die Deutsche Bank die den veränderten Umständen angemessene Rüstung begann. Das Gesetz schmälerte die Bedeutung des Provinzbankiers, mehrte die Konzentrationkraft der Reichshauptstadt und zwang dadurch die berliner Banken zu dem Versuch, sich zu stärken. Das war und ist richtig. Seitdem haben aber die „Stärkungen“ kein Ende genommen; sogar in Zeiten, wo die Börse kaum noch von einem Friedhof zu unterscheiden war, wurden, unter hundert an sich ganz plausiblen Gründen, die nur immer weiter von der früher anerkannten Hauptlinie abwichen, Unsummen neuer Aktien ausgegeben. Mit anderen Worten: man nahm von den bisherigen Aktionären Das, was sie an guten Dividenden erhalten hatten, in wesentlich vergrößertem Umfang beständig zurück. Natürlich konnte da keine wichtigere Bank zurückbleiben. Die Darmstädter Bank müßte, zum Beispiel, jetzt aus den großen Konsortien ausscheiden, wenn sie gezwungen wäre, vielen der ihr angebotenen Transaktionen fern zu bleiben. Die Kameradschaft kann sich wegen der Vertheilung des Risikos ja nicht zu oft freie Hand bewahren. Eigentlich ists also ganz unnöthig, bei den Großbanken noch nach individuellen Grundsätzen zu suchen; sie bilden einen Ring, in dem kein einzelnes Glied wesentlich schwächer als das andere sein darf. Charakteristisch für die Allmacht einer Strömung ist aber der Umstand, daß auch die Mittelbanken — also die gerade, deren Funktionen das Börsengesetz angeblich auf die berliner Hauptinstitute übertragen sollte — in einem ähnlichen Verhältniß ihr Kapital vermehrt haben. Durch diese Entwickelung hat das deutsche Bankwesen, wenn mans nur von der Geldseite her ansieht, allmählich, nicht, wie erwartet wurde, Riesen und Zwerge, sondern Riesen verschiedener Größe erhalten. Und daß dadurch nicht billigere Barmittel geschaffen wurden, beweist der Zinsfuß des letzten Jahres, beweist auch das Kursniveau unserer heimischen Renten. Leute, die mit dem Hinweis auf die Uebervölkerung jedes Dunkel lichten zu können glauben, werden zwar sagen, das Wachsthum der Banken sei nun natürlich, da Deutschland bald sechzig Millionen Menschen haben werde. Das scheint einleuchtend. Giebt es aber auch eine ausreichende Erklärung? Richtig ist ja, daß der Bierverbrauch mit der Kopfzahl des deutschen Volkes steigt. Bier aber wird wirklich getrunken, während Geld nur umläuft. Je umfassender also die Konzentration unserer Barmittel wird, um so weniger brauchten eigentlich auch die Banken sich mit neuen Kapitalien abzuarbeiten.

Nach solcher Logik vollziehen sich aber die Dinge in der gemeinen Wirklichkeit nicht. Die berechtigte Machtstellung, die sich die Leiter unserer Großinstitute durch ihre hohe Intelligenz und im Ganzen auch durch ihre Solidität erobert haben, hat, wie leicht zu begreifen ist, auch ihren Unternehmungmuth zu immer größeren Thaten gestachelt. Es ist etwas gefährlich Großes um das Kapital, um das assoziirte Kapital und — das Allermodernste — das assoziirte Kapital der Assoziationen. Die Hemmungen fehlen da allzu leicht; und deshalb erleben wir heute — meinetwegen in den korrektesten Rechtsformen — die Banken-Allmacht.

Durch solche Auffassung wird natürlich das gewaltige Verdienst unserer Finanz um das rasche Erstarken der Industrie, des Bergwerkwesens und anderer Gewerbe nicht geschmälert. Nur läßt sich kaum noch übersehen, wann und wie oft hier, statt des zum Gebrauch nöthigen Gefäßes, ein Luxusgefäß gewählt wird.

Unsere Banken haben ungeheure Posten anderer Bankaktien in sich festgelegt; sie haben zum Zweck ähnlicher Kontrolen riesige Mengen von Kuxen und Bergwerksaktien in ihre Portefeuilles gethan; sie schaffen durch ihre großartige Initiative, besonders in der Umgegend der Hauptstädte, der Bodenbewerthung ganz neue Bedingungen; und dabei rede ich noch nicht einmal von der in ihrer Art einzigen Hibernia-Angelegenheit, wo die Lockung des Machtgefühles zum ersten Mal in amerikanischen Tönen hörbar wurde. Es wäre falsch, in dieser Ueberfülle — weniger der Kräfte als der Kraftbethätigungen — nach einzelnen Bösewichten zu greifen. Die ragen kaum besonders hervor. Sicher ist dagegen und nicht mehr zu verkennen, daß die ganze Strömung nachgerade zu stark geworden ist und daß unsere Banken sich nach und nach von ihren wichtigsten regulären Aufgaben vielfach zu entfernen beginnen. Dafür zeugt, neben anderen Erscheinungen, auch unsere Diskonto-Situation, der die Banken, trotzdem sie Hunderte von Millionen besitzen, wie es scheint, ohnmächtig zusehen müssen. Pluto.



# Der Krieg.

Vor vierunddreißig Jahren war die Stimmung in Petersburg ungefähr so wie jetzt in Berlin. Das Volk, besonders die europäisch gefirnißte Oberschicht, hoffte auf Frankreichs Triumph und begrüßte jede Lügenmär von einem Sieg der Gallier über Germanenroheit mit stillem Jubel. Denn Frankreich war dem Russen das Land der Großen Revolution, der Hort wahrer Freiheit und Preußen — vom deutschen Süden wußte man selbst am Newskij noch nichts — durch die Begünstigung der Adlerberge und durch die nüchterne Strammheit deutscher Aufseher und Pächter bei allen Oblomows in Verruf gekommen. Lauten Jubel hätte die Regirung nicht erlaubt, hätte auch Gortschakow, der dem lästigen Spreerivalen doch gern jede Niederlage gönnte, auf Allerhöchsten Befehl schnell verboten. Denn Alexander Nikolajewitsch wollte neutral bleiben und hehlte sogar nicht, daß er den deutschen Waffen den Sieg wünsche. Er gab preußischen Feldherren hohe Orden, machte den Kronprinzen und Friedrich Karl zu Marschällen seiner Armee und bot in liebenswürdigen Briefen an Karl Alexander von Weimar — der nicht nur als das Urbild des Serenissimus im Gedächtniß fortleben sollte — schon nach den ersten Schlachten Freundschaftdienste an. Zwar ließ er sich von Gortschakow mehr als einmal beschwatzen und schwankte dann wieder in seinen Sympathien; schließlich aber siegte Bismarcks schöpferischer Geist über die kleinen Ränke des Neiders. Die deutsche Politik erwies sich während der ganzen Dauer der londoner Pontuskonferenz den Russen so nützlich, daß Alexander entzückt war und sein Kanzler zugeben mußte: Gegen preußische Animosität hätten wir das Recht, im Schwarzen Meer die Stärke unserer Flotte selbst zu bestimmen,

nicht zu erstreiten vermocht. Die britische Absicht, „Rußland eine Ohrfeige zu geben", wurde, trotzdem auch in Versailles Odo Russell und der von seiner Frau inspirirte Kronprinz für sie sprachen, durch die weitblickende Klugheit des Bundeskanzlers vereitelt. Inzwischen war auch im russischen Volk die Hoffnung auf einen Sieg der Franzosen verstummt; und am petersburger Hof hatte das vereinte Mühen des Großherzogs von Weimar, der (in Württemberg geborenen) Großfürstin Helene Pawlowna und des Prinzen Reuß die dem Werk deutscher Einheit günstigste Stimmung geschaffen. Kaiser Wilhelm aber fühlte sich, trotz der Gegenleistung, dem Zaren verschuldet. Als er, am siebenundzwanzigsten Februar 1871, die Friedenspräliminarien unterzeichnet hatte, schickte er, aus dem Glorienpalast Ludwigs des Vierzehnten, ein Danktelegramm an Alexander den Zweiten. Niemals, hieß es darin, niemals wird Preußen vergessen, daß es Dir die Begrenzung des Krieges zu danken hat. „Gott segne Dich dafür. Dein stets dankbarer Freund Wilhelm." Das war nach errungenem Sieg der erste Gedanke des Kaisers und des Kanzlers (denn in dieser Mythenzeit wurden politisch wichtige Depeschen noch nicht ohne Zustimmung des allein verantwortlichen Reichsministers abgeschickt). Und noch am selben Tag antwortete der Sohn Nikolais: „Ich bin glücklich, im Stande gewesen zu sein, als ergebener Freund meine Sympathien zu beweisen. Möge die Freundschaft, die uns verbindet, das Glück und den Ruhm beider Länder sichern." Der Inhalt dieser Depeschen gehört nicht in den Bereich höfischer Phraseologie. Hätte der Sohn wie der Vater gedacht: wer weiß, ob der alternde Wilhelm dann noch im versailler Spiegelsaal zum Kaiser der Deutschen ausgerufen worden wäre? Die Stunde war ja gekommen, die der erste Nikolaus voraussah, als er 1849 zu Lamoricière sagte: Si l'unité de l'Allemagne, que vous ne désirez sans doute pas plus que moi, venait à se faire, il faudrait encore pour la manier d'un homme capable de ce que Napoléon lui-même n'a pu exécuter; et si cet homme se rencontrait, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. Die „Verrückten, die von Deutschlands Einheit träumen" (auch ein Wort Nikolais) standen am Ziel, der Mann, der das Werk vollbringen konnte, war gefunden, das Volk in Waffen hatte Frankreich niedergeworfen: und Nikolais Sohn freute sich des deutschen Sieges, der deutschen Einheit. Nie hat der alte Wilhelm, hats Bismarck vergessen. Sie wußten, daß ohne die wohlwollende Neutralität Rußlands die Sehnsucht nach dem Deutschen Reich noch länger ein Traum schwärmender Trunkenheit geblieben wäre.

Dürfen wirs vergessen? Rußland hat sich dem Deutschen Reich oft unfreundlich gezeigt, nie aber die deutsche Expansion zu hemmen versucht.

Deutschlands Industrie und Handel, Deutschlands Kolonialpolitik sieht den Feind nicht im Osten: sieht ihn da, wo die Menge jetzt Rußlands Niederlagen bejauchzt. Sollen wir mitjauchzen? Anstand und Klugheit sprechen mit gleicher Tonstärke dagegen. Rußland hat die Wehen der deutschen Einheit beschützt, die Geburt des von der Sehnsucht ganzer Geschlechter erflehten Wunders ermöglicht. Und wahrer als das emphatische Wort, russische Trauer sei deutsche Trauer, ist das aus kühlerer Hirnregion stammende: Rußlands Schwächung ist Englands Stärkung. Können wir wünschen, das Greater Britain, dem die romanischen Völker verbündet sind, der amerikanische Imperialismus früh oder spät sich, wenn es erstarkt, verbünden muß, noch mächtiger über den Erdball herrschen zu sehen? Wünschen, daß ihm die Ausführung der Absicht erleichtert werde, deutscher Kulturarbeit die besten der noch nicht besetzten Plätze zu sperren? Oder haben wir von Japan Nützliches zu erwarten, — von dem ins Ungeheure wachsenden gelben Größenwahn, der China aus dem Schlummer rütteln und den Produzenten und Händlern des Erdwestens eine im wildesten Fiebertraum gestern noch nicht geahnte Konkurrenz bereiten wird? Auf der Wirthschaftstufe, die Deutschland erschritten hat, muß es England als Gegner finden, wird es, welchen Gruß auch die Könige tauschen, um jede Fußbreite mit England zu kämpfen haben. Rußland ist noch nicht so weit; von ihm hat unsere Wirthschaft noch lange nichts zu fürchten. Hat Rußland oder England uns in Afrika, in Asien Schwierigkeiten gemacht? Schürt Rußland oder England in allen Zonen gegen deutsches Trachten den Haß? Und kann auch nur die Entkräftung russischer Wirthschaft uns höheren Vortheil bringen als einem Fabrikanten der Ruin seines besten Kunden? Hat der Verkäufer Grund zur Freude, wenn im wichtigsten Absatzgebiete die Kaufkraft erlahmt?

Die Antwort, die ruhig wägende Vernunft all diesen Fragen fände, kann nicht zweifelhaft sein. Doch die Stimme der Vernunft wird von der Wuth überschrien. Verständlich wäre die Freude darüber, daß den Russen der Sieg nicht allzu leicht gemacht wird, daß sie die Fehler ihrer Organisation, die Mängel ihrer Reichsverwaltung erkennen und die Gefahr hochmüthiger Anmaßung meiden lernen; verständlich und verständig. Damit aber begnügt man sich nicht. Jeder Schlag, der Rußland trifft, gilt Millionen als ein Alldeutschland beschertes Glück; jede Meldung eines Japanersieges wird an den Stammtischen gefeiert. Die deutsche Regirung bemüht sich, ihr Wohlwollen in Petersburg sichtbar werden zu lassen. Nicht ohne ihre Erlaubniß, nicht ohne ermunternden Zuspruch des Kaisers hat Herr Ballin die schwere Aufgabe übernommen, das Baltische Geschwader auf dem Weg nach Ostasien mit Kohle zu versorgen. Und die Erlaubniß wurde nicht zurückgezogen, trotzdem Japan protestirte und, als ein Flügeladjutant Ballins

Handlanger geworden war, die Vorstellungen erneute. Die Volksstimmung aber ist den Russen feindlich, wünscht ihnen die derbsten Hiebe und bewundert in Nippon den Hort wahrer Freiheit und hoher Kultur. Ungefähr wie vor vierunddreißig Jahren an der Newa. Wir wollen hoffen, daß Graf Bülow die Gunst der Stunde so schlau zu nützen versteht wie damals Gortschakow. Auf die Stimmung der Nation vermag er nicht zu wirken, hat seit Bismarcks Tod Keiner zu wirken vermocht. Die selben Menschen, die England schon von den Buren vernichtet, Krüger als Herrn des ganzen afrikanischen Südens sahen, jauchzen nun, wenn sie hören, daß Japan, zum Heil Britaniens, die Russen prügelt. Ists in beiden Fällen nur die Tubalfreude daran, daß „andere Leute auch Unglück haben"? Oder ist der politische Instinkt wirklich so schwach geworden, daß man wähnt, Englands unumschränkte Herrschaft über Asien und Rußlands Verarmung könne der deutschen Wirthschaft Vortheile eintragen? Mysterium... Der Schimpf, der während des Burenkrieges gegen England geschleudert wurde, hat das Deutsche Reich kaum weniger als eine Milliarde gekostet. Ein Japanersieg würde theurer sein. Ist einstweilen aber nicht zu hoffen, zu fürchten; kein dauernder mindestens. Denn der Krieg hat erst begonnen und Rußland ist stärker, ist auch reicher, als der Kneipenpolitiker ahnt. Und die britische Staatskunst müßte sich von aller Tradition gelöst haben, wenn sie nicht auf den Augenblick lauerte, wo sie den gefährlichen gelben Freunden die Treue brechen und sich um hohen Preis dem Zarenreich verbünden kann. Dem guten Michel bliebe dann wieder nichts als die Möglichkeit, thränenden Blickes die besiegten Generale zu kränzen.

Thut nichts; die liebe Volksseele will auf ihr billigstes Wonnegefühl nicht verzichten. Braucht auch nicht. Am Hun und am Schah haben die Russen böse Oktobertage erlebt; bösere, als ihr ärgster Feind ahnen konnte. Oder hat irgendwo Jemand erwartet, der vorsichtige, kühle Kuropatkin werde sich zu tollkühner Thorheit hinreißen lassen, werde — ohne Beispiel ists wohl in der Kriegsgeschichte — einem Feind, dessen taktische Meisterschaft und Tapferkeit er doch nicht unterschätzt, im Ton des miles gloriosus zurufen: Jetzt bin ich stark, stärker als Du, jetzt gehe ich zur Offensive über und das Ziel meines Vormarsches ist Port Arthur? Den Umfang der Streitkraft, das nächste Handeln, die Richtung des Wollens dem Feind zu verschweigen, schien bisher einfachste Feldherrnpflicht. Erst Kuropatkin hat die Mode eingeführt, einen Schlachtplan, wie eine Theatervorstellung, ein paar Tage vorher anzusagen. Er thats sicher nicht freien Willens. Der in blinden Gottähnlichkeitwahn hineingeschmeichelte Neurastheniker, der im Reich Ruriks schon so viel Unheil gestiftet hat, wollte nicht länger auf eine Siegesbotschaft harren. Er sitzt, mit seinen feuerscheuen Sippen und Magen, weit vom Schuß, hört noch immer auf den

Rath des abenteuernden Spekulanten Alexejew, den, mag er auch zehnmal ein Bastard des Hauses Holstein-Gottorp, das Sofakind Alexanders sein, jeder gewissenhafte Regent seit Monaten unschädlich gemacht hätte, und verfügt, ohne die strategische Lage übersehen, militärische Möglichkeiten auch nur ermessen zu können, mit Caesarenwillkür: In der kommenden Woche habt Ihr zu siegen, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, Port Arthur zu entsetzen! Hoc volo, sic iubeo. Nikolai Alexandrowitsch ist schuld daran, daß Rußland ungerüstet in diesen Riesenkampf ging, daß Rußlands Flotte zuerst der lüderlichen Unfähigkeit Alexejews, dann der kurzsichtigen Bravour Makarows anvertraut war, daß Stackelberg mit seinem Corps den sinnlosen Marsch nach Süden antreten, daß Kuropatkin jetzt, vor der ihm günstigen Stunde, losschlagen mußte. Zehntausende haben Väterchens herrische Dreistigkeit mit dem Leben bezahlt. Und der gutmüthige Schwächling muß ein robustes Gewissen haben, wenn er solche Schuld zu tragen vermag. Sollte Kuropatkin den Gehorsam weigern, mitten im Kampf sich von der Bürde des Feldherrnamtes entlasten und durch seinen Rücktritt die Zuversicht der Truppen lähmen? Ein General ist kein Minister. Auch er hat die Pflicht, dem Monarchen die Wahrheit zu sagen, zu rathen, zu warnen, aber nicht das Recht, sich dem Befehl zu entziehen, der Anderes heischt, als den Heerführer nützlich dünkte. Die Hoffnung auf raschen Soldatentod mag Kuropatkin in den Bereich japanischer Brisanzgranaten getrieben haben. So lange er aufrecht ist, ein Pferd besteigen, das Kommando führen kann, muß er handeln, wie Kaiser Nikolaus und Vicekaiser Alexejew ihm gebieten.

Seine Lage war bis in die ersten Oktobertage nicht schlecht. Selbst die englischen Kritiker haben zugegeben, daß Liaujang den Japanern keinen werthvollen Erfolg gebracht hat; und in allen Armeen wird Kuropatkins Rückzug eine Meisterleistung genannt, die höheren Ruhmes als mancher Zufallssieg würdig ist. Ging er, in dem selben Tempo, mit der selben Behutsamkeit, bis nach Tielin, nach Charbin zurück, dann kam Japan in schlimme Verlegenheit. Das gelbe Heer mußte sich immer weiter von der Heimath entfernen, hatte einen Winterfeldzug zu führen, dessen Beschwerden der Russe leichter als der Ostasiat erträgt, und konnte nicht hindern, daß die Kraft des Gegners täglich wuchs. Dazu in Tokio die Sorge, wie lange die Ernährung der Armee noch möglich sein werde. Vor einem großen, entscheidenden Sieg war auf neues Geld nicht zu hoffen. Und wenn das Baltische Geschwader endlich eintraf, fand es eine durch zehnmonatigen Kampf abgenutzte Japanerflotte und konnte den Verkehr zwischen dem Kriegsschauplatz und dem Inselreich sperren. Kuropatkins Proklamation hat den Marschällen Yamagata und Oyama gewiß innige Freude bereitet. Da war, wider alles Erwarten, die nahe Gelegenheit, die Russen — deren wirkliche Stärke chinesische Spione gemeldet hatten — zur Schlacht zu

zwingen. Noch ist sie, nach achttägigem Ringen, nicht entschieden. Beide Heere haben furchtbare Verluste erlitten und sicher scheint, daß Kuropatkins Gewandtheit auch diesmal einem vernichtenden Schlag auszuweichen verstand. Ob der Sieg sich ihm jetzt noch, schon jetzt zuneigen wird, ist aus den Berichten nicht zu erkennen. Kein Grund aber, seine Sache verloren zu glauben.

Die Holzpapier- und Stammtischstrategen übersehen allzu leicht, wie Ungeheures Rußlands Generalstab, Eisenbahnministerium und Armee in den neun Monaten dieses Krieges schon geleistet haben. Das britische Weltreich hat zwei Jahre gebraucht, um mit zwanzigtausend ungedrillten Bauern fertig zu werden; und man wundert sich, daß Rußland in drei Vierteljahren nicht einen Gegner bewältigt hat, der in lückenloser Rüstung, nach fünfjähriger Vorbereitung, ins Feld zog und an militärischer Tüchtigkeit auch die kühnste Erwartung übertraf. Weiß man auch nur, welche Entfernungen Rußland zu überwinden hat? Zwischen Berlin und Eydtkuhnen liegen 740, zwischen Brest und Straßburg 1100 Kilometer; von Moskau bis nach Port Arthur aber sind 8600 Kilometer zu durchmessen und zwischen den beiden Strängen der eingleisigen Sibirischen Bahn droht, hinter Irkutsk, die gefährliche Sichel des Baikalsees. Die Militärzüge, die höchstens zwanzig Kilometer in der Stunde machten, brauchten Monate lang von Moskau nach Irkutsk zwölf, nach Port Arthur siebenundzwanzig Tage (denn die Truppen mußten an jedem dritten Tag von den Strapazen der Reise rasten und auf der Fahrt über den zugefrorenen Baikalsee mehrmals in Baracken gespeist und erwärmt werden). Unsere Kulturweisheit träumt nichts von den Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis der Eisenbahnminister Fürst Chilkow den Schienenweg über die riesige Eisfläche einigermaßen gesichert hatte. Als die Seeküstenbahn gebaut war, konnten, seit Ende August täglich zehn, später fünfzehn Militärzüge befördert werden. Jeden Tag im besten Fall also zweihundert Wagons, in denen Mannschaft, Pferde, Geschütze, Proviant, Kriegsmaterial aller Art Platz finden sollten. Beim Beginn des Krieges hatte Rußland zum Schutz eines Gebietes, das fünfmal größer als Frankreich ist, nur sechzigtausend Mann auf den Beinen, zusammengewürfeltes Volk ohne innere Einheit: 89 Infanteriebataillone, 35 Kavallerieschwadronen, 2 Pionier-, 4 Fußartilleriebataillone und 25 Feldartilleriebatterien. Mußten nicht Monate vergehen, bis dieses bunte Häuflein endlich zu einer ernsten Aktion stark genug wurde? Erst um die Junimitte standen vier sibirische Corps auf dem Kriegsschauplatz. Noch im Mai — nach Sassulitschs grobem Fehler am Yalu — hatte Kuropatkin kaum mehr als 60 000 Mann und 120 Geschütze: damit sollte er zwei japanischen Armeen von je 50 000 Mann und 160 Geschützen Widerstand leisten; und eine dritte, eben so starke Armee wartete nur auf den Moment,

wo die Russen das Liauthal verlassen würden. Zeit gewinnen: nicht anders konnte die Losung lauten. Und daß die Japaner nicht so schnell, wie man befürchtet hatte, vorzudringen vermochten, wurde dem immer noch unzulänglichen Heer des Zaren zum Heil. In vier Monaten ist Kuropatkin nur um 250 Kilometer zurückgewichen. Ende Oktober wird er — außer den Festungtruppen und detachirten Grenzcorps, denen der Schutz der Bahnlinie zufällt — 350 000 Mann, 120 000 Pferde und fast 1000 Geschütze haben. Und die letzten Kämpfe haben bewiesen, daß sein Heer nicht demoralisirt, nicht ermattet ist. Das ist eine ungeheure Leistung. Die Japaner haben nur eine kleine Zahl Gefangener gemacht, wenig Material und fast gar keine Trophäen erbeutet. Die Genialität ihrer Angriffstaktik und ihr wilder Asiatenmuth, den kein unkriegerischer Christengeist gesänftigt hat, verdienen sicher das höchste Lob. Nur thörichte Kurzsicht aber kann die russische Leistung gering schätzen und im Jubelchor plärren, Rußlands Militärmacht sei nun als Popanz erkannt.

Ist, trotz allem Unheil, das Nikolaus mit seiner Hofsippe stiftet, der Ausgang des Kampfes nun wirklich so gewiß, wie uns seit dem Sommer erzählt wird? Ist Rußland so ohnmächtig, so lächerlich, wie es in Leitartikeln und Witzblättern aussieht, und dicht vor der Gefahr, von den gelben Männern aus Asien gejagt zu werden? Nein; sondern noch heute der stärkste Freund und der gefährlichste Feind, den das Deutsche Reich finden kann. Leidvolle Stunden, Anwandlungen zager Schwachheit bringt jeder Krieg, auch der glücklichste; am dreizehnten Dezember 1870, nach den Tagen von Beaumont und Blois, bat Karl Alexander von Weimar, im Einverständniß mit dem König von Preußen, Alexander den Zweiten, „bei dem Feind auf den Frieden zu wirken." Solche Stimmungen sind auch in Mukden, sind noch eher in Petersburg möglich. Nach Menschenermessen wird Rußland aber den Krieg zu siegreichem Ende führen und — wie Skobelew im Türkenkrieg sagte — mit der Wucht seiner Mützen den ihm numerisch auf die Länge nicht gewachsenen Feind erdrücken. Einen anderen Ausgang dürfen auch nur Schwärmer, Narren und Wurzellose wünschen, denen ihre Rasse, Religion oder beherrschende Ideologie höher gilt als ihr Vaterland. Russische Niederlagen sind englische Siege. Und was würde aus unserem Versuch einer Expansion, die uns vor Verarmung und Verzwergung bewahren soll, wenn Britaniens Weltmacht so wächst, daß sie, im Bunde mit Frankreich, uns eines Tages die Weiterrüstung zu Land und — namentlich — zu See verbieten könnte? Hielten wir eine vom westlichen Nachbarreich begünstigte Blokade aus?.. Selten stimmte das Gebot der Anstandspflicht mit dem vom Interesse empfohlenen Rath so völlig überein. Wir wollen abwarten und, statt die Russen zu höhnen, an Hereroland denken.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.




Berlin, den 29. Oktober 1904.

# Südwestafrika.

Am vierundzwanzigsten Oktober wurde in Berlin wieder eins der Denkmale enthüllt, die kultivirten Menschen die Thiergartengegend verleiden. Diesmal war Roon das Opfer. Der übliche Pomp; die übliche Phrasenparade. Von Roon hat selbst Ranke, der doch kein mißvergnügter Frondeur war, gesagt: „Als ein großer Mann kann er überhaupt nicht gelten. Aber er war brauchbar und dem König sehr hilfreich, um seine Ideen durchzuführen; wacker im Streit, in der Konversation nicht ohne Geist.“ Doch wer in Stein gemetzt ist, muß ein großer Mann sein; wenigstens am Tage der Denkmalsenthüllung. Herr von Einem, der, als Kriegsminister, die Feierrede hielt, wußte, was er der Weihestunde schuldig war. „Der große Kaiser“. Roon steht neben Scharnhorst und Boyen; „in der Reihe der Dritte, aber wahrlich nicht der Letzte.“ Trotzdem er nur „die für die Armee gehegten Pläne seines Königs ausgeführt hat“. Sein größtes Verdienst — daß er Bismarck fand und den verzweifelnden König überredete, den gehaßten Junker an die Spitze der Regirung zu stellen – wurde natürlich nicht erwähnt. Paßt auch nicht in die herrschende Handlangerlegende. „Kaum eine andere Nation hat eine Stätte so glorreicher Erinnerungen aufzuweisen.“ Und so weiter. Der Grundgedanke: Roons sorgliche Voraussicht hat die stete Bereitschaft des Heeres gesichert, hat bis ins Kleinste Alles so unverrückbar fest organisirt, daß die preußische, die deutsche Armee immer gerüstet war, „für die Ehre, Würde und Unabhängigkeit des Vaterlandes die höchste Kraft einzusetzen“; und dieses heilige Vermächtniß ... Das wurde mittags gesprochen; vom Kriegsminister vor den Ohren des Kanzlers, des Generalstabschefs, des Staatssekretärs im

Reichsmarineamt. Am Abend des selben Tages lasen wir die offiziös verbreitete Botschaft: leider sei es unmöglich, die zur Niederwerfung des Aufstandes nöthige Truppenzahl nach Südwestafrika zu schicken, denn die Landungverhältnisse seien in Swakopmund so schlecht, daß die Soldaten nicht vor den letzten Januartagen an Land kommen könnten; rathsam sei deshalb, die beiden fürs Hereroland zu formirenden Bataillone erst im November und Dezember abgehen zu lassen. Von heiligen Vermächtnissen, von der Ehre, Würde und höchsten Kraft des Vaterlandes war in dieser Notiz nicht die Rede.

Wenn wir vernähmen, England, Rußland, Frankreich, irgend eine Großmacht könne ihre zur Besiedelung ferner Gebiete ausgewanderten Kinder nicht schützen, nicht die zum nothdürftigsten Schutz ausreichende Truppenzahl landen: ein Hohngelächter würde der Kunde als Echo folgen. Und ein Dank an die Vorsehung, daß solche Lotterwirthschaft bei uns nicht möglich ist. Jetzt? Die liebe öffentliche Meinung ist mit der neusten Kanaldummheit der Russen, mit Oyamas Heldenruhm und der Narrheit des Grafen Pückler beschäftigt und hat keine Zeit, sich um Südwestafrika zu kümmern. Wozu auch? Wir haben die beste Heeresorganisation der Welt, eine Flotte, vor deren Anblick John Bull das Herz in die Hosen fällt, und so glorreiche Einnerungen wie kaum eine andere Nation. Daß in Swakopmund die Mole nichts taugt, ist ja unangenehm; aber die Firma Woermann hat für ihre auf Löschung wartenden Dampfer schon mehr als drei Millionen Mark Liegegelder gefordert und erhalten und es wäre unklug, durch übereilte Truppentransporte diese Summe noch zu erhöhen. Auch da drüben wirds wieder ruhig werden. Gegen Elementarereignisse ist nun einmal kein Kraut gewachsen; und Niemand dafür verantwortlich zu machen, daß eine Mole unbrauchbar geworden ist.

Wirklich Niemand? Ich bin anderer Meinung. Seit Jahren wird über die Landungverhältnisse in Swakopmund geklagt. Schon in Kolonialschriften aus dem Jahr 1898 ist zu lesen, daß die kleinen Schiffe der Woermann-Linie zum Löschen der Ladung ungefähr vierzehn Tage brauchten. Dann hörten wir, nun werde ein brauchbarer, dauerhafter Hafendamm gebaut. Ist er nicht fertig geworden oder war die Anlage so jämmerlich, daß er nach drei Jahren schon wieder völlig versagt? Ich weiß es nicht, kann mich überhaupt, da ich nie in Deutsch-Südwestafrika war und von der Literatur nicht viel mehr als die Schriften von François, Bülow und Leutwein kenne, nicht für sachverständig ausgeben. Weiß aber, daß auch die Herren, die in der Wilhelmstraße das Geschick dieser unglücklichen Kolonie bestimmen, das Land nicht kennen. Weiß, daß sie für Südwestafrika nichts gethan haben, weils ihnen

nur darauf ankam, dem Reichstag Rentabilitätberechnungen vorzulegen, wie sie kein Bankdirektor ungestraft wagen dürfte. Und weiß, daß drüben seit fast einem Jahr Krieg geführt und die Lage für die deutschen Ansiedler und das deutsche Ansehen von Tag zu Tag gefährlicher wird, weil die Vorbereitung für den Kriegsfall in skandalöser Weise vernachlässigt war.

Herr von Trotha ist nicht schuldig. Er kam mit unzureichender Mannschaft und fand die schwierigste Situation. Vor ihm war der Oberst Dürr — der inzwischen, wie hier vorausgesagt worden war, Flügeladjutant des Großherzogs von Baden geworden ist — drüben gewesen; und der Konflikt Dürr-Leutwein hatte den Respekt der Schwarzen vor der Stetigkeit deutscher Herrschaft gewiß nicht vermehrt. Vielleicht wars überhaupt ein Fehler, dem Obersten Leutwein gerade in der Kriegszeit das Kommando zu nehmen. Die Sehweite seines Auges hat sich als unzulänglich erwiesen; aber er kennt das Gelände und hat über die unterworfenen Stämme eine persönliche Gewalt, die der beste Mann nicht in kurzen Wochen erwerben kann. Als Herr von Trotha ernannt war, schickte der Hauptmann a. D. Dannhauer an den Berliner Lokalanzeiger eine Depesche, die den Vermerk trug: „Dem Reichskanzler vorzulegen!" Darin war gesagt: unsere ältesten Afrikaner seien überzeugt, daß die bisher treu gebliebenen Stämme abfallen und zu den schlimmsten Mordthaten bereit sein würden, wenn Leutwein zurückträte. So ists gekommen. Hendrik Witbooi selbst, der Treuste der Treuen, dessen Hottentotenbrust eine weise Regirung mit Medaillen und anderen Ehrenzeichen behängt hat, ist in offenem Krieg gegen Deutschland und hat einen Bezirkshauptmann ermordet. Das war zu erwarten; ist, als mindestens wahrscheinlich, auch in Privatbriefen schon vor zwei Monaten vorausgesagt worden. Wußte mans in der Wilhelmstraße nicht? Konnten die Aktenstapler sich nicht an den fünf Fingern der vom Schreibkrampf verschonten Hand abzählen, daß $2 + 2 = 4$ ist? Daß die Witboois eine günstigere Gelegenheit zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit niemals zu finden, nie zu träumen vermochten? Der Burenkrieg hatte sie den Hader der Weißen erkennen gelehrt. Jetzt sahen sie, daß die Deutschen in langen Monaten mit den Hereros nicht fertig wurden; daß Leutwein, der ihr Herrgott gewesen war, über Nacht die Kommandogewalt verlor und sich dem Befehl eines neuen Mannes fügen mußte; und daß Deutschland in absehbarer Zeit keine annähernd genügende Truppenzahl landen konnte. Dazu das Gerücht von Konflikten der militärischen und bürgerlichen Behörden, von der Unzufriedenheit der schlecht oder gar nicht entschädigten Ansiedler: jetzt oder nie hatte ihnen die Stunde zum Krieg für die Freiheit geschlagen. Genesis und Umfang des

Aufstandes sind Dem sogar leicht zu erklären, der die just zwanzigjährige Geschichte dieser Kolonie nicht kennt und nicht weiß, welche Schwierigkeiten uns drüben die „stammverwandten“ Kanalvettern schufen, — von den Tagen Lüderitzens und Granvilles bis in die Zeit der Witbooikämpfe, wo der Engländer Lewis den Kamaherero gegen Deutschland hetzte. Ob nicht auch jetzt wieder britisches Geld und britische Schlauheit die Kampflust der Schwarzen geschürt hat? Noch ists nicht nachzuweisen. Aber wir hören, es sei der Krieg zweier Rassen. Und dennoch ist keinem Engländer ein Haar gekrümmt worden. Uns aber ist das Schlimmste geschehen, was zu befürchten war: Hottentoten und Bantu, die Jahrzehnte lang Todfeindschaft getrennt hatte, sind zum Krieg gegen Deutschland vereint und die Kolonie ist in Lebensgefahr.

Selbst unter besserer Verwaltung wäre Deutsch-Südwestafrika keine Kolonie geworden, von der rascher Ertrag zu hoffen war; man mußte zufrieden sein, wenn sie deutschen Ansiedlern leidliche Lebensverhältnisse bot. Ein Hauptzweck der Erwerbung war: eine Stelle zu haben, wo Deutschland einer übermüthigen Britenpolitik unbequem werden konnte. Für die militärische Organisation mußte hier also mehr noch als in anderen Kolonien gethan werden. Und was sehen wir nun? Das Unzulängliche, hier wirds Ereigniß. Alles versagt. Das Riesengebiet, ein fünfzehntausend Quadratmeilen großes, von wilden Hottentoten, Bantuleuten und Bastarden bewohntes Land, hat eine Schutztruppe, die für Wachtparaden ausreicht. Die verantwortlichen Beamten wissen nicht, was der nächste Tag bringen wird, und werden von jedem Vorgang überrascht. Der Vorrath an Waffen, Munition, Pferden genügt dem dringendsten Bedürfniß nicht. Die Mobilmachung vollzieht sich in solchem Schneckentempo, daß die Schwarzen die Möglichkeit haben, das gestern ausgeschiffte Häuflein wegzuschießen, ehe Ersatz sichtbar wird. Aus Berlin schickt man Freiwillige hinüber, denen die Einheit der Formation fehlt und die, weil sie die afrikanische Kriegführung nicht kennen, Wochen lang zunächst untauglich sind. Am Ende muß man gestehen, daß ein halbwegs ansehnlicher Nachschub erst in drei Monaten landen kann. Die Mole ist schlecht. Alle paar Tage ist die telegraphische Verbindung mit der Heimath gestört. Mit den Engländern stehen wir, trotz aller Rednerei, so vortrefflich, daß sie gar nicht daran denken, den deutschen Truppen, die doch für europäische Civilisation gegen Wilde in den Kampf ziehen, die Landung in der Walfischbai zu gestatten. Zu Nothstandspreisen werden Schiffe gechartert, an Liegegeldern Unsummen bezahlt. Hundert Millionen sind schon verbraucht. Hundert andere, sagt man uns, werden bald nöthig sein. Dabei wächst die Gefahr von Woche zu Woche.

Jahre können vergehen, bis endlich wieder Ruhe einkehrt. Deutscher Besitz wird vernichtet. Deutsche Menschen verbluten. Und wenn sie tot sind ...

Im Hamburger Fremdenblatt stand am neunten Oktober die Anzeige:

> Nach einer uns vom Reichsmarineamt auf offener Postkarte zugegangenen Mittheilung ist unser lieber Sohn und Bruder, der Einjährig-Freiwillige Unteroffizier
>
> Rudolf Dehning
>
> vom Ersten Seebataillon in Okosongoho am Typhus gestorben.
> Kiel, am siebenten Oktober 1904. Die tiefbetrübten Eltern und Geschwister.

Auf offener Postkarte. Die vielleicht erst Stunden lang in der Küche lag, im Briefkasten steckte; und die ja auch nur meldete: Euer Sohn, Deine Hoffnung, gute Mutter, ist tot; ist fürs dankbare Vaterland gestorben. Ein Brief? Eine Depesche? Auftrag ans kieler Bezirkskommando, mit humaner Schonung den Trauerfall zu melden? Ueberflüssig. Hunderttausende werden für zwecklose Depeschen Jahr vor Jahr verschwendet. Der Tod eines deutschen Soldaten aber wird auf offener Postkarte mitgetheilt; als sei drüben ein Stück Vieh krepirt. Nicht vierundzwanzig Stunden könnte in einem kultivirten Land, in einem Staate, dessen Bürger sich nicht wie Knechte behandeln lassen, der Chef eines Amtes, wo solcher Verstoß gegen die einfachste Anstandspflicht möglich ist, auf seinem Posten bleiben. Bei uns? Du lieber Himmel: in ein paar Tagen bekommt die Familie Dehning ja das nach dem Entwurf des Kaisers von Doepler gezeichnete Gedenkblatt; kann sie noch mehr verlangen?

Der kleine Vorgang ist nur ein weithin sichtbares Symptom. Eine Viertelmilliarde wird auf Nimmerwiedersehen verschleudert, ein Jahr lang, ohne die Spur durchgreifenden Erfolges, ein gefährlicher Krieg geführt, die angeblich zuverlässigen Stämme hausen schlimmer als einst die chinesischen Boxer, gegen die Panzerschiffe mit einem Kreuzfahrerheer ausgeschickt wurden: und Niemand interessirt sich dafür. Vor Aller Augen zeigt sich, *daß Deutschland seine Kolonien nicht schützen*, wenigstens in *Westafrika einen Kolonialkrieg nicht führen kann*: und Niemand kümmert sich drum. Der Kanzler, der den Aristoteles citirt, kennt wohl das Wort: Ἀεὶ Λιβύη φέρει τι καινὸν κακόν, hat aber nie gefragt, ob das Reich gegen das nächste Unheil, das aus Afrika gemeldet wird, auch gerüstet sei. Der Philister spottet über die militärische Schwäche der Russen. Und der Kriegsminister spricht vor Roons Steinbild von der heiligen Pflicht, im Dienst des Vaterlandes nie zu erlahmen, für die Ehre und Würde des Reiches immer bereit und gewaffnet zu sein.

✱

# Vier Briefe.*)

Siebleben, am achtzehnten Juli 1855.

Durchlauchtigster
Gnädigster Herr!

Die Handlung F. B. Schwabe in Leipzig wird beflissen gewesen sein, die befohlenen Cigarren zu Ew. Hoheit Füßen zu legen, und ich will nur hoffen, daß sie mit ihrer Sendung höchstem Wunsche entspricht. Nicht eben so glücklich bin ich mit den eingezogenen Nachrichten über Böhmert gewesen. Kein Mensch weiß Etwas von ihm; und ich werde mich jetzt an seinen Verleger selbst wenden.

Die schlechte Witterung erlaubte mir, den Ausflug nach Wilhelmsthal in bescheidene Grenzen zu zwängen. Als Mensch und verunglückter Hofmann fühle ich mich verpflichtet, Bericht über diese Expedition abzustatten; im Allgemeinen ist für den unbefangenen Beobachter ersichtlich, daß es keinen größeren Gegensatz in der Welt giebt als den Hof zu Weimar und den zu Koburg. Das fängt von den Herrschaften an und geht herunter bis zum Lakaien. Ein höchst merkwürdiger, auffälliger Unterschied. Das Hofmarschallamt war äußerst zuvorkommend und stark in Händedrücken, aber das Essen war mittelmäßig und das Quartier ein Wenig verfallen. Die Cigarren waren an sich nicht unedel, aber weichliche Panetelas; und es besteht dort eine allerhöchste ceremoniöse Methode des Abknipsens ihrer Spitzen durch ein Instrument (wenn ich nicht irre, eine Art Hobel), was mich höchlichst befremdete. Ein Blüthenregen von Huld und Freundlichkeit fiel auf mich nieder und zwei Herrschaften, drei Kavaliere und zwei Hoffräulein zogen die Balance über mein Soll und Haben. Es giebt nichts, was einen Menschen mehr zum Esel macht als ein solches Rottenfeuer von Lob. Wenn ich es überstanden habe, so verdanke ich meine Rettung nur den gnädigen Privatlektionen, welche Ew. Hoheit uns auf unsere Bitten über das schickliche Benehmen bei Hofe gönnten. Es gelang, den Großherzog auf seine italienischen Reisen, Pompeji und Baukunst zu bringen. Das leitete ab, der Herr

*) Bei Hirzel erscheint in diesen Tagen ein merkwürdiges Buch; ein Buch von merkwürdigen Menschen: „Herzog Ernst von Koburg und Gustav Freytag im Briefwechsel 1853 bis 1893. Herausgegeben von Eduard Tempeltey." Der feine Bourgeois Freytag und sein Schützenherzog peints par eux-mêmes. Beide sehr menschlich (bis tief ins Allzumenschliche hinein), hinter einer stillen Front sehr komplizirt; und Beide mit thätigem Drang in die Pubertätzeit neudeutschen Wesens gestellt. Das Merkwürdigste ist jedenfalls, daß gerade diese Beiden, die so grundverschieden schienen, einander fanden und nie mehr ließen. Ein Buch, das man lesen muß. Herr Hirzel hatte die Güte, mir drei Briefe Freytags zur Veröffentlichung anzubieten. Ich glaube, daß mehr noch als der Inhalt heute der Ton interessiren wird.

wurde warm, große Bücher und italienische Werke mit Profilen und Grundrissen antiker Tempel wurden gebracht, ausgebreitet, die Theetassen bei Seite geschoben, Alles beugte sich andächtig über die Bücher, der Hof wurde gebildet. Zwei Stunden lang. Diese Bildung griff ihn sichtlich an. Die Wangen der anwesenden Damen verloren die Farbe, der Rest ihres Blutes konzentrirte sich in der Nasenspitze, um jeden Mund legten sich zwei schmerzliche Falten. Alle Personen des Hofes haben dort solche Falten. Das mag wohl Folge der Bildung sein. Ich empfand zuletzt eine ordentliche Sehnsucht nach dem runden, rothbäckigen Gesicht Schacks*); diese Borsdorfer Aepfel Gesundheit ist in Weimar ganz unbekannt; der ganze Hof ist so mager. Der Grund der Einladung war der, welchen Ew. Hoheit angaben. Man wollte wissen, welcher Art meine Beziehungen zu „Gotha“ wären, und sprach mit Beharrlichkeit den Wunsch aus, daß ich nach Weimar übersiedeln möchte. Zuletzt wurde auf Besuche kapitulirt. Ich hoffe, daß das Strohfeuer meiner Berühmtheit in einigen Wochen niedergebrannt sein wird und mein Leben wieder in den behaglichen Schatten ruhiger Unbedeutendheit zurücksinken darf. Uebrigens würde ich unehrlich handeln, wenn ich verschweigen wollte, daß der Großherzog persönlich mir den Eindruck eines gutherzigen und rechtschaffenen Mannes gemacht hat, nicht zum Wenigsten deshalb, weil er von meinem gnädigen Herrn mit verwandschaftlicher Zuneigung sprach und auch bei seinem Einfall in Beziehung auf mich die Regards für Ew. Hoheit loyal in den Vordergrund stellte. Zuletzt schied ich von der ganzen Sozietät mit dem eiteln Behagen, daß ich Ew. Hoheit und uns Gothaern keine Schande gemacht hatte; war möglichst ämabel, stolz und gut frisirt gewesen.

Den Ausflug nach der Schweiz, über welchen ich schon seit lange denke und von dem ich bereits die Ehre hatte, Ew Hoheit zu erzählen, möchte ich Montag, den Dreiundzwanzigsten antreten; ich hoffe so, kurz nachdem Ew. Hoheiten nach Reinhardsbrunn übergesiedelt sind, wieder zurück zu sein. Meine Frau begleitet mich; auch ihr soll die Reise gut thun. Ueberall aber, auf den See- wie auf Eisbergen**), bin ich, mit treuer Verehrung, Meines gnädigen Herrn

unterthänigster
Freytag.

II.

Leipzig, am dreißigsten Januar 1867.

Mein theurer gnädigster Herr!

Es findet gegenwärtig ein so allgemeines Wahlfieber statt und die Stilübungen der Wahlkandidaten machen sich in der Presse so unbillig breit, daß

*) Des Herzogs Hofjägermeister.

**) Die Seeberge bei Siebleben.

ich meines lieben Herrn Geduld wahrscheinlich stark in Anspruch nehme, wenn ich von dem selben Thema zu berichten wage.

Da meine liebe Hoheit aber so gütig sich für meine erfurter Kandidatur interessirt haben, will ich doch zuerst von einer lustigen Fahrt dorthin erzählen. Nach manchen Vorverhandlungen fand sich endlich, daß die Konservativen Graf Keller, die Liberalen außer mir noch Dr. med. Lucius, Rittergutsbesitzer, Mann einer frankfurter Souché mit fünf Millionen Mitgift und Sohn einer alten katholischen Patrizierfamilie Erfurts, zur Wahl gestellt hatten. Das souveraine Volk von Erfurt sollte über uns entscheiden. Ohne innere Dankbarkeit für die lästige Situation, in welche mich das Komitee erst nach meiner Annahme gesetzt hatte, fuhr ich von Leipzig zum Volksfest nach Erfurt. Empfang durch das Komitee auf dem Bahnhofe; neugierig sahen wir einander an, sie mir fremd, ich ihnen. Marsch nach einem großen wüsten Saal, in welchem die Wähler, rauchend und Bier trinkend, ehrbar saßen. Bereits lag ein gewisser blauer Nebel über der Versammlung. Das Komitee nahm auf einer Erhöhung in großer Nische Platz. Kandidat erhielt dort ebenfalls ein Stühlchen. Ich sah, daß unsere Tribüne das Podium eines ausgeräumten Theaters war, und über mir hing noch der zusammengerollte Vorhang. Diese Entdeckung war für meinen Rivalen ungünstig, denn die Geister dieser Stätte standen in meinem Dienst. Herr Lucius selbst war kein gewöhnlicher Mensch, noch jung, von festem, einfachen Wesen, längere Zeit in England gelebt, auf der Thetis um die Welt gesegelt, Freiwilliger im dänischen und böhmischen Feldzug; er gefiel mir*) und ich gedachte, erst seine Rede abzuwarten, dann mich für ihn oder für mich zu entscheiden. Aber sein Debut als Kandidat war nicht gut. Er war zu grün in politischen Dingen und unsicher in Thatsachen und den rechtlichen Verhältnissen, wie sich bei den Interpellationen ergab. Dazu merkte ich, daß die Liberalen ihm nicht trauten, weil sie argwöhnten, er wolle Landrath werden, Karriere machen und sie täuschen.

Während seiner Rede hatte es zuweilen zornig an eine kleine Thür gedonnert, die aus unserem Bühnenraum in den Vorsaal führte. Als geöffnet wurde, drang ein Haufe trotziger Wähler in den heiligen Raum des Komitees und stellte sich drohend im Halbkreise hinter uns auf, wie der antike Chor in der Tragoedie; es waren haarbuschige Gesellen aus der Bande Krackrügges**) und rothbärtige freche Lassallianer. Einer von ihnen begann sogleich unverschämte Interpellationen des Kandidaten und ärgerte, unter dem

*) Freytags damaliger Mitkandidat wurde später doch noch namhafter (freikonservativer) Parlamentarier und 1879 preußischer Minister der Landwirthschaft.

**) Krackrügge, Volksmann aus dem Jahr 1848.

Jauchzen und den Zurufen einer aufgeregten Galerie, das Komitee so sehr, daß ich bereits dachte, die Aktion würde enden wie der dritte Akt der Afrikanerin. Endlich wurde durch das Publikum abgestimmt, daß dieser Kandidat abtreten könne und der zweite Fechter seine Streiche zu führen habe.

Mit dem Bewußtsein, einen schwarzen Frack und graue Hosen anzuhaben, also gerade die richtige Mischung von Hochachtung und Vertraulichkeit, begann ich, meinen Punsch zu rühren, mit Gemüth, aus alten, vielerprobten Sätzen der Grenzboten, mit tiefsinnigen Betrachtungen über Menschenleben und Schicksal. Das gefiel den guten Kerlchen; aber noch mehr, daß ich mein Recht als Solospieler gebrauchte und auf die Interpellationen durch den erwähnten Chor gegen den Chorführer grob wurde. Die Grobheit entschied die Sache, der Stern Lucius' ging unter, ich wurde mit großem Geschrei und Händeschütteln als Erwählter proklamirt, ein Bildhauer erbot sich, mich zu modelliren, ein Hofphotograph forderte Sitzungen, der Verleger der Thüringischen Zeitung erklärte, seine Frau sei entbunden und ich als Gevatter wünschenswerth, ein Bauer aus Windisch-Holzhausen hielt mir eine kleine Rede und sprach den Wunsch aus, „Soll und Haben" zu besitzen; er könne sichs recht wohl kaufen, aber ihm sei lieber, wenn ichs ihm schenke. Und über uns baumelte freundlich die alte Theatergardine.

Am anderen Tag brachte ich die Hekatomben, welche ich am Abend gelobt hatte; ich vertröstete den Bildhauer, saß dem Photographen, nahm ein Vice-Gevatterfrühstück bei dem neuen Vater ein und sandte dem Bauer das Buch, während mein Komitee mit Löwenkühnheit vorging.

Der Wahlkreis, der mich wählen soll, besteht aus allen kleinen Lappen von preußischem Tuch, welche in Thüringen und Franken aufgenäht sind. Suhl und Schleusingen, dann Ziegenrück und Ranis in einer wenig bekannten Wildniß, wohin dem Vernehmen nach nur Saumpfade führen, dann Gefell und andere Enklaven an Bayern, endlich Wandersleben. Von allen Seiten kommen die Forderungen meiner Herren Wähler, daß ich zu ihnen komme und ihnen eine Abendunterhaltung schaffe, und die Korrespondenz mit einflußreichen Rechtsanwälten und Gastwirthen wird riesenhaft. Ach, dies allgemeine Wahlrecht ruinirt den Charakter; fünfzig Jahre habe ich mich um Popularität nicht gekümmert und jetzt sende ich einen Blumenstrauß an eine Wöchnerin, von der ich nicht weiß, ob sie einen Jungen oder ein Mädel taufen läßt, und schüttle hundert guten Freunden die Hand, deren Namen ich nicht weiß und niemals wissen werde. Pfui, Bismarck, Das war kein Meisterstreich. Und zuletzt wird doch noch irgend ein Anderer gewählt!

Es wird ein geräuschvolles Jahr, stark in Worten und in Gesetzparagraphen. Unterdeß fährt die Majestät von Sachsen fort, gnädig zu nicken, und seine Höflinge beginnen, von hinten zu picken. Mir ahnt Uebles über die Militärkonvention, welche jetzt mit Sachsen paktirt wird.

Ich wage die Bitte, meine Huldigungen für die theure Frau Herzogin hier in höchste Hand legen zu dürfen, erflehe meinem lieben Herrn Heil und ein heiteres Gemüth und mir Fortdauer alter Huld und Neigung als

Ew. Hoheit

treugehorsamster

Freytag.

III.

Siebleben, gegen Mitte Juni 1867.

Mein theurer gnädigster Herr!

Soeben in Siebleben angekommen und im Begriff, mich ehrfurchtsvoll als heimgekehrtes Landeskind meinem lieben Landesherrn zu melden, erhalte ich von Herrn Hermann einen unruhigen Fragebrief, den die Post während der Feiertage in Leipzig zurückbehalten hat. Allerdings ist mir Ew. Hoheit telegraphischer Gruß vom Mai zugekommen, in einer Zeit, wo ich viel mit guten Wünschen an den Kallenberg gedacht habe. Wenn ich seitdem in stillem Schweigen verharrte, so bitte ich um die gnädige Nachsicht, die mir schon so oft geworden. Es schreibt sich nicht gut, wenn das Herz nicht leicht ist. Und das langsame Hinsterben meiner armen Eva, die mir sehr lieb war, liegt mir schwer in der Seele.

Außerdem habe ich in diesen Wochen einen stillen Entschluß gefaßt, der mir einige Entsagung gekostet hat. Ich gehe zum nächsten Reichstag nicht nach Berlin. Noch wissen Das meine Wähler nicht und sollen es erst in der nächsten Woche erfahren. Ew. Hoheit sind, wie sich gebührt, einer der ersten Menschen, die von dieser Abdikation erfahren. Auch davon, daß mir nicht leicht wird, still zu sitzen. Man ist mir in Berlin sehr freundlich entgegengekommen, vor Allen ist das Palais der kronprinzlichen Herrschaften eine werthvolle Erinnerung; auch fühle ich mich für die politische Laufbahn nicht allzu ungünstig ausgestattet; ich habe mich vorsichtig zurückgehalten, aber mit dem Gefühl, daß ich bei einiger Uebung mit Reden und Rathen wohl bestehen würde. Und für den Ehrgeiz bot sich Lockendes in Fülle, dem Strebenden erschien Großes erreichbar.

Doch kehre ich in meinen Federtopf zurück, wie Hans Dudeldee im Märchen. Denn ich habe für mein Volk eine andere Aufgabe zu erfüllen. Ich bin in einer Zeit, die in energischer, aber einseitiger Kraftentfaltung begriffen ist, einer der wenigen Bewahrer der idealen Habe unseres Volkes. Ich wollte, es wären der Dichter und Propheten mehr in Israel. So aber ist meine nächste Pflicht, dafür zu sorgen, daß das wirkliche Leben meines Volkes den Adel der Poesie nicht verliert. Der Kunst und ihrer Lehre gehört zunächst, was ich von Kräften etwa habe. Ich bin einundfünfzig Jahre und habe noch etwa zehn Jahre rüstigen Schaffens. Und die Zeit beginnt

mir zu rennen. In der Politik ist zweifelhaft, was ich leiste und nütze; in meinem Fach weiß ichs. Damit ist nicht gemeint, daß ich mir den Mund zubinden will. Im Gegentheil. Aber ich entsage der Parlamentskarriere und werde nicht Politiker von Profession.

Dies Frühjahr war ein großer Wendepunkt in meinem Leben; so schön und lockend lag die große Wirklichkeit vor mir wie selten einem Menschen. Es war ein harter Kampf. Aber ich bin fertig Ich bleibe der bescheidene Hausfreund meines Volkes, ich bleibe bei der Poeterei, ich krieche in meinen Federtopf zurück.

Ist mein gütiger Freund mit diesem Entschluß einverstanden?

In treuer Ehrfurcht meines lieben Herrn

treugehorsamster
Freytag.

IV.

Weil es hierher paßt, möchte ich aus einem Brief, den ich von Freytag erhielt, das Unpersönliche veröffentlichen. Als Herzog Ernst gestorben war, fragte ich, dem zur Intimität dieser im sichtbaren Wesen so verschiedenen Männer stets der Schlüssel gefehlt hatte, Freytag, ob er nicht Lust habe, in der „Zukunft" Etwas über seinen Freund zu sagen. Um ihn nicht zu täuschen, schickte ich ihm zugleich ein Heft, in dem ich selbst, nach Pflicht und Recht, dem Herzog nicht allzu Rühmliches nachgesagt hatte; dem Politiker und dem Menschen. Das konnte der Ueberlebende übel aufnehmen. Er thats nicht. Er antwortete:

Siebleben, am vierundzwanzigsten August 1893.

Hochverehrter Herr Harden,

empfangen Sie meinen angelegentlichen Dank für das gütige Vertrauen, welches Sie mir ausdrücken. Deuten Sie mir aber nicht falsch, wenn ich mich Ihrem Wunsch, einen Artikel über Herzog Ernst zu schreiben, versage. Nicht deshalb, weil mir dieser Artikel bereits von anderer Seite nahe gelegt wurde, sondern aus einer unjournalistischen Sentimentalität. Es ist mir gegen den Strich, über einen alten werthen Bekannten so unmittelbar nach seinem Verlust ein Gutachten abzugeben, und ich komme mir bereits vor wie ein Leichenhuhn, das zum Seufzen verurtheilt ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit vielen guten Wünschen für Sie

Ihr ergebenster

Gustav Freytag.

Er hat auch später nichts über den Herzog geschrieben; trotzdem der rauhe Ton mancher Nekrologe den Freund herausfordern konnte. Daß er schwieg, jeder Bitte, „über den alten werthen Bekannten" — Das klingt nicht sehr hell — „ein Gutachten abzugeben", sich weigerte, ist sehr zu bedauern. Der Psychologe, der, „ein persönlich verpflichteter Mann", den Kronprinzen Friedrich so gut, in so liebenswürdig schwächlicher Pose gesehen hatte, hätte uns gewiß das beste Portrait des Schützenherzogs gegeben.

# Die Philosophen in Genf.

Fast zu schön für die verarmten Sinne von Philosophen ist Genf, der Versammlungort ihres zweiten internationalen Kongresses. Man durfte erwarten, daß der Zauberklang dieses Namens, neben dem in diesen geräuschvollen Zeiten schnell verhallenden Lockruf der Philosophie, viele Theilnehmer zu den Berathungen ihrer Bekenner in den ersten Septembertagen dieses Jahres hinziehen würde. Die Verbindungen mit diesem Centralpunkt des europäischen Fremdenverkehrs sind von allen Kulturländern aus die besten; und wenn auch die Prunkpaläste in den Uferstraßen mit ihren souplesses et élégances de la vie mondaine auf die Wünsche der internationalen Geldprotzen zugeschnitten sind, so bieten doch die Gäßchen der Altstadt, des Sitzes des calvinistischen Altgenferthumes, der Winkel die Fülle, wo die internationalen Philosophen einen ihren bescheidenen Bedürfnissen angemessenen Unterschlupf finden konnten. Und dazu schüttete die Herbstsonne während der Kongreßzeit ihre leuchtenden Garben auf das paradiesische Seegelände, so daß, leichter als sonst, der Beschauer dem Glauben Rousseaus gewonnen wurde: hier, unter der Wacht himmelwärts ragender Berge, angesichts des meerweiten Sees und seiner lieblichen Ufer, wohne das Glück, das wirkliche, echte, in den Städten umsonst gesuchte, das dem Landmann, dem Winzer, dem Hirten die Frucht ihrer Mühen mit Zinsen in den Schoß werfe. C'est ici que la terre ouvre son sein fertile et prodigue ses trésors aux heureux peuples qui la cultivent pour eux-mêmes; elle semble sourire et s'animer au doux spectacle de la liberté; elle aime à nourrir les hommes. Ach, wenn den Philosophen die Gespenster der Erinnerung nur nicht bis in die Seligkeit verheißende Gegenwart verfolgten! Er weiß nur zu gut, daß diese genfer Glückskinder Rousseaus Naturevangelium Émile vom Henker öffentlich verbrennen ließen, daß sie dem Naturapostel die Heimath sperrten, so oft er sich sehnsuchtvoll ihr näherte, und daß seit den Tagen Calvins das souveraine genfer Volk die Menschenrechte nicht immer menschlich auslegte . . .

Der rege Zuspruch von nah und fern, das Zuströmen gebildeter Laien, die die Philosophen am Werk sehen wollten, den Kulturgang zu kontroliren — was Anderes konnten ihre Berathungen bezwecken? —, blieb, trotz der so günstigen Wahl des Ortes, aus. In den Zeitungen, die den Tagungen der Bäcker und Fleischer, der Pomologen und Entomologen solche Theilnahme schenken, war von dem Kongreß sehr wenig die Rede gewesen; sie nahmen die Philosophen offenbar nicht sehr ernst. Darauf mußten Die allerdings gefaßt sein. Ihre Zusammenkünfte haben nichts, was die Zeitungwelt interessirt, nichts, wofür sie ihren Apparat ohne Weiteres in Bewegung setzt. Ja, es ist begreiflich, daß die Journalisten die Leute hassen, die, wie unsere Kongreßphilosophen, das Lehren nicht nur, son-

dern vor Allem das Schreiben um des Geldes willen verachten, getreu dem Vermächtniß Rousseaus in den Konfessionen: Je sentais qu'écrire pour avoir du pain eût bientôt étouffé mon génie et tué mon talent, qui était moins dans ma plume que dans mon coeur, et né uniquement d'une façon de penser élevée et fière, qui seule pouvait le nourrir. Rien de vigoureux, rien de grand ne peut partir d'une plume toute vénale. La nécessité, l'avidité peut-être, m'eût fait faire plus vite que bien. Si le besoin du succès ne m'eût pas plongé dans des cabales, il m'eût fait chercher moins des choses utiles et vraies que des choses qui plussent à la multitude; et d'un auteur distingué que je pouvais être, je n'aurais été qu'un barbouilleur de papier. Non, non: j'ai toujours senti que l'état d'auteur n'était, ne pouvait être illustre et respectable, qu'autant qu'il n'était pas un métier. Also allein schon in der Wahl des Kongreßortes lag offenbar ein Programm, dessen Spitze der feinen Witterung der Zeitungleute nicht entgehen konnte. Mögen die Philosophen sie verächtlich eine classe équivoque, sans destination bien définie nennen und ihnen, mit August Comte, nicht gönnen, daß ein seltsames Geschick sie, neben Advokaten und Bänkern, vorläufig an die Spitze der Politik stellt: noch wissen sie ihre Herrschaft zu üben, wissen zu strafen und zu rächen. Der Philosophenkongreß in Genf wurde in den Zeitungen beinahe ganz totgeschwiegen.

Aber noch in anderem Sinn konnte die Wahl Genfs ein Programm und Bekenntniß bedeuten. Mit dieser Stadt, mochten die Politiker unter den Kongreßphilosophen sich sagen, ist das Andenken Calvins unauslöschlich verknüpft. Dort war der Gewalt einer mächtigen Persönlichkeit gelungen, ein streng theokratisches Regiment zu errichten, das bürgerliche Leben dem Geist unterthan zu machen, Satzungen zur Herrschaft zu bringen, die, zwar an sich einseitig, eng, unelastisch, in ihrer grenzenlosen, unterschiedlosen Verallgemeinerung unpsychologisch, in ihrer Anwendung höchst unduldsam, dennoch aus religiösen und moralischen Quellen bewußt abgeleitet waren. Und diese That hatte für die Schweiz, Frankreich, Holland, Großbritanien, Skandinavien bis heute nachwirkende Folgen. Die Zeiten haben sich nun zwar sehr geändert; die ökonomisch-technischen Grundlagen wie der ideologische Oberbau der menschlichen Gesellschaft sind bis zur Unkenntlichkeit verwandelt. Auch das Moralwesen ist revolutionirt worden; wenigstens glaubt die Mehrzahl von uns nicht mehr an stabile Formen, an für alle Zeiten und Orten giltige Imperative. Der Rigorismus Calvins und Cromwells ist also verjährt; in ihm erstickt die moderne Seele, die nach Wahrheit und Schönheit, nach der ihrem Empfinden angemessenen Synthese von Freiheit und Gebundenheit lechzt. In dem labyrinthisch verschlungenen Straßenknäuel der stickigen Altstadt, hoch

über dem linken Rhoneufer, wird ihr der Athem benommen, bleibt ihr Heißhunger nach Licht und Luft unbefriedigt; in dem üppigen Luxus der Neustadt aber wird, mit den theuersten Mitteln der Neuzeit, dem Körper allein gefröhnt, dem Götzen Mammon allein gedienert. So ist die Stadt symbolisch für den Zustand der heutigen Kultur, mahnt ihr Anblick uns Philosophen an die unverjährbare Aufgabe, der Menschheit Gewissen zu sein, ihren Entwickelungsgang in der Idee festzulegen. Wenn wir auch in Gruppen und Grüppchen zerfallen, die die ganze Skala möglicher Standpunkte umfassen, vom cynischen bis zum transszendentalen (um der Kürze halber abgegriffene Benennungen zu brauchen), so wissen wir uns doch fast Alle einig in dem hohen, dem heiligen Beruf, dieser Aufgabe zu leben. Und in der Noth dieser Zeit, die, mitten im Ueberreichthum an materiellen Gütern und totem Wissen, seelisch verhungert, ist diese Aufgabe dringender als je, aber von keiner anderen Klasse und Kaste so zu bewältigen wie von uns. Wir allein dienen dem Geist, ohne nach Gut und Geld und weltlichen Ehren zu schielen. Wir stürzen die Idole des Marktes und lehren die öffentliche Meinung verachten, wie ihre Organe durch die Nichtachtung unseres Kongresses beweisen. Wir erschließen den Sinn des Lebens, der Kultur. Wir sind, wie schon Plato und neuerdings wieder mit leidenschaftlichem Nachdruck der sonst freilich stark bedenkliche Nietzsche betonten, die geborenen Gesetzgeber der Völker, ihre Führer und Wegweiser, ihre Könige und maßen, nach Jahr langer Verschüchterung, uns diese Führerrolle wieder an. In unseren Büchern, deren wir mit heißem Bemühen Massen produziren und wovon viele, wenn auch zunächst nur in Examenstädten, zahlreiche Auflagen erleben, ist stets von der Renaissance der Philosophie, von der Wiederbelebung des philosophischen Triebes die Rede: das sicherste Zeichen dafür, daß sogar der Massenmensch ein erhöhtes Dasein über den Tag hinaus will. Die alten Lebensformeln sind schal und poesielos geworden: geben wir dem Leben neue und treten wir für sie ein, wie nur uneigennützige überschwängliche Kampfnaturen zu thun vermögen, die das Dasein auf die Wahrheit gründen (vitam impendere vero!) und nicht Gut noch Blut achten. Es sei wirklich eine Lust, zu philosophiren, ein Vorrecht, Philosoph zu heißen. Die Zeiten scheinen günstig. Ueberall ein vom Suchen, Forschen, Graben, Zweifeln aufgewühlter Boden, überreich bestreut mit Keimen zu neuen Bildungen; und schon beglücken uns ehrliche Werthe der Kunst, voll Visionen neuer, leider noch widerspruchsvoller Werthe und Perspektiven, und, wie allerdings nur Literaten versichern, als hoffnungvollstes Symptom ein wachsender Ekel vor dem Wiederkäuen hergebrachter Meinungen und Denen, die bezahlt werden, sie im Geiste Unmündiger zu verankern. So ist die Welt für die Ankunft eines neuen Geschlechtes von Philosophen reif. Selbst die Regirenden scheinen diese Entwickelung nun endlich bemerkt zu haben: sie errichten

neue Lehrstühle für Philosophie und lassen die akademische Jugend in der Philosophie fleißig prüfen. Kaum sind sie noch im Stande, dem Ansturm unseres Verlangens zu widerstehen, die philosophische Propädeutik, nach der langen Zeit materialistischer Verödung, der Ueberfütterung mit Laboratorium, Statistik, und Historie, an Knaben- und Mädchengymnasien als ordentliche Lehrgegenstände einzuführen. Die Geschichte oder die Entwickelung, sagen Einige von uns im Geiste des unveraltbaren Hegel, war in einen Abgrund gerathen (von ihnen hats der Napoleonhasser Michelet: L'histoire, ici, semble tombée dans un gouffre). Von den kollektiven Gegenständen und den Massenbewegungen, weniger gewöhnlich, nämlich philosophisch, ausgedrückt: von den Ideen, als dem Produkt der menschlichen Normalvernunft (so sagen die Neukantianer unter uns), war sie auf das Individuelle, das rein Biographische, das Thatsachenherbarium herabgesunken. Damit kommt man nicht ins Ideenland; das Wissen bleibt, nach Johann Gottlieb Fichte, den wir mit Stolz den Unseren nennen, analphabetisch, die Lebensführung anarchisch. Jetzt heißt die Losung: Zurück zu den Ideen! Also auch wieder zurück zu den Lehrern im Ideal ...

Wer sich nach dieser stolzen Zumessung der Lebensaufgabe durch die Philosophen selber deren Arbeitpensum auf dem genfer Kongreß konstruirte, wurde bitter enttäuscht. Schon die Liste der Theilnehmer war nicht sehr repräsentativ. Sie enthielt geradezu auffallende Lücken. Windelband (Heidelberg), Boutroux (Paris), Reinke (Kiel), Ludwig Stein (Bern) sind verdienstreiche Männer, gelehrt, geistvoll, schriftstellerisch zum Theil ungewöhnlich begabt, aber die außerordentliche Vielgestaltigkeit der modernen philosophischen Forschung, die kaum der encyklopädische Kopf eines Wundt ganz beherrscht, fand eine lächerlich unzulängliche Vertretung. Wundt, Kuno Fischer, Mach, Ostwald, Paulsen, Liebmann, Alois Riehl, Cohen, Natorp, Simmel, Dilthey, Stumpf, Lipps, Volkelt, J. G. Müller, Ziegler, Benno Erdmann, Fouillée, Tannéry, James, Tönnies, Novicow, Rickert und viele, viele Andere waren nicht erschienen. Mir ist kein internationaler Kongreß von Gelehrten oder Praktikern bekannt, dem die markantesten Persönlichkeiten des Berufskreises fast sämmtlich fern blieben. Sollte darin nicht Absicht liegen? Hätten nicht die Meisten, wenn sie annehmen durften, internationale Philosophenkongresse förderten ihre Berufs- oder gar Menschheitinteressen, Mittel und Wege gefunden, in Genf zu erscheinen? Aber vielleicht läßt das in Genf erledigte Arbeitpensum sie ihre Abwesenheit bedauern? Prüfen wir. Die brennendsten praktischen Fragen, so die Organisation des philosophischen Unterrichtes an höheren Lehranstalten, wurden nicht berührt. Und die Vorträge, die gehalten wurden, sind eine Wiederholung längst bekannter Anschauungen und Ueberzeugungen der Vortragenden, boten nicht den Schatten eines neuen Gesichtspunktes und konnten durch eine Diskussion, der sich die besten philosophischen Köpfe wohl absicht-

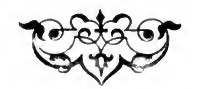
lich entzogen, nicht die geringste Förderung erfahren. Wenn ein Mann wie Windelband seine so fruchtbar gewordenen, aufklärenden Unterscheidungen zwischen Natur- oder Gesetzeswissenschaft und der ideographisch verfahrenden Geschichte oder Ereignißwissenschaft noch einmal darlegt („Normen und Naturgesetze" in Präludien, 1884; Geschichte und Naturwissenschaft, straßburger Rektoratsrede, 1894), die Folgen dieser Unterscheidung für Logik, Erkenntnißtheorie und unser praktisches Verhalten noch einmal ableitet und dann irgend ein gänzlich Unbekannter aus Berlin keck erklärt: er glaube Das nicht, Das sei doch erst 'mal zu beweisen; im Uebrigen habe der Herr Vortragende übersehen . . ., so verdient dieser Vorgang doch nicht, in den Annalen der Philosophie verzeichnet zu werden. Professor Boutroux aus Paris ist ein nachdenklicher Kopf, dessen Abhandlung über die Zufälligkeit der Naturgesetze in Fachkreisen gebührende Beachtung gefunden hat; auch war, was er auf dem Kongreß über die Bedeutung der Geschichte der Philosophie für das Studium der Philosophie zu sagen hatte, sicherlich anregend; aber neu war den erschienenen Fachleuten weder Thema noch Standpunkt. Reinkes Versuche, den Vitalismus in der Biologie zu beleben — daß solche Versuche von „denkenden" Physiologen unternommen werden konnten, machte Du Bois-Reymond das Sterben schwerer — und der Finalität neben der Kausalität in der Wissenschaft einen Platz einzuräumen, sind bekannt; daß er herbeigeeilt war, sich zur Teleologie zu bekennen, hätte vielleicht vor einer Synode repräsentativer Geister und in heißen, Tage langen Weltanschauungdebatten fruchtbar werden können. Und was soll man erst zu Professor Steins Vortrag sagen, der als Novum die „Definition, was Philosophie sei" bot? Jeder Denker hat bekanntlich seine eigene Definition; eine Einigung ist sogar nöthig, seit die Psychologie und wohl auch die Soziologie — ihre geistvollsten Bereicherer waren in den letzten Jahrzehnten Philosophen im Nebenamt — sich vom Mutterschoß der Philosophie gelöst und die wissenschaftlichen Köpfe, allem Metaphysischen den Rücken kehrend, sich auf den sogenannten Grenzgebieten angesiedelt haben. Aber ein neuer Definitionversuch, der irgendwie verbindlich werden wollte, setzt wieder die Betheiligung jener repräsentativen Köpfe voraus, die so vollzählig fehlten. Und damit ist das Fazit der internationalen Philosophentagung erschöpft. Ist ein kläglicheres denkbar, — eins, das die von der heutigen philosophischen Forschung und den lebenden philosophischen Schriftstellern geleistete Arbeit in den Augen der Laienwelt heilloser blosstellt? War, trotz so armsäliger Betheiligung, ein reicheres, „zeitgemäßeres" Arbeitpensum nicht zu ersinnen? Unter den Theilnehmern bemerkte ich auch einen tüchtigen, praktischen Kopf, einen Soziologen, der das wirkliche Leben kennt, seinen verstecktesten Regungen nachzuspüren, seine leisesten Aeußerungen gewissenhaft zu registriren strebt und mit allen Mitteln seiner rührigen prak-

tischen Vernunft dem Komplex von Fragen, die man die Soziale nennt, auf den Leib rückt. Ich meine den Verfasser des sogar von der „Norddeutschen Allgemeinen" auffallend wohlwollend besprochenen Buches: Die Soziale Frage im Lichte der Philosophie (Stuttgart, bei Enke), Herrn Ludwig Stein, den berner Ordinarius der Philosophie. Stein ist einer unserer gewandtesten, schlagfertigsten, temperamentvollsten philosophischen Schriftsteller, ein Mann, der die breiteste Massenwirkung freilich nie außer Acht läßt und von einer zügellosen Sucht nach Pointen befallen ist, die er bei aller Findigkeit nicht immer findet. Sein Fleiß ist bewundernswerth, seine Belesenheit fast schrankenlos ausgedehnt und dabei höchst vielseitig; einer nimmersatten Aufnahmebereitschaft steht aber auch ein unersättlicher Schreib- und, wie ich höre, Sprechtrieb zur Seite: er wirft Buch nach Buch auf den Markt und ist vielen Zeitschriften und Zeitungen ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Und weder zuletzt noch nebenher pflegt der Philosoph die verzweigtesten und vielseitigsten persönlichen Beziehungen: zu Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern, Künstlern, Diplomaten, Staatsmännern (bis in die Wolkenhöhe der Maßgebenden hinauf), Politikern, Journalisten, Publizisten, Großkaufleuten und Financiers; ist er in London, Berlin, Wien, Paris so gut heimisch wie in Budapest, Rom, Amsterdam, Bukarest; beherrscht er die Hauptkultursprachen ungewöhnlich gut, versteht er, über byzantinische, jüdische und arabische „Allstillstandsdenker" des Mittelalters so geschickt, unter Berufung auf Quellen und Citirung krauser arabischer Schriftzeichen so überzeugend zu reden wie über Mills induktive Logik, Comtes Soziologie, Wundts Physiologische Psychologie, Pestalozzis Pädagogik, Weismanns Vererbungtheorie, Spencers Politik, wie über Arbeitlosenversicherung, internationale Schiedsgerichte, Minimalarbeitlohn, Agrarkrisis und unzählige andere Einzelfragen aller möglichen Einzeldisziplinen. Ich will Herrn Professor Stein hier nicht ausführlicher charakterisiren (dazu bietet sich vielleicht eine passendere Gelegenheit), sondern nur die Wesensart dieses Kongreßphilosophen andeuten. Er kennt nicht nur das Buchleben: er wandelt vielmehr im hellsten plein air der Gegenwart, hat vielleicht das Recht — wer wills entscheiden? —, sich als Ausgabe letzter Hand unseres Kulturstandes zu betrachten und „Miniaturbilanzen der Weltgeschichte", wie er so artig sagt, zu entwerfen. Ist es nun unbillig, zu verlangen, daß einem solchen Mann die Miniaturbilanz des Philosophenkongresses vor den lebhaften Geist trat, noch bevor er stattfand? Daß er darauf drang, seine Arbeitleistung im Licht schöpferischer Arbeit zu gestalten? Denn an dem Willen zu schöpferischer Arbeit ist bei Männern wie Windelband, den ich als philosophischen Schriftsteller bewundere, und Stein nicht zu zweifeln. Um so betrübender aber ist, daß sie den Verlauf des Kongresses nicht vorbedacht haben.

Ich komme nun auf die Frage zurück: warum wohl so viele der tüchtigsten

philosophischen Schriftsteller und Philosophielehrer dem Kongreß fern blieben? Von dem Schwindel erregenden Wahn, sich als „Inkarnation des Willens zur Menschheiterhöhung“ zu empfinden, als „caesarische Züchter und Gewaltmenschen der Kultur“, sind wohl die kühnsten unter den lebenden Philosophen frei; und statt, in Seligkeit, ihre Hand „auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs“, sind sie meist froh, ihren Gedanken im Kreise noch unmündiger, widerspruchlos zustimmender Schüler freien Lauf geben zu können, ihren Schriften Verleger, ihren den wünschenswerthen Kulturgang betreffenden Ueberzeugungen eine Form zu finden, die den behaglichen Aufenthalt im Schoß der Fakultät, im Kreis der Familie und Freunde ihnen nicht verleidet. Viele von ihnen haben als Philosophen im hergebrachten Sinn des Wortes überhaupt abgedankt; sie forschen, nach bewährten Methoden, dieser oder jener Einzelfrage nach und treiben, so weit, Wissenschaft, nicht Philosophie; sie haben eben, aus Unvermögen oder Absicht, die Beziehung des Wissens zum Ganzen der Erkenntniß und des Lebens aus dem Auge verloren. Andere wieder sind Totengräber gewesener Meinungen und Ueberzeugungen; sie zählen nicht unter die Philosophen, sondern unter die Historiker. Wir schelten damit nicht die Geschichte: Das ist Barbarenart; Kultur ohne Besinnung auf die Bedingungen ihres Werdens ist so wenig Kultur, wie Persönlichkeit ohne Einheit der Erinnerung noch Persönlichkeit wäre. Aber wenn die geschichtliche Arbeit damit fertig, wenn sie festfrieren soll bei der Betrachtung der „objektiven“ Lebens- und Glaubensformen, weil dem Zufall beliebte, uns in sie hineingeboren werden zu lassen, oder Interessen gebieten, die Frage nach dem Was und Wie geschichtlicher Thatsachen von ihrem Wozu und Wohin, ihrer Zweckbewegung, ihrem Sinn, ihrer Idee fein säuberlich zu trennen: so betrachten wir sie als verächtlich und zugleich schädlich. So sonderbar es scheint: es giebt solcher festgefrorenen Philosophiehistoriker nicht wenige. Neben ihnen sehen wir aber auch Heißsporne der Erkenntniß, die, ohne Fanatikergeberde und ohne Talent zum Märtyrer, doch ernstlich glauben, den Willen der Menschen gewissermaßen durch die reine Vernunft erreichen, prinzipiell wenigstens meinen, die Tiefe des Gefühles durch die Tiefe der Erkenntniß mindern zu können. Zwischen diesen Gruppen von Denkern besteht heute kein innerer Zusammenhang, kein irgend erkennbarer; nur ein solcher des gleichen Namens und des gleichartigen Standes oder Amtes. Und es ist ein Zeichen von Ehrlichkeit oder, um Affektwörter zu meiden, von Einsicht in diese Sachlage, wenn so viele Berufene dem Philosophenkongreß in Genf fern blieben.

Dr. Samuel Saenger.



# Velazquez.*)

Zwei Bilder, die 1629 in Rom entstanden, zeigen uns, welcher fundamentale Wandel mit dem Meister vor sich gegangen war. Es sind die beiden Ansichten aus dem Garten der Villa Medici. Von allen Ueberraschungen, die uns beim ersten Besuch des Prado erwarten, bilden sie die größte. Man meint, zu träumen. Ist Das wahr und möglich? Vor nahezu dreihundert Jahren sind da zwei Bilder entstanden, die ohne Vorgang dastehen in der Geschichte der Malerei, Landschaften, die vor der Natur prima herunter gemalt sind, die das Sonnenlicht wiedergeben, wie es hell auf einen Kiesweg durch schattende Laubzweige hindurch fällt. Hat sich da nicht ein früher Claude Monet, ein bestes Bild von Liebermann nach dem fernen Süden verirrt? Konnte so Etwas gemalt werden und dann zweihundert Jahre ruhen und warten, bis der Erbe kommt, der die reiche Erbschaft antritt? Es ist unerhört, wie Velazquez hier mit mächtigem Anlauf weit über Rubens und über seine ganze Zeit hinausstrebt. Denn Das muß bei der ganzen Betrachtung festgehalten werden: nie ist Rubens in diesem Sinn der Wirklichkeit nachgegangen; und wo er in seinen Landschaften uns Landschaftmöglichkeiten vorführt, da geschieht es, um die farbenweckende Zaubergewalt des Lichtes der Gestaltung einer verzauberten Wirklichkeit dienstbar zu machen. In diesem Sinn ist er der unmittelbare Vorläufer von Turner und Constable und Allen, die nach ihnen in der Farbe das bestimmende Stilprinzip ihrer Landschaftgestaltung gesucht haben. Die reine Wirklichkeit aber an sich hat ihn, wie schon Goethe uns lehrt, nie interessirt; daher ist er auch nie ein Portraitist im höchsten Sinn geworden.

Immer wieder strebt die Kunst neuen Idealen, neuen Stilmöglichkeiten, neuen Unwirklichkeiten zu; die erste und unerläßliche Voraussetzung aber solchen Strebens bildet dann immer wieder das sichere, untadelige Erfassen der Wirklichkeit nach bestimmten Richtungen ihrer Erscheinungwerthe hin. Die Geschichte der Kunst ist die Geschichte des Suchens und Fliehens von Ideal und Wirklichkeit, von Stil und Natur; und wo immer zwischen diesen Grundelementen neue Relationwerthe sich bilden, da wächst im kleinsten oder größten Sinn neu ein Stil... Velazquez hat die überkommenen Stilelemente in ihrer überkommenen Relation zu einander über Bord geworfen. Das Wirklichkeitlicht bei Rubens hat ihm die letzte Befreiung geschaffen und als der Erste unter allen Malern verzichtet er darauf, zum Zweck der malerischen Darstellung einen Vorgang in der Wirklichkeit oder auf der Leinwand zusammenzustellen; als der Erste geht er darauf aus, Ausschnitte aus der Wirklichkeit zusammenzusehen und als einheitlich Gesehenes zur Darstellung zu bringen. Damit aber verschiebt sich dann

*) Ein Fragment aus der Einleitung, die Herr Dr. Freiherr von Bodenhausen seiner Uebersetzung des „Velazquez" von R. A. M. Stevenson vorauschickt. Die deutsche Ausgabe des Buches, das der Kunstkritik neue Bahnen wies, erscheint Ende Oktober bei Bruckmann in München. Als ein seltenes Zeichen nobler Bescheidenheit sei erwähnt, daß Herr von Bodenhausen die Absicht, ein Buch über Velazquez zu schreiben, aufgab und sich mit der Rolle des Uebersetzers begnügte, weil ihm das zunächst Wichtigste schien, Stevensons Werk den Deutschen zugänglich zu machen.

nothwendig die ganze Architektonik, der Stil in seiner Kunst. Statt, wie Rubens, Wirklichkeitelemente in seine Kunst hineinzutragen, zwingt er sich die Wirklichkeit zum Stil und setzt an die Stelle der Komposition die Auslese. Den Anfang damit aber hat er in seinen Medici-Landschaften gemacht.

Hier ist es Ernst geworden mit der Beobachtung wirklichen Lichtes. Hier sieht er, wie die Sonne durch die Bäume fällt und welche Wirkungen Schatten und Licht auf Boden und Mauerwand ausüben. Kein farbiges Bild. Aber, wie Constable es dann aufnehmen sollte, feinste Differenzirung der Farbenwerthe. Das Grün, das wir durch die Arkade hindurch sehen, hat durch das Medium der Luft einen gegen das Grün des Vordergrundes veränderten Ton erhalten; und zwar ohne Rezept und Formel, so, wie es sein auf feinste Farben- und Lichtschwingungen eingestelltes Auge sieht. Kein Bild, außer den Meninas, wirkt so modern und von allen frühen Bildern ist es insofern das interessanteste, als es zeigt, mit welcher Energie und welchem Temperament er der Natur zu Leibe geht. Die tiefe Erregung, die ihn vor den Schönheitwerthen der Natur erfaßt, hat in dieser funkensprühenden Malerei ein Leben gewonnen, das noch nach Jahrhunderten als gleiches, zündendes Leben sich uns mittheilt. Das ist die Liebe zur Wirklichkeit, der er seine nie wieder erreichten Erfolge als Portraitist verdankt. Das ist die neue Sprache, die er geprägt, um Wirklichkeitwerthe in Kunstwerthe zu übersetzen, um die Zeitlichkeit zum Abglanz der Ewigkeit zu erheben; um das Flüchtige der Erscheinung zum Stillstand und das Vergängliche zur Dauer zu zwingen.

Auf dem hier betretenen Wege einer Freiluftmalerei ist er dann nicht weiter gegangen. Von Einzelausnahmen bei Guardi etwa und Goya abgesehen, hat man erst im neunzehnten Jahrhundert an diesen Anfang wieder angeknüpft. War ihm das Sonnenlicht zu grell, zu fleckig? War es ihm als Einheitston zu scharf? Oder war das allgemeine Entsetzen über solche revolutionäre Malerei allzu groß? Wir wissen nichts von seinen Gründen. Aus seinen späteren Werken aber wissen wir, daß er vornehmlich im geschlossenen Raum der Lichtwirklichkeit nachgegangen ist. Und wo der Vorwurf ihn zwang, seine Darstellungen in die freie Luft hinauszuverlegen, wie in seinen Jagd- und Reiterbildnissen, da kommt, wie der vielleicht gründlichste Velazquez-Kenner, Berruete, richtig beobachtet hat, ein diffuses Licht zur Darstellung, wie es hell und kräftig, aber ohne die Fleckenwirkung des Sonnenlichtes und ohne scharfe Schatten in jenen lichtgesättigten Hochebenen Spaniens bei bedecktem Himmel entsteht. Lehrreich aber ist der weitere Entwickelungsgang, den Velazquez seinen letzten Zielen entgegen durchmacht. Denn die Medici-Landschaften sind nur wie ein erstes Ahnen, wie ein Vorfrühling und ein freudiger Bote; die volle Reife setzte erst später ein.

... An die Stelle der stilisirten Lichteinheit ist in der „Vulkanschmiede" die Lichteinheit der Wirklichkeit getreten, an die Stelle einer geistigen Decentralisirung eine geistige Centralisirung, an die Stelle des kompositionellen Lichtsausgleichs der Massen eine Linienkomposition, die, ohne die Grenzen der Wirklichkeitmöglichkeiten zu verlassen, doch in einem dem geistigen Gehalt parallelen Sinn centralisirend wirkt. Von diesen Elementen sind die beiden zuletzt genannten italienischer Herkunft, wenn auch für deren erste eine Prädisposition schon in frühesten Bildern des Velazquez kenntlich wird. Sie erfüllen und durchdringen von da

ab seine Kunst in immer neuen Abwandlungen und wirken im Sinn wechselnder Vermannichfaltigung. Von entscheidender Bedeutung aber für das Wesentliche in der Kunst des Velazquez sind sie nicht geworden. Was er uns zu sagen hatte, das wäre mit der gleichen Kraft auch ohne den italienischen Einschlag zum Ausdruck gelangt. Entscheidend aber ist die Einführung der Lichtwirklichkeit für seine Kunst geworden. Es war das Element, das ihm in seinem Streben nach letzter Wahrheit fehlte und ohne das er sein letztes Ziel nie erreicht, ohne das er mit seiner Kunst nie Epoche gebildet hätte. Wäre Velazquez gestorben, nachdem er die Borrachos geschaffen hatte, so wüßten wir wohl, daß hier der bedeutendste Maler Spaniens ein frühes Ende gefunden, aber wir hätten keine Ahnung von der Epoche schaffenden Kraft, die in dieser Begabung noch gefangen lag. Es steht außer Zweifel, daß ein Genie von der Kraft des Velazquez diesen entscheidenden Schritt aus eigenster Kraft hätte thun können. Die Gerechtigkeit aber verlangt, daß man hier Rubens die Ehre zuweise, die ihm zukommt, die Ehre, dem jüngeren Genie zur Befreiung des Elementes verholfen zu haben, das ihn der letzten Höhe seines Schaffens entgegenführen sollte.

Ueber Goethe schreibt einmal Schiller an Humboldt: „Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen." Vor solcher Charakteristik wird die Erinnerung an das Wort lebendig, das Merk an seinen großen Freund schrieb: „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben." Wie Goethe, so hat auch Velazquez im „Besonderen das Allgemeine geschaut". Und wie Goethes beobachtender Blick, so hat auch der des Velazquez „still und rein auf den Dingen geruht".

Noch ein Wort über Stevenson. Er wurde 1847 in Edinburg geboren, studirte in Cambridge und widmete sich dann ganz der Malerei. Von der Unnatur, die den Schüler der Ecole des Beaux-Arts in Antwerpen umgab, flüchtete er sich nach Paris zu Carolus Duran und nach Barbizon. Was er den Franzosen verdankt und welche Mühe er hatte, sich von der Akademie ganz frei zu machen, kann man in seinem Kapitel über die Farbe bei Velazquez nachlesen. Er hat sich dann vornehmlich der Landschaftmalerei zugewendet. Daneben hatte ihn von je her die begrifflich zu formulirende Gesetzmäßigkeit aller Kunst besonders angezogen. Mit den Jahren gewann diese Seite seiner Veranlagung immer mehr das Uebergewicht. Die ihn gekannt haben, rühmen an ihm das Feuer und den zündenden Geist seiner Rede. Seine feinen und geistvollen Beobachtungen über Malerei hat er zum großen Theil in der „Saturday Review", der „Pall Mall Gazette" und dem „Magazine of Art" niedergelegt. Eine Gesammtausgabe dieser Aufsätze wird auf meine Anregung bei Bell & Sons erscheinen. Was er über Malerei zu sagen hatte, gehört zum Werthvollsten, das wir überhaupt besitzen. Dabei hat er, etwa wie bei uns Bayersdorfer, nie gern geschrieben. Das gesprochene Wort erschien ihm natürlicher und lebendiger. Darum sind auch nur wenige Bücher von ihm erschienen. In erster Linie stehen seine Monographien über Rubens und vor Allem über Velazquez. Dieses Buch ist gewissermaßen der Extrakt seines Kunstbekenntnisses. Sidney Colvin hat von dem Werk gesagt: „In keinem anderen Buch, scheint mir, weder in der englischen noch in irgend welcher anderen Literatur, ist die Psychologie des künstlerischen Lebens so klar und so beweiskräftig zum Ausdruck gebracht, ist die Natur des rein Malerischen in der Malerei im Gegensatz zu allem Literarischen und Historischen in einer so zwingenden und liebenswürdigen Weise uns Allen sichtbar gemacht worden."

Heidelberg. Dr. Eberhard Freiherr von Bodenhausen.

# Nitschewo.

Es giebt ein russisches Wort, das so oft wie kein anderes gebraucht wird. Zu jeder Zeit, in glücklichen und in traurigen Momenten, ist es der Ausdruck, in dem sich Alles für den Russen resumirt. „Nitschewo". Zu Deutsch: „Nichts"; oder besser: „Das macht nichts". Am Meisten hört man es als Ablehnung, wenn gedankt wird, wo man englisch „Do n't mention it" sagt und deutsch „Bitte"; es giebt aber überhaupt keine Lage, in die es nicht paßt. Den Charakter der Slaven spiegelt es mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Wie das spanische „mañana" (morgen) den leichtlebigen Spanier und „all right" den energischen Amerikaner bezeichnet, so bezeichnet „Nitschewo" den gutmüthigen, fatalistischen Russen.

Ein russischer Diplomat erzählte mir einmal, daß Bismarck, während er als preußischer Gesandter in Petersburg weilte, einen eisernen Ring mit der Inschrift „Nitschewo" trug. Man fragte ihn, was das Wort für ihn bedeute, und er antwortete: „Ganz Rußland". Er wurde aufgefordert, sich näher zu erklären, und erzählte die folgende Geschichte. Eines Tages fuhr er im Schlitten zu einer Bärenjagd und der Mushik jagte auf gefährlichem Bergweg so waghalsig vorwärts, daß das Fahrzeug jeden Augenblick umzuwerfen drohte. „Nimm Dich doch in Acht!" rief ihm Bismarck zu; „sonst geschieht ein Unglück." Der Kutscher zuckte mit den Achseln und sagte: „Nitschewo", fuhr aber womöglich noch rasender als zuvor. „Halt!" rief Herr von Bismarck, der sich nur mühsam mit den Händen festhielt. „Du wirfst noch um; wir verlieren Beide das Leben." „Nitschewo! Nitschewo!" sagte wiederum der Mushik; doch, wie vorausgesehen, stieß der Schlitten in seiner wilden Fahrt plötzlich gegen ein Hinderniß, die Pferde scheuten, stürzten sammt dem Schlitten kopfüber einen Abhang hinunter und brachen schließlich auf vereistem, morastigen Boden ein. Im Gesicht verletzt und wüthend, machte sich Bismarck von den Trümmern frei und stürzte sich mit erhobenem Peitschenstiel auf den Mushik, um ihm eine gehörige Lektion zu geben. Der Mann kam ihm aber freundlich lächelnd entgegen, wischte ihm das Blut vom Gesicht und sagte beruhigend: „Nitschewo, Barin!" Bismarck mußte lachen. Und dieser Vorfall dünkte ihn so bezeichnend für ganz Rußland, daß er sich aus einem Fragment des Schlittens den Ring machen ließ; und die Devise „Nitschewo" wurde, so lange er in Rußland war, auch die seine.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für mich bedeutet „Nitschewo" Mukden, die russische Armee, den Krieg mit Japan, die Zukunft Chinas —: es ist der Inbegriff aller Eindrücke, die ich aus der Mandschurei mitgebracht habe. Es war das erste russische Wort, das ich lernte. Wenn man mich fragte: „Sprechen Sie Russisch?", antwortete ich jedesmal: „Nitschewo!" Wenn die Ekel erregenden chinesischen Krüppel und Bettler sich in den Straßen von Mukden zu nah an mich drängen oder die Hausirer zu unverschämt werden, schreckt man sie mit einem donnernden „Nitschewo!" zurück. Wenn ein Stabsoffizier mich auf Pariser-Französisch höflich um Verzeihung bittet, weil er mir unversehens im Wege stand oder mich mit seinem Säbel berührte, murmele ich ein abwehrendes „Nitschewo". Wenn eine neue Hiobspost einläuft oder die Nachricht vom Tode eines jungen Offiziers, der gestern noch mit uns sich seines Lebens freute, wird nachlässig mit den Schultern gezuckt

und „Nitschewo" gesagt. Ja, wir haben Kanonen und Fahnen und eine ziemlich wichtige Position verloren: Das macht aber schließlich nichts aus. „Nitschewo".

Wenn man mich fragt, wie es möglich wurde, daß die größte Nation der Welt nicht im Stande war, ein Land, das in eine der kleineren russischen Provinzen hineinginge, zu besiegen, würde ich „Nitschewo" die allermeiste Schuld zuschreiben. „Nitschewo": dem gleichgiltigen, faulen, unbekümmerten, dumm fatalistisch n und wunderbar stoischen Wahlwort der Slaven, gleich unheilvoll in seiner Wirkung auf die Lebensführung des Einzelnen wie auf die Führung der gemeinsamen Sache, dem eingefleischten Leichtsinn der Kelten vergleichbar, der Irland zum Fluch geworden ist.

Eines Abends saß ich, in Mukden, im Bahnhofsgebäude mit einem russischen Artilleriehauptmann, dessen Batterie am nächsten Morgen früh ausrücken sollte. Der größte Theil der Nacht wurde mit Kameraden verzecht.

„Ich staune, daß Sie so viel Wodka und unfrappirten Champagner gemischt vertragen können," sagte ich; „besonders, da Sie doch so früh fort müssen."

„Was macht mir Das?" Er war schon halb im Dusel. „Nitschewo!"

Bei Tagesanbruch, als ein Unteroffizier meldete, daß die Batterie bereit sei, lag der Hauptmann unter dem Tisch. Auf alle ehrerbietigen Vorstellungen seines Unteroffiziers gab er keine andere Antwort als „Nitschewo". Der rathlose Unteroffizier überließ es den Freunden, seinen Vorgesetzten zu wecken. Sie richteten ihn auf und redeten ihm eindringlich zu, sahen aber bald die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen ein und sagten: „Nitschewo!" Dem Unteroffizier wurde bedeutet, die Batterie müsse warten.

„Was geschieht jetzt wohl?" fragte ich einen Offizier.

„Nichts", meinte er. „Nitschewo. Die Batterie kommt noch zeitig genug an. Warum sollen sich die Leute beeilen, um womöglich früher umzukommen?"

Vier Tage später, als aus den nördlichen Bergen der Liau-Tung-Halbinsel ein Gefecht gemeldet wurde, vernahm ich, daß die Batterie unseres Freundes daran theilgenommen und schwer unter dem Shrapnellfeuer der Japaner gelitten hatte. Ich hörte noch, wie ein höherer Stabsoffizier Kuropatkins erklärte, die peinlichsten Niederlagen auf der Liau-Tung-Halbinsel seien der Ueberlegenheit der japanischen Artillerie zuzuschreiben, die, weit mobiler als die der Russen, bessere Positionen einnehmen könne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der liebenswürdigste Mensch, den ich das Glück hatte, in der Mandschurei kennen zu lernen, war ein an die Militärbahn detachirter russischer Genie-Hauptmann. Eine gewinnende Persönlichkeit, freigiebig und gastfreundlich wie ein Fürst und menschlich in seinem Umgang mit den gemeinsten Kosaken und schmutzigsten Chinesen. Gegen mich, der mit dem Preßcensor in Konflikt gerathen und deshalb in einer wenig beneidenswerthen Stellung war, zeigte er sich immer besonders gefällig und bemühte sich, mit aufheiternden Einfällen meine Sorgen zu verscheuchen. „Nitschewo" nahm in seinem Munde eine trostreiche, hoffnungvolle Bedeutung an. Ich mußte fast glauben, daß Alles, was mich bedrückte, bald zu nichts werden würde. Sein einziger Fehler war die Leidenschaft für Kartenspiele, besonders für hohes Spiel. Als ich einmal mehr Rubel verloren hatte, als mir gerade angenehm war, tröstete er mich mit der Bemerkung: „Nitschewo!

Wir verlieren oft fünfhundert Rubel auf eine Karte." Ich dachte, er übertreibe; aber am nächsten Abend, als ich mich im Offizierkasino einfand, war mein Freund so ins Spiel vertieft, daß er nur aufblickte, um mich lächelnd zu begrüßen. Ein anderer Offizier raunte mir zu, unser Freund habe dreitausend Rubel verloren und das Glück sei ihm noch immer nicht günstig. Ich blieb, um dem Spiel zuzusehen, bis nach Mitternacht. Unter den Spielern waren andere Offiziere der Militärbahn und ein Korrespondent der „Nowoje Wremja". So oft hatte ich ihn dort bemerkt, daß ich ihn scherzend fragte, wann er eigentlich schreibe.

„Ich sage Ihnen aufrichtig", erklärte er: „ich schreibe gar nicht. Was nützt es mir denn, für die Zeitung zu schreiben, wenn ich hier zehnmal mehr als zu Haus durch meine Arbeit gewinnen kann?"

„Aber was sagt der Redakteur dazu?"

„Nitschewo . . . Wer giebt?"

Plötzlich, gegen zwei Uhr morgens, trat ein Bahnbeamter herein. Sein Rapport veranlaßte meinen Freund, dem das Glück nicht hold sein wollte, rasch den anderen Genieoffizieren Etwas mitzutheilen. Einer von ihnen, ein Lieutenant, sprang mit dem Ausruf: „Uiye, ye, ye!" auf. Am Tisch brach Alles in schallendes Gelächter aus. Er eilte weg und ich folgte ihm, da ich Neuigkeiten witterte.

„Was giebts denn?" fragte ich.

„Ein Zug ist angekommen und Niemand war am Bahnhof."

„Was? Gar Niemand?" fragte ich erstaunt; denn den Tag über standen bei jedem Waggon Wachen mit blanken Säbeln.

„Die Wachen waren freilich da", antwortete er, während wir durch die unergründlichen Straßen Mukdens stolperten, „aber keiner von uns Offizieren."

Als wir am Bahnhof ankamen, war der Zug nicht mehr da. Auf dem Perron ging ein General in verhaltenem Zorn auf und ab. Sobald er den Lieutenant erblickte, brach der Sturm los. Er hatte von Charbin aus telegraphirt, daß er mit seinen Pferden hier ankommen werde; und da Niemand da war, seien jetzt die Pferde nach Liaujang weitergefahren. Kein groß- oder kleinrussischer Fluch wurde dem unglücklichen Lieutenant erlassen. Der war ganz zerknirscht. Er stürzte ins Telegraphenamt und besorgte mit der Hilfe zweier Telegraphisten eiligst alles für den Rücktransport der Pferde Erforderliche. Nun konnte er dem General melden, daß die Sache erledigt sei, und wagte, die Hoffnung auszusprechen, Seine Excellenz möge wegen der Pferde keine weiteren Unannehmlichkeiten haben. „Nitschewo!" sagte der alte Soldat ruhig und klopfte ihm freundlich die Schulter. Sein Zorn war verflogen. „Gehen wir ins Buffet, das zum Glück noch offen ist. Der Amerikaner soll auch mitkommen." Eine halbe Stunde später saßen wir ganz gemüthlich beisammen. Der General nahm die Einladung an, den Rest der Nacht im Quartier des Lieutenants zuzubringen. Um elf Uhr vormittags schliefen Beide noch. Mein anderer Freund, der unglückliche Spieler, war gerade aufgestanden. Er war heiter wie gewöhnlich.

„Hoffentlich hat sich gestern das Glück gewendet", sagte ich.

„Nein, ich habe die ganze Zeit Unglück gehabt."

„Wie viel haben Sie verloren?"

„Dreitausendfünfhundert Rubel."

„Das ist recht traurig", meinte ich.

„Nitschewo! Was liegt daran? Ein anderes Mal gewinne ich.“

Sein Jahressold war, wie ich wußte, nicht so hoch wie dieser Verlust einer einzigen Nacht. Er hatte mir schon anvertraut, daß er in Paris und Monto Carlo alles Vermögen, das er von Haus aus besaß, durchgebracht habe. Gleichmüthig und fröhlich wie immer, faßte er mich beim Arm und nahm mich zu einem der Stunden lang währenden Frühstücke mit, die mit fünf Glas Wodka und mit so viel Sakuska anfangen, daß Zwei davon satt werden könnten. Nach dem Frühstück versank mein Freund in Brüten. „Was fehlt Ihnen?“ fragte ich.

„Ich bin besorgt um Iwan Iwanowitsch. Sie habens vielleicht bemerkt: er war wieder betrunken. Heute früh war er schon betrunken; und jetzt wieder. Allerdings verschläft ers bald; aber man kann darauf rechnen, daß er abends wieder trinkt. Es ist zu viel. Ich habe mit ihm gesprochen und andere Vorgesetzte auch; er verspricht dann immer unter Thränen Besserung, — und betrinkt sich aus lauter Kummer und Schmerz gleich darauf wieder.“

„Wie er dabei seinen Dienst thun kann, ist mir unerklärlich,“ wagte ich zu bemerken.

„Das ists eben, was mich bekümmert,“ sagte der Hauptmann lächelnd. „Ich muß fortwährend für ihn eintreten, damit ihn keine zu große Schuld trifft.“

„Er kann von Glück sagen, daß er Sie zum Vorgesetzten hat,“ sagte ich.

„Nitschewo!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends saß ich zufällig allein auf einer Bank am Bahnhof und hörte der Militärmusik zu, die zu Ehren Alexejews, dessen Hauptquartierzug auf einem Nebengleis stand, spielte. Ein älterer Herr, von einfachem Wesen, setzte sich nach einer höflichen Anfrage neben mich.

„Kennen Sie diesen Marsch, den sie jetzt spielen?“ fragte er auf Französisch.

Ich sagte ihm, daß er mir neu sei, aber sehr gut gefalle.

„Es ist einer unserer schönsten Märsche und heißt Souvenir d'Extrême-Orient. Wenn wir ihn später wieder hören, werden wir an Mukden denken.“

Auf Deutsch kam die Konversation erst in Fluß. Der alte Herr entpuppte sich als einen Kurländer, und als wir später Karten wechselten, stand auf seiner „Fürst . . ., Kämmerer“ und noch andere Würden. Es war als besonderer Bote des Kaisers Nikolaus erst vor Kurzem angekommen, um sich mündlich mit dem Statthalter Alexejew über irgend eine komplizirte oder geheim zu haltende Angelegenheit zu verständigen. Noch nie habe ich einen besser informirten und liberaleren Menschen getroffen als diesen Fürsten. Er nahm kein Blatt vor den Mund und die energischen Ausdrücke, deren er sich bediente, um die diplomatischen Verhandlungen, die zum Krieg führten, und die dann folgenden unzählbaren militärischen Fehler und Mißgriffe zu schildern, sind kaum wiederzugeben. Wenn ich sie Wort für Wort aufgeschrieben und am nächsten Morgen dem General Pflug vorgelegt hätte, wäre meine Laufbahn als Korrespondent wesentlich abgekürzt worden; denn dieser General liebt keine Wahrheit, die ungelegen kommt.

Während des langen Gespräches, das ich in dieser schönen, vom Mond erhellten Sommernacht mit dem Fürsten hatte, fiel mir auf, daß er nur zweimal das Wort „Nitschewo“ gebrauchte. Wenn er „Nitschewo“ sagte, dann war es von besonders kräftiger Wirkung. Einmal fragte ich ihn, ob es nicht recht

langweilig sei, einer einzigen Unterredung wegen diese zweiundzwanzigtägige Reise durch Europa und Asien zu machen und dann gleich die Rückreise anzutreten, um schließlich Seiner Majestät dem Zaren einen vielleicht unwillkommenen Bericht zu erstatten. „Nitschewo!“ rief er lächelnd; „mit meinem Dienst streite ich nicht!“ Später, als er über die Dummheit und die verhängnißvollen Folgen des Krieges gesprochen und mit bewegten Worten den sprachlosen Schmerz des Zaren über die Niederlagen der Flotte geschildert hatte, fügte er hinzu: „Was soll schließlich aus unserer unglücklichen Armee hier noch werden, aus all diesen armen Kerlen, die wir in Petersburg und Moskau von der Kadettenschule und von so vielen Festtafeln her kennen? Aus den zweihunderttausend Soldaten, die in dieser elenden Mandschurei ihrem Schicksal entgegengehen? Sie sind in Petersburg schon aufgegeben. Für uns sind sie so gut wie tot. Wir sehen sie nicht wieder. Und es ist nur das erste Opfer. Nitschewo ... Die Mandschurei geben wir aber nicht auf. Die muß unser werden. Unsere Grenze kann nur der Ozean sein. Was macht dieser Krieg denn im Grunde aus? Was noch andere Kriege? Der Unverstand unserer Staatsmänner ist so groß, daß wir noch andere, gegen noch Mächtigere zu führende erwarten können. Unsere Armee mag sich blamiren, das russische Reich mag Bankerot machen: erreicht wird das Ziel doch. Was sind zehn, zwanzig oder sogar hundert Jahre für Rußland? Nitschewo!“

Oberst Edwin Emerson.



# Fusionen in der Chemie.

Ereignisse ersten Ranges haben sich vor wenigen Wochen im Reich unserer chemischen Fabriken abgespielt; die öffentliche Meinung aber hat bei diesem Schauspiel weder gezischt noch geklatscht. Sehr begreiflich. Die Aktienspekulation, um die sichs hier handelt, kann bei so hohen Kursen nur einzelne Kreise himmelhoch jauchzen oder zu Tode betrübt werden lassen; auch fehlten all die Gewaltthätigkeiten, die den Geschäften höheren Stiles die eigentliche Sensation verleihen. Vielleicht hat man gar kein Recht, die Käufer von Badischer Anilinfabrik, Höchster Farbwerken, Bayer-Elberfeld, Griesheim als Haussiers zu bezeichnen. Auf diesem engen Markt pflegt ja fast jede Aktie, die gekauft oder verkauft wird, auf den Kurs einzuwirken; und Baissiers kann es da gar nicht geben. Es ist eben ein wesentlicher Unterschied, ob Einer Notirungen über 400 als hoch ansieht oder ob er nun auch zum Fixen die nöthigen Stücke bekommt.

Vor einigen Monaten stiegen Höchster Farbwerke beständig, gleich um ganze Prozente und — was wohl auffallen konnte — bei oft verzehnfachten Umsätzen. Da die Leiter unserer chemischen Gesellschaften aber so viele bekannte Eisen im Feuer haben, träumte die Börsenphantasie höchstens von einem neuen Verfahren zur Herstellung besonders billigen Indigos, von einem neuen Mittel gegen heftigen Kopfschmerz oder von Aehnlichem. Die Presse wußte auch nichts und man fürchtete sich durchaus nicht, wie mans auf dem Bankgebiet gethan hätte, sie eben so schlecht unterrichtet wie das große Publikum zu lassen. Eines schönen Tages aber wurde die Welt (die der Industrie, nicht der Finanz) von einer reichlich mit Zahlen versehenen Botschaft überrascht, die eine Interessen-

gemeinschaft zwischen den Höchster Farbwerken und Cassella in Frankfurt am Main als fertige Thatsache meldete. Sicher hatten die Direktoren der Konkurrenz in Ludwigshafen und Elberfeld nicht gut zu hören geglaubt, als ihnen diese Riesentransaktion zuerst nach der Blättermeldung telephonirt wurde. Doch vom Erstaunen zur That war für sie nur ein Schritt. Schon nach kurzer Zeit konnte die Nachricht von der neuen Interessengemeinschaft zwischen der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen und Bayers Farbenfabriken in Elberfeld mit allen Einzelheiten in die Welt hinaustelegraphirt werden. Wenn man die wechselnden Schicksale bedenkt, die in der Elektrizitätindustrie die Verhandlungen über Fusionen sogar dann noch durchzumachen hatten, als auf der einen Seite schon der Athem ausging, oder wenn man an die Windungen und Krümmungen zurückdenkt, die sichtbar wurden, ehe in Rheinland-Westfalen Kohlenbergwerke wie eroberte Provinzen vereinigt wurden, so muß die einfache, rasch wirkende Methode der Farbenmänner angenehm berühren. Die Chemie scheint eben ohne Bankherrscher und Kampfjuristen auskommen zu können.

Die großen Ereignisse hatten keinen Schatten vorausgeworfen, der thatsächlich vorhandene sehr lebhafte Wettbewerb hatte die Fabrikation nicht wundgerieben: und plötzlich, gleichsam über Nacht, waren aus den vier weitaus größten chemischen Fabriken zwei ziemlich geschlossene Einheiten geworden. Und da anzunehmen ist, daß die griesheimer Gesellschaft, trotz aller Staatsprotektion, solcher gewaltigen Neuerung nicht unthätig zusehen wird, so könnten wir bald vielleicht noch von einer dritten Gruppenbildung hören. Zu diesem Pool vereinigen sich am Ende gar nicht nur zwei, sondern drei oder vier Gesellschaften. Die Kraft der beiden ersten Concerns wäre auch dadurch freilich nicht zu erreichen. In jedem Fall aber erhält jetzt unsere nach Wissenschaftlichkeit und Dividende am Höchsten stehende Industrie mit einem Schlag ein völlig verändertes Gesicht.

Der Theil unserer chemischen Industrie, ders zur ersten Weltstellung gebracht hat, umfaßt Theerprodukte und pharmazeutische Präparate (von denen wichtige, die stinkenden Schwefelkörper, sich unbewohnte Theile der Lüneburger Haide als Herstellungort gefallen lassen müssen). Cassella hat sich von je her auf die Herstellung von Theerfarben beschränkt, deren Absatz, dank glänzenden Erfindungen und vorzüglicher Geschäftsorganisation, Millionengewinne brachte, ohne daß dazu besondere Anlagen von riesigem Umfang nöthig waren. Deutschland hat viele große Aktiengesellschaften, deren Reinerträgniß weit hinter dem dieser Privatfirma zurückbleibt. Nicht allzu oft wird wohl eine Gewerbesteuer auf sieben Millionen bezahlt. Hier haben wir eins der seltenen Beispiele, die lehren, daß ein Haus ohne fremdes Geld, fast nur mit eigenen — anfangs gar nicht so großen — Mitteln, sich auf gleicher Werthhöhe mit den mächtigen Aktienunternehmen seiner Branche halten kann. Um Das zu erreichen, war mehr erforderlich als die Bewilligung märchenhafter Gehalte und Tantiemen zum Lohn der besten Leistungen: die Firmeninhaber selbst mußten entweder Chemiker oder Kaufleute ersten Ranges sein und die Fähigkeit haben, ihren Farben bis nach Südamerika und sogar China Geltung zu schaffen. Früher hieß es, wers zu Etwas bringen wolle, dürfe nur Geschäftsmann sein, nichts weiter als Geschäftsmann. Das hat die Wirklichkeit unserer Tage widerlegt. Heute giebts rastlose Praktiker, die zugleich Herrenreiter sind, am Morgen nach dem Rennen aber wieder prompt in

ihrem Laboratorium sitzen. Als Cassella den Handel in natürlichem Indigo aufgegeben hatte, ging die Firma niemals über die Fabrikation von Theerfarben, Anilinfarben hinaus. Höchst dagegen liefert Alizarin-, Anilin-, Resorzin- und Azo-Farbstoffe, den so viel verheißenden künstlichen Indigo, chemisch-technische Produkte, Säuren und pharmazeutische Präparate. Aus dem Gebiete dieser so überaus reichen Thätigkeit kann Cassella zunächst nur die hochprozentige Säure interessiren, da die Firma solche Hilfstoffe in großen Mengen gebraucht, bisher aber von anderen Fabriken zu kaufen pflegte, unter denen Griesheim als Hauptlieferant geschätzt war. Diese Anlagen (für die Herstellung von Oleum und Aehnliches) sind ungleich kostspieliger als solche für die bloße Fabrikation von Schwefelfarben. Dennoch wäre es vielleicht von Griesheim klug gewesen, einem so enorm wichtigen Kunden aus eigener Initiative außerordentliche Vortheile zu bieten, damit nicht, eben wegen der Säuren, Unabhängigkeitgelüste aufzukommen brauchten. Das geschah nicht; und so drängte die Riesenentwickelung des Hauses Cassella zur Gründung eigener Roh- und Hilfstoff-Fabriken.

Ich gehe hier absichtlich auf die Details ein, um den Irrthum mancher Gelehrten zu zeigen, die im Wirthschaftleben Alles nach nüchternen, rein rechnerischen Erwägungen begutachten möchten. Scheinbar ist die Gemeinschaft zwischen Cassella und Höchst ja zu Stande gekommen, weil Höchst gerade die Säuren fabrizirt, die Cassella in ungeheuren Mengen verarbeitet und für die er nun doch keine neuen Anlagen zu machen braucht, weil er jetzt, als indirekter Theilhaber von Höchst, von den vielleicht zu hohen Preisen Etwas ja wieder hereinbekommt. In Wirklichkeit liegen aber die Dinge ganz anders. Die Firma Cassella hätte, ihrem Range nach, eine Schwefelsäurefabrik zu errichten gehabt. Das hätte sie auch gethan; für ihre Mittel kam weder die schwierige Wahl eines den Behörden passenden Ortes noch die Möglichkeit in Betracht, daß ihre Schornsteine auf Wunsch um noch fünfzig Meter erhöht werden müßten. Entscheidend war vielleicht das Menschliche. Im Haus Cassella herrschen unter den verschiedenen Inhabern komplizirte persönliche Beziehungen. Eine Verständigung über große Erweiterungaktionen wäre da nicht ganz leicht zu erreichen; und jüngere Familienmitglieder hätten wenig Hoffnung, ihre Kraft schnell zur Geltung zu bringen. Und noch Eins ist zu bedenken. Nach dreißigjähriger Arbeit pflegt die Unternehmunglust oft abzunehmen; wer Riesenerfolge hinter sich hat, fühlt sich manchmal berechtigt, auf Lorber und Gold auszuruhen. Das ist der Lauf der Welt. Ohne diese rein persönlichen Gründe hätte die mit Recht zur ersten Industrieklasse gezählte Privatfirma sich einer anderen großen Organisation vielleicht zwanzig Jahre später verbündet. Da nun die zweite große Gemeinschaft (Badische Anilin-Bayer) ohne das Vorbild, den ersten Concern, wahrscheinlich gar nicht entstanden wäre und da wir mit einiger Sicherheit erwarten dürfen, daß die Nachahmungsucht zu neuen Interessenvereinigungen führt, so haben wir hier einen Fall, wo die Psychologie fast allein uns eine Art industrieller Umwälzung erklärt. Daß Höchst und Cassella einander ergänzen, habe ich zu zeigen versucht; ergänzen aber auch die Werke in Elberfeld und Ludwigshafen einander? Einstweilen sehe ich die Möglichkeit noch nicht. Die beiden großen Gesellschaften besitzen Schwefelsäurefabriken, stehen also auf dem wichtigsten Gebiet in keinem Verhältniß zu einander.

Wohl aber könnte man an einen künftigen Austausch der Patente denken. Viel Arbeit, Zeit und Geld wäre dadurch zu ersparen. Heutzutage experimen-

tiren die Chemiker der verschiedenen Gesellschaften wie Leute, die im Dunkel neben einander sitzen und von einander erst erfahren, wenn plötzlich ein Lichtstrahl ins Zimmer dringt und die Situation erhellt. Ein für die Dauer organisirter Austausch von Versuchen, Methoden, Erfindungen würde das jetzt fehlende Licht verbreiten: Jeder wüßte dann, wie weit der Nachbar ist. Bisher wurde, sobald von einer Seite ein Patent angemeldet war, das Laboratorium der anderen Seite dagegen gehetzt. Die Chemie sollte den Nachweis liefern, daß die angebliche Erfindung gar nicht neu, längst schon dagewesen sei, und man erhob, noch ehe die beauftragten Chemiker an ihre Arbeit gegangen waren, für alle Fälle in Berlin Einspruch. So hatte man immerhin ein paar Wochen gewonnen, von denen sich Allerlei hoffen ließ. Ich will ein typisches Beispiel anführen. Die Badische Anilinfabrik meldete einst ein auf Oleum bezügliches Patent an; die Ueberleitung der Gase durch Abbrände sollte die schwefelige Säure von schädlichen Einflüssen befreien. Bald darauf folgten die Höchster Farbwerke mit der Anmeldung eines Patentes zur Darstellung von Schwefelsäure-Anhydrit; auch hier Ueberleitung der Gase durch Abbrände. Viele Fachmänner versicherten, an der Höchster Sache sei nichts neu außer der Art des zu benutzenden Ofens: dennoch bekam Höchst sein Patent. Man erzählt, ein großer Theil der Arbeitzeit werde in den Laboratorien jetzt zum Studium der Patente verwendet, deren Ausdrucksform oft so mager ist, daß sie der Konkurrenz kein deutliches Bild gewährt. Dabei kommts hier natürlich schon auf die winzigsten Kleinigkeiten an: auf die Art der Gefäße, die Beschaffenheit der Apparate und ähnliche Dinge. Manche stolze Gesellschaft verdankt der Intelligenz eines von der Konkurrenz herkommenden Arbeiters ganz neue Betriebsweisen, die nur möglich wurden, weil der Mann, statt der gußeisernen Geräthe, Thongeräthe empfahl, deren Vortheil er vor Augen gehabt hatte. Die Gesellschaften suchen sich ja vor allzu eifriger Wißbegier der Arbeiter deshalb auch zu schützen. Die Leute finden manchmal einen Körper als alizarinhaltig etikettirt, der gar kein Alizarin enthält. Solche falsche Benennung soll mitunter sogar bei Patenten vorkommen.

„Auswanderung nach Amerika!": so lautet die vorläufig noch scherzhafte Parole, die unsere wissenschaftlichen Chemiker allem Gerede über die neuen Fabrikgemeinschaften entgegenstellen. Am Ende sind die Herren aber gar nicht zum Spaß gestimmt; die Meisten wissen ja auch, daß sie an die Scholle gebunden sind. Bis jetzt konnte ein kluger Chemiker, wenn sein Wirkungskreis ihm nicht mehr behagte, nach drei oder vier anderen großen Gesellschaften ausschauen. Von nun an zählen im Grunde nur noch zwei Gruppen. Wenn wir Griesheim mitrechnen, wird es ungefähr sechshundert wissenschaftliche Chemiker bei uns geben. Die bilden den technischen Generalstab dieser glänzend dastehenden Industrie. Vor zehn Jahren konnte der Einzelne es auf zehn- oder gar zwanzigtausend Mark Jahreseinnahme bringen. Mancher zweifelt, ob solche Karriere künftig noch möglich sein wird. Es giebt eben keine Ueberraschungen mehr; und mit lohnenden Erfindungen wird nur noch im Bereich der Schwefelfarben gerechnet. Ein Chemiker, der nicht etwa die — leicht zu durchschauende — Kunst versteht, sich für ein Genie ersten Ranges auszugeben, wird schon heute bei seiner Gesellschaft schwerlich bessere Vertragsbedingungen erreichen. Denn die Fabrik fragt nicht mehr: Was hat er geleistet? Sie fragt jetzt vielmehr: Was ist von ihm noch zu erwarten?

Pluto.

# Pro domo et Hibernia.

In meinem Bericht über die Generalversammlung der Bergwerksgesellschaft Hibernia standen, am siebenzehnten September, die Worte: „Daß die Jahre lang aus allen Bankkrippen gespeiste Nationalzeitung jetzt nur noch thut, was ihr Nährvater Arnhold befiehlt, zeigt blos, daß ihr Bettlerlämpchen mählich verglimmt (oder daß der allzu störrige Herr Fürstenberg wieder einmal mit ‚strengster Massage‘ geschmeidigt werden soll).“ Ich hatte schon oft hier die Nationalzeitung unverschämter Bettelei und käuflicher Gesinnung beschuldigt und die angeklagte Winkelmetze hatte immer geschwiegen. Auch diesmal konnte ich also keine Antwort erwarten; ließ immerhin aber zehn Tage lang nachsehen, ob etwa eine Ableugnung versucht worden sei. Nichts. Am elften Oktober erschien, unter dem Titel „Hibernia und kein Ende“, ein gegen mich gerichteter Artikel, der längst (seitdem auch durch Gerichtsspruch) als falsch erwiesene Behauptungen wiederholte, Herrn Direktor Eugen Gutmann das Zeugniß ausstellte, daß er einer unanständigen Handlung nicht fähig sei, mich der schwersten Möllerbeleidigung denunzirte und mit keiner Sterbenssilbe verrieth, daß ich in der von ihm bekämpften Darstellung die Nationalzeitung rückhaltlos des schmählichsten Meinungschachers angeklagt hatte. So wirds gemacht; und ich bin nicht mehr naiv genug, mich über solche Taktik zu wundern. Zwischen zwei Klammern stand aber: „Harden war übrigens zu der fraglichen Generalversammlung im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist.“ Ganz harmlos, nicht wahr? Nur läßt sich Allerlei dabei denken. Das Gefolge hat freie Fahrt, Kost und Lohn, muß natürlich aber dem Wink des Herrn gehorchen. Der Zweck des Zwischensätzchens war also, die Leser zu überreden, ich sei gekauft, mit irgendwelchen Benefizien bezahlt und mein Wort deshalb nicht der Beachtung werth. Der Artikel, der diesem Spitzbubenstück als Deckmantel diente, sollte „von geschätzter juristischer Seite geschrieben“ sein. Am Ende, dachte ich, zwingt die Noth wohl auch anständige Leute in die Fron der Nationalzeitung. Die Gelegenheit, Beiträge zur Psychologie des Journalismus zu sammeln, darf man niemals versäumen. Ich schrieb an die Redaktion: wenn sie nicht in der nächsten Nummer die behauptete Thatsache öffentlich als wahr erweise oder unzweideutig für unwahr erkläre, müsse ich sie für die ruchlose Verleumdung verantwortlich machen; schrieb barsch, ohne Hochachtung oder Ergebenheit zu lügen. Der Redakteur hatte die Wahl: er konnte schweigen, sich zum Beweis der Wahrheit erbieten oder die nichtswürdige Verdächtigung abbitten. Was thun? Schweigen konnte gefährlich werden. Einen

Beweis gab es nicht. Und eine Abbitte hätten die Herren Arnhold und Gutmann vielleicht mit Entziehung oder Schmälerung der Subsidien gestraft. Doch Zuhälter entwinden sich noch engerer Klemme. In der nächsten Nummer der Nationalzeitung war zu lesen: „Herr Maximilian Harden ist nachträglich darüber entrüstet, daß vor längerer Zeit in der Nationalzeitung gesagt worden war, er sei zu der ersten Generalversammlung der Hibernia ‚im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist‘. Sagen wir also: ‚in der Begleitung‘."

Ein Triumph der Ballonmützenmoral. Keine Möglichkeit mehr, zu klagen; denn es ist ja keine Schande, „in Begleitung" eines Bankdirektors zu reisen. Und doch schmunzelt der arglose Leser, freut sich der überlegenen Ironie seines Blattes und denkt: Sauber kann die Sache nicht sein. Sicher nicht. Fraglich ist nur, auf welcher Seite der Schmutz liegt. Um die Antwort zu finden, muß ich einen Augenblick ins Nationallupanar hineinleuchten.

„Herr Harden ist nachträglich entrüstet." Ich kann beweisen, daß die Verleumdung mir am dreiundzwanzigsten Oktobermorgen bekannt geworden und daß zwei Stunden danach mein Brief an die Nationalzeitung abgegangen ist. Ich war auch nicht entrüstet. (Warum denn? Weil eine Lohnhure, der ich nichts zu verdienen gebe, mich schimpft?) Sondern suchte nur die Gelegenheit, die Winkelprostituirte aus der Lindenstraße endlich, damit sie ungefährdet nicht länger noch lüsterne Männchen infizire, unter sittenpolizeiliche Kontrole zu bringen. „Sagen wir also: ‚in der Begleitung‘." Wenn Sie, zuhaltender Redakteur, „also sagen", verbreiten Sie ohne Scham verleumderische Unwahrheit. Erweisliche Unwahrheit. Ich bin weder „im Gefolge" noch „in der Begleitung eines Führers der Gegnerpartei zu der Generalversammlung gereist." Bin gar nicht direkt, sondern über Rüdesheim-Köln nach Düsseldorf gefahren; und in den Zügen, die ich zur Hin- und Rückreise benutzte, saß kein Mensch, den man auch nur mit einem Schein von Recht einen Führer (oder Vertreter) der Hiberniapartei nennen könnte, keiner, der mit dieser Partei irgend eine Gemeinschaft hatte. Um den Halunken nicht das kleinste Schlupfloch zu lassen, muß ich noch deutlicher reden. Ich war zu der Reise nicht aufgefordert, hatte sie weder verabredet noch versprochen, mußte annehmen, daß sie keinen der Führer im Aktienkrieg interessiren könne, und wußte, als ich sie antrat, selbst noch nicht, was ich über die Schlacht schreiben würde. Konnte es nicht wissen; denn ich fuhr ja hin, um, wie ich hier erzählt habe, „die Gelegenheit zur Nachprüfung meines Urtheils zu nutzen". Weder vor noch nach der Generalversammlung habe ich „Führer der Gegenpartei" gesehen; während der Versammlung aber haben mich, in den langen Pausen,

Führer beider Parteien angesprochen und wir haben ein paar belanglose Worte gewechselt. Ists genug? Oder soll ich Ihnen auch noch bündig beweisen, daß ich, ohne mich in die Gefolgschaft eines Bankdirektors zu erniedern, die Möglichkeit hatte, an der Hibernia Geld zu verdienen, auf reinlichen, hellen Wegen sogar sehr viel Geld? Daß ich den Plan und den Kurs der Verstaatlichung kannte, die sichere Hausse voraussehen konnte, ehe die Hibernia-Aktie in der Börsennotiz auf 215 gekommen war? Daß es von meinem Willen abhing, mit hunderttausend Mark siebenzigtausend einzuhandeln, und daß ichs nicht that, weil michs widert, aus einer Angelegenheit, über die ich öffentlich urtheilen muß, einen Privatprofit zu ziehen? Und daß ich auf solche Enthaltsamkeit, die nur Pflicht ist, nicht einmal stolz bin? Aber Sie würden mich nicht verstehen, würden verächtlich gewiß nur den Tropf belächeln, der so dumm ist, daß er eine Riesenkonjunktur nicht ausnützt.

Denn wir leben in verschiedenen Welten und Ihr Beruf hat mit meinem nur den Namen gemein. Sie leiten (oder bedienen) eine Zeitung, die für Jeden zu haben ist. Für jede Regirung, die sie mit Nachrichten, für jeden Geschäftsmann, der sie mit Bargeld bezahlt. Nur zu haben ist, vielleicht gar mit Blümchen aufgesucht und um Gunstbeweise gebeten sein will, wie ein der Sittenpolizei noch entwischtes Dirnchen, das halbwegs ehrbar thut und, so lange es irgend geht, den Schein wahren möchte? Nein: Ihre Zeitung bietet sich, wie die feilste Strichgängerin, auf allen Straßen an, drängt sich am lichten Tag der Gier auf und stellt sich, wenn der befruchtende Strom sich in ihre Spalten ergießt, nicht einmal, als „thue sies aus Liebe.“ Darf sich nicht so stellen; der Kundenkreis ist zu groß, die ganze Stadt hat sie gehabt und ein Höllengelächter würde die Grimasse begrüßen. Sie fing mit Einem heimlich an; einem miché sérieux: dem Herrn der Diskontogesellschaft. Dem mag, als gutem Hausvater, das Verhältniß wohl zu theuer oder zu schimpflich geworden sein. Bald kamen ihrer Mehre dran. Und nun hat Ihre marmite längst in jedem Bankbureau (und nicht da nur) einen Deckel gefunden. Aber die Zeiten sind schwer und das Fleischtöpfchen ist durch den Gebrauch schon recht abgenutzt. Einst marmite de cuivre, jetzt de terre; ein Frauenzimmer, das nicht mehr viel einbringt und sich dranhalten muß, um ihren Mann überhaupt noch zu nähren. Alle paar Monate muß die Nationalzeitung betteln gehen; und ich kenne Fälle, in denen der Bettelei sich die Drohung gesellte und der anzubohrenden Bank bewiesen wurde, welches Unheil ihr durch die Weigerung des Hemdzinses entstehen könne. Das Alles wissen Sie. Geben für den Ausdruck freier Ueberzeugung, für unbestochenen Rath und redliche Lehre

aus, was die bezahlte Leistung einer Prostituirten ist. Schreiben über Renten, Zölle und Industriepapiere, über Mexiko, Serbien, Bochum, Kaffernland, über Straßenbahn und Hibernia, wie der zahlungfähigste Freier es verlangt oder wie es zu neuer Köderung (durch Schmeichelei oder Schrecken) nützlich scheint. Nennen aber den Besteller nicht, sondern gaukeln die Rolle Eines, der selbstlos auf seine Weise nur dem Gemeinwohl dient. Und weil Sie, wie ich annehmen muß, nicht stehlen, nicht für Ihre Tasche betrügen, fälschen, erpressen, halten Sie sich für einen ehrenwerthen Kollegen Konrads Bolz. Ich halte Sie nicht dafür. Auch der zerlumpte marlou vermiethet nicht seinen Leib der Kundschaft: auch er schöpft aus der marmite nur, was er zum Leben braucht. Sie wissen, daß die Nationalzeitung, wenn sie der Prostitution entsagte, nicht Ihren Jahreslohn einbrächte. Keine Noth, keine Furcht vor Fährnissen dürfte Sie zwingen, Ihr Handwerk weiter zu treiben. Wenn ich nicht sicher wäre, nicht vor jedem Richter und jeder Jury beweisen könnte, daß weder Macht noch Geld, weder Angst noch Profitsucht den Ton meiner Zeitschrift je zu färben vermochte, wäre mir nicht mehr möglich, noch einem Menschen, einer Magd, einem Straßenkehrer ins Auge zu sehen. Und so denken tausend Zeitungschreiber und lehnen die Gemeinschaft mit Ihnen „entrüstet" ab.

Ich bin nicht entrüstet; denn ich glaube, Sie ganz zu verstehen. Wenn Sie Einem nachsagen, er sei im Gefolge eines Bankdirektors zu einer wichtigen Generalversammlung gereist, ists der Ausdruck bewundernden Neides. Ein verfluchter Kerl, der sich gewiß seinen Nordexpreß Erster bezahlen läßt, auf Schwabachs oder Fürstenbergs Kosten Sekt säuft, schließlich noch was Nettes nach Haus schleppt und als Gegenleistung nur seinen Artikel zu liefern hat. Das Wort „Gefolge" paßt dem Narren nicht? Unsinn: wer schreibt, kann mit Millionären doch nicht etwa wie mit Gleichen verkehren. Aber wenn ers durchaus will: meinetwegen: „Sagen wir also: ‚in der Begleitung'." Nun wird der Kerl wohl zufrieden sein. Er ists. Ungemein zufrieden. So sehr, daß er gar keine Lust hat, einen Berichtigungzettel an Ihr thönernes Fleischtöpfchen zu kleben. Zufrieden und dankbar. Denn Ihre Schimpfrede gab ihm das Recht und lud ihm die Pflicht auf, ein Bischen ausführlicher einmal zu sagen, was die von Weltfremden noch immer für ein „vornehmes Organ der öffentlichen Meinung" gehaltene Nationalzeitung werth ist. Vielleicht hört der Trug und die Unzucht nun auf. Stillt der Kanzler seine Nothdurft künftig an besser riechenden Kanalufern. Lösen die Nationalliberalen sich völlig von so kompromittirender Kumpanei. Versagen die Großindustriellen und Bankdirektoren den Bettschilling. Herr Arnhold wird die Aushaltungskosten auf

die Dauer allein nicht tragen. Unter dem Patronate der Nationalbank für Deutschland ist ja erst neulich wieder der Versuch gemacht worden, der welken Lustmaid neue Kunden zu schaffen; gelingt er, dann braucht sie sich nur Nationalbankzeitung zu nennen: und Alles ist in schönster Ordnung. Und bleibts beim Alten, dann entschädigt mich für die Mühe dieser Bestrahlung der unvergeßliche Humor der Thatsache, daß ich — freilich nur in feiger Andeutung — gerade in dem unsaubersten deutschen Blatte der Bestechlichkeit geziehen ward.

*

Und nun will ich beichten. Ich war auch in der zweiten Generalversammlung der Hibernia. Und diesmal ... Im Nordexpreßzug saß wieder kein Mensch, der eines Interesses an der Bergwerksgesellschaft verdächtig schien. Doch in Düsseldorf habe ich mit einem „Führer der Gegenpartei" und einem einstweilen noch Neutralen, den Beruf und Neigung aber ins dresdener Lager drängen, am selben Tisch zu Mittag gegessen und die Ausstellung bewundert. Und in dem Schlafwagen, der mich heimwärts trug, war für fünf oder sechs Führer der Hiberniagruppe (und für etliche Journalisten verschiedener Schattirung) das Bett gemacht. Höchst schaudervoll. Ich kann aber beschwören, daß die Fünf oder Sechs nicht Geld noch Geldeswerth angeboten, mich weder gespeist noch getränkt, auch nicht die behutsamste Beeinflussung versucht haben. So wahr mir Gott helfe. Amen. Und muß hinzufügen, daß ich mit der Taktik dieser Führer diesmal nicht ganz so zufrieden war wie im August.

War die Laune nur schlechter? Dunkler Himmel. Herbstregen rieselt auf gelbes Laub. Und der Breidenbacher Hof ist bis ans Dach gefüllt. Eine Hochzeit. Ein Husar vermählt sich einer Patriziertochter. Die Hibernia ist ausquartiert, hat aber einen zwar kleineren, doch eleganteren Raum erhalten. Schon um die Mittagsstunde mischen sich Hochzeitgäste, schmucke Reiteroffiziere und hübsche Balldamen, ins Häuflein der Aktionäre. Prachtvolle Blumen durchduften das Haus und Militärmusik schallt ins Erdgeschoß herab. Solchen Reizen weicht jeglicher Trübsinn. Auch der Himmel klärt sich sacht. Und mit frohem Gruß naht Mancher, der im August noch ein fremder Herr aus dem Rheinland war. Die Verlustliste ist freilich lang. Herr Geheimrath Emil Kirdorf hat in Aachen mit der Rothen Erde zu thun. Der Geheime Oberfinanzrath Waldemar Mueller schwelgt in fernen Orientparadiesen. Daß er nicht auf dem Schlachtfeld ist, wird übel vermerkt. Kollege Gutmann soll ihn auf dem breslauer Bahnhof aus dem Wagon geklingelt, mit der dringenden Depesche aber nicht zurückgelockt haben. Sehr vernünftig von Waldemar. Was soll er hier? Er hat sich vor acht Wochen genug geärgert, könnte heute doch nichts durchsetzen

und sein Recht auf die Orientreise mit Arnhold und Genossen ist redlich erdient. Wenn die Anwesenheit eines richtigen Direktors unerläßlich schien, konnte der Konsul Gutmann sich höchstselbst herbemühen, statt mit den siebenundzwanzig Millionen nur seinen Schwiegersohn Schuster zu schicken, für so viel Geld nur einen Schweizer. Auch Herr Schwabach fehlt; er ist in Mexiko, hat dem Haus Bleichröder aber die neue Anleihe nicht verschafft. Und das Schlimmste: Herr Direktor Poelchau, von dem etwas Fabelhaftes in Winterkammgarn und Westenmuster latest novelty zu erwarten war, der schön Patinirte mit den achtzehn Hundstagsmillionen war in Hamburg geblieben. Er hätte einen Star-Erfolg gehabt; und wurde nun so schmerzlich vermißt wie weiland der kleine Cohn. Doch ist für Trost gesorgt. Bergrath Behrens, der Generaldirektor der Hibernia, ist von der Gelbsucht genesen und blickt nicht mehr aus flackernden Fieberaugen in den Saal. Herr von Eynern, der wieder, im Stil einer nobleren Zeit, präsidirt, ist in behaglicher Stimmung, ohne den winzigsten Rest der Hochsommernervosität, Herr Winterfeld sogar zu Scherzen bereit und Herr Fürstenberg frisch, von einer Schlagkraft des Witzes, einer leiblichen und geistigen Ubiquität wie ein Finanz-Cyrano in des Lebens Mai. Viele Köpfe von starker Persönlichkeitprägung. Kräftige Männer und firne Greise. Hart an der Wand, auf einem Strohstühlchen (während fast alle Anderen in bequemen Mapleledernen ruhen), im Werktagsrock der in jedem Sinn Angesehenste: Herr Hugo Stinnes. Kaum vierunddreißig; und neben Thyssen, dem Semper Augustus, schon zum Bergkönig gekrönt, als eine Hoffnung geliebt, als gefährlichster Kritiker gefürchtet. Ein Kopf, der überall auffallen würde. Der feucht leuchtende Blick eines nazarenischen Schwärmers über dem Mund eines kalten Rechners; einem Mund, dessen Lippen sich nicht gern öffnen. Dazu früh gealterte Hände; und der schmächtige, schlaff hängende Körper manchmal wie von düsterem Fanatismus gestrafft. Wie Einer, der nicht Geld verdienen, sondern einer aus der Höhe hertönenden Stimme gehorchen will ... Zu sehen war also genug.

Nichts Wichtiges aber zu hören. Die Schaaffhausenschen, sagte ich im September, verbinden wohl noch ihre Wunden. Jetzt waren sie weder dem Blick noch dem Ohr erreichbar; durch Blessuren entschuldigt. Das Rheinland hat seinem Bankverein die Campagne pechschwarz angemerkt: drum ward sein Name nicht mehr genannt. Immer hieß es nur, schamhaft in allen Erklärungen und Protesten: „Die Dresdener Bank und ihre Freunde.“ Diese Bundesgenossenschaft hatte nun 27 Millionen; im August warens fast 22 gewesen und damals war wehklagend behauptet worden, 5 Millionen Aktien seien von Bleichröder und der Handelsgesellschaft am ersten September zu repor-

tiren. 22 + 5 = 27. Die Gegenpartei hatte damals über 29½, jetzt über 31 Millionen. 29½ — 5 (Report) = 24½ + 6½ (neue Aktien) = 31. Die Ziffern hatten sich also nicht verändert. Trotzdem Herr Gutmann einen Kurs von 280 bot (pfiffige Börsianer kauften darob zu 275 und gaben die eben erst erworbenen Stücke mit der Marge großmüthig an die Dresdener ab) und trotzdem die preußische Regirung ihre Macht für den Verstaatlichungplan einsetzte, hat er keine Anhänger geworben. Diese Thatsache ist nicht aus der Welt zu fälschen. Und ist nicht zu unterschätzen. Seit dem Junimond währt die Treiberei; der Kurs ist um 80 bis 90 Prozent gestiegen: die Leute, die dennoch nicht verkaufen, müssen wohl außer dem Portemonnaie auch noch eine Ueberzeugung bei sich tragen. Von den Hundert, die hier sitzen, giebt kaum Einer selbst zu 300, 320 Etwas her... Geredet wird nicht. Zwei Abstimmungen. Ohne den allergeringsten Zweck. Sinnlos der Protest gegen das Stimmrecht der (rite eingetragenen) neuen Aktien. Sinnlos der Versuch, die Kapitalserhöhung rückgängig zu machen. Sinnlos die ganze Generalversammlung, bei deren Beginn die Einberufer erklären müssen, daß sie ihre Hauptanträge zurückziehen.

Sinnlos, aber fidel. Kein scharfes, kein unfreundliches Wort. Herr Möller, heißts, hat seine Leute ersucht, diesmal die dem Staatskommissionär ziemende Würde zu wahren. Das geschieht denn auch. Feierlich defilirt das dresdener Trüppchen (drei Sprecher und sieben Stimmzettel zählts heute nur) vor dem Bergrath Behrens, der Hände schütteln und höflich lächeln muß. Alles in Liebe und Güte. Die Frivolität der Einberufung und des Polterabendprotestes wird den Herren nicht nachgetragen. Der Sieger spielt gern die Rolle des bon prince; und der Sieg ist nun ja gesichert, bis in Hamm zuerst und dann in Leipzig das Urtheil gesprochen wird. Ist er wirklich gesichert? Auch ein starkes Konsortium kann 31 Millionen nicht lange festliegen lassen. Gutmanns Aktien werden von der Seehandlung beliehen und er zahlt jetzt jeden verlangten Preis. Die Verstaatlichung ist auf Jahre hinaus abgewehrt; aber die Dresdener können allmählich die einfache Mehrheit erreichen und so in den Aufsichtrath schlüpfen. Deshalb rieth ich schon im September, zu beschließen, daß jede Aenderung des Gesellschaftstatutes einer qualifizirten Mehrheit bedarf, und bedaure, daß auf diesen Rath nicht gehört, daß nur ein Bischen gescherzt und getändelt wurde. Vielleicht bringt die nächste Generalversammlung den Beschluß, der dem Feind zuruft: Hibernia farà da sè. Dann aber ist am Rhein die Wunderpracht der Orchideen längst verblüht und ich kann mit keinem „Führer der Gegenpartei" mehr Cuyps Kinderbild und Lochners Veilchenmadonna bewundern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 5. November 1904.

# Bellachinis Tochter.

Vor hundertundzwölf Jahren schrieb Schiller in die Vorrede zu einer deutschen Ausgabe der von den Advokaten Pitaval und Richer gesammelten „Merkwürdigen Rechtsfälle“: „Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen; man findet eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwickelung und Mannichfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unseren Augen; und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet“. Damals war François Gayot de Pitaval schon fast fünfzig Jahre tot. Der jenenser Verleger, der den Professor Schiller als Vorredner gewonnen hatte, wollte in seine „Auswahl auch von anderen Schriftstellern und aus anderen Nationen wichtige Rechtsfälle aufnehmen und dadurch allmählich die Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung erheben“. Doch von dem Sammelwerk, das sich auf dem Titelblatt stolz einen „Beitrag zur Geschichte der Menschheit“ nannte, erschienen nur vier Bände. Dreizehn Jahre danach veröffentlichte Paul Johann Anselm von Feuerbach „Merkwürdige Kriminalrechtsfälle“ und später seine „Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen.“ Als Präsident eines bayerischen Appellhofes wollte er auf die Rechtsprechung wirken und, wo sie unzulänglich blieb, bleiben mußte, dem Verurtheilten die Gnade des Königs werben. Als einer der ersten (und leider auch letzten) Psychologen unter den deutschen Kriminalisten wollte er

zeigen, wie das Verbrechen entsteht, wie aus dem „tadellosen Menschen und Bürger zuletzt doch ein Mörder werden kann", und die Staatsbüttel lehren, daß sie nicht eine den Grenzen der Menschheit entrückte That, daß sie Menschen zu richten haben. Beide Sammlungen erreichten drei Auflagen; und dieser Erfolg weckte den Muth der Verleger. Ein „Neuer Pitaval" erschien, brachte es auf mindestens sechzig Bände, muß aber wohl nur kargen Lohn eingetragen haben: denn er wurde nicht fortgesetzt. Seit zehn, zwölf Jahren haben wir keine Sammlung merkenswerther Prozesse mehr. Sind auf Zeitungberichte angewiesen, an deren Herstellung nicht, wie in England, Rechtskundige mitwirken und deren historischer Werth deshalb sehr gering ist. Auf allen anderen Gebieten, in Natur- und Kulturwissenschaften, Kunst und Technik, muß man die Ueberfülle rein darstellerischer Arbeit beinahe schon beseufzen; im Strafrechtsbezirk fehlt die deskriptive Leistung völlig. Wir kennen den Ursprung, die Anfänge der kleinsten Hausindustrie, brauchen nur Marx oder Schmoller, Sombart oder Eheberg nachzuschlagen, um zu erfahren, was uns aus der Physiologie des Kapitalismus gerade wissenswerth dünkt, können, ohne aus dem Zimmer zu gehen, die nürnberger Spielzeugfabrikation, das Leben der fürther Spiegelbeleger uns vors Auge zaubern. Nur von der Strafrechtspflege erfahren wir nichts. Wissen nicht, wie im deutschen Land judizirt wird, und können künftigen Geschlechtern kein als ähnlich beglaubigtes Bild unserer Gerichtspraxis hinterlassen. Alle Kriminalisten empfinden diesen Mangel; fast alle ersehnen eine Zeitschrift, die, statt grauer Theorie und frostiger Paragraphendeutung, getreue Darstellungen wichtiger Prozesse brächte. Und ich glaube, daß jetzt, da das Feuer, das ein Jahrzehnt lang den Komplex der „Sozialen Frage" umloderte, sacht verflackert, für eine solche Zeitschrift wohl der nöthige Nahrungspielraum zu finden wäre. Noch aber haben wir sie nicht; und so mag auch dem Laien erlaubt sein, merkwürdige Rechtsfälle, deren Kontur er klar erkennt, gewissenhaft nach den ausführlichsten Berichten darzustellen; ohne persönliche Färbung: nur in der Absicht, zu zeigen, was in den Grenzen der Menschheit heute noch möglich ist.

Ich will von einem Prozeß erzählen, über den, weil er sich in Oesterreich abspielte, in unseren Zeitungen nicht viel zu lesen war und der doch an Interesse der Handlung, nach Schillers Wort, „sich bis zum Roman erhebt und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus hat." Dessen Thatbestand an die wüstesten Erfindungen der Nickelheftlieferanten erinnert und zu dessen Heldin ein neuer Tertullian sprechen dürfte: Tu es divinae legis prima desertrix, tu es diaboli ianua. Schopenhauer hätte solches Kirchenvaterpathos freilich verschmäht und vor dem Schreckbilde dieser donna delin-

quente nur, mit skeptischem Lächeln, gefragt, worüber hier denn zu staunen sei. Ueber eines Weibes Trugspiel? „Es ist für eine Frau so selbstverständlich, zu lügen, wie für ein Thier, sich seiner natürlichen Waffen zu bedienen."

Ort der That: Mürzzuschlag, der hübsche Kurort und Marktflecken in der Steiermark. Ort der Gerichtsverhandlung: Leoben, die Hauptstadt der obersteierischen Montanindustrie. Strafverfahren wegen Bigamie.

Um die liebliche Maienzeit des Jahres 1903 tauchte in Mürzzuschlag eine fremde Dame auf Tamara Freifrau von Lützow. Nicht schön, nicht jung, nicht einmal elegant. Besondere Kennzeichen: wolliger Krauskopf, semitische Nase, Doppelkinn. Sie kommt aus Nizza, wohnt im Hotel und benimmt sich so, daß ein Herr wagen kann, sie keck anzureden. Das thut der k. k. Bezirkshauptmann Franz Hervay von Kirchberg; und findet Gehör. Auf den ersten Spazirgängen beichtet sie ihm das Leid und das Glück ihres Lebens. Ein Kind der Liebe; hochadeliger Liebe. Die Mutter eine Fürstin Gagarin. Der Vater ... Die Angaben schwanken. Kein Wunder, da sichs um ein ängstlich verhülltes Familiengeheimniß handelt. Angedeutet wird, daß der Großfürst Wladimir von Rußland ihr Vater ist. Dann wieder erzählt, die Fürstin habe sich, um ihrem Kind einen Vatersnamen zu hinterlassen, auf dem Sterbebett noch einem deutschen Militärbevollmächtigten Freiherrn von Lützow in einer Nothehe verbunden. Tamara sei im pariser Sacré-Coeur erzogen worden, habe viele schwere Schicksale erlebt und schließlich einen Verwandten ihres Nominalvaters geheirathet. Dieser Baron Lützow sei zwar ein schlechter Mensch gewesen, habe sie oft mißhandelt, auch gegen Gesetze gesündigt, doch sie nie brünstig berührt. Kein Sexualverkehr. Der keusche Schatz noch unversehrt aus dem Graus dieser Ehe gerettet. Hehres Gefühl für die Sache der Menschheit treibt sie übers Meer; ins Transvaal. Um den aus Hof und Heim gejagten, für Recht und Freiheit fechtenden Buren Hilfe zu bringen, rüstet sie, auf eigene Kosten, eine Expedition des Rothen Kreuzes und stellt sich selbst an die Spitze der Samariterschaar. Ihr Auge erblickt furchtbare Gräuel, doch ihre Hand zittert nicht. Zittert nicht, auch als sie einem deutschen Krieger und Standesgenossen, dem Grafen Zeppelin, den letzten Dienst leisten muß. So Großes wirkt in der zarten Jungfrau das fromme Mitleid. Als diese Mission beendet ist, kehrt Tamara nach Europa zurück und läßt sich an der Riviera nieder. Sie kanns. Zwar hat sie auf eine hohe Rente verzichtet; aber ihr Barvermögen beziffert sich auf eine Million und ihr Familienschmuck ist Hunderttausende werth. Große Erbschaften sind noch zu erwarten. Ein steinreicher Onkel siecht schon im Rollstuhl dahin. Und wenn die geschiedene Freifrau von Lützow einen zweiten Ehebund schließt, werden ihr, am Tage der Hochzeit, dreihunderttausend Francs ausgezahlt.

Franz Hervay von Kirchberg ist in Geldnöthen. Bei den Eltern — der Vater ist Rittmeister a. D. — gehts knapp zu, von dem Onkel sind nur kleine Beträge zu borgen und ein österreichischer Bezirkshauptmann, der sich an allen Ecken einschränken muß, ist, weil die Verwaltungbeamten dort üppiger leben, noch schlimmer dran als ein preußischer Regirungpräsident; der eine Flasche Vix Bara als Luxussünde bereuen muß. Hier ist eine reiche Frau. Die merkwürdigste Frau, die er jemals sah. Ungewöhnlich in jedem Zug ihres Wesens. Der Reiz noch größer als der Reichthum. Vornehmste Abkunft. Ein Duft von fernen Ländern umweht sie. In ihrem Auge gleißt ein Wurm, auf ihrer Lippe ist die Schmerzensspur erlebter Bitterniß. Ganz anders als die Töchter des steierischen Beamtenadels. Eine Enttäuschte. Ein von heißen Leidenschaften durchrüttelter Leib, der dennoch, weil er sich nicht an den Unwürdigen wegwerfen wollte, jungfräulich blieb. Und eine Seele, die jedes Leid mitgelitten, ein Geist, der die höchsten Gipfel furchtlos erklettert hat. Tamara hat auch Bücher geschrieben; denen sie natürlich nicht ihren Namen gab. „Haben Sie von den ‚Briefen, die ihn nicht erreichten‘, gehört?" Der Bezirkshauptmann nickt eifrig; weiß aber, in Mürzzuschlag, 1903 noch nicht, daß sich die Baronin Heyking als Verfasserin des Buches bekannt hat. „Das Meiste darin ist von mir." Franz Hervay glaubt Alles; das Unwahrscheinlichste am Liebsten. Heil dem Manne, der diese Frau das Glück lehren dürfte! Er darfs. Nach zweiwöchiger Bekanntschaft verlobt sie sich ihm. Und da sein Verlangen sich nicht gedulden mag, muß vier Wochen nach dem feierlichen Verlöbniß die Hochzeit sein. Der Braut fehlen einige Papiere; die Urkunde, die beweisen soll, daß ihr erster Mann verschollen sei, ist nicht so schnell herbeizuschaffen; sie wird später nachgeliefert werden. Der Bezirkshauptmann drängt. Wenn der Pfarrer Schwierigkeiten macht, tritt das Paar aus der Landeskirche und läßt sich von einem evangelischen Pastor trauen. Ein hoher Verwaltungbeamter, der sich den Los von Rom-Leuten gesellt! Das fehlte noch. Von solchem Herrn ist ja nichts Unehrenhaftes zu fürchten. Auch nichts Inkorrektes. Der Gemeindevorsteher ist derselben Meinung und giebt den Heimathschein. Der Ehevertrag (mit Gütergemeinschaft) ist schon gemacht. Die Villenbesitzerin Freifrau von Lützow wird Franz Hervay von Kirchberg angetraut.

Die Eltern, der Bruder, die Freunde hatten den Bräutigam vergebens gewarnt. Ihnen war die Fremde widrig. Der Bruder, ein Offizier, der sie oft auf Lügen ertappte, hielt sie für eine gefährliche Hochstaplerin. So gehts immer in dieser Philisterwelt. Daß ein Mensch, gar ein Weib ihnen überlegen ist, geben die Dutzendleute nie zu; lieber weisen sie die ungewöhnliche Erscheinung ins Verbrecherreich. Die armen Narren! Ist Franz etwa nicht

glücklich? Glücklicher, als ers je erträumt hat. Die beste, vornehmste, reinste aller Frauen ist sein, öffnet ihm, ihm als dem Ersten den heißen Schoß. Er ist doch nicht blind, kein unerfahrener Knabe, und weiß, wen er umarmt. Diese ward nie noch von einem Manne erkannt. Einmal hat er, in schwacher Stunde, gezweifelt; weil Verdächtigung ihn von allen Seiten bekroch. Die Aermste war einer Ohnmacht nah; mit bebenden Händen konnte sie nur noch den Kruzifixus umklammern und den Schwur hauchen: Rein gab ich mich Dir!... Seitdem trübt kein Schatten mehr das Glück der jungen Ehe.

In dem Kurörtchen aber wird weitergetuschelt. Die will aus edlem Hause sein? Mit dieser Judennase, dieser Neigung zur Aufschneiderei und Lüge, diesen Spelunkenmanieren? Ja, wenns die theuren Kleider allein thäten! Wenn man, trotz allen Parfums, den Schmutz nicht röche, aus dem sie kommt! Kurgäste werden als Sachverständige vernommen; auch ihnen scheint die Frau des k. k. Bezirkshauptmannes nicht ganz säuberlich. „Seht Ihr: wir habens immer gesagt!" Das Hotelpersonal wird befragt; und festgestellt, daß die Freifrau, als sie schon Hervays Ring am Finger trug, zärtliche Zusammenkünfte mit einem Oberlieutnant hatte, den sie dem Bräutigam dann als ihr „Brüderchen" präsentirte. Endlich wird, im Kurhaus, beim Kaffeklatsch oder auf einer Landpartie, eine ernsthafte Untersuchung beschlossen. Man forscht, schreibt an befreundete Würdenträger, läßt die Polizei arbeiten: und kann der Steiermark bald ein artiges „Märchen" erzählen. Ein Schlüsselmärchen, als dessen schmutzige Heldin der Blödeste Frau Hervay von Kirchberg erkennt. Jetzt darf der Bezirkshauptmann sich nicht länger taub stellen. Er bemüht sich um Auskunft, reist nach Wien und erfährt im Polizeipräsidium, daß Alles wahr ist, was im Ortsblättchen stand. Daß eine jüdische Gauklerin ihn schmählich betrogen hat. Sein erster Gedanke ist: Scheidung; die Ehe muß für ungiltig erklärt werden. Und dann? Er liebt die Frau, die seinen Sinnen unbekannte Wonnen bot, käme über den Trennungschmerz aber wohl hinweg. Auch über die Lächerlichkeit seines Wahnes? Die eigene Mutter hat er gescholten, weil sie Tamara nicht für sechsundzwanzigjährig, nicht für eine virgo intacta hielt. „Das Tropenklima — bis nach Kamerun und ans Kap führte ihre Barmherzigkeit sie — hat ihre Jugend gefurcht; und daß ich einer Unberührten den Gürtel löste, will ich dem Heiland ins Antlitz beschwören". Er könnte nicht im Amt bleiben. Jede Kuhmagd würde ihn auslachen. „Der kann in der Brautnacht ein Mensch nicht von einer Jungfer unterscheiden und will im Mürzbezirk hier der Höchste sein!" Wohin er auch ginge: der Fluch der Lächerlichkeit ist an seine Sohle geheftet. Er hat verspielt ... Franz Hervay von Kirchberg erschießt sich.

Auch Tamara ist nach Wien gereist. Am Abend des Tages, der ihren Ehemann die Wahrheit erkennen lehrte, heuchelt sie in der Kärntnerstraße

Krämpfe und gesteht dem herbeigerufenen Arzt, sie habe sich mit Sublimat vergiftet. Bei der Untersuchung wird keine Spur irgend eines Giftes gefunden. Sechs Tage danach wird sie, als der Bigamie und des Betruges dringend verdächtig, auf Antrag der leobener Staatsanwaltschaft verhaftet. Die Beweiserhebung wird durch den Selbstmord des Bezirkshauptmannes erschwert. Da der Hauptzeuge fehlt, läßt die Beschuldigung des Betruges sich nicht halten. Das Urtheil wird am letzten Oktobertage gesprochen: Vier Monate Gefängniß.

Thatsächlich festgestellt (so nennts unsere Gerichtssprache) wurde, daß Alles, was die Angeklagte in Mürzzuschlag über ihr Alter, ihren Namen, ihre Abkunft, Schicksale und Vermögenslage gesagt hatte, erlogen war. Alles. Sie ist 1860 in Posen geboren worden, jetzt also vierundvierzig Jahre alt. Ihr Vater war der Taschenspieler Samuel Bellach, der unter dem Artistennamen Bellachini Jahre lang berühmt war. Auch am preußischen Hofe sehr beliebt; der alte Wilhelm amusirte sich königlich, wenn das fette schwarzgelbe Männchen in seinem Jargon versicherte, es arbeite „ohne jedem Apparate", oder im engsten Hofcirkel fragte, ob zufällig Jemand ein reines Taschentuch bei sich habe. Uebrigens machte Bellachini seine Sache famos und war, bei aller listigen Verschmitztheit, die ihn sogar den Mauschelreiz fürs Geschäft verwerthen hieß, ein anständiger, redlicher Mann. Seine jüngste Tochter, Hedwig (oder Erna) Bellach, ließ sich, als sie ins achtzehnte Jahr ging, taufen und hieß seitdem Elvira Leontine Bellachini. Mit ihrer Existenz hat kein Großfürst, keine Russenprinzessin, kein Diplomat auch nur das Allergeringste zu thun; sie ist das legitime Kind achtbarer Eltern, die ihr wohl eine leidliche Mitgift geben konnten. Ehe sie den Bezirkshauptmann fing, war sie viermal verheirathet. Mit einem Agenten der Champagnerfirma Mumm & Co. Mit dem Lieutenant a. D. Christian von Lützow, dem aus den Marschall-Prozessen bekannten Polizeispion des Kriminalkommissars von Tausch, einem Manne, dem Manches zuzutrauen war, doch sicher nicht, daß er seine Ehefrau unberührt ließ. Drittens mit einem verabschiedeten adeligen Oberlieutenant. Viertens mit einem französischen Landwirth. Die beiden letzten Ehen wurden wegen Verschuldens der Frau geschieden. Elvira Leontine Tamara sagt von dem Ersten, er habe ihr Geld durchgebracht und Wechsel gefälscht; von dem Zweiten (der heute noch lebt), er habe sie mißhandelt, Urkunden gefälscht und in London unter den Rädern eines Lastwagens den Tod gefunden; von dem Dritten, er habe sie aus dem Fenster geworfen; von dem Vierten, er habe sie halbtot geprügelt. Festgestellt ist ferner außerehelicher Verkehr mit zwei Oberlieutenants der österreichischen Armee (für diese Charge hat sie offenbar eine Schwäche). Das ist gewiß nur ein winziger Theil ihrer Sexualerlebnisse. Denn in Nizza, wo doch nicht die

Heimath keuschster Tugend ist, hatte Frau von Lützow zwar keine Villa, auf dem Konsulat aber den Ruf einer Abenteurerin schmieriger Sorte. Freifrau von Lützow nannte sie sich, trotzdem das Gesetz ihr nur den Namen ihres vierten Gatten, Leos Meurin, zusprach. Von Dem war sie noch nicht rechtskräftig geschieden, als sie sich mit dem Bezirkshauptmann trauen ließ. Thatbestand der Bigamie. Die Richter (bei uns könnte auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren erkannt werden) gingen kaum übers Strafminimum hinaus. Mit Recht. Erstens hatte die Untersuchunghaft vier Monate gedauert. Und zweitens hatte Hervays Leichtgläubigkeit den Schwindel beinahe provozirt. Er war unter den Legitimen der Fünfte; die Zahl der Illegitimen wäre, da zwei Erdtheile die Schauplätze dieses Erlebens waren, sicher nicht zu ermitteln. Und der k. k. Bezirkshauptmann glaubte Alles. Die Fürstin Gagarin, den Familienschmuck, die sechsundzwanzig Jahre, den Erbonkel, die Literatur und die Jungfernschaft. Glaubte das Alles einer unschönen, ungraziösen, undisziplinirten und welken Frau, von deren lärmsüchtigen Ghettomanieren die Gerichtsverhandlung ekle Proben gab. Die Hauptsorge der Vielerfahrenen war die Trauertoilette gewesen. Sie besaß nur noch fünfzehn Gulden, hatte aber das Nöthige erpumpt und paradirte nun im Witwenschleier, eleganten Trauerkleid und schwarzen Handschuhen auf der Anklagebank. Daß sie in düsterem Schwarz das Blaue vom Himmel log, war verzeihlich. Nicht so die Ausdrucksform ihres Wesens. Als ihre fünf Ehen sammt dem nizzaer Leumundzeugniß schon in foro festgestellt waren, nannte sie sich ein unerfahrenes Geschöpf und eine Märtyrerin. Dann rief sie: „Meine Seele ist so rein wie das Glas Wasser, das Sie hier vor sich sehen"; und beschuldigte Hervay, er habe sie schnöd im Stich gelassen. Und als der Präsident sie an ihre Vorspiegelung einer Riesenerbschaft erinnerte, gellte aus ihrem zarten Munde der ostberlinische Hohnschrei durchs alte Dominikanerkloster: „Da lachen ja die Hühner!" Trotz Alledem hat sie einen tüchtigen Beamten, der weder blind noch dumm war, umgarnt, beseligt, getötet. Giebts am Ende doch solche Thierchen, wie Herr Frank Wedekind sie in seinem Cirkus zeigt? Da war ein Schlänglein zu sehen, das bald Lulu, bald Eva hieß, auf deutsche und welsche Namen hörte, manchmal sogar eine Wappenkrone trug und dem der Besitzer nachrühmte:

> „Sie ward geschaffen, Unheil anzustiften,
> Zu locken, zu verführen, zu vergiften, —
> Zu morden, ohne daß es Einer spürt."

Die Gerichtsärzte hatten erklärt, die Angeklagte sei geistig normal und für die Folgen ihres Thuns deshalb verantwortlich. Bellachinis Tochter wollte auch nicht als eine psychisch Defekte freigesprochen sein und hätte die Aerzte am Liebsten aus dem Saal gejagt. Vier Monate sind rasch überstanden;

das Thor der Irrenanstalt öffnet sich nicht so schnell. Ich glaube aber, das Urtheil hätte anders gelautet, wenn den Richtern nicht das Wichtigste aus dem Vorleben der Angeklagten unbekannt geblieben wäre. Von Leoben nach Berlin ists nicht allzu weit; bis an unsere Spree scheint das Ermittelungverfahren aber nicht gereicht zu haben. Hier hätte man festgestellt, daß Elvira Leontine sich seit der Kinderzeit eigentlich nicht verändert hat. Sie war das räudige Schaf in der reinen Heerde. Last und Kummer der Eltern. Die Schwester, die eines ehrenwerthen Holzhändlers brave Hausfrau wurde, zog sich früh von ihr zurück und wird über den Wurmstich des schlimmen Früchtchens nicht gestaunt haben. Das Mädel log, daß sich die dicksten Balken bogen. Log immer; konnte nicht anders. In Eberswalde wegen chronischer Unwahrhaftigkeit und Faulheit aus der Pension entfernt. In Berlin wegen der selben Eigenschaft aus der Höheren Töchterschule der Frau Burtin gestoßen. Nachdem sie die jüngeren Klassengenossinnen zu korrumpiren getrachtet und im Schulzimmer einen Selbstmordversuch geheuchelt hatte. Den Vater erwähnte sie nie; nur der schwarze Diener, der dem Zauberkünstler während der Vorstellung das Handwerkzeug reichte, spielte in ihren Phantasien eine große Rolle. Schon damals hatte sie sich eine vornehme Herkunft zurechtgelogen. Ihre Mutter sei eine geborene Gräfin Testa, sie selbst heimlich ihrem Vetter, dem Grafen Anatol Testa, verlobt; der Sohn eines hohen preußischen Offiziers (sie nannte einen bekannten Adelsnamen) werbe leidenschaftlich um ihre Hand. Sie trete heimlich auch als Schauspielerin mit großem Erfolg auf und müsse sich dann, trotzdem es wehthue, Atropin in die Augen träufeln, um die Pupille zu erweitern und deren Glanz zu erhöhen. So gings Tag vor Tag; schließlich wollte kein Schulmädchen mehr neben dem kleinen Scheusal sitzen. Seitdem sind fast dreißig Jahre vergangen: und Elvira Leontine Tamara treibts, wie Hedwig es trieb. Ein Schulbeispiel von pseudologia phantastica. Ueber diese von dem Psychiater Anton Delbrück getaufte Grenzkrankheit sprach ich, als die Große Therese verurtheilt worden war; und erwähnte den Fall eines Dienstmädchens, das sich für eine Tochter des Königs von Rumänien, eine Nichte des Primas von Ungarn, eine spanische Prinzessin ausgab und lange bei ernsthaften Leuten Glauben fand. Dieser Fall wurde von klugen Aerzten erkannt und behandelt. Die Bellachini kommt ins Gefängniß. Und doch ists ungefähr das selbe Krankheitbild einer lügenden und trügenden hysterica. Ein reizloses, geistig träges, körperlich verbrauchtes Frauenzimmer wirkt mit der Suggestivkraft der Hysterischen auf die Männchen, reißt sie in Schmach und Verderben.

... Aber Vermuthungen gehören nicht in den Neuen Pitaval.

# Die Ueberfüllung der gelehrten Berufe

Berechtigte Klagen über die Ueberfüllung der gelehrten Berufe sind in den letzten Jahren hauptsächlich von den Aerzten erhoben worden; und da hat die Furcht vor einer noch stärkeren Zunahme der Berufsgenossen zu eigenthümlichen Erscheinungen geführt. Die von der heutigen Kulturentwickelung gebotene, von dem reifen Urtheil hervorragender Schulmänner und Gelehrten geforderte Zulassung der Realgymnasialabiturienten suchten die Aerzte, so weit es in ihren Kräften stand, zu verhindern, obwohl vorauszusehen war, daß ein solcher Schritt keinen Erfolg haben konnte; zu stark waren die Gründe für die Neuerung, zu durchsichtig die sozialen Beweggründe der Gegner. Inzwischen hat die preußische Regirung die Thore der Universitäten weiter geöffnet, als man ursprünglich annehmen durfte. Die Befürchtungen haben von Neuem zugenommen und finden nun auch in Regionen Eingang, wo sie bisher nicht zu bestehen schienen. So wird es eine dringende Aufgabe, die wahre Ursache der heutigen Ueberfüllung zu bezeichnen und der durchaus gerechtfertigten Agitation gegen diesen sozialen Mißstand das richtige Ziel zu weisen.

Die Ursache besteht in den leichten Versetzungen der Mittelschulen. Durch die Klassen der Gymnasien und Realschulen verschleppt und endlich zu den Hochschulen entlassen wird eine große Zahl von Jünglingen, die in anderen Berufen befriedigender wirken würden als in denen, für die sie vorbereitet worden sind. Sie verlangsamen den Gang des Unterrichtes, sie sind gewöhnlich die größten Sünder gegen Ordnung und Disziplin, sie erhöhen in den Prüfungen den Prozentsatz der Durchgefallenen und gehen später zum Theil zu Grunde. In Preußen bestehen die erste juristische Prüfung durchschnittlich 20 bis 25 Prozent nicht; in Bayern ist die Zahl in einigen Jahren auf $33^1/_3$ Prozent gestiegen. Und in der zweiten Prüfung, nachdem die Unfähigsten beseitigt worden sind, fallen noch immer ungefähr 15 Prozent durch. Die Entfernung solcher Schüler läge sowohl im Interesse ihrer Mitschüler als in ihrem eigenen. Sie würden dann zeitig für den Beruf vorbereitet werden, zu dem ihre Begabung sie bestimmt, während sie ihn unter den heutigen Verhältnissen oft verfehlen, unzufrieden sind oder untergehen. Ihre Beseitigung ist um so weniger ein Unglück, als die machtvolle Entfaltung des deutschen Wirthschaftlebens eine Fülle recht gut besoldeter Beschäftigungen geschaffen hat, die vor zwanzig Jahren unbekannt oder noch kaum vorhanden waren. Und gerade für praktische Thätigkeiten, für technische Berufe haben diese Schüler oft gute Anlagen.

Und wessen Schuld ist dieser Zustand? Sie darf weder den Lehrern noch den Direktoren zugeschrieben werden, sondern dem System, der Tradition. Es wird vorausgesetzt, daß von einer gegebenen Zahl an Schülern ein bestimmter hoher Prozentsatz das Klassenziel erreichen kann. Die Tüchtigkeit

des Fachlehrers wird nach der Zahl der Schüler seines Faches bemessen, die er für reif erklärt, die Tüchtigkeit des Klassenlehrers nach der Gesammtzahl der aus seiner Klasse zu Versetzenden, die Tüchtigkeit des Direktors nach der Ziffer der Schüler, die in jedem Jahr in eine höhere Klasse gelangen oder zur Hochschule entlassen werden. Der Fachlehrer steht unter der Kontrole des Ordinarius, der Ordinarius unter der des Direktors, der Direktor unter der des Schulrathes und des Ministeriums. Der ganze Schulmechanismus arbeitet auf die möglichst reichliche Versorgung der Hochschulen mit Studenten hin. Ueber die vollen Hörsäle freut sich dann der Professor und mit ihm freuen sich die Gemeinden und feiern, wenn die Gelegenheit sich bietet, den tausendsten Studenten. So freuten sich die Städte, wenn sie wieder um einige tausend Einwohner zugenommen hatten. Aber es ist schon einige Zeit her. Die kindliche Freude über große Zahlen, die in den Geographiestunden in Quarta über sie gekommen war, hat sich in andere Empfindungen verwandelt, nachdem sie zur Einsicht gelangt sind, was es mit der Agglomeration auf sich hat.

Unter den angedeuteten Verhältnissen kann der Lehrer nicht mit der Härte auftreten, die im Interesse der Allgemeinheit läge; er muß in vielen Fällen Fünf gerade sein lassen, womit dann Jedermann einverstanden ist. Nicht nur die Schüler nennen den „milden" Lehrer den besten: auch die kurzsichtigen Eltern betrachten ihn als ihren Wohlthäter, obwohl sie die üblen Folgen des Systems später am eigenen Leben verspüren: in der lange andauernden Sorge für die Söhne, die nicht zu Amt und Brot kommen, in der späteren und selteneren Versorgung der Töchter durch eine standesgemäße Heirath, in der Nothwendigkeit, über jede Altersgrenze hinaus für ihre Familie zu arbeiten, wodurch die materielle Selbständigkeit der Söhne noch weiter hinausgeschoben wird. Die uralte Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

In den letzten fünfzehn Jahren ist es noch schlimmer geworden. Der weichliche Zug unserer Zeit, als dessen Reaktion die Philosophie Nietzsches verständlich wird, offenbarte sich im Gebiete des Schulwesens in der Erleichterung der Anforderungen. Der Entrüstung über die Ueberarbeitung unserer Mittelschüler mußte dieses Opfer gebracht werden. Der Statistiker ist zurückhaltend und vorsichtig, wenn er die Ursachen bestimmter, zahlenmäßig festgestellten Erscheinungen bezeichnen soll; nicht so der statistische Zeitgenosse. Die Zunahme der Nervosität unter den Mittelschülern ist konstatirt worden. Ob sie früher in gleich hohem Grade bestand, ohne daß man sich die Mühe gab, die Erscheinung zu untersuchen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wir wollen sogar annehmen, sie habe in unseren Tagen einen größeren Umfang erreicht. Dann war die Frage, wo die Ursachen dieser unerfreulichen Thatsache zu suchen seien. Der vorsichtige Forscher konnte auf eine ganze Anzahl von Veranlassungen hinweisen, ohne sich zu der ausschließlichen Wirkung einer einzigen zu be-

kennen. Anders der statistische Zeitgenosse. Rasch fertig mit der Diagnose, behauptete er: Die armen Jungen müssen so furchtbar arbeiten, daß sie schon jetzt nervös geworden sind. Er fragte nicht, ob die Nervosität ein Erbstück der Eltern sei, ob die Wirkung von Nervenzerrüttungen, die in die zweite Hälfte der Gymnasialjahre zu fallen pflegen und dann noch durch frühzeitige Theilnahme an Bacchanalien und dem gesellschaftlichen Leben gefördert werden. Er erwog auch nicht, ob die nervösen jungen Leute sich geistig mehr als die normal begabten anstrengen mußten, wenn sie das Klassenziel erreichen wollten. Noch weniger kam ihm zum Bewußtsein, daß der Fortschritt auf den begabten Elementen beruht und daß man kein Recht hat, deren Entwickelung zu verlangsamen, um einer Anzahl gar nicht begabter das Fortkommen zu erleichtern. Namentlich aber vergaß er, daß die unvergleichlichen Fortschritte Deutschlands während der letzten vierzig Jahre nur durch die hohe Bildung, die geistige Energie hervorragender Männer auf allen Gebieten des Schaffens möglich wurden. Nicht selten hatte ich im Ausland, besonders in Holland und England, Gelegenheit, Deutsche, die sich dort zu einflußreichen Stellungen emporgearbeitet hatten, nach den Gründen ihres Erfolges zu fragen. Und fast jedesmal wurde mir die Antwort gegeben, man verdanke sie dem weiteren geistigen Horizont, der Folge besserer Bildung, der Gewöhnung an beharrlichen Fleiß und dem harten Jugendzwang zu geistiger Arbeit. Jetzt aber sind wir auf dem besten Wege, dem Beispiel Englands zu folgen, die geistigen Anforderungen herabzusetzen und die gymnastischen hinaufzuschrauben. Wir dürfen darum auch ähnliche Resultate erwarten.

Sicherlich giebt es auch Fälle von Nervosität, die einen anderen Ursprung haben. Manche aus ärmeren Schichten der Bevölkerung stammende, gut beanlagte Schüler werden, insbesondere in der Pubertätperiode, zu schlecht ernährt, um der geistigen Anstrengung der Schule gewachsen zu sein, und finden obendrein zu Hause nicht die Ruhe für die Klassenvorbereitung. Nicht selten müssen sie auch noch durch die Ertheilung von Privatunterricht für einen Theil ihres Unterhaltes sorgen. Und dann bedenke man reiflich, wie viel schwieriger die Aneignung einer höheren Bildung dem aus ungebildeten Klassen hervorgehenden Jüngling wird, weil er all seine Kenntnisse aus dem Unterricht und aus Büchern schöpfen muß, während dem Glücklicheren im Verkehr mit oft hochgebildeten Eltern, Geschwistern, Verwandten und auf Reisen so Vieles von selbst anfliegt. In nicht besserer Lage sind oft die Schüler, deren Eltern nicht am Schulort wohnen und die irgendwo untergebracht werden. Wenn Gemeinde und Staat für begabte junge Leute dieser beiden Klassen Internate einrichten wollten, dann würden sie nicht nur diesen Einzelnen nützen, sondern auch den Schulbehörden, die dann, da zur Ueberwachung der Klassenarbeiten Lehrer angestellt werden müßten, die Möglichkeit hätten, selbst zu beurtheilen, ob

die Schüler überbürdet seien. Ich kenne die Einwendungen gegen Internate; sie sind Blüthen an dem Baum unvergleichlicher deutscher Sittenreinheit. Aber wer mit der Lebensweise von Pensionären in Familien des unteren und mittleren Bürgerstandes vertraut ist, sah da oft Gefahren, die nicht geringer sind als die befürchteten. Es sei nur an den in Westpreußen ermordeten Gymnasiasten Winter erinnert. Jedenfalls bietet das Internat Ruhe, Ordnung und es kann eine kräftigere Kost geben, als die armen Jungen sonst gewöhnlich erhalten.

Auf welches Ziel sich die Agitation der Männer richten muß, die gegen die Ueberfüllung der gelehrten Berufe ankämpfen wollen, ist nun wohl klar genug. Ein viel größerer Prozentsatz von Mittelschülern als bisher muß von den Hochschulen fern gehalten werden. Die steigende Bevölkerungziffer, die große Zahl unserer Schulen, die Zulassung auch der realistisch, nicht humanistisch Vorgebildeten gestatten uns, die höheren Berufe mit einer intelligenteren und leistungfähigeren Klasse von Männern zu besetzen, als es bis jetzt geschah. Aber diese Schätze müssen ungehoben bleiben, weil die Schultradition dem Gesetz der bewußten sozialen Auslese, der einzig menschenwürdigen, noch immer eigensinnig widerspricht. Zur Erfüllung dieser Aufgabe bedürfen wir der Mitwirkung der Aerzte. Sie sollen uns belehren, wie man sicher in der Kindheit gegen ererbte Nervenschwäche ankämpft. Sie werden vielleicht nervösen Männern und Frauen die Schwierigkeiten schildern, die belastete Kinder im Kampf ums Dasein zu überstehen haben. Sie kennen die wirksamsten Mittel, um Eltern und Kinder über die gefährlichen Wirkungen früh genossenen Alkohols aufzuklären und dessen böse Folgen zu beseitigen. Sie werden uns mit der Diätetik und Hygiene bekannt machen, um den Jüngling vor Verirrungen zu bewahren und den Verirrten zu stärken. Das wäre eben so wichtig wie die Zubereitung eines Heilserums. Und sie würden schließlich zeigen, wie thöricht es ist, unbegabte Schüler, unter Aufopferung ihrer Nervenkraft, zum Lernen zwingen zu wollen.

Auch die Hilfe des Nationalökonomen brauchen wir. Von den zünftlerischen und hochschutzzöllnerischen Bestrebungen unserer Zeit, so wird er uns zeigen, sehen wir hier einen Spezialfall vor uns. Die Zünftler möchten die Schulentwickelung unserer Zeit hemmen, damit die Zahl der Innungmeister nicht zunehmen kann, und die Schutzzöllner unter den Pädagogen wollen den Unterrichts- und Versetzungbetrieb so regeln, daß auch der unter den ungünstigsten Bedingungen arbeitende Gehirnboden auf die Kosten kommt. Wir aber wollen die Bahn frei machen für die gesunden, begabten, energischen Elemente, im Interesse des deutschen Vaterlandes.

Kiel. Professor Dr. Wilhelm Hasbach.



# Hysterische Zeitalter.*)

Weder in der proletarischen noch in der mittelalterlichen Lenksamkeit lag eine ursprüngliche Tendenz zur Hysterisirung. Da aber die Thatsachen eine außergewöhnliche Verbreitung der Hysterie gerade in diesen beiden geschichtlichen Atmosphären zeigen, so entsteht die Frage, wie diese Tendenz hineinkam, wie die lenksamen Zeitalter hysterisirende werden, wie auf ihrem Boden sich eine geschichtliche Massenhysterie entfalten konnte.

Die Hysterisirung der mittelalterlichen Lenksamkeit wäre in Anknüpfung an die phantastische Apperzeption wie in Anknüpfung an die Affektschwäche der Lenksamen denkbar; und es will mir scheinen, als ob beide Ausgangspunkte von der Wirklichkeit zugleich gewählt werden müßten. Die jeweiligen Antheile der einen oder der anderen Entstehung wird die historische Forschung festzustellen haben. Jedenfalls ist es interessant, daß die Massenhysterie erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters anhebt und gegen den Anbruch der Neuzeit zu sich unheimlich häuft. Das deutet unverkennbar darauf hin, daß es die Zersetzung des mittelalterlichen Geistes ist, die irgendwie mit der Hysterisirung zu schaffen hat. Und wir werden Umschau zu halten haben, in welchen psychischen Wandlungen diese Zersetzung vor sich ging.

Sicherlich hatten sich die Einwirkungen der Außenwelt auf das Wahrnehmungleben gegen das Ende des Mittelalters sehr rasch vervielfacht. Das Wachsthum der Städte, die zunehmende Beweglichkeit des öffentlichen Lebens, eine stattliche Zahl von Rezeptionen fremder Einflüsse gestalteten das Bild der Welt bunter und unruhiger. Da aber eine organische Fortbildung des phantastischen Apperzipirens zu mehr begrifflicher Auffassung und Verarbeitungweise noch mangelt, so geräth das psychische Reagiren in eine gewisse Hast und Ueberstürzung, wird es von Eindrücken bestürmt, die noch alle in ihrer unmittelbaren Frische festgehalten sein möchten: eine übermäßige apperzeptive Inanspruchnahme des Individuums setzt also ein; sprunghaftes Aufschießen von Ideen, ein Nachlassen der Stilsicherheit, wie man es nennen könnte, im ganzen Leben, ein Durchbrechen und Abbröckeln der Gebundenheit und Geschlossenheit an allen Ecken und Enden. Es sind die Geburtwehen des Individualismus, die sich ankünden. Und gegen sie erheben sich nun mit aller Macht die konservativen Gewalten. Ihnen gilt es, um jeden Preis den mittelalterlichen Zustand zu konserviren, und die Kirche heißt zwei Jahrhunderte lang jedes Mittel willkommen, das diesem Zweck dienen kann. In erster Linie steht da natürlich die Fanatisirung des religiösen Lebens in Gewinnung und Verfolgung: die wachsende Versinnlichung der göttlichen Gnadenmittel wie der göttlichen Strafen in ihrer Anwendung nament-

*) Herr Dr. Hellpach, der sich durch seine Schriften über „Die Grenzwissenschaften der Psychologie“ und über „Nervosität und Kultur“ bekannt gemacht hat, führt seine Studien in einem Buch weiter, das, unter dem Titel „Grundlinien einer Psychologie der Hysterie“, bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheint. Da er gern zu den Lesern der „Zukunft“ spricht, hat er mich gebeten, ihnen ein Fragment aus einem ihm wichtigen Schlußabschnitt vorzulegen, das Manchen wohl reizen wird, die Darstellung in ihren Zusammenhängen kennen zu lernen.

lich durch die Kirche selbst. Und Das mußte eine doppelte Wirkung zeitigen. Auf das Vorstellungleben durch die Reizung der Phantasie, wie solche Versinnlichung sie mit sich brachte: lockende wie schreckende Phantasmen und Eindrücke wurden der Seele in Fülle dargeboten, um ihr einzubrennen, was sie von der Kirche zu hoffen und zu fürchten habe. Damit aber geht nun ganz unvermeidlich eine Unterdrückung der Widerstandsaffekte, mindestens ihres Ausdrucks, Hand in Hand. Zumuthungen treten an die Psyche heran, die sie nicht mehr erfüllen kann oder in deren Erfüllung sie doch mindestens schwankend, unsicher, lässig zu werden beginnt; und nun gerade darum verschärfte Zumuthungen. Da wird die Ausdruckshemmung und die Verdrängung der Widerstandsaffekte zur unumgänglichen Folge und die momentane Erleichterung dieser Reaktionweise bietet die verstärkte phantastische Kraft der dargereichten Vorstellungen selber. Wir kennen diesen Zustand aus vielen Schilderungen seelischer Kämpfe, die auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit sich abgespielt haben: diese halluzinatorische Selbstversenkung in die vorgeschriebenen Glaubens- oder Werkbethätigungen, um damit nur den Qualen des Zweifels oder auch nur seinen Gefahren zu entrinnen. Denn der Zweifel ist ja einer der wesentlichsten Widerstandsaffekte gegen religiöse Zumuthungen. Damit beginnt und arbeitet die Hysterisirung. Längst hat ja die völkerpsychologische Beobachtung erkennen gelehrt, wie eng die Hysterie, namentlich wo sie massenhaft, in „epidemischen" Ausbreitungen beobachtet wurde, religiös aufgerichteten Zeitphasen als Begleiterin verbunden ist.

... Die krampfhafte, fieberhafte Beschäftigung mit einer anderen Welt, die mit der empirischen nur lose zusammenhängt, ja, in einem gewissen feindsäligen Gegensatze zu ihr steht, der Kampf gegen die Phantome jener Welt, wechselnd mit der Hingabe an sie: sind Das nicht in besonderer Steigerung die Merkmale phantastischen Apperzipirens überhaupt und sind es nicht im Besonderen die Merkmale des auf dem Hysterisirungweg befindlichen phantastischen Apperzipirens?...

Man weiß nun, daß die zeitliche Lokalisation dieser Hysterien am Ende des Mittelalters von der Kirche dazu benutzt wird, um sie von ihrem Konto und vom Konto des mittelalterlichen Geistes überhaupt abzuwälzen: sie gerade als die Wehen des neuen und im kirchlichen Sinne natürlich verwerflichen Geistes darzustellen. Daran ist gewiß richtig, daß es in der That nicht die Blüthe, sondern die Krisis der lenksamen Seelenverfassung war, die zur Hysterisirung führte; zur Hysterisirung aber eben des Theiles der Menschheit, der gewaltsam in den Fesseln der Lenksamkeit erhalten werden sollte. Ein genau entsprechendes Bild zeigt uns, lassen wir den Blick zur Gegenwart schweifen, nun auch die proletarische Welt. Zwar müssen wir die Unfallshysterie aus der Verdrängung herleiten. Aber wir erkennen dabei, daß ein Komplex gebraucht wird, der die Verdrängung stabilisirt, indem er die Stelle des Verdrängten einnimmt: der Kampf um die Rente. Und daß dieser Komplex zur Hand ist, daß der Unfallskranke sich gleichsam in ihn verbeißen kann wie der mittelalterliche Mensch in seine religiösen Phantasmen: Das wird doch wesentlich den Unzulänglichkeiten der Lebensmöglichkeit verdankt, den Hemmungen und Dämmungen, die einer Ueberwindung der Lenksamkeitphase sich entgegenstellen. Die setzen sich nun nicht nur aus den Unvollkommenheiten der sozialpolitischen Gesetzgebung zusammen, sondern an ihnen hat der den Arbeiterseelen dogmatisch eingehämmerte marxische Glaube

selbst seinen gerüttelten Antheil. Zeitungweisheit hat die Unduldsamkeit der Priester dieses Glaubens schon oft mit der katholischen verglichen; hinter der boshaften Parallele steckt aber in der That eine tiefere Wahrheit, als die Vergleichenden wohl selbst sich bewußt waren. Denn was der Marxismus, so gut wie der Katholizismus, ins Leben einführten, Das ist der unbedingte Glaube an eine andere Welt, eine vollkommene, ist die unbedingte Verwerfung dieser gegenwärtigen Welt, ist also der Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Phantasma, der mit dem fanatischen Tragiren der phantastischen Rolle wider die Forderungen der Wirklichkeit endet. Man wende nicht ein, daß die Erfahrung von einer eigentlichen Massenhysterie unserer Tage nichts wisse. Es liegt in zeitlichen Unterschieden, wenn die theatralische Inszenirung zu fehlen scheint, daran eben, daß ja auch die Proles unter der Herrschaft der subjektivistischen Kultur lebt, die solchen Entfaltungen nicht mehr den Boden leiht, wie das Mittelalter; es liegt auch daran, daß die Massenhysterie unserer Zeit eine Männerhysterie ist, aus sehr einleuchtenden Gründen, eben weil der wirthschaftpsychische Charakter, der ihr eignet, ihre diese Lokalisation anweist, die ihr natürlich die äußere Exzessivität der weiblichen Hysterie abgehen läßt. Daß sie aber da ist, sammt allen Symptomen der mittelalterlichen Massenhysterie, sammt fanatischer Absperrung gegen reale Einwirkungen, Ansteckung und endemischem Hervorbrechen: darüber läßt die Thätigkeit der Versicherunganstalten keinen Zweifel.

Die Massenhysterie des Mittelalters ist heute verschwunden, wo das Mittelalter wahrhaft überwunden worden ist; wir sehen nur noch ihre Fragmente, wo die Fragmente des Mittelalters fortleben, also im Reich der Sexualpädagogik etwa. Und in dieser Art der Heilung liegt die einzige Möglichkeit einer planmäßigen psychologischen Bekämpfung der Hysterie... Darf ich versuchen, von diesem Standpunkt aus die Prognose der Hysterie zu umschreiben? Es ist selbstverständlich, daß auch diese Erkrankung niemals verschwinden wird. Neurasthenie hat es zu allen Zeiten gegeben, giebt es heute in allen Klassen; und doch bleibt die Wahrheit bestehen, daß sie die historische Krankheit des modernen Bürgerthumes sei. Genau so war immer, ist überall Hysterie zu finden; und dennoch bleibt sie die Zeitkrankheit des mittelalterlichen Bürgerthumes und die historische Kinderkrankheit des modernen Proletariates. Natürlich: gleich jeder Grenze, ist auch die von der reaktiven zur produktiven Abnormität fließend. Es gab — ich trete darin dem von Lamprecht ausgesprochenen Satz uneingeschränkt bei — zu allen Zeiten Reizsame, die nervös werden mußten; und ich füge hinzu: Es gab eben so Lenksame, die hysterisch werden mußten. Das heißt: Nervensysteme oder Psychen, wie man es nun ansehen will, in deren abnormer Anlage schon die frühesten Lebensreize Neurasthenisirung oder Hysterisirung auslösten. Aber sie bilden, heute wie immer, durchaus nur eine kleine Minderheit. Für die überwältigende Mehrzahl dieser Abnormen ist es der geschichtliche Boden ihrer Zeit, der sie überhaupt erst abnormisirt oder mindestens einer zu allem Möglichen biegsamen Abnormität die bestimmte, nervöse oder hysterische Pfeilrichtung giebt.

Dann aber ist sicher, daß wir uns von der Hysterie entfernen, eben weil wir die geschichtlichen Bedingungen hinter uns lassen, unter denen Hysterie zu werden pflegt. Denn mögen wir nun auch einer Zeit stärkerer Gebundenheit entgegenschreiten, woran wohl kaum ein Zweifel sein kann: so wird doch diese neue

Gebundenheit nicht etwa nur eine Rückwärtsdrehung zur Lenksamkeit hin bedeuten. Die Ergebnisse des reizsamen Zeitalters sind ja für die psychische Entwickelung nicht verloren, sondern sie bieten gerade die Bausteine, mit denen das neue Haus einer mehr gebundenen Kultur errichtet werden soll. Und wenn es der genossenschaftliche Geist ist (wie es vorläufig einmal genannt sein mag), der die kommenden Bindungen durchdringt, so liegt darin gerade das besondere Merkmal der neuen, reizsam getauften geschichtlichen Synthese, unter völliger Abkehr von den Kennzeichen der lenksamen Bindung. Gerade was am Stärksten seinem ganzen Wesen nach die Tendenzen zur phantastischen Apperzeption hin trägt: Kunst und Religion, gerade sie, in ihrer Krisis von heute, verleugnen die tiefeingeprägten Spuren des Subjektivismus an keiner Stelle. Hinter den können wir nicht zurück. Lokalisirte Lenksamkeit und Massenhysterie gab und giebt es wohl noch einmal im modernen Proletariat; aber jeder Blick zeigt, wie weit sie an großartiger Kraft hinter ihrer mittelalterlichen Schwester zurückbleibt.

Die geschichtliche Betrachtung kann nun einmal am Lebendigen nicht vorüber. Und ihr Blick fällt nothwendig auf Vorgänge unserer Tage, die für die historische Ueberwindung der Lenksamkeit und damit der Hysterie von eingreifender Bedeutung werden können. Eben reißt das letzte Land der westeuropäischen Kultur, reißt Frankreich sich aus den unnatürlichen lenksamen Fesseln der grandiosen mittelalterlichen Macht, die heute noch lebt, los; und sicher hat diese Emanzipation zuerst die Lösung der Erziehung eingeleitet. Sollte dem deutschen Volk, aus dem einst der neue Seelenzustand des Individualismus mit der endgiltig das Mittelalter brechenden Gewalt hervorging, die Erkenntniß verloren sein, daß die Erziehung es ist, die immer noch mittelalterliche Eierschalen mit sich schleppt, und daß sie von ihnen befreit werden muß, wenn die pathologischen Konsequenzen solchen Erbes getilgt werden sollen? Dann thäte es gerade den Schritt zurück, den Frankreich heute vorwärts thut. Die Erziehung ist der psychische Herd, auf dem heute noch immer Hysterie in einer Ausbreitung gezüchtet wird, die aus dem geschichtlichen Geist unserer Zeit längst nicht mehr begriffen werden kann; und die Reinigung dieses Feldes von allen hysterisirenden Keimen sollte die erste Aufgabe einer klarsichtigen Kulturpolitik unserer Tage sein.

Was dann an Hysterie bleiben wird, gehört restlos den besonderen Bemühungen ärztlicher Kunst. Es wird Privatsache sein. Aber noch ist diese bessere Zukunft nicht erreicht; und eine Psychologie der Hysterie wird an ihrem Ausgang mit Nachdruck dahin zu weisen haben, wo noch immer viel zu viel Hysterie, historisch verankert, sich breit macht: auf das schwer faßbare und doch höchst lebendige Ganze, das die Synthese aller interindividuellen seelischen Beziehungen darstellt, auf die Volksseele. In ihrem Werden ist Hysterie geworden; von ihrem Werden allein kann Hysterie überwunden werden. Hier aber mündet das theoretische Problem der Hysterie ins praktische. Psychologie wird Pädagogik, Historie Politik; und weiter als bis zu dieser Schwelle hat der Forscher das Kind seiner Sorge nicht zu begleiten.

Karlsruhe. Dr. Willy Hellpach.



# Gesunde Frauen.

Der Niedergang einer Menschenrasse vollzieht sich, sobald sie aus der Zoologie herausfällt und auf den von der Wissenschaft ihr verliehenen Ehrentitel der Säugethiere nicht länger Anspruch machen kann. Auch die Kulturnationen, ja, gerade sie, bedürfen zur Landesvertheidigung robuster Vollmenschen; sonst fristet sich die Behauptungmöglichkeit allenfalls nur noch von der gleichen Entartung heruntergekommener Nachbarn. Ist uns Deutschen dieses Mene Tekel bereits an die Thür geschrieben worden? Ich will zunächst weder Ja noch Nein sagen und lediglich ein paar Thatsachen sprechen lassen. Im Jahr 1902, dessen Statistik jetzt vorliegt, hat zum ersten Mal seit Jahrzehnten die absolute Zahl der Geburten im Reich einen Rückschritt gezeigt, statt anzuwachsen, wie sie sollte. Sie war allmählich bis auf 2 097 838 im Jahre 1901 gestiegen und betrug 1902 nur noch 2 089 513. Ein Jahr darauf (1903) hatte Berlin mit 49 511 Geburten nicht nur absolut fast 2000 weniger als im Vorjahr, sondern auch prozentual die niedrigste Geburtenziffer seit hundertunddreißig Jahren. In großen Städten schwanken diese Verhältnisse aus allerlei sozialen Gründen in weiteren Grenzen als der allgemeine Landesdurchschnitt. Wenn aber in Berlin auf 1000 Einwohner nur 25 bis 26 Neugeborene kommen, während im gesammten Deutschen Reich die Ziffer immer noch etwa 36 beträgt — im Jahr 1876 betrug sie über 42 —, so stimmen solche Rückgänge doch sehr bedenklich.

An wem liegt die Schuld? Für die Männer haben wir einen Gradmesser an der Militärtauglichkeit. Ihre Ziffern sind im Allgemeinen außerordentlich günstig. Ostpreußen und Elsaß liefern auf 100 Gestellungpflichtige etwa 60 Taugliche; Berlin, das freilich weniger vom Eigenwuchs als von der Zuwanderung zehrt, immer noch etwa 40; nur gewisse Weber- und sonstige Industriebezirke mit Inzucht und endemischer Lungenschwindsucht sinken auf 20 oder weniger. Der Gesammtdurchschnitt mit etwa 50 Prozent im Deutschen Reich beweist aber, wie auch der bloße Augenschein, daß die nothwendigen Eigenschaften für den Fortbestand unserer Nation bei den deutschen Männern ausreichend vorhanden sind. Sie werden kräftiger geboren und nicht annähernd so unvernünftig gekleidet; sie thun viel mehr für ihre Muskulatur als die Frauen. Für die Frauen gibt es dagegen eine höchst ungünstige Ziffer in der enormen Kindersterblichkeit. Sie verschlang in gewissen Großstädten, wie Stettin, vor Kurzem noch fast die Hälfte aller Neugeborenen. War jemals ein Molochdienst gefräßiger? Während im Allgemeinen die sinkende Sterblichkeit einen erfreulichen Beweis für die Sauberkeit und Seuchenfreiheit der deutschen Kultur bildet, fallen im Reich von rund zwei Millionen Geborener etwa 470 000 im ersten Jahr schon wieder als taube Blüthen

ab. Selbst Frankreich, auf das wir „urwüchsigen" Germanen so gern stolz herabsehen, verliert nur 15 Prozent seiner Neugeborenen im ersten Jahr; Deutschland 23,6 im Durchschnitt. Davon, daß es hierbei sich um eine physiologische Nothwendigkeit handle, kann gar keine Rede sein; im Gegentheil sollte das erste Lebensjahr eine besonders niedrige Sterblichkeitziffer haben, wie schon ein Blick auf solche Länder beweist, deren Frauen noch zu den Vollmenschen gehören und ihre Kinder an die Brust nehmen. Irland, Schottland, Schweden und Norwegen verlieren nicht, wie wir, 236, sondern etwa 10 Kinder von 1000 im ersten Jahr. Dort ist die Mutterbrust noch ein Schutzhafen; in Deutschland lauert auf das Neugeborene schlimmere Gefahr, als ein Feldzug sie den Erwachsenen androht. Versicherungsgesellschaften, die ein deutsches „Milchkind" aufnehmen sollen, dürften sich zehnmal besinnen und für das erste Jahr eine „Kriegsprämie" erheben, die dem halben Werth der Police nah käme, unsere Säuglinge aber, wenn sie schon reden könnten, beim Auftreten in der deutschen Welt einander zurufen, wie die Gardelieutenants beim Sturm auf Saint Privat: „Herr Kam'rad, jetzt gehts in die Knochenmühle!"

In den Vereinen zur „Bekämpfung" dieses Uebelstandes drehte sich bisher Alles um die Bazillen der Kuhmilch, um Kühl- und Kochapparate, um Ersatz für das Unersetzbare. Daß es nur eine wirksame Abhilfe gibt, die Stärkung der Tüchtigkeit deutscher Mütter, ward bisher kaum erwähnt. Professor Behring, als er auf der Naturforscherversammlung in Kassel die Kindersterblichkeit in Irland, Schottland, Schweden „fünfzigmal geringer als in Stettin" nannte und die künstliche Ernährung, in welcher Gestalt immer, als Hauptquelle des Uebels denunzirte, hat scheinbar nicht überzeugt. Gerade unsere Damen halten die Fiktion, daß es auch ohne Mutterbrust für den Säugling „einwandfreie" Nahrung gebe, mit verdächtigem Eigensinn aufrecht und beginnen die „Belehrung der Mütter" mit einer gröblichen Täuschung. So muß man wiederholen: Muttermilch wird nicht sauer; man braucht sie nicht umständlich aufzukochen oder gar zu „sterilisiren"; sie enthält gewisse Schutzstoffe, die das Blut und den Darm der Kleinen gegen Schädigung sichern; ihr Eiweiß gerinnt in zarten, leichter verdaulichen Flocken als jede andere Milch; sie kostet kein Geld. All diese Vorzüge sind so groß, daß Aerzte und Nationalökonomen darauf erpicht sein müßten, sie dem deutschen Volk dauernd zu erhalten oder, wenn verloren, wiederzuverschaffen. Aber die Psyche des Weibes war gerade zu „entwickeln"; seitdem hat man für diese triviale Aufgabe keine rechte Zeit. Die Kuh ward als deutsche Amme endgiltig eingesetzt. Ist es da ein Wunder, wenn jährlich Hunderttausende deutscher Kinder, die erwarten durften, als ordentliche Menschen ernährt zu werden, denen man aber durch ungezählte Flaschen klar machen will, daß sie eigentlich unter die Kälber gehörten, sich nach ausgiebiger Vollkleisterung ihrer

jugendlichen Därmchen mit unverdaulichem Kuhkäsestoff und nach schmerzhaften Brechdurchfällen angewidert aus der ungastlichen Gesellschaft ihrer Frau Mutter ins Jenseits zurückziehen? Das Zahlenverhältniß wird noch viel ungünstiger, als es auf den ersten Blick erscheint, wenn man die Flaschenkinder für sich betrachtet. Rechnen wir von unseren zwei Millionen Neugeborener — leider wohl viel zu hoch — eine Million als auf natürlichem Wege großgezogen, ihre Sterblichkeit also nicht größer als die entsprechende in Irland und den anderen drei genannten Ländern, wo es fast nur Brustkinder gibt, so kämen auf sie 10 000 Sterbefälle im Jahr. Die übrigen 460 000 (von den 470 000, die wir alljährlich verlieren) entfielen dann auf die zweite Million, die zunächst — bis es nicht weiter geht — mit Kuhmilch verpflegt wird. Man sieht jetzt, daß auch außerhalb Stettins beinahe das zweite Kind seinem Schicksal erliegt: die Flasche, nach der es so begierig fingert, wird in 46 Fällen von 100 zur Giftflasche und gerade die Mutter mit der hochentwickelten Psyche hinter dem untauglich gewordenen Busen reicht ihrem Kleinen den Tod.

Erstaunlich ist, daß die größere Hälfte der Flaschenkinder überhaupt davonkommt. Oft freilich nach schweren Krisen und Aengsten. Den Kindern, die gedeihen sollen, muß es gerade im ersten Lebensjahr ungeheuer wohl sein; nun höre man das allnächtliche Gewimmer aus deutschen Wiegen, wo mit angezogenen Beinchen die Kleinen in ihren Verdauungsqualen sich winden, wo jeder neue „Schoppen“ die Pein vermehrt, die Gefahr steigert. Die es durchhalten, werden ja dennoch nie so kräftig wie richtige „Brustkinder“, bleiben anfällig und neigen zur Nervenschwäche. Behring behauptet, daß auch die ganze Anlage zur Tuberkulose auf Darmstörungen im Säuglingsalter zurückzuführen sei. So gern wir den ehrwürdigen Matronen, die ihre Kinder selbst stillen, als unseren eigentlichen Landesmüttern Altäre bauen möchten —: wie oft muß das begonnene Nährgeschäft nach vier, sechs Wochen aufgegeben werden, weil Stiche zwischen den Schulterblättern und Uebelbefinden die Untüchtigkeit zu der übernommenen Aufgabe signalisiren! Sind die Mütter nicht bedauernswerth, die gern und liebevoll ihre Pflicht erfüllen möchten, aber nicht mehr dazu im Stande sind? Sagen die Frauen einander noch, daß das Stillen eines Säuglings eine feinere Wollust bedeutet als der Umgang mit dem doch nur geduldeten Versorger? Nicht mehr, wenn frühe Bleichsucht und Magenschwäche den Organismus bereits zerrüttet hatten; denn leider werden Flaschenkinder wohl immer wieder nur Flaschenkinder in die Welt setzen. Manche Mütter haben reichlich Milch, aber die Kinder verhungern dabei, die Nahrung muß gewechselt werden; andere ziehen einen Säugling auf und sind fortan erschöpft. Auch in den Bauerndörfern findet der Arzt überall schon in den Wiegen die Kinderflasche, mindestens zur Aushilfe; auch auf dem Lande,

abgesehen von polnischen Gegenden, steht es also mit den deutschen „Weibchen“ faul. Was soll nun geschehen?

Schon ist in der Männerwelt das Bedürfniß entstanden, sich Rechenschaft davon abzulegen, ob der Frauenkörper überhaupt noch Musterexemplare aufweist. Aber wären die Preisrichter, die — mit besonderem Eifer in Wien — diese Musterung besorgten, doch nur gewesen, was man ihnen mit ärgerlichem Beiklang nachsagte: Fleischbeschauer! Darin eben liegt ja der fundamentale Unterschied: daß die deutschen Männer bei der Gestellungpflicht von beamteten Aerzten und Sachverständigen auf „Tauglichkeit“ geprüft werden und auch bei den höchst verdienstvollen, unter der Aegide von Reinhold Begas veranstalteten Konkurrenzen im berliner Freiluftbad nackte, unzugerichtete Zeitgenossen vor das Richterauge hintraten, während unsere Frauen nur noch nach Dem beurtheilt werden und einander beurtheilen, was ihre Schneider und Schneiderinnen aus ihnen machen. Deshalb waren alle bisherigen weiblichen Schönheitkonkurrenzen in hygienischer Beziehung unnütz. Die Preisrichter sahen nicht die Wirklichkeit, sondern meist nur eine Vortäuschung. Ich betone ausdrücklich, daß ich nicht etwa hierin eine Radikaländerung wünsche. Uns fehlt für eine solche Schaustellung durchaus die griechische Naivetät und wir haben, ganz ohne Verletzung irgend welcher Schamhaftigkeit, zur Prüfung körperlicher Tüchtigkeit bei unseren Mädchen bessere Mittel. Was ich anfechten will, ist, daß die bisherigen Schönheitkonkurrenzen — abgesehen von der Unreellität — darunter litten, daß sie ihr Ideal einem verbildeten männlichen Geschmack entnahmen und eigentlich nichts weiter waren als Schnürkonkurrenzen.

Wirf das Heft nicht gleich weg, tadellos geschnürte Leserin; keine Predigt gegen das Korset soll Dir zugemuthet werden; dieser Feldzug ist von uns Männern verloren worden. Die Rufer im Streit, die vor zehn Jahren auszogen, den Drachen zu töten, der die weibliche Gesundheit frißt, haben sich viel zu weit vorgewagt. Wie sollten denn erwachsene junge Mädchen jemals auf den Gedanken kommen, das Schnüren zu lassen, so lange von 100 heirathlustigen Männern 99 den verstümmelten weiblichen Brustkorb schön finden? Es giebt, schlecht gerechnet, in Deutschland 9 Millionen verheiratheter Frauen und 2¼ Millionen verheirathet gewesener. Diesen 11000000 Geehelichter stehen ganze 11 neugebackene Aerztinnen aus dem letzten Studienjahr gegenüber. Die Ehe ist also, verglichen mit sämmtlichen anderen weiblichen Lebensversorgungen, von solcher Wichtigkeit, daß Grete ja toll sein müßte, wenn sie gerade in dem entscheidenden Winter, da sie der geschnürten Frieda den Hans wegschnappen soll, das Korset aufgeben wollte. Hans schwärmt ja für den „Schneid“; er sieht in der Sanduhrform, in zusammengequetschten Lungen, in einer schief gekippten Leber, in Eingeweiden, die beinahe zum Becken hinausgepreßt werden, ein hehres Ideal. Durch die Schleppe vollends erscheint

seine kleine Freundin „stattlicher“. Schlimm aber wird der Unfug immer erst, wenn über so und so vielen Unterkleidern ein langer schwerer Wollrock geschleppt und die ganze Last erbarmunglos in die nachgiebige Weiche eingeschnürt, recht eigentlich an Leber, Darm, Nieren und Magen aufgehängt wird. Zweierlei gilt es daher zu reformiren: den Geschmack der Männer, die nicht Schneider sind, und ganz besonders die Schneider selbst.

Man muß sich doch eingestehen, daß die Schneiderinnen das Heft in der Hand, ihre Kundschaft fest am Bändel, an der Hygiene jedoch nicht das mindeste Interesse haben. Die Hygiene dürfte ihnen vielmehr in tiefster Seele zuwider sein, weil sie geflissentlich, ihren eigenen Gesetzen folgend, die Zirkel der Mode stören will. Was hilft es, wenn ein paar gescheite und wohlmeinende Frauen wirklich zu ihrer Modistin gehen und sich einen kurzen Rock bestellen? Man muß das Achselzucken, das überlegene Lächeln, den giftigen Blick miterlebt haben. Denn kurze Röcke brauchen weder so viel Stoff noch so viel Schneiderei wie längere. Darum wird bei scheinbarem Nachgeben um so verbissener ein passiver Widerstand geleistet. Eine geistreiche Freundin schrieb mir erst kürzlich: „Diese Weiber müssen einen Trick haben, so daß die kurzen Röcke, die man bei ihnen machen läßt, schließlich immer wieder länger werden als die langen, die man schon besaß.“ Das heißt auf Deutsch: wie das riesenhafte Kapital, das in unseren Bierbrauereien angelegt ist, gebieterisch darauf hindrängt, daß schon zweijährige Kinder zu Biertrinkern erzogen und womöglich Tertianer schon als bekannte Massenvertilger vom Agenten zu Weihnachten mit einer goldenen Uhr prämiirt werden — zur Nacheiferung —, so verlangen unsere Tuchfabriken, daß auch in heißen Sommern möglichst viel Tuchstoffe getragen, daß kleinen Mädchen schon lange Tuchröcke aufgehängt und das weibliche Skelet rücksichtslos durch schwere Schleppkleider ruinirt wird, wenn nur der „Umsatz“ steigt. Hier liegt die große, objektive, lange nicht genug gewürdigte Hemmung für hygienischen Fortschritt. Man gehe nur einmal auf die Ausstellung von weiblichen Reform-Kostümen; man wird als einzige Tendenz herausfinden: „Durch welchen neuen Schwindel können den Frauen wollene Schleppkleider erhalten bleiben?“ „Hygienisch“ war eine Weile lang Mode; damit war sein Untergang besiegelt. Von der Mode, die, gleich dem Kronos, ihre eigenen Kinder frißt, ist es wieder verschlungen worden.

Nein: niemals können die Frauen, so durchaus auf den schönen Schein gestellt, plötzlich um der Gesundheit willen aufhören, sich zu schnüren, wenn sie doch festsitzende Ideen über Putz haben und von ihren Schneidern darin bestärkt werden. „Lieber aus der Welt als aus der Mode.“ So meinte wer? Phyllis in Baden-Baden? Nein, eine alte Förstersfrau in Ostpreußen. Man dürfte auch ruhig jeder ausgewachsenen, männlichen oder weiblichen

Person in Deutschland freistellen, sich auf ihre besondere Weise zu ruiniren, wäre die Jugend nur nicht, die schuldlos um ihr höchstes Lebensglück, frische Säfte in starken Organen, schon betrogene oder noch zu betrügende, gedankenlos und roh vom alten Schlendrian eingestampfte weibliche deutsche Jugend.

Welcher Genuß, ein elastisches Mädchen sich bewegen zu sehen, das, nicht schon erdrückt von schweren Kleidergewichten, unbehinderte Herrin ihrer Gliedmaßen ist! Manche giebt es noch; aber auch andere, die selbst in Lebensgefahr nicht laufen könnten, sondern höchstens noch schreien. Wie konnte Das kommen? Es kam, weil in den Schulen die Ansprüche an körperliche Leistung zu gering waren, die bisherigen Ansprüche an mühsälig eingetrichterten Wissenskram das Uebel erst recht verschlimmerten. Darum regte sich in hygienisch denkenden Männern leise die Hoffnung, als bekannt wurde, daß in Berlin Frauen um die Wette laufen sollten. Man hatte sich also endlich entschlossen, auf die allein rationelle Weise nachzuprüfen, ob die deutschen Mädchen überhaupt noch gewisse körperliche Tugenden besäßen. Die Aufnahme, die der Gedanke fand, und die Art seiner Ausführung konnten gar nicht charakteristischer sein. Im treptower Sportpark, in einer „Radrennbahn zweiter Güte“ versammelten sich am Tage der Himmelfahrt etwa 140 berliner Mädel, meist Fabrikarbeiterinnen die zu Vorbereitungen, zum training wenig Zeit gehabt hatten. In zehn Vorläufen, um die Spreu vom Weizen zu sondern, ging es über 400 Meter. „Wer hundert Meter nicht in elf Sekunden läuft, ist überhaupt kein rechter Kerl“, sagt man in England. Ein leidlich geschulter Läufer macht die vierhundert Meter in etwa einer Minute. Diese Anstrengung war aber für die meisten Mädchen schon zu groß; sie landeten total erschöpft und zerzaust am Ziel; Eine brach ohnmächtig zusammen und mußte fortgetragen werden; eine Einzige von siebzehn Jahren schien wirklich leistungsfähig zu sein und blieb auch im Endlauf über 500 Meter ohne Mühe Siegerin.

Wie wurde dieser Versuch beurtheilt und wie verhielt sich die Presse? So viel ich weiß, hat sich keine Stimme erhoben, um für die Gunst des Augenblickes die öffentliche Theilnahme zu wecken. Wenn man die Sache richtig anfaßte, konnte Etwas entstehen, das der Prüfung unserer jungen Männer auf Militärtauglichkeit annähernd entsprach. Statt für das erste Mal Geduld zu üben und mit dem Versuch zufrieden zu sein, behandelte man ihn als bloßen Ulk. Die jungen Mädel, die belobt und ermutigt werden mußten, weil ihnen eine sportliche Aufgabe noch als lockend erschien, wurden verhöhnt und unzart aufs „Danzen“ zurückverwiesen. Das Publikum blieb gleichgiltig. Als am zehnten Juli der Wettlauf wiederholt wurde und außerdem die bekannten pariser „Midinettes“ auftraten — und von den Berlinerinnen leicht geschlagen wurden —, sprach man kaum noch von der Sache und die Reporter beschränkten sich auf einen kurzen Bericht.

Ja, wenn es sich um deutsche Pferde gehandelt hätte! Da sind sofort Hunderttausende zur Stiftung von Preisen flüssig. Aber für „Laufmädel“? Wozu solche Eile? Es genügt ja, wenn sie krebsen! Tüchtigkeit, Kraft, Rasse? Wir haben ja Kufekes Kindermehl! Krumme Kniee, schlechtes Gangwerk? Es giebt ja lange Kleider, um die ganze Misere zu verbergen! Magerkeit? Es giebt ja Einlagen! Hängende Formen? Es giebt ja Korsets! Ein mir befreundeter Bildhauer pflegte freilich schon vor Jahrzehnten auf die Frage: „Nicht wahr, ein hübsches Mädchen?“ ernsthaft zu erwidern: „Kann ich Das wissen?“ Andere Leute sind aber damit gestraft, durch moderne Zurichtungen hindurchzusehen, und wenn Phyllis keuchend vor Athemnoth in ihrer Schnürung, doch strahlend im Glanz vermeintlicher Unerforschbarkeit vor ihnen sitzt, den Busen hochgepreßt, so daß auch der Hals eine gewisse Rundung wiedergewinnt, ergänzen sie sich die blutrünstige, faltig braun und blau gepreßte Weiche dazu, in der die Zirkulation völlig stockt, die welke Rücken- und Lendenmuskulatur, der seit der Kindheit keine Aufgabe mehr gestellt wurde, innen aber die wie Kraut und Rüben durcheinander geschobenen, mißhandelten Organe.

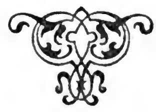
Eins nur könnte eine gesündere, dem Zweck gemäße Tracht erzwingen: die Funktion; gerade diese Funktion jedoch ist der großen Allgemeinheit unserer körperlich versimpelten deutschen Damen zuwider. Sie schnüren sich und tragen Schleppkleider, weil zum Herumschleichen auf Promenaden und zum Herumsitzen an Kaffeetischen Schleppen und Korset völlig ausreichen. Das Glied, das in der Kaffeeschlacht hauptsächlich funktionirt, ist noch niemals eingeschnürt worden. Man biete einer Bäuerin, die Kartoffeln ausnimmt, ein Schleppkleid an; sie wird eine Antwort darauf geben. Auf dem Dorf schnüren sie sich noch nicht; noch schürzen sie sich, wenn sie zur Stadt gehen; aber das böse Beispiel, das die gebildeten Stände geben, wenn sie vierzehnjährigen Mädchen lange Röcke anhängen und die jungen Beine zur Schwerfälligkeit verurtheilen, dringt vom Stadt- ins Landvolk, sammt der Blutarmuth, dem Soxleth und dem übrigen rassemörderischen Kultursegen.

Was vermöchte nun unsere eingefaulten Fräulein zum Laufen und damit zu leichter, fußfreier Bekleidung zu bringen? Als Peter der Große sah, daß seine Russen in ihrem bis auf die Füße reichenden Kaftan eine am Fortkommen behinderte, darum träge, arbeitscheue Nation seien, ließ er von Staats wegen die männlichen Schleppen abschneiden. Seitdem erst ist in den Russen ungefähr so viel Aktivität wie in den Westeuropäern, sind sie mit uns konkurrenzfähig geworden. Auch bei uns in Deutschland giebt es Einen, der Schleppen absäbelt, doch leider ist er kein Zar; er wird nur geduldet und von vielen Seiten immer wieder erbittert angefeindet: er heißt Sport. Wo er als Radsport auftrat, sah man seit Jahrzehnten zum ersten

Mal wieder weibliche Beine bei Tageslicht in der Oeffentlichkeit. Der Anblick war ja im berliner Thiergarten nicht immer appetitlich; manchmal aber sehr. Leider hat der Radsport für junge Mädchen gewisse Schattenseiten, er ist nicht schlechtweg empfehlenswerth und von vorsichtigen Eltern, die auf die Unberührtheit ihrer Töchter halten, still wieder abgeschafft worden. Seine Erbschaft sollte Tennis antreten; alljährlich kaufen sich viele Zehntausende junger deutscher Mädchen Racket und Tennisschuhe, doch da wird „Sport“ genannt, was höchstens auf gut Wienerisch „Ballschupferei“ zu heißen verdiente. Die wenigen Mädchen, die sachliches Interesse und Freude am Vorwärtskommen haben, sind fast an den Fingern herzuzählen; ihre Namen stehen ja gedruckt im Tennis-Jahrbuch. Auch ihnen fehlt das Netzspiel fast völlig; denn um zeitig ans Netz zu gelangen, muß man flink sein, was unsere Mädchen eben fast nirgends mehr sind. Eine Pfälzerin, die ich fragte, weshalb sie Tennis aufgegeben habe, antwortete kurz und gut: „I mag net springe.“ „Springen“ sagen die Süddeutschen bekanntlich für unser „Laufen“. Das Problem bleibt: Wie bringt man junge Damen zum Springen?

Setzt Preise für sie aus, nicht hundertfünfzig Mark, wie in Treptow, sondern dreitausend, damit sich ein gesundes deutsches Mädchen aus dem Mittelstand eine kleine Mitgift erlaufen kann. Dann wird sich die Sache schon entwickeln. Das Laufen wird sich lernen, das Kostüm ebenfalls. Und die „Höheren Töchter“ werden zunächst unwillig davon hören, weil sie eine Anstrengung für sich vorauswittern, dann beklommen einmal zusehen — wie schwer wars, die ersten Damen für das Tennis-Turnier zu gewinnen! — und schließlich zu laufen anfangen. Erst wenn es wieder ehrenvoll ist, körperliche Gewandtheit zu beweisen (und außerdem auch noch erhebliche Vortheile bringt), können die dazu nöthigen freieren und leichteren Kleider an Achtung gewinnen. Natürlich werden die Leistungen anfangs miserabel sein, weil bei den tief gesunkenen Ansprüchen an die körperliche Tüchtigkeit der Frauen und dem landesüblichen Betrug selbst die Mädchen, die gern laufen möchten, nicht die Fähigkeit dazu haben werden. Aber auch unsere Gelehrten, die in Rom doch die berühmte vatikanische Wettläuferin bewundert haben, wie sie antritt in ihrem Kleidchen, das die halben Oberschenkel und die rechte Brust freiläßt, — auch sie sollten sich die Frage vorlegen, ob die selben körperlichen Gewohnheiten, die eine der kräftigsten und graziösesten Rassen der Welt herstellen halfen, nicht am Ende auch für Deutschland höchst vortheilhaft wären.

Lahr. Dr. Robert Hessen.



# Selbstanzeigen.

**Neue Garben.** Verlag von Albert Langen in München. Statt der Anzeige ein Gedicht:

**Der Trost.**

Oft denk' ich mir in Stunden der Verzweiflung,
Mit siechen Blicken meine Schmerzen messend:
Vor fünf-, vielleicht sechshundert Jahren litt
Ein Mensch wie Du das gleiche Leid der Seele,
Den gleichen Körperschmerz. Und da er litt,
Nahm er die Schmerzen sicherlich so ernst,
So wichtig, wie Du jetzt die Deinen nimmst,
Den Göttern fluchend und den Tod ersehnend.
Und wie Du jetzt, Dir selbst fast unbewußt,
Ein andrer Philoktet, den Himmel anklagst:
„Kein Mensch litt je so ungeheures Leid,
Warum Dies mir?" so, mit der gleichen Stimme
Schrie, dessen später Widerhall Du bist,
Schrie Jener vor fünfhundert Jahren auch;
Und so, Dies sag' ich mir, bist Du ein Echo,
Bist Du ein Echo!
Aber bist auch Stimme
— So jauchzt es fast in mir —, Du bist auch Stimme,
Daß aber nach fünfhundert Jahren etwa
Ein Mensch in wilden Stunden der Verzweiflung
Sich trösten möge: Einer litt schon also
Und schrie zum Himmel und verfluchte sich!
Und Dir ward nur, so wichtig Du Dir scheinst,
Echo zu sein ... So träum' ich vor mich hin.
Philosophie? Ach nein! Nur Narrenweisheit,
Doch stark genug, in Stunden der Verzweiflung
Den Schmerz vom angemaßten Thron zu jagen,
Daß ich mit kaltem Blick ihn messen kann ...

Prag. Hugo Salus.

**Flita.** Theosophischer Roman von Mabel Collins. Autorisirte Uebersetzung. Jugenheim, Suevia-Verlag. Gebunden 4,50 Mk.

Nichts für metaphysisch festgeleimte Christen oder aller Metaphysik abgestorbene Materialisten. Profanum vulgus arceo. Wer aber weiß, wie wenig wir wissen, wer über unser dreidimensionales Weltbild hinauszuahnen im Stande ist, wer auch nur das endlos weite Dunkel empfindet, von dem die bescheidene Leuchtkraft unseres Erkennens rings umdrängt wird, wer diese unbekannte Ferne — oder Nähe — sich durch großartig kühne metaphysische Poesie (die auch sehr wohl Wahrheit sein könnte) beleben zu lassen vermag: Der ist eingeladen.

Jugenheim. Erdmann G. Christaller.

**Menschenreform und Bodenreform.** Unter Zugrundelegung der Veredlunglehre Francis Galtons (Galton contra Malthus). Felix Dietrich, Leipzig. 1,50 Mark.

Alles, was mit dem Begriff „Rasse" in Beziehung steht, hat heute eine Bedeutung gewonnen, von der man sich vor einem Jahrzehnt noch nichts träumen ließ. Die Rassenbiologie steht im Vordergrund des Interesses und Historiker wie Soziologen, Naturwissenschaftler wie Theologen und Philosophen streiten um diese neue, werdende wissenschaftliche Disziplin. Längst ist sie politisch ausgebeutet worden; und dieser Umstand hat eine ruhige und sachliche Erörterung bisher vereitelt und die Gewinnung bleibender Resultate aus dem Gewirr der Meinungen verhindert. Ein gewisser Niederschlag aus dem Für und Wider wird aber auf die Dauer nicht ausbleiben. Die Resultate aus dem ganzen Gährungprozeß dürfte am Klarsten der Ausdruck „Rassenhygiene" bezeichnen, der Alles einbegreift, was an kräftigen, Zukunft verheißenden Instinkten und Triebkräften in einem Volk lebendig ist und fortgezüchtet zu werden verdient. Der englische Forscher Francis Galton war der Erste, der in seiner „Veredlunglehre" (Eugenics) die Grundlagen und Gesetze einer Rassenhygiene in diesem Sinn darstellte. Der Einführung in diese Lehre und ihrem weiteren Ausbau in einer allen modernen Kulturverhältnissen Rechnung tragenden Rassenhygiene ist meine Schrift gewidmet. Die „Menschenreform" (unter diesem Ausdruck ist der Inhalt des Begriffs „Rassenhygiene" im Titel wiedergegeben) ist zur „Bodenreform" in Beziehung gesetzt, als der Grundlage der sozialen Frage, von der aus eine Lösung mir am Ehesten möglich erscheint, um darzulegen, daß eine Reform die andere bedingt, daß keine ohne die andere an ein nützliches Ziel geführt werden kann. „Galton contra Malthus" besagt, daß die malthusischen Versuche, die Volksvermehrung aufzuhalten, überall nur den gewöhnlicheren und brutaleren Naturen zu Gut kommt, die sich an den Malthusianismus nicht kehren, während die gewissenhafteren und feiner fühlenden, also die höher veranlagten Naturen, die seiner Lehre folgen, sich damit auf den Aussterbeetat bringen und Jenen das Feld zur Brutalisirung und Herunterzüchtung des Volkes überlassen. Die modernen sozialen Verhältnisse haben die Uebervölkerung wie ihr verhängnißvolles Gegengewicht im Malthusianismus gezeitigt; er hat die europäischen Völker in einen circulus vitiosus verstrickt, dem allein Galtons Lehre von der Wohlgeborenheit (Eugenics), der zuchtwählerischen Volksvermehrung mit Hilfe der vornehmen und feinsinnigen Naturen, sie wieder entreißen kann. Heinrich Driesmans.

✦

**Vor der Katastrophe: Ein Blick ins Zarenreich.** Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. Frankfurt a. Main, Literarische Anstalt (Rüter & Loening). 3 Mark.

Journalistische Momentaufnahmen sollen mit dem Tage ihres Entstehens auch verschwinden. Daß ich mich dennoch entschlossen habe, meine russischen Skizzen und Interviews gesammelt herauszugeben, geschah aus einem bestimmten Grunde. Ich habe meine Studienreise durch die russischen Hauptstädte zu einer Zeit gemacht, als dort den Leuten der Mund überging. So konnte ich einen tieferen Blick in das Land der Räthsel thun, als sonst bei der Kürze der Zeit möglich

gewesen wäre. Aufklärung über die russischen Zustände ist aber von großer Wichtigkeit für uns Alle. Wenn ich nur ein Weniges dazu beitragen könnte, die in Folge der letzten Niederlagen entstandene Ansicht zu erschüttern, daß Rußland vor einer Revolution stehe, so wäre meine Arbeit schon belohnt. Keiner der zahlreichen hochgestellten, offenherzigen Russen, die ich gesprochen habe, glaubt an eine Revolution, noch gar an eine erfolgreiche. Das Martyrium der paar Tausend Kulturmenschen des Riesenreiches wird weiter dauern, eine kleine Hofclique wird regiren, die Beamtenschaft das Land brandschatzen, die Polizei unter den Gebildeten mit schonungsloser Faust aufräumen; aber das Volk wird sich nicht rühren, sondern sein Geschick wie ein Verhängniß hinnehmen. Nur Verzweiflungthaten werden, wie Giftblasen, aus dem Kampf der Lethargie hier und da aufsteigen. Aber der wirthschaftliche Zusammenbruch schien all meinen Gewährsmännern unausbleiblich. Den klassischen Satz, den ich so oft gehört habe: „Rußland wird den Coupon seiner Rente so lange zahlen, wie ihm das Ausland das Geld dazu borgt“, kann ich nicht laut genug wiederholen.

Wien. Hugo Ganz.

♦

**Die Nachtigal von Wittenberg.** Leipzig, Hermann Seemann. 2 Mark.

Aus den Briefen, die Strindberg im Herbst 1903, nach Vollendung des Lutherdramas, an seinen Uebersetzer Emil Schering richtete, seien hier ein paar Stellen mitgetheilt: „Gestern las ich das Lutherdrama wieder. Das gab mir Kraft und Licht! Das ist das Stärkste und Jüngste, was ich geschrieben habe. Keine Zweifel wie ‚Meister Olof‘, keine Skrupel, keine Weiber um den Hals, keine Eltern auf dem Weg, keine Kompromisse mit Freunden. Und so ist der historische, der Luther der Tradition. Ich wüßte nicht, wo ich mit den Traditionen gebrochen hätte. Ich habe Luther zum Deutschen gemacht, zum Waibling, gegenüber Rom, dem Welfen. Das ist die Stärke des Stückes. Und dadurch vermied ich die Theologie, die gefährlich und langweilig ist. Mein Luther ist so objektiv, weil ich selbst nicht Luthers und Huttens Entsetzen vor Rom theile, das damals berechtigt war. Ich habe nach D'Aubignés Geschichte der Reformation geschrieben und alle groben Worte sind Luthers eigene. Sogar die Szene, wo Luther den Mönch totschwatzt, ist nach der Geschichte; doch wars ein Magister, der vor Wuth den Schlag bekam, als Luther ihn in einer Disputation vernichtete. Die Sache mit der Syphilis ist so echte ‚Zeit‘ und Huttens flotte Auffassung ist so stilvoll, daß es schade wäre, sie zu streichen oder zu verwässern. Das Lutherdrama ist mein Lieblingdrama! Auch weil es für mich etwas Erlebtes ist. Das ist Schönheit, Stärke, Freimüthigkeit und ein Glaube, der Berge versetzt! Mit Luther habe ich mich selbst und meinen Beruf wiedergefunden. Bald wird wieder Krieg hier! Das heißt: er dauert fort. Ich drehe meine neue Bogensehne, (bezieht sich auf den stockholmer Sittenroman ‚Die gothischen Zimmer‘), da die alte nach 1884 von den Mäusen zernagt wurde; die haben sich nun in ihre Löcher zurückgezogen, die gefräßige Bande!... Ich habe heute abends wieder im Lutherdrama gelesen. Und ich liebe es wie mein jüngstes Kind aus meiner dritten Ehe, weil es mir die Jugend wiedergegeben hat.

Stockholm. August Strindberg.“



18*

# Die Zulassungstelle.

Unglaublich klangs und ist doch wahr gewesen: ein königlich preußisches Staatsinstitut, von dessen Leitern jeder einzelne sicher selbst die kleinste Auflehnung gegen das Gesetz streng bestraft sehen will, hat die Erfüllung einer legalen Pflicht verweigert; einer Pflicht, die sogar von Vernunft und Billigkeit empfohlen war. Welche Vorstellung mag man sich im Ausland von unserem einheimischen Anleihekredit gemacht haben, als man las, die Zulassung der preußischen Schatzanweisungen sei an der berliner Börse verweigert worden? Nur an diese verblüffende Thatsache hatte der ferner Stehende sich zu halten, der sich kaum darum kümmert, daß die Schuld diesmal bei den Antragstellern, nicht bei der ablehnenden Instanz zu suchen war. Wir im Lande wissen ja, daß eine nicht genug zu rühmende Geschicklichkeit gerade den unpassendsten Monat, den Oktober, als Zeitpunkt für die große Emission von Schatzanweisungen ausersählt hatte und daß unser Preußenkonsortium — Gehorsam ist nicht nur des Christen Schmuck — diesen geheimräthlichen Fehler wieder in stummer Demuth mitzumachten bereit war. Dann wurde rasch der Diskontsatz um ein volles Prozent erhöht: und nun können die Zwischenhände geduldig abwarten, bis sie ihre neuen Packete loswerden. Die Kundschaft, die Schatzscheine kaufen möchte, hätte sonst ihre Bankverbindungen beauftragt, die Stücke einstweilen zu beziehen. Dieses Vorlegen des Betrages wird jetzt aber im Buch mit sechs Prozent berechnet. Das wirkt natürlich abschreckend. Für alle anderen Geschäfte freilich kann den Kommission-Firmen ein hoher Diskontsatz nur angenehm sein; man darf dann ja auch den Debitoren wieder höhere Zinsen ankreiden. Und da haben wir die zweite unglaubliche und doch wahre Thatsache: ganz besonders verschmitzt thuende Leute haben die Reichsbank gelobt, weil sie den Banken gleichsam den Brotkorb höher gehängt habe. Man soll sich nachgerade eben abgewöhnen, irgend Etwas für unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich zu halten.

Da für die offizielle Notiz der Schatzanweisungen gesorgt werden mußte, war es unvermeidlich, die Einführung bei der Zulassungstelle zu beantragen. Diese Aufgabe hatte die Seehandlung für die preußischen Papiere, die Reichsbank für die Reichsanweisungen übernommen; die Seehandlung sollte als Admiralsschiff stolz voransegeln. Die Zulassungstelle hat das Recht, beim Anblick aller anderen Prospekte so strenge Mienen zu zeigen wie die potsdamer Oberrechnungskammer; sobald es sich aber um Werthe des Deutschen Reiches und Preußens handelt, nützt ihr alle Schärfe und mißtrauische Strenge nichts mehr. Immerhin steht auch die Staats- und Reichsgewalt nicht über dem Gesetz; und so durften die Herren der Zulassungstelle es wohl zunächst als eine unbegreifliche Flüchtigkeit der Seehandlung ansehen, daß über den zuzulassenden Betrag der Schatzanweisungen jede Angabe fehlte. Unser Volk ist in diesen Dingen nicht ganz so lämmleinhaft sanft wie das französische, läßt an Geduld aber auch nicht viel zu wünschen übrig. Trotzdem bleibt — Das liegt in der Natur der Sache — selbst das beste Papier, dessen Menge absichtlich verschwiegen wird, unverkäuflich. Der Gegensatz zwischen einem Haus und einem Börsenwerth besteht eben darin, daß dieser beweglich, jenes unbeweglich ist. Für die Beweglichkeit sorgt der Tagespreis, der sich nach Angebot und Bedarf regulirt. Blieb nun der Betrag der neuen Schatzscheine unbe-

stimmt und unbekannt, dann waren die Möglichkeiten des Angebotes gar nicht zu übersehen und vernünftige Kursgestaltungen von vorn herein ausgeschlossen. Eigentlich müßte ich die Leser, denen ich dieses ABC des Börsenverkehres aufsage, um Entschuldigung bitten. Vielleicht aber brauche ichs nicht; denn wirkliche Direktoren, die doch im Geschäftsleben nicht Analphabeten sind, haben sich über die Sachlage getäuscht. War es Hochmuth, das Bewußtsein ihrer Gottähnlichkeit, das die Seehandlung zu diesem Schritte trieb? Oder wollte sie sich später die auffällige Anmeldung neuer Emissionen, die vielleicht schon bald kommen könnten, ersparen? Ich weiß es nicht. Jedenfalls bleibt dieser wohlerwogene Irrthum auch aus rein technischen Gründen räthselhaft. Denn ohne Betragsangabe wären ja die Nummern der Stücke gar nicht bekannt zu machen und der Käufer könnte sich durch keine Kontrole vor Falsifikaten schützen. Fast sieht es so aus, als habe die Seehandlung, deren Präsident freilich ein intimer Freund des Finanzministers ist, in dieser Sache auf eigene Gefahr und Verantwortung gehandelt. Der Minister hat ja gegen sie entschieden, kann vorher also kaum um seine Meinung befragt worden sein. Wie es scheint, auch dann noch nicht, als die Börsenbehörde auf die schwere Unterlassungsünde hingewiesen und von deren Sühne die Einführung der Schatzscheine abhängig gemacht hatte. Die Seehandlung verweigerte rundweg irgend eine Angabe des Betrages und sagte damit im Grunde, ihr Handeln entstamme nicht einer Vergeßlichkeit, sondern der bewußten Absicht, sich in Gegensatz zu den Anleihevorschriften des Börsengesetzes zu stellen.

Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Die Reichsbank war ganz der Meinung der Seehandlung, statt — was viel interessanter gewesen wäre — sich zu einer eigenen Auffassung zu bekennen. Sie feiert nun einen zweifelhaften Triumph in Köln, wo die Reichsschatzscheine zuerst eingeführt werden sollten. Da der Präsident Koch direkt unter dem Reichskanzler steht, wäre es recht nützlich gewesen, den Grafen Bülow, der selbst über Fragen der Philosophie und Dichtkunst stets ein fertiges Wort bereit hat, auch einmal in einer finanziellen Sache nach seiner Ansicht zu fragen. Herr Koch scheint dem Vorgesetzten die Beantwortung solcher Fragen nicht zugemuthet zu haben. In Köln war die Geschichte noch wunderlicher als in Berlin. An der Spree sündigten nur preußische Staatsbeamte, die allerdings über das Wesen der Börse unterrichtet sein sollten; am Rhein aber waren die Schuldigen praktische Bankiers. Dort hatten Oppenheim und der Schaaffhausensche Bankverein im Auftrag der Reichsbank und der Seehandlung die Zulassung beantragt und keinen Nominalbetrag angegeben. Die Firmeninhaber hätten durch Ablehnung des Auftrages ihren Mandanten einen besseren Dienst geleistet. Weder die Herren Oppenheim noch die Direktoren von Schaaffhausen konnten, als erfahrene Bankmänner, zweifeln, daß der Zulassungantrag unvollständig war; warum hatten sie dann nicht den Muth ihrer Ueberzeugung? Ists denn überhaupt schon so weit gekommen, daß Muth dazu gehört, der Reichsbank und der Seehandlung ablehnenden Bescheid zu geben? Wenn Schaaffhausen etwa, als Verbündeter der Dresdener Bank, wegen der Hibernia-Thaten sein Gewissen belastet fühlte: Herr Möller hatte ja schon die Absolution ertheilt und der Landtag wird diesen Spruch vielleicht nicht aufheben. Die Freude, alle übrigen Banken ärgern zu können, wird die Majorität sich am Ende gern eine Million kosten lassen, die sie einer einzigen Bank gewährt.

Erst der Minister hat, wie ich schon erwähnte, die Weigerung der Seehandlung und der Reichsbank unwirksam gemacht und selbst der Handelskammer den Höchstbetrag der zuzulassenden Schatzscheine angegeben. Leider blieb den Schuldigen aber die völlige Niederlage erspart; denn eine andere Forderung der Zulassungstelle wurde von der Regirung abgewiesen. Diese Forderung ging freilich auch zu weit. Selbst bei ausländischen Anleihen kann man nicht einfach verlangen, daß später etwa mögliche Einführungen nun sofort in klaren Ziffern festgelegt werden. Sind über den Typus und die Ausgabesumme bindende Abmachungen mit dem Geld holenden Staat vorhanden, so werden sie in den Prospekt aufgenommen; fehlt dieser Vertragspunkt aber, so kann doch nur in den seltensten Fällen dadurch die eigentliche Einführung gehindert werden. „Die Förderung deutscher Ansiedlungen in Westpreußen und Posen" darf, gemäß den in drei Zwischenräumen bewilligten Summen, 350 Millionen kosten; die noch verfügbar gewesenen 248 Millionen werden also wahrscheinlich eher langsam als schnell flüssig gemacht. Doch von einer solchen hohen Wahrscheinlichkeit bis zu einer unveränderlich feststehenden Entschließung ist noch ein hübsches Stück Weges; und die Presse hat in diesem Fall Unrecht, wenn sie für das durch die Weigerung entstehende Mißtrauen die Regirung verantwortlich macht. Die Zulassungstelle durfte in einer Angelegenheit, wo das Recht so ganz auf ihrer Seite war, sich nicht durch eine unerfüllbare Forderung selbst ins Unrecht setzen.

Im Publikum hat man vielfach geglaubt, dem Beginn eines Zweikampfes zwischen der Vertretung der Börseninteressen und der preußischen Bureaukratie zuschauen zu dürfen. Die Zulassungstelle der berliner Börse ist von Börsenfreundlichkeit aber recht weit entfernt. Sie besteht, nach dem Börsengesetz, mindestens zur Hälfte aus Männern, die nicht ins Register eingetragen sind. Als das Gesetz entstand, meinten seine Erzeuger in ihrer unerschöpflichen Vatergüte, alle Bankiers und Spekulanten seien in das Register hineinzuzwingen. Man kann sich also denken, auf welche duldsamen Elemente sie für die andere Hälfte der Mitgliederzahl rechneten. Auch heute giebts in der Zulassungstelle wohl noch einige sonderbare Schwärmer. Die eigentliche Kritik aber, die — ich finde keinen passenderen Ausdruck — Oberrechnungskammer-Arbeit kann natürlich nicht vom Fanatismus geleistet werden. Für die dazu nöthige Erfahrung sorgen Geschäftsleute, die nur noch dem Namen nach einer Firma angehören, aber längst reich genug geworden sind, um sich den Luxus erlauben zu dürfen, den unbefangenen Theoretiker zu spielen. Sie sind oft die schärfsten Beurtheiler, haben auch am Meisten erlebt; und das Kunststück, die wilden Elefanten durch die zahmen fangen zu lassen, wird nicht nur in Indien gemacht. Das größte Wohlwollen wird den Börsenkommissaren nachgesagt, die sich wenigstens in der Privatunterhaltung meist recht entgegenkommend zeigen sollen. Gerade diese Herren aber haben auch schon sehr feine Einwände gegen manchen Prospekt gemacht. Ein Beispiel. Durch eine unheilvolle Verbindung war eine Fabrik in Verlegenheit gekommen; und als die endlich sanirten Aktien nun eingeführt werden sollten, verlangte der Kommissar, der Prospekt solle aufklären, weshalb die alten Direktoren aus der bösen Zeit noch im Amt seien. Schließlich mußte wenigstens hinzugefügt werden, seit wann diese Direktoren angestellt seien: zwischen den Zeilen war also auf ihre frühere Thätigkeit hingewiesen. Die Schärfe anderer Mitglieder soll manchmal dagegen

mehr schaden als nützen. Von den einführenden Firmen werden, zum Beispiel, mehr Daten verlangt. Antwort: die Daten seien so vorzüglich, daß ihre Wiedergabe wie eine Reklame aussehen würde. Ein ganz triftiger Einwand; den die Scharfen aber nicht gelten lassen. Die „Reklame" kommt wirklich in den Prospekt. Dann wieder wird die Doppelreihe, in der, neben den jetzigen heruntergeschriebenen Werthen, die ursprünglichen Summen aufgeführt sind, auf eine Reihe vereinfacht. Der Fachmann sieht dann etwa elektrische Anlagen mit 70,000 Mark inventarisirt und hält sie deshalb für minderwerthig; er kann aus dem Prospekt eben nicht erfahren, daß sie einst 200,000 Mark gekostet haben. Brunnen, für die 36,000 Mark aufgewendet wurden, stehen ohne Kommentar einfach mit einer Mark zu Buch; und es wäre leicht, ähnliche Beispiele in Fülle anzuführen.

Das Vaterland kann ruhig sein. Allzu zärtlich werden die Bank- und Börseninteressen von der Zulassungstelle nicht behandelt. Es muß schon sehr schlimm kommen, so schlimm wie jetzt bei den Anträgen der Reichsbank und der Seehandlung, bis die Zulassungstelle sich entschließt, den Kampf für das Recht gegen die Macht aufzunehmen und zu zeigen, daß ihr nicht Alles zulässig scheint.

Pluto.



# Notizbuch.

Zwischen Dänemark und England, nah bei der Doggerbank, wo Sir Hyde Parker, der Vater, einst den holländischen Admiral Zoutman schlug, hat das russische Ostseegeschwader auf die huller Fischerflottille geschossen. Warum? Weil sämmtliche Russen meist schon vormittags, spätestens aber abends sternhagelvoll sind, heißts an den Stammtischen; weil sie im Wodkarausch den Himmel für einen Dudelsack und jeden Fischdampfer für einen Torpedobootzerstörer halten. Diese artige Hypothese stammt aus dem Buch, in dem der Kulturmenschheit überliefert ward, daß die Moskowiter sich von Talglichten und Fusel nähren. Ein Bischen ernsthafter klang die Behauptung, das Mißgeschick ihrer Marine habe die Russen so nervös gemacht, daß die gerade dem Seemann unentbehrliche Ruhe des Blickes von ihnen nicht mehr zu erwarten, jede blind wüthende Tollheit zu fürchten sei. Wie schädlich Nervosität auf dem Wasser wirkt, haben wir sogar schon bei Manövern und Sportfesten unserer Flotte erfahren, die an Exaktheit und Disziplin der russischen doch weit überlegen ist. Aber soll der Admiral Roschdestwenskij — den die Sachverständigen im Zarenreich seit Jahren für den besten Mann ihrer Marine halten, für viel tüchtiger als Makarow und Skrydlow — plötzlich so ganz unfähig geworden sein, daß er die Grundregeln des internationalen Seeverkehres nicht mehr kennt, die einfachsten Lichtersignale nicht zu unterscheiden vermag und, ohne erst lange zu wägen, in den Nebel hinein schießen läßt? Auch daran war nicht leicht zu glauben. Doch am Ende suchte er einen Konflikt, suchte die Möglichkeit, seinem unfertigen, schlecht bemannten Geschwader die Gefahr einer Reise zu sparen, die nie bis ans Ziel führen konnte, und ist zufrieden, daß er in Vigo und Tanger jetzt Zeit hat, seine plumpen Landratten für den Dienst zu drillen? Nein, sagten die Hintertreppenpolitiker: das Alles trifft nicht den Kern der Sache; Rußland will in seiner Verzweiflung eine Konstellation schaffen, die Frankreich ins Feld ruft, und die Schießerei

hatte den Zweck, England zur Kriegserklärung zu zwingen. Auch dieser Blödsinn war auf Holzpapier zu lesen. Natürlich hat kein halbwegs vernünftiger Mensch auch nur eine Minute lang geglaubt, die huller Affaire könne zum Krieg zwischen Russen und Briten führen; nur in den Zeitungen that man, als glaube mans: und hatte für die letzte Oktoberwoche ohne beträchtliche Kosten eine great attraction. Trotz allen Depeschen und Leitartikeln ist der Thatbestand noch völlig unklar. Wir wissen weder, ob die englischen Fischer die richtigen Lichter zeigten, noch, ob der Theil der russischen Flotte, der die Fischerfahrzeuge beschoß, Torpedoboote bei sich hatte. Roschdestwenskij leugnet es und führt die Angabe der Fischer, sie hätten noch sechs Stunden nach dem Angriff ein Torpedoboot in ihrer Nähe gesehen, zum Beweis dafür an, daß er von fremden Torpedos belästigt und zur Abwehr gezwungen worden sei. Eins dieser Boote habe er vernichtet, das andere aus dem Kurs getrieben und nicht geahnt, daß die Kugeln seiner Geschütze auch Briten getroffen hatten. Da die Sache ja von einem nach der Vorschrift der Haager Konvention zusammenzusetzenden Schiedsgericht untersucht werden soll, werden wir eines Tages vielleicht erfahren, was eigentlich geschehen, ob das Geschwader wirklich belästigt oder im Dunkel nur eine Riesendummheit gemacht worden ist. Rasch mit dem Urtheil fertig waren nur die wüthenden Russenfeinde. Die erwogen nicht einmal, daß die unangenehme Geschichte in einer Nebelnacht passirt war, in schwierigem Fahrwasser und, wie es scheint, nicht im britischen Hoheitbereich. Die schworen flink auf die Buchstabenwahrheit der englischen Aussagen. Und doch wäre Allerlei zu beachten gewesen. England ist Japan verbündet und hat die Ausreise des Ostseegeschwaders sicher nicht gern gesehen. Japanische Seeoffiziere waren, wie gemeldet wurde, in geheimer Mission nach Europa gereist. Von allen Seiten wurden die Russen vor Asiatentücke gewarnt. Besonders gefährlich schien ihnen die englische Nordseeküste und der Aermelkanal. Irgend ein kleines Fahrzeug konnte ihnen Minen legen; in einen harmlos aussehenden Fischdampfer konnte ein Torpedolancirapparat eingebaut sein. Ein britischer Rheder, der den Japanern gegen die Russen hülfe, würde nicht nur viel Geld verdienen, sondern könnte obendrein noch wähnen, ein Patriotenwerk vollbracht zu haben. Und nun versetze man sich in den Seelenzustand eines mit ungeheurer Verantwortlichkeit belasteten Admirals, der, an gesperrten Häfen vorbei, unerprobtes Material und Personal auf den Kriegsschauplatz führen soll. Er glaubt sich verpflichtet, jedes Schiff, das ihm mit verdächtigen Bewegungen naht, als Feind zu behandeln. Und das Wasser hat keine Balken. Auch der preußische Grenadier Lück und mancher andere brave Wachtposten hat schon auf Menschen geschossen, ohne daß die Anwendung von Pulver und Blei nöthig war. Auf beleuchteter städtischer Straße, in Friedenszeit. Auch der Kapitän des englischen Kanonenbootes „Leda" hat, vor fünf Jahren, ohne zwingenden Grund ein fremdes Fahrzeug beschossen: den französischen Lugger Étoile de Mer; und auch damals wurde ein unschuldiger Matrose getötet. Bei Hull sind zwei Menschen ums Leben gekommen, ein paar andere leicht verwundet worden. Eine Dummheit wahrscheinlich, aber kein Verstoß gegen die göttliche Weltordnung. Wenn die großen russischen Panzer, wie behauptet wurde, eine halbe Stunde lang geschossen hätten, wäre der Schade an Menschen und Material wohl schlimmer gewesen. Thut nichts; alle Civilisten waren empört und nur die Soldaten bewilligten dem armen Roschdestwenskij mildernde Umstände. Er mußte, sagten sie, auf jede Japanerlist gefaßt sein, mußte fürchten, daß englische Seefahrer sich in den Dienst der Gelben stellen würden, die vor der Wahl wirksamer Mittel nicht erst zimperlich zaudern. Er

konnte erwarten, daß die Fischer von der Durchfahrt seines Geschwaders benachrichtigt waren und sich deshalb hüten würden, seinen Kurs zu kreuzen. Wer in Kriegszeiten noch nie auf so schwierigem Posten stand, weiß nicht, wie leicht das Gefühl der Verantwortlichkeit da zu Mißgriffen führt. In jedem Krieg sind schon vom Wind gejagte Wolken als feindliche Kolonnen von den Vorposten beschossen worden ... Amusant war das Verfahren der Engländer. Fürchterliches Geschrei. Mobilmachung der ganzen Flotte. Wird die Schuld nicht sofort gesühnt, Roschdestwenskij nicht morgen schon der Kommandogewalt entkleidet, dann bleibt nur eine Möglichkeit: Krieg gegen Rußland. Solche Spektakelstücke werden in London mit allerliebster Geschicklichkeit inszenirt. Die Forderungen sind zwar nicht erfüllt, aber die Russen gehindert worden, noch in diesem Jahr die ostasiatische Küste zu schauen. Allzu unangenehm wirds ihnen nicht sein. Port Arthur wird sich kaum noch lange halten. Der Hafen von Wladiwostok ist im Winter zugefroren. Und ohne Stützpunkt, ohne Kohlenstation könnte das Geschwader nichts Nützliches leisten, selbst wenn es besser gerüstet und die Marinetechnik nicht noch immer die schwächste Seite russischer Kriegskunst wäre. Britanien aber hat sich wieder als Hort edelster Sittlichkeit bewährt. Stark und doch fast too full of the milk of human kindness. Krügers Leichnam schwimmt der Heimath entgegen: und schon ist Alles vergessen, was den Siegern im Burenkrieg vorgeworfen ward. Die Behandlung der Frauen, der Ausländer, der Kinder: Alles vergessen. England sonnt sich im Glanz und der Russe ist, wie in Cobdens Tagen, wieder der Schwarze Mann.

* * *

Ich bin verpflichtet, das Folgende zu veröffentlichen:

„Die Angriffe gegen die Redaktion der Nationalzeitung in dem Artikel ‚Pro domo et Hibernia‘ (Nummer 5 der ‚Zukunft‘) beruhen auf Unwahrheit. Die Redaktion ist nicht nur vertragsmäßig jeglicher Beeinflussung seitens einzelner Interessenten oder Interessenkreise entzogen: es ist auch thatsächlich, seitdem mir die Leitung des Blattes obliegt, von keiner derartigen Seite jemals an mich auch nur der leiseste Versuch herangetreten, meine politische Haltung zu beeinflussen. Insbesondere auch in der Hibernia-Angelegenheit ist ein solcher Versuch nicht gemacht worden und hat die Nationalzeitung von Anfang an, trotz aller Anfeindungen, einen durchaus selbstständigen Standpunkt gewahrt.

Arthur Dix,
Chefredakteur der Nationalzeitung."

Ueber Stil und Inhalt dieser „Berichtigung" möchte ich nichts sagen. In Liszts Schrift über das Reichspreßrecht steht der Satz: „Der Redakteur darf die Berichtigung nicht mit der Motivirung zurückweisen, daß nur das Unrichtige berichtigt werden könne, er aber schlagende Beweise für die Richtigkeit der von ihm gebrachten Thatsachen und für die Unwahrheit der in der angeblichen Berichtigung angeführten zur Hand habe; er darf sie nicht zurückweisen, weil zur Entscheidung über Wahrheit oder Unwahrheit nur das Publikum kompetent ist." Lies also, liebes Publikum, und entscheide. Solltest Du noch neues Beweismaterial wünschen, so kannst Dus haben.

* * *

Ein Artillerieoffizier schreibt mir:

„In Ihrem Aufsatz ‚Militaria‘ haben Sie auf die Schwierigkeit einer objektiv richtigen Darstellung von Kriegsereignissen hingewiesen, sich auf Beispiele aus der Literatur des deutsch-französischen Krieges berufen und sich gegen die Papierstrategen und Zeitungtaktiker gewandt, die schnell fertig mit dem Wort sind, obgleich

ihre Titel vielfach andeuten, daß sie der Jugend, der solches Gebahren eigen ist, längst entwachsen sind. Sie haben damit mir und, ich glaube, vielen aktiven und ehemaligen Offizieren aus der Seele gesprochen. Man bekommt beinahe nauseose Anwandlungen, wenn man wahrnimmt, wie jetzt jedes Wurstblatt seinen ,militärischen Berichterstatter' hat, der im Zeilenlohn am Grünen Tisch schwierigen Problemen die Lösung nicht sucht, aber findet. Ich will noch ein Beispiel anführen. Die Japaner haben in ihrer Artillerie einige — wenige — Batterien Feldhaubitzen. Beiläufig sei bemerkt, daß es, wenn auch nicht modernste Rohrrücklauf-Stücke, so doch gute Wurfgeschütze von Krupp sind. Geführt und bedient von affenartig geschickten Asiaten, können sie bis jetzt fast den Gascogner-Geschützen verglichen werden, von denen Rostand den jüngeren Kameraden Cyranos vor Arras 1640 stolz sagen läßt: Le canon des Gascons ne recule jamais. Die Japaner erfreuen sich des Besitzes dieser Haubitzen schon einige Jahre und es wäre daher verhältnißmäßig leicht gewesen, in Friedenszeiten Näheres darüber zu erfahren. Trotzdem haben unsere Papierhelden es fertig gebracht, über diese Waffen, ihre Anzahl, Organisation, Munition und Wirkung in den ersten Monaten des Krieges unglaublich thörichtes Zeug zu schreiben. Später, namentlich am Yalu, kamen die Haubitzen ins Feuer. Natürlich weiß jetzt Jeder ganz genau, wann, wo, wie und mit welcher Wirkung sie verwendet worden sind, wie sie sich bewegt, gefeuert, verhalten und welche Ziele sie beschossen haben. Die kühnsten Folgerungen werden daran für die deutsche Artillerie geknüpft: Vermehrung der leichten Feldhaubitzen, Vergrößerung ihres Kalibers, Vermehrung, Verminderung, Abschaffung der schweren Feldhaubitzen, Aenderung der Organisation, Aenderung der Ausrüstung, Aenderung des Schießbedarfes, des Schießverfahrens, der Feuerleitung, der taktischen Verwendung und vieles Andere. Man sollte meinen, daß die ,militärischen Spezialberichterstatter' in Japan und den mandschurischen Gefilden eben so zu Hause seien wie in der Provinz Brandenburg und auf dem döberitzer Truppenübungplatz. Schade, daß das Pulver schon erfunden ist. Schade aber auch um die der Produktion, mehr noch um die der Lecture solcher Weisheit geopferte Zeit."

* * *

Nach dem Artilleristen ein Infanterist:

„Verehrter Herr Harden, in dem fesselnden Artikel ,Militaria' berührten Sie (am achten Oktober) auch das Uebermaß an militärischen Schaustellungen, das unserem Heer schon seit einer geraumen Reihe von Jahren zugemuthet wird, und sprachen dabei auch von den großen Kaiserparaden, die sich in jedem Sommer auf dem Exerzirplatz bei Mainz, dem sogenannten Großen Sand, nach der Rückkehr des Monarchen von seiner Nordlandreise wiederholen und für die aus der näheren und weiteren Umgebung der gewaltigen Rheinfeste zahllose Regimenter herangezogen werden. Mittelbar liest man aus Ihren Worten die Frage heraus, wie sich denn solche Schaustellungen, die gleich mehrere Tage der Dienstwoche für sich in Anspruch nehmen, angesichts der für die Ausbildung unserer Fußtruppen im Felddienst notorisch viel zu kurz bemessenen zweijährigen Dienstzeit verantworten lassen. Dem militärisch Kundigen drängt sich bei den Kaiserparaden auf dem Großen Sand noch eine zweite, nicht minder ernste Frage auf. Woher kommen die Gelder, die sie kosten? Umsonst ist nichts auf der Welt, also auch keine Parade, zu der ein großer Theil der Truppen erst herbeigeschafft werden muß. Ein früherer Kommandirender General, der die Parade auf dem Großen Sand zu veranstalten hatte, bat in Berlin — so erzählt man sich wenig-

stens in militärischen Kreisen — um die Anweisung von etwa 23 000 Mark, erhielt sie aber nicht, weil für solche Zwecke Gelder nicht flüssig seien. Aus den Rippen konnte und wollte er sie sich aber nicht schneiden; und der Befehl, die Parade vorzubereiten, blieb doch in Kraft. Was thun? Man sagt, die Gefechts- und Schießgelder seien benutzt worden; die Gelder, die der Reichstag alljährlich für die Ausbildung unseres Heeres im Gefechts- und Schießdienst bewilligt und die in recht erheblichen Beträgen den einzelnen Armeecorps überwiesen werden. Diese Annahme hat sehr viel für sich. Vor Allem spricht dafür der Umstand, daß in den letzten Jahren regelmäßig der Kaiserparade auf dem Großen Sand eine größere oder kleinere Gefechtsübung voranging, durch die aller Wahrscheinlichkeit nach die Gefechts- und Schießgelder für die Parade liquide gemacht werden sollten. Trifft diese Vermuthung zu, so würden — wenn auch nicht dem Wortlaut nach, aber thatsächlich — Gelder, die eine gründliche Ausbildung unserer Corps im Felddienst ermöglichen sollen, dieser äußerst wichtigen Bestimmung zu Gunsten von militärischen Schaustellungen entfremdet, deren Bedeutung für die Vorbereitung des Heeres zum Kriegsdienst der Sachkundige kaum zu erkennen vermag. Dringend ist deshalb zu wünschen, daß der Reichstag sich aller Vertrauensseligkeit entschlage, recht gewissenhaft kontrolire und auch einmal den Gründen der Verquickung von Paraden und Gefechtsübungen nachforsche."

* * *

Die Freisinnige Volkspartei will in Sachen Hibernia den Handelsminister interpelliren. Herr Möller hat Glück. Diese Interpellation (für die, da Herr Richter krank ist, kein starker Redner ins Feld geschickt werden kann) sichert ihm die Hilfe der konservativen Partei, deren Arglosigkeit leicht glauben wird, in dem Krieg, dessen Strategen ein Kohlenhändler und ein Bankdirektor sind, handle sichs um den Kampf gegen den Uebermuth des Bankenkapitals. Auch die Nationalliberalen werden ihrem excellenten Parteigenossen nicht gern das Amtsleben unmöglich machen. Zweifelhaft ist höchstens, ob das Centrum, das jetzt Gelegenheit hätte, in Rheinland und Westfalen seine Macht zu festigen, Lust haben wird, den nationalliberalen Minister aus der Klemme zu ziehen. Wenn es klug ist, folgt es dem Rathe der Kölnischen Volkszeitung: den Verstaatlichungplan abzulehnen und Herrn Möller die Wahl des Weges zu überlassen, auf dem er die theuer erworbenen Aktien wieder loswerden kann. Die Freisinnige Volkspartei hätte vernünftiger gehandelt, wenn sie die Vorlage des Ministers abgewartet hätte. Doch versagt der Landtag auch diesmal, so winken noch andere Rettungmöglichkeiten. Die Gegner der Verstaatlichung werden dafür sorgen, daß ihnen die Mehrheit bleibt; und dann mag der Staat mit seinem Aktienbündel machen, was ihm beliebt.

* * *

Aus Paris wird mir geschrieben:

„Der Deutsche Kaiser hat Izzet Pascha, dem Sekretär des Sultans, den Rothen Adlerorden erster Klasse verliehen. Diese Nachricht schien den Herren, die in Konstantinopel deutsche Zeitungen vertreten, telegraphischer Verbreitung werth. Was mag sich der lesende Philister dabei wohl gedacht haben? Izzet ist Kämmerer und Vertrauensperson des ‚Grand Saigneur' und berühmt als Manager der Armenierabschlachtungen, als Regisseur der Knüppelmänner. Der Orden, den er erhalten hat, trägt die Inschrift: Sincere et constanter. Er wurde als Orden de la sincérité (Sincère nach Larousse: Qui s'exprime sans intention de déguiser sa pensée oder: Qui est éprouvé, dit ou fait d'une manière franche) 1705 von dem Erb-

prinzen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth gestiftet; das Statut bestimmte, daß seine Träger ‚hohe Herren von gutem Lebenswandel und Barmherzigkeit sein' sollten. Tempora mutantur. Und da giebt es noch Leute, die sich aufregen, wenn mal ein Barmherziger von Mirbachs Gnaden den Rothen Adler vierter Güte erhält."

* * *

Zwei Kondolenzdepeschen aus diesem Herbst. I. An den Grafen Leopold zur Lippe-Biesterfeld, der, wie auch der Bundesrath jetzt anerkannt hat, legitimer Regent des Fürstenthumes Lippe ist: „Spreche Ihnen mein Beileid zum Ableben Ihres Herrn Vaters aus. Da die Rechtslage in keiner Weise geklärt ist, kann ich eine Regentschaftübernahme Ihrerseits nicht anerkennen und lasse auch das Militär nicht vereidigen. Wilhelm I. R." II. An die Witwe des Hofphotographen Schaarwächter: „Seine Majestät der Kaiser und König haben von dem Hinscheiden Ihres Mannes mit tiefem Bedauern Kenntniß genommen und mich zu beauftragen geruht, Ihnen zu dem schweren Verlust, welcher Sie und Ihre Familie dadurch betroffen hat, Allerhöchstihre Theilnahme auszusprechen. Berlin, am zwanzigsten Oktober 1904. Der Korrespondenz-Sekretär Geheime Ober-Regirungrath Mießner."

* * *

Was in den Zeitungen steht. I. „Ein vortreffliches Geschenk für jeden Patrioten ist die künstlerisch ausgeführte Kaiserstatue mit Musikwerk. Die Statue stellt Kaiser Wilhelm den Zweiten in Generalsuniform, in der Hand den Marschallsstab tragend, dar. Im Sockel ist ein Musikwerk besten Fabrikates untergebracht, das die patriotischen Weisen spielt: ‚Deutschland, Deutschland über Alles', ‚Die Wacht am Rhein', ‚Heil Dir im Siegerkranz'. Um die Anschaffung jedem patriotischen Deutschen zu ermöglichen, ist der Preis niedrig gestellt. Käufer dieser Statue sind auch die Mitglieder der Militär-, Veteranen- und Schützenvereine. Bei energischer Verwendung ist ein großer Absatz zu erzielen." II. „Behörden, insbesondere Gerichte sind aufgefordert worden, zum Geburtstag der Kaiserin Glückwunschschreiben zur Unterzeichnung bei den Beamten in Umlauf zu setzen. Bei einem Gerichtshof ging eine Liste herum, in die sich alle Richter einzutragen hatten, die bereit waren, sich an einem Festmahl zur Feier des Kaisergeburtstages zu betheiligen. Die Richter, die ihren Namen nicht in die Liste schrieben, wurden aufgefordert, schriftlich den Grund anzugeben, der sie an der Betheiligung hindere." III. „Unser Kronprinz besuchte in Baden-Baden jeden Abend in dem Hotel, wo er wohnte, das Konzert der ungarischen Hauskapelle. Eines Abends ließ er, als er eine Weile zugehört hatte, seine Violine holen, begab sich zu den Musikern und spielte eine Stunde mit der Kapelle. Zum Schluß schenkte er dem Dirigenten eine prächtige Busennadel mit Namenszug und Krone." IV. „In der Bülowstraße war neulich die Thür eines Wild- und Fischgeschäftes von einer schaulustigen Menge umlagert. Da hingen nämlich sechs starke Hirsche, die mit Blumen und farbigen Bändern bekränzt und vorn und hinten mit frischen Sträußen geschmückt waren. Auf sechs großen Tafeln lasen die Beschauer die Worte: ‚Erlegt von Seiner Majestät Kaiser Wilhelm dem Zweiten'. Der Besitzer des Ladens wird diese seltene Waare gewiß leicht losgeworden sein." Gewiß. Unrecht ist aber, daß noch kein Zeilenlyriker den Versuch gewagt hat, der deutschen Kulturmenschheit die Gefühle der Thiere zu schildern, denen das ehrenvolle, das süße Schicksal ward, von der Kugel eines Kaisers ins Jenseits befördert zu werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.




Berlin, den 12. November 1904.

# Japanische Sitten.

Japan ist eine weltgeschichtliche Attrape. Wenig innerer Gehalt, aber viel äußerer Glanz. Es hat nicht eine Religion, sondern drei, also eigentlich gar keine. Damit ist aber sofort auch erklärt, daß Japan keine weltgeschichtliche Entwickelungstufe bildet, daß es keine wirkliche Lebensgestaltung der Geschichte ist. Japans Geistesleben hat drei Köpfe; und auch die Glieder sind anderen Geschichtgestaltungen entlehnt. Wie der alte, reine Kamidienst (Ahnenkultus) gewesen, wissen wir nicht; denn er hat keine Urkunden. Der spätere, uns allein bekannte Kultus ist so sehr mit buddhistischen und chinesischen Elementen vermischt, daß er gar nicht als eine besondere Religion gelten kann. Wenn wir die fremden Bestandtheile wegnehmen, so bleibt nichts als ein etwas abgeglätteter Dämonendienst, wie ihn die wilden Völker auch haben. Eine innere Gedankenentwickelung können wir in den kindisch-phantastischen Träumereien eben so-wenig finden wie eine Einwirkung auf das menschliche Leben. Die glänzendste Seite japanischen Lebens ist die Industrie, die Bewunderung verdient und die chinesische weit überflügelt hat. Der moderne Japaner zeigt für geistige Bildung viel Interesse. Selbst die untersten Klassen können schreiben und lesen; sogar den gemeinen Soldaten findet man in den Freistunden meist über Büchern. Durch seine Lage ist Japan gegen fremde Einfälle ziemlich geschützt. Als im sechzehnten Jahrhundert katholische Missionen die Japaner in Massen zum Christenthum bekehrten, begann eine grausame Christenverfolgung, die vierzig Jahre dauerte. In den Orten, wo das Christenthum viele Anhänger hatte, müssen noch jetzt alle Einwohner an einem bestimmten Tage einen metallenen, auf die Erde gelegten Kruzifixus mit Füßen

treten. Das muß auch Jeder thun, der das Rathhaus von Nagasaki betritt. Gegen Angriffe ist Japan immer gerüstet; doch hat es zwei Jahrhunderte lang in ungestörtem Frieden gelebt. Adolf Wuttke (1853).

*

Yeijiro Ono, Doktor der Philosophie an der Michigan-Universität, hat uns in seinem Buch The industrial transition in Japan einen sehr werthvollen Führer durch seine Heimath gegeben. Nach der Meinung dieses durch historischen Sinn und durch die Fähigkeit zur Abstraktion ausgezeichneten Gelehrten hat Japan drei Aufgaben zu bewältigen. Es muß seine Gesetzgebung und Verwaltung den Reformgedanken der Walpole, Quesnay, Turgot und Stein anpassen. Zweitens muß es in ein paar Jahren mit der Einführung der Maschinen fertig werden, die in Europa mehr als ein Jahrhundert gedauert hat. Drittens muß es sich die neue soziale Ethik schaffen, die der veränderten Wirthschaftform, seinem Industrialismus, entspricht. Noch lebt die weit überwiegende Mehrheit des Volkes vom Ackerbau, dem aber nur ein winziger Theil des Bodens unterworfen ist. Fast ausschließlich herrscht der Kleinbetrieb. Zwar giebt es Großgrundbesitzer; doch meist hat der japanische Landwirth nur zwei Hektar. Wenn er geschickt und fleißig ist, erntet er darauf achtzig bis hundert Hektoliter Reis. Die Frauen und Töchter züchten Seidenwürmer oder sitzen am Webstuhl. Die Gesammtarbeit der Familie sichert ein behagliches Leben. Ein Landarbeiter verdient im Durchschnitt jährlich hundertundzwanzig Mark; außer dem Lohn hat er freie Kost, die aber schmal und billig ist. Der japanische Boden ist dem Ackerbau sehr günstig; ist ers auch der Industrie? Japan hat Seide. Ob seine Baumwolle mit der Indiens und der Vereinigten Staaten konkurriren kann, wird die Zukunft lehren. Wolle fehlt ganz; aber Australien, die große Lieferantin, hats nach Japan viel näher als nach Europa. Entscheidend wird für die industrielle Entwickelung des Landes die Antwort auf die Frage nach dem Kohlenreichthum sein. Trotzdem 1884 erst 870382 Tonnen gefördert wurden, behauptet Yeijiro Ono, der Boden berge Kohlenschätze. Ist Das richtig, dann kann heute noch Niemand voraussagen, wie weit es diese geduldigen und geschmeidigen Schüler Europas und Amerikas bringen können, die arbeitsam, kühn und durch keine lähmende Tradition gehemmt sind, die ausgedehnte Küsten, eine dichte Bevölkerung und eine Ueberfülle geschickter und billiger Hände zu jeder Arbeit haben. Ihre Leistung in Handwerk und Kunstgewerbe ist weltberühmt. Unsere Vertheidiger des achtstündigen Arbeitstages sollten bedenken, daß in Japan fast überall zwölf Stunden gearbeitet wird. Neben den Männern stehen Frauen und Kinder in der Fabrik.

Textilarbeiter erhalten für zwölfstündige Arbeit vierzig bis fünfzig, Frauen höchstens dreißig Pfennige. In der Industrie werden also noch schlechtere Löhne gezahlt als in der Landwirthschaft. Der Westen ist kurzsichtig. Auf einer Arbeiterschutzkonferenz dürften Chinesen und Japaner nicht fehlen. Werden sie noch länger verkannt und übersehen, dann wird ihre mit unserer Technik genährte Kraft den verweichlichten Söhnen Europas bald zeigen, was ein fleißiges und genügsames Volk vermag. Paul Leroy-Beaulieu (1890).

*

Trotz allen Bannflüchen der Regirung wächst die Macht des Sozialismus in Japan schnell. Zwei Professoren, Beide Christen, haben sich in den letzten Jahren offen zu sozialistischen Grundsätzen bekannt. Der Druck des Kapitalismus erleichtert uns die Arbeit. Die gesellschaftlichen Zustände sind unhaltbar. Regirung und Bourgeoisie bis ins Mark korrumpirt. Die Ausbeutung kennt keine Grenzen. Unsere Politik ist ein verpesteter Sumpf. Nur der Klassenkampf, der zur Herrschaft des Proletariates führt, kann uns retten.

Joseph Katayama (1901).

*

Nach der letzten Volkszählung (1899) hatte Japan auf 147 635 Quadratmeilen 44 260 000 Menschen (ohne Formosa und die Peskadoren). Ungenügende Kohlenlager, geringer Ertrag der Eisen- und Kupferminen. Alles fehlt hier, was modernen Völkern Kraft und Macht verleiht. Aber Gott gab dem Japaner einen offenen Kopf und den heißesten Bildungdrang. Herr Scherer, der Jahre lang eine der größten öffentlichen Schulen in Japan leitete, war fast schon verzagt, als er seine Schüler unbeweglich und uninteressirt vor sich sitzen sah. Bald aber erwachte ihr Eifer und sie verblüfften den Lehrer durch die Fülle verständiger, reiflich überlegter Fragen. Nie hatte er junge Leute von solcher Intelligenz, solchem Fleiß unterrichtet. Ein Land, das solche Söhne hat, kann einen Vorderplatz fordern. Vor jeder neuen Schulstunde gingen sie in den großen Saal und neigten sich tief vor dem dort hängenden Bilde des Mikados. Von frühster Kindheit an wird ihnen die Patriotenpflicht eingeschärft.

Die Marinewerkstätten von Yokasuka sind, nach dem unverdächtigen Zeugniß des Engländers Rosman, nicht weniger leistungfähig als die von Portsmouth und Wolwich. Japanische Ingenieure bauen Torpedoboote ersten Ranges und liefern Kanonen, die mindestens so gut sind wie die von Krupp und Armstrong. Das Arsenal von Koisnikawa liefert täglich hundert vorzügliche Gewehre und zwanzigtausend Patronen. Das Alles wird von eingeborenen Arbeitern geleistet. Die Soldaten, die sich mit ein paar Reiskörnern und

einem Stückchen Fisch begnügen, sind stets nüchtern, gut zu Fuß, tapfer, ausdauernd, in jedem Augenblick zur Hingabe ihres Lebens bereit: das beste Werkzeug, das ein Feldherr sich wünschen kann. Elektrisches Licht, Telegraph und Telephon sind überall im Gebrauch; Armee und Marine bedienen sich auch schon der drahtlosen Telegraphie. Die Verwaltung der Post und Eisenbahn ist besser als irgendwo in Europa und Amerika. Keine Arbeit, keine Qual wirft den Japaner nieder. Oft, erzählt Scherer, sah ich Menschen in einer Weise gepeinigt, die unsere energischsten Männer zur Raserei getrieben hätte; die Leute arbeiteten aber stumm, ohne ein Zeichen des Schmerzes, weiter. Auch von Krankheit lassen sie sich nicht schrecken. Verwandte, Freunde, Nachbarn umringen den Schwerkranken. Das Isolirsystem unserer Aerzte wird hart getadelt. Dabei treibt sie nicht etwa das Mitgefühl ans Krankenbett, sondern, wie sie selbst offen sagen, die Gewohnheit. Mitleid ist ihnen so fremd wie den Chinesen. Die Zahl der Irrenanstalten und Krankenhäuser ist sehr gering. Irre werden in enge Käfige gesperrt und nur durch den Tod befreit; kein Verwandter sucht sie auf. Wenig Mitgefühl, aber ein ungeheurer Stolz. Die Japaner halten sich für ein privilegirtes Volk; und wenn sie im Kriege gegen Rußland siegreich bleiben, wird dieser Stolz Formen annehmen, die für die Nachbarn kaum erträglich sein werden. Dazu kommt eine uns unbegreifliche Genügsamkeit. Wo ein Europäer verhungern würde, finden zehn japanische Familien ihr Auskommen und sparen vielleicht noch. Scherer fragte einmal, welchen Lohn ein Dienstmädchen erhalte. Antwort: Kost und Kleidung (Beides spottschlecht und spottbillig) und fünfzehn Mark jährlich. Das schien dem Befragten fast schon zu viel.

Die Japanerin, die eine gute Mutter, aber auch schnell bereit ist, das Kind zu töten, das sie nicht ernähren kann, hat, trotz ihren unbestrittenen Reizen, ein hartes Leben. Sie ist und bleibt ein unfreies Geschöpf niederen Ranges. Sie kann vom Ehemann verstoßen werden, wenn sie den Schwiegereltern nicht gehorcht, keine Kinder bekommt, durch ihren Wandel Anstoß giebt, krank wird, klatschsüchtig ist oder stiehlt. Selbst die christlichen Japaner sehen in ihren Frauen oft nur das zum Geschlechtsvergnügen oder zur Ausbeutung brauchbare Stück Fleisch. Ein fürs Predigtamt bestimmter Seminarist erbat von Scherer einst einen längeren Urlaub, den er benutzen wolle, um nach Amerika zu gehen. Auf die Frage, ob er auch die zu so langer und theurer Reise nöthigen Mittel habe, antwortete er mit der größten Seelenruhe, er habe seine Frau vermiethet und die Miethe decke die Reisekosten. Und doch giebt es in Japan viele anständige Frauen. Gehorsam ist ihre erste Pflicht. Sie lernen jegliche Hausarbeit und scheuen die schwerste nicht. Der Sechzehnjäh-

rigen wählt der Vater einen Gatten, der nie abgelehnt wird. Mit fünfunddreißig Jahren ist die Japanerin alt; und sie bemüht sich nicht einmal, jünger zu scheinen, sondern freut sich ihres Alters; jetzt endlich darf sie sich ja ausruhen und sich von der Schwiegertochter bedienen lassen. Der Patriotismus der Frauen ist nicht geringer als der ihrer Männer. Für das Vaterland ist kein Opfer ihnen zu groß. Als während des Krieges gegen China der Mutter des Kapitäns Sakamato gemeldet wurde, ihr Sohn sei in der Seeschlacht auf dem gefährdetsten Posten gefallen, sagte sie, ohne eine Thräne, ohne das leiseste Zittern in der Stimme: „Er hat also seine Pflicht gethan." Eine junge Frau, deren Mann in dem selben Krieg gefallen war, schickte alle Dienstboten weg, reinigte selbst das Haus, schrieb Abschiedsbriefe an ihre Freundinnen, zog das Hochzeitkleid an und erstach sich dann vor dem Bilde des Gatten.

Das Volk ist fromm. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einen Tempel zu betreten. Da führt eine Mutter ihr krankes Kind vor Benzurus Bild; das Kleine muß zuerst die Augen des Heilgottes, dann die eigenen reiben. Hier fleht ein von Lepra Heimgesuchter zu dem tausendarmigen Kiwannon. Dort schneidet sich ein Weib das reiche Haupthaar ab und bringt es dem Buddha als Spende dar. Oft freilich fällt der Blick auf Zeichen ekleren Aberglaubens. Gemiethete Priester lesen, so schnell sie können, Totengebete herunter und schlagen während des Lesens mit einem Hammer auf einen dicken Holzklotz: damit der angerufene Gott nicht einschlafe. Doch an der Inbrunst des Volkes kann Keiner zweifeln, der sah, wie Tausende, Männer und Frauen, von Gebet und Opfer beruhigt nach Haus gingen. Das Heer wird von buddhistischen Priestern begleitet, die aber von der Regirung weder beauftragt noch bezahlt sind; sie tragen schwarze Kleider und auf der Stola das in Gold gestickte heilige Buddhazeichen. Die Lehren des Confucius haben nicht mehr viele Anhänger; er ist ein Feldherr ohne Soldaten und sein großer Tempel in Tokio ist in ein Unterrichtsmuseum umgewandelt worden. Ein kaiserlicher Erlaß aus dem Jahr 1890, den man die Japanische Bibel nennt und der von Zeit zu Zeit in den Schulen verlesen wird, enthält die folgenden Ermahnungen: „Ihr, meine Unterthanen, sollt den Eltern gehorchen, die Brüder lieben, in der Ehe zärtlich, den Freunden treu sein. Handelt, wie der Anstand befiehlt, seid großmüthig und wohlwollend gegen Eure Nachbarn, fleißig bei der Arbeit. Schärft Euren Geist, erhöht Eure Sittlichkeit, seid den Gesetzen und der Verfassung gehorsam und fördert den Fortschritt des öffentlichen und sozialen Lebens. Zeigt persönlichen Muth und Gemeinsinn, so oft es nöthig wird, und erhaltet auf diese Weise die kaiser-

liche Macht, die ehrwürdig ist wie Himmel und Erde. Ein solches Betragen wird nicht nur die Herzen meiner guten und getreuen Unterthanen stärken und sie in ihren Ueberzeugungen befestigen, sondern auch den Ruhm Eurer erlauchten Ahnen mehren, von denen uns diese Lehre überliefert ward."

Der Mikado Mutsuhito ist ein aufgeklärter Fürst, aber sein Hof ist noch immer exklusiv. Der Palast, ein mit wundervollen Schnitzereien und Lackirungen geschmücktes Holzgebäude, ist sehenswerth. Große, im Glanz elektrischen Lichtes strahlende Säle, elegante Möbel: Alles modern; auch das Menu. Lakaien in reicher Livree, weißseidenen Strümpfen und Puderperrücken serviren bei Tisch. Ein langer Gang trennt diese offiziellen Räume von den Privatgemächern des Kaisers. Hier ist Alles japanisch, herrscht die alte Sitte des Reiches der Aufgehenden Sonne. Die Kaiserin und ihre Hofdamen vertauschen hier schnell die von den großen pariser Schneidern gelieferten Roben mit dem bequemeren und kleidsameren Kimono, schmiegen sich in weiche Matten und schlürfen aus Täßchen ihren geliebten Thee. Nach altem Brauch hat jede Wohnung drei Zimmer; die Wände sind mit feinster Lackarbeit, die Decken mit Panneaux in Seidenstickerei verziert. Die größte Wohnung hat natürlich der Kaiser; nach ihm kommt die Kaiserin; dann der Kronprinz (der nicht der Sohn der Kaiserin, sondern einer Nebenfrau ist und erst zum Thronfolger proklamirt wurde, als von der Kaiserin kein Kind zu hoffen war). Das japanische Gesetz kennt weder Ehescheidung noch Polygamie. Nur der Mikado hat das Recht, sich zehn Frauen zu nehmen; die erste, die bei allen Ceremonien unmittelbar hinter ihm schreitet und den Titel Kaiserin trägt, darf er nur aus den fünf höchsten Adelsfamilien wählen. Die Wahl der neun anderen steht ihm frei; doch müssen sie außer einem guten Ruf und feinen Manieren auch literarische Kenntnisse und musikalische Fähigkeiten haben. Der Hof von Tokio ist sehr literarisch und die Damen, die nicht in Vers und Prosa zierlich improvisiren können, spielen bei den Abendunterhaltungen der Kaiserin eine schlechte Rolle. Der Mikado leiht diesem graziösen Wettstreit gern Auge und Ohr. Seine Höflinge finden andere, männlichere Spiele ihrer Würde angemessen. Dem Kaiser wird nachgesagt, er liebe die Polygamie nicht. Aber seine hübschen und anmuthigen Frauen beleben den Hof; und als eine Weile zwei fehlten, waren die loyalen Japaner ob dieser Abweichung von alter Sitte sehr betrübt. Besonders groß war die Trauer natürlich in den Familien, die sich durch ihren Rang berechtigt fühlten, die offenen Stellen zu besetzen.

Nach dem Schloß das Bürgerhaus. Der Japaner ladet selten Fremde in seine Wohnung. Scherer wurde einst gebeten, bei dem Vater eines seiner

Schüler ein paar Tage zuzubringen. Wir wollen hören, was er erzählt. „Kaum war ich eingetreten und hatte, nach dem Brauch, mein Schuhzeug abgelegt, als die ganze Familie, Vater, Mutter, Schwester, Brüder, mich begrüßte. Einer nach dem Anderen warf sich vor mir auf den Boden. Was war zu machen? Auch ich warf mich hin, fürchte aber, daß ich mich viel plumper angestellt habe als meine artigen Wirthe." Bald wurde das Essen auf kleinen, niedrigen Tischen angerichtet. Reis, sehr viel Reis; Fische in gezuckerter Sauce; Thee in winzigen Tassen; endlich, als Hauptwürze des Mahles, der daïkon, eine Art Radieschen, die in Essig eingemacht werden. Geruch von faulen Eiern, Geschmack noch schlechter, Nährwerth eines Getreidestengels; aber die Lieblingspeise der Japaner. Mit den Stäbchen, die man zum Essen benutzt, wird man leicht fertig. Dann kam gebackener Aal, wieder in süßer Sauce. Danach Bratfisch und endlich eine Menge seltsamer Gerichte: Suppen, Hühnchen, rohe Fische, die man bei Tisch erst in scharfe Saucen tunkt. „Ein japanisches Diner ist eine ungemein komplizirte Sache". Nach dem Essen wurde ein nicht minder komplizirtes Spiel gespielt. Abends kamen Gäste; eine vornehme Dame brachte ihre Lyra mit, ließ sich aber sehr lange bitten, ehe sie auf dem Instrument (das sie doch nur zu diesem Zweck hergeschleppt hatte) Etwas zum Besten gab; als sie dann angefangen hatte, wollte sie gar nicht wieder aufhören. Es wurde spät. Die jungen Mädchen öffneten die Schränke, nahmen Decken heraus und bereiteten das Lager. Scherers Schüler suchte sich von ihrer Anwesenheit zu entschuldigen und wählte dazu Ausdrücke, die seine Geringschätzung aller Weiblichkeit deutlich verriethen. Am zweiten Tage wurde in einem Familienrath beschlossen, den Gast zum Familienbad einzuladen; dieser Beschluß war aber erst nach langem Zögern, weil die Höflichkeit ihn gebot, gefaßt worden und die Freude war groß, als der Amerikaner die Ehre dankend ablehnte. Kaum hatte er ausgeredet: da stürzte Alles auf riesige Waschzuber los, die unter freiem Himmel in einem Winkel des Hofes dampften; und gleich danach sah man rothe, schwitzende Köpfe aus dem Wasser tauchen, dessen Hitzegrad einem Europäer sicher kein Vergnügen bereitet hätte.

Die Japaner feiern oft und gern Feste. Inari, der Reisgott (ein dicker, munter blickender Mann, der auf Reissäcken thront), wird im Frühjahr durch ein dreitägiges Fest geehrt. Da dieser Gott sehr populär ist und von seiner Gunst Wohl und Weh des Landes abhängt, sieht und hört man drei Tage lang bunte, geräuschvolle Prozessionen. Dabei wird ein Riesenlärm verübt und eine für unsere Begriffe unmögliche Musik gemacht. Feierlich wird auch das neue Jahr und der Geburtstag des Buddha begrüßt. Der November gehört

den Shintoistenfesten. Und wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Jeder Märzmond bringt den kleinen Mädchen ein Puppenfest. Alle Läden sind mit Puppen angefüllt und der Europäer, der diese Herrlichkeit besieht, merkt bald, daß nur die Ausschußwaare exportirt wird; Scherer erzählt, er habe in manchen Läden nicht gewußt, ob er Puppen oder Kinder vor sich sehe. Das Symbol des Knabenfestes, das in den Mai fällt, ist der Karpfen; große Stoffkarpfen, denen durch Maul und Schwanz Ringe gezogen sind, werden auf hohe Flaggenmaste gehißt und schwimmen im Wind wie der lebende Fisch im Wasser... Mehr und mehr aber breiten sich europäische Sitten über das Land, das jetzt schon mit unseren besten Maschinen wirthschaftet. Die Völker des Westens müssen fortan mit diesem Eindringling rechnen.

Scherer hatte seinen Schülern einst das Aufsatzthema gestellt, die größte Heldenthat zu schildern, die ihnen aus der Weltgeschichte bekannt sei. Der Krieg gegen China war eben zu Ende, das Reich der Mitte schmählich besiegt worden. Admiral Ting war gezwungen, sich mit dem ganzen Geschwader dem Feind zu ergeben. In seiner Verzweiflung hatte er sich den Bauch aufgeschlitzt: ein Offizier seines Ranges durfte nicht die Schande der Gefangenschaft erleben, mußte seinem Kaiser solches traurige Erlebniß sparen. Als die Aufsatzhefte abgegeben waren, fand der Lehrer, daß neun Zehntel aller Schüler diese That Tings als die heroischste Leistung der Menschheitgeschichte verherrlicht hatten. Er war erstaunt, beinahe empört. Und doch war diese Antwort nur die logische Folgerung aus den Lehren des Confucius. Denn dieser Weise sagt ja, die wichtigste Pflicht des Unterthanen sei die gegen den Landesherrn zu erfüllende, der ihm höher und zugleich näher stehen müsse als Weib und Kind, näher sogar als die Eltern. Wie solche tief eingeprägte Moralvorschrift wirkt, hatte Scherer bald nach seiner Ankunft an einem furchtbaren Beispiel gesehen. Ein Bauer grämte sich, weil seine betagte Mutter allmählich das Augenlicht verlor. Da kein Heilmittel helfen wollte, wandte er sich an einen buddhistischen Priester, der ihm rieth, die Mutter eine Menschenleber essen zu lassen. Also sei der Rathschluß des Gottes. Der Bauer, dessen dumpfer Sinn gar nicht begriff, welches gräßliche Verbrechen ihm angesonnen worden war, ging heimwärts und beschloß, sein einziges Kind, das noch in der Wiege lag, zu opfern. Seiner Frau fiel die Unruhe des Mannes auf; sie wußte ihm das Geheimniß zu entlocken und bot sich, statt des Kindes, als Opfer an. Und die Zwangsvorstellung, er müsse dem Gott gehorchen, hatte den Mann so verblendet, daß er den traurigen Muth fand, das Opfer der Mutterliebe anzunehmen.

Marquis de Nadaillac (1904).

# Von Schwachheit, Furcht und Zweck.

## Ein Beitrag zur Erkenntniß menschlichen Wesens.

### Das höchste Uebel.

Kennt Ihr die Schmerzen der Furcht? Habt Ihr die Ketten um Eure Brust und die Faust in Euren Eingeweiden gespürt? Fühltet Ihr Euer gequältes Herz in seinem Käfig flattern und Eure Seele an ihren Pforten rütteln? Vermahnt Ihr mit erwürgtem Athem das Tropfen der Sekunden und das Rinnen der Minuten? Saht Ihr zu Füßen Eurer Lagerstatt aus dem Dunkel das wache Gespenst Euch entgegenstarren?

Wohl Euch, wenn Ihr die Paroxysmen der Furcht nicht kennt. Sie ist das Uebel der Uebel; durch sie werden alle Höllenqualen erst wirklich. Denn aller Schmerz ist vorüber, wenn er empfunden wird: die Furcht erst schweißt die Kette der Leiden zusammen. Sie ist so mächtig, daß ihr Schatten die Furcht vor der Furcht, mehr Menschen gemordet hat als alle Leidenschaften zusammen.

Kennt Ihr die Leidenschaft der Furcht nicht, so kennt Ihr doch ihre Leiden. Ihr wart um Nachrichten besorgt, um Kranke bekümmert, um Entscheidungen bang. Ihr kennt die Sorge: und also kennt Ihr die Furcht. Ihr kennt den Zweifel: und also kennt Ihr die Furcht. Ihr kennt die Hoffnung: und auch sie ist Furcht.

Und doch: nicht Alle kennt Ihr sie. Es giebt Menschen, die Gott so liebt, daß er ihnen die Sinne nicht gab, das schrecklichste Uebel der Welt zu fassen. Es giebt Menschen, die sich niemals fürchten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

### Die Kinder der Furcht.

Jedem Geschöpf hat Natur seinen eigenen Lebensschutz verliehen: dem Starken Waffen, dem Schwachen Furcht.

Alle Furcht blickt in die Zukunft. Sie macht den Geist sehend; und alsbald erkennt er hinter den gegenwärtigen Gefahren die kommenden. Er wittert Verfolgung und späht nach Verstecken; er ahnt Noth und blickt aus nach Vorrath; er fürchtet Gewalt und trachtet nach Hilfe. Er lernt sinnen und sorgen, streben und begehren.

In der schützenden Hand des Gottes fühlt er sich nicht sicher; im Voraus will er alle Fährniß erschöpfen und erledigen, alle Sicherungen und Mittel sich zu eigen machen. Er schafft sich einen Götzen und nennt ihn Zweck. Ihm opfert er sich und sein Eigen, damit er ihn von den Qualen der Furcht be-

freie. Der falsche Gott aber ergreift ihn und bemächtigt sich seiner Seele und treibt ihn mit Furienschlägen hinaus aus der blühenden, verkannten Gegenwart in die fruchtlose Zukunft, die mit jedem Schritt ihm abermals die gleiche unverstandene Gegenwart entgegenbringt.

Zweck ist die Erbsünde. Den Menschen, der ihre Last auf dem Haupte trägt, der abseits von der sorgenlosen Gemeinschaft der Natur die Hände nach künstlichem Zukunftglück und Schicksal ausstreckt: ihn nenne ich den Zweckmenschen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## Zweck und Verstand.

Den schwachen, furchthaften, zweckverzehrten Menschen unterweist Athena, die Schulmeisterin: „Im offenen Kampfe", so spricht sie, „wirst Du nicht Herr der Dinge und Geschöpfe, die Du fürchtest, denn Dein Arm ist schwach und Dein Muth verzagt. Hinter der Stirn liegen Deine Waffen. Darum sollst Du sinnen, grübeln, erfinden; Du sollst Fallen und Listen stellen, lauern und spähen; Du sollst fragen, lernen und errathen; schmeicheln, lügen und versprechen; handeln und tauschen; verbünden und vertragen. Wenn der Starke tobt, sollst Du Dich ducken. Wenn er genießt, sollst Du sammeln. Wenn er träumt, sollst Du wissen. So gehe hin, werde klug und siege!"

Also wird der Zweckmensch zum Verstandesmenschen. Der Stammbaum seiner Geistesart aber ist: Schwachheit, Furcht, Zweck, Verstand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## Physiologie des Zweckmenschen.

Der Zweckmensch ist ein Geschöpf des Leidens. Seufzend beginnt er sein Tagewerk, denn die neue Sonne leuchtet Gefahren und Sorgen. Der Peitschenhieb des Schreckes ist ihm gewohnt; was den Starken lachen macht, macht ihn beben. Sein Herz klopft vor unerbrochenen Siegeln und verschlossenen Thüren. In den Ketten der Angst schreitend, kennt er nicht die Ruhe der Seele, die heiter, frei und selig macht.

Selbst im Genuß giebt er sich nicht dahin. Seine Stirn entrunzelt und sein Herz entfaltet sich niemals ganz; und wenn der Mensch des Augenblickes aus weiter Brust singt und jubelt, so bringt der Zweckmensch nichts hervor als ein verlegenes, gequältes Lachen.

Er kann nicht Feste feiern. Sein Auge erblickt das Gespenst des Kommenden an der Mitte der Tafel und die Gäste scheinen ihm wahnsinnige Thoren. Er genießt nur im Taumel, in der Betäubung, diebisch, schuldbewußt und reuevoll.

Dem Schmerz fröhnt er maßlos, unersättlich, würdelos, mit Wollust. Denn der Schmerz verlöscht einen Theil seiner Angst; und mehr noch: er

giebt ihm Recht. Nur wenn hinter dem vorhandenen Uebel das größere drohend hervorlugt, krampft er sich wüthend zusammen und verharrt in scheinbarer Größe. Dann wird er als Märtyrer empfunden und gepriesen.

Das Lachen, dem vitalen Menschen ein reiner Naturlaut der Freude, ist dem Klugen nur eine Reaktion auf Witzempfindung. Das heißt: auf schnell erkannte Inkongruenz in der Maske der Identität; ein halbe Schadenfreude. Für das Verkehrte, Thörichte, Schwache, vor Allem das Unzweckgemäße ist sein Blick geschärft; deshalb ist er ein mißtrauischer Pessimist, ein satirischer, kritischer Zweifler. Bewunderung ist ihm ein schmerzliches Gefühl, denn ihn erhebt sie nicht, sondern wirft ihn zurück; darum zollt er sie nur Verhaßten, Verkannten, Verstorbenen: am Liebsten Gott.

Gott fürchtet er und sucht ihn für seine Zwecke zu gewinnen. Hat er die Furcht Gottes aber überwunden — für ihn eine Befreiung, denn die Gottheit ahnend zu lieben, ist ihm nicht Bedürfniß —, so ist Cynismus seine Rache am gestürzten Idol.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie die Dinge, die der Zweckmensch fürchtet, thatsächliche und greifbare sind, so muß sein Geist sich unablässig mit Thatsächlichkeiten mühen. Er ist lernbegierig, mehr noch lüstern nach Fakten, neugierig. Neben den Thatsachen läßt er einige einfache Zusammenhänge gelten; eine gewisse mechanische Klarheit und handgreifliche Theorie scheint ihm zweckdienlich. Die Freude am Gedanken, das Denken als Selbstzweck ist ihm fremd. Die Welt als Organon dient ihm nicht. Die Bewältigung der Erscheinung durch den Geist ist ihm gespenstische Spekulation. Kein Wunder; denn alles reine Denken nährt sich aus Kräften der Seele. Empfindung, Phantasie, Liebe und Begeisterung müssen auf ihren Schwingen den Geist emportragen, wenn er über der bunten Schleierwelt des Geschehens betrachtend ruhen soll. Begeisterung aber ist dem Zweckmenschen (er fingirt sie gern) das direkt thörichte Prinzip, der erspähte Schwachpunkt des Gegners.

Da nun alles schöpferische Denken visionär sein muß, also im gemeinen Sinn unklar, anfechtbar und unplausibel, so sind hier auch seinem Erfassen Grenzen gesetzt. Der plausible Gedanke, die überzeugende Trivialität, der erhärtete Beweis behagt seinem Geist und Komplizirtheit und Paradoxie ersetzt ihm Tiefe und Wahrheit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer gesenkten Blickes und voreingenommenen Geistes über die Erde zieht, begreift nicht, daß die bloße Existenz ein Quell der Seligkeit sein kann. Er kennt nicht die stolze Freude an eigener Kraft und Schönheit, noch an der Kraft und Schönheit der Welt. Hat er aber keine Freude in sich selbst, so muß er an Freude spendende Dinge glauben und ihrer begehren.

So lechzt er nach Dem, was ihm Surrogat des Weltgenusses ist: nach Genüssen. Ja, mehr noch, seiner ins Künftige gerichteten Sinnesart gemäß, nach Anwartschaft und Anrecht auf Genüsse. Und da er die höchsten Freuden ungekostet verschmäht hat, so strebt er, unbefriedigt und aufgeregt, nach den seltenen. Die Schuld seiner Organe den Dingen aufbürdend, erhofft er vom schwer Erreichbaren, was seine im Genuß versagende Natur ihm verwehrt hat. Das fremdartige Land, die seltene Speise, der künstliche Duft, die verwegenste Kunst, das verfeinerte Weib ist sein Traum und Begehr. Und indem er bei jedem neu Errungenen knirschend gesteht, daß es auch nichts ist, bleibt er ein willenloses Opfer zwischen den Fäusten des Dämons, der ihn dem Luftbild entgegen in die Wüste treibt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Kraftlose beneidet den Starken um seine Gewalt. In dem Bewußtsein, daß er aus eigenem Wesen Gewalt nicht üben kann, trachtet er, Kraft durch Macht zu ersetzen. Aus Sklaverei erstanden, will er Sklaven befehlen, von Furcht gepeinigt, will er Furcht erwecken. Das Schwert, das sein Arm nicht heben kann, sollen Stärkere, Zahlreichere, Zahllose, durch Klugheit, List, Vertrag und Recht Gefesselte für ihn zücken. Nicht die Freude am Schaffen und Walten beseelt ihn. Unpersönliche Macht sagt ihm nichts. Denn das innere verantwortungvolle Wesen des Herrschers bleibt ihm fremd; die äußere Mechanik, Wink und Kniefall ist ihm Alles. Und schließlich begnügt er sich mit dem Schein der Macht, sofern noch dieser Furcht oder Neid erwecken kann.

Aber befangen in unablässigem Ermessen und Erwägen seiner Kräfte und seines Wesens, ist er selbst im Besitz dem Zweifel, selbst in der Macht der Verzagtheit hingegeben. Er braucht unablässig Trost und Gewißheit; und die er in dem erschöpften Schrein seiner Brust nicht findet, heischt er vom Nächsten. Das Urtheil Anderer ist ihm wichtig. Er ist sich selber nur, was er Anderen scheint. Er begehrt, fordert und bettelt Anerkennung. Und die ist ihm die liebste, die, gleichviel, ob in pergamentnem oder metallischem Körper, dauernd und weithin sichtbar ein für alle Male quittirt und der Nachprüfung enthebt.

So ist Das, was Menschen Eitelkeit und Anmaßung zu nennen pflegen, der Bescheidenheiten höchste, denn sie ist wahrhafte Unterwürfigkeit. Der Eitle spricht zur Welt: Ihr seid meine Richter und Gebieter. Erst wenn Ihr mich anerkennt, bin ich mir selbst ein Mensch; deshalb flehe ich Euch an (am Liebsten zwäng' ich Euch): lobt mich, bewundert mich, redet von mir, damit ich Euch glaube, was ich mir selbst bezweifle! Und so wird er den Menschen zum Ekel. Denn er verlangt Beides von ihnen, das sie niemals zugleich geben: Bewunderung und Neid. Er will sie betrügen, daß

sie erst zu ihm aufblicken und dann von ihm getreten werden. Er bedarf ihrer, damit sie ihm Lebenskraft schenken, und will sie doch verachten dürfen. Deshalb ist er als Herr unmöglich.

Also steht dem Furchthaften der Sinn nach Dreierlei: nach Genüssen, Macht und Anerkennung. Daß Reichthum seine Sache ist, mag man ermessen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Striche mögen das Bild ergänzen und den Zügen des neueren Menschen angleichen.

Kein Tiefgang. Wer fürchtet, muß Opportunist sein können, denn neuen Gefahren gehören neue Abwehren. Innige und wahrhaftige Ueberzeugung, die dem starken Menschen aus der Liebe zur Sache quillt, ist hier Beschwerniß; auch liebt der Zweckmensch die Sache nicht; sie ist ihm ein gleichgiltiges Werkzeug. Wer aber nicht überzeugt ist, Der kann nicht überzeugen, und wer nicht die Masse und Schwere der Persönlichkeit in sich trägt, Der kann die Trägheit der Geister nicht überwinden. Da nun dem Zielbewußten Alles daran liegt, auf Andere zu wirken, so wird er schwatzhaft, eindringlich und aufdringlich. Er ist Erfinder der Superlative und Hyperbeln. Denn nach Sklavenart ist er gewohnt und einverstanden, daß ihm ungern und nur zur Hälfte geglaubt wird.

Menschensucht. Einsamkeit nährt die Furcht. Deshalb flüchtet er unter Menschen, zumal Seinesgleichen, die ihm zu Allerlei dienen. Sie betäuben durch ihr Geschwätz, füttern seine Neugier, lassen sich Wirkung gefallen und gewähren den Trost gleicher Artung und Interessen. So groß ist bei Einzelnen die Menschensucht, daß sie kaum ihren Nächsten erblicken, ohne seiner im Geist zu begehren. Sie wollen wissen, wer er ist und was er treibt; sie wollen einen Eindruck irgendwelcher Art auf ihn machen, ihm gefallen, imponiren oder auffallen und, wenn Alles versagt, wenigstens in ihrer Art ihn dadurch überwinden und besitzen, daß sie ihn kritisiren.

Das Gespräch der Menschensüchtigen ist ein Kampf, aus dem sie siegesbewußt zurückkehren, wenn sie den Gegner durch Kenntniß, Argumente oder Uebertreibung zum Rückzug gezwungen haben.

Natürlich bilden im Auge des Zielbewußten die Menschen dieser Zeit eine Staffel des Werthes und der Vorzüglichkeit. So versucht er, mit gierigem Arm von Sprosse zu Sprosse zu klettern, und vergißt, daß den Oberen seine Gegenwart verhaßt, den Zurückgebliebenen seine Unteransicht lächerlich ist.

Denkweise. Seinen Gedanken ist er selbst der einzige Mittelpunkt. Wie an einen elastischen Faden geheftet, schnellt jede seiner Vorstellungen auf das eigene Ich zurück. Seine Gedanken machen Ausflüge, keine Forschungreisen; deshalb kommen ihre Läufe über einfache Bewegungmechanismen und kleine Entfernungen nicht hinaus. In der unmittelbaren Denknähe seines Ich

freilich kennt er Weg und Steg; deshalb ist er Meister der Motivirungen, Ausflüchte und dialektischen Künste.

„Wie stehe ich zu dieser Sache und Thatsache? Was kann ich damit anfangen? Was ist sie werth?" Dies sind die Denkformen seiner egozentrischen Auffassung, die sich unablässig in Bewerthungen und Kritiken äußert.

Selbst wenn der Geist, mit lockerem Zügel sich selbst überlassen, seine Straße wählen darf, träumt der Zweckhafte höchst persönliche und praktische Dinge: „Gesetzt, Dies und Das passirt: was werde ich antworten? Wie werde ich mich benehmen? Wie werde ich wirken?" Und so wird er zum Schauspieler seiner selbst.

Kein Wunder, daß er bald jede instinktive Regung seiner Seele kennt wie den Mechanismus einer Uhr und mit indiskretem Vergnügen sich selbst über die Schulter blicken lernt. Dieser Kunst, auf der ein gut Theil Wirkung unserer heutigen Literatur beruht, verdankt er den unbegreiflich intimen Einblick in die Seelen der Anderen und ihre zartesten Aeußerungen. Freilich vernichtet solche Unzucht des Geistes die letzten Spuren unbefangener Naivetät: und so steht der Zweckmensch rathlos vor den momentanen, kraftvollen Entschließungen des Starken, die, wie von einem Gotte diktirt, unantastbar wie die Wahrheit selbst hervorbrechen, ohne daß es des Denkens bedarf. Denn nur der reine, selbstvertrauende Instinkt ist solcher Sicherheit des Anspruches, der Abwehr und des Urtheiles fähig, die unbeirrbar ist durch des feinsten Geistes geschwätzige Rabulistik.

Schadenfreude und Mitleid. Gleichheit aller Menschen ist der Wunsch des Geängsteten. Glück, Verdienst und Größe der Anderen bedrückt ihn; deshalb sieht er sie gern auf die eigene Ebene herabsinken. Aber wie die Höhen, so sind ihm die Tiefen zuwider; er will keine Unglücklichen; denn sie sind ein Beispiel und eine Vorbedeutung. Er ist schadenfroh und mitleidig zugleich. Mitleid aber ist eine Abart der Furcht, Gattungfurcht. Die Griechen kannten wohl diese Identität; und zu der Zeit, da ihre Kultur blühte, hatten sie die Gewohnheit, sich durch Kunstübungen „von solchen Leidenschaften" zu entlasten.

Naturempfinden. Nur dem Wunschlosen läßt die Natur ihr Antlitz leuchten. Den König beschenkt sie, nicht den Bettler. Dem Zweckmenschen ist die Ehrfurcht vor der machtvoll holden Gesetzmäßigkeit des Organischen fremd. Das Geheimniß des keimenden Blattes, die Schönheit des Thieres, das Gefieder der Wolken, die Glorie des Lichtes ist ihm eitel. Er verlangt von der Wiese Sträuße und von der See Schätze; von fremden Städten Seltenheiten, die man in Taschen und Säcken fortträgt. Er will, was er Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten nennt, Ungewöhnliches und Ueber-

triebenes, das sich besitzen und verwerthen läßt. Ihm ist Natur nur dann Erlebniß, wenn sie ihn bereichert. Selbst auf friedlichen und beschaulichen Gängen und Wegen plagt ihn das Zweckbewußtsein, so daß er seinem Fuß willkürliche Schrittgesetze vorschreibt und gleichgiltige Dinge bald aus abergläubigem, bald aus neugierigem Zielinstinkt abzählt oder sonst zu bändigen sucht.

Sklaverei. Alle Sklaverei ist freiwillig. Denn ihr Wesen besteht nicht in der Macht des Unterdrückers noch in irgend einer Noth, die unabwendbar wäre, wie Krankheit, Greisenthum, Tod, sondern in dem stets erneuten willfährigen Gehorsam des Unterdrückten, der aus Furcht geleistet wird. Aus Furcht vor anscheinend Schlimmerem, vor Leiden, die doch fast immer nur Leiden des Leibes und Lebens sein können.

Deshalb ist Sklaverei nur möglich, wo Furcht herrscht; sie ist die eigenste Noth des Furchtmenschen und deshalb als Ausübung seine eigenste Begierde. Der Furchtlose übt weder noch duldet Sklaverei. „Lieber tot als Sklav" ist der Wahlspruch starker Menschen.

Freilich kennen auch Starke die Abhängigkeit, die aber nicht Knechtschaft der Furcht, sondern Gefolgschaft der Treue ist. Hier führt Achtung und Neigung, Ueberzeugung und Pflicht zu einem edlen Verhältniß, das nicht einseitige Rechte gestattet. So entsteht als vornehmste Form des Menschendienstes die Königtreue germanischer Völker, die im Gegensatze zur Proskynese des Orients auf freier und selbstbewußter Schätzung eigener und fremder Kraft beruht.

Zwar wurde in jüngerer Zeit eine Kraft entdeckt, die vielleicht der altempfundenen Königtreue neue Richtungen vorzuschreiben gekommen ist; ich meine das sogenannte „monarchische Gefühl", das, wenn ich recht verstehe, die eigentliche Freude am Wesen der Unterworfenheit und am Gehorsam, also eine dem Orient angehörende Lustempfindung, bedeutet. Wenn es wahr ist, daß dieses monarchische Gefühl schon mit solcher Entschiedenheit die Seelen besitzt, daß bloße Anzweiflung monarchischer Ideale es verletzen kann, so scheint ein weiteres Anzeichen der Slavisirung unseres Landes gegeben.

Die beiden Kardinaltugenden. Die Tugend der Zweckbehafteten ist Barmherzigkeit; die Tugend der Zweckbefreiten ist Muth, dessen Spiegelbild Ehre heißt.

Daß die Werthurtheile der Zweckfreien — Muth als Tugend; Furcht und ihr Gefolge von Lug, Heimlichkeit und Arglist als Laster — noch heute das Fundament des thatsächlichen westeuropäischen Sittenempfindens bedeuten und daß an dieser Schätzung die Einführung christlicher Lehren nichts Wesentliches geändert hat: Dies ist zu anderer Zeit ausgesprochen worden und soll nicht nochmals erörtert werden.

Zwar ist die Barmherzigkeit der Schwachen so sehr mit Unlust gepaart und von wahrer Güte des Herzens verschieden, daß man sie nur eine Tugend wider Willen nennen kann. Dennoch war ihre Erfindung und Einführung in alle Gebiete des Lebens eine gewaltige Mission, gewaltiger noch als die Erfindung der Kunst, wovon später die Rede sein soll. Ja, vielleicht bedeutet diese Mission die Rechtfertigung der Schwachen in der ethischen Oekonomie der Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## Das Kainszeichen.

Die Dichter haben Kain zu rechtfertigen gesucht, gleich als habe der stolzere Bruder den behäbigen Gottesknecht in edler Empörung erschlagen. Sie haben Unrecht; Kain war vor der That ein Neidhart, nach der That ein Lügner, sein Verbrechen war vorbedachte Tücke, eine That von der Sippe der Furcht und des Lugs; er war ein Meuchelmörder. Deshalb strafte ihn Gott mit Dem, was ihn sündigen machte: mit dem Fluche der Furcht. „Unstet und flüchtig sollst Du sein auf Erden“.

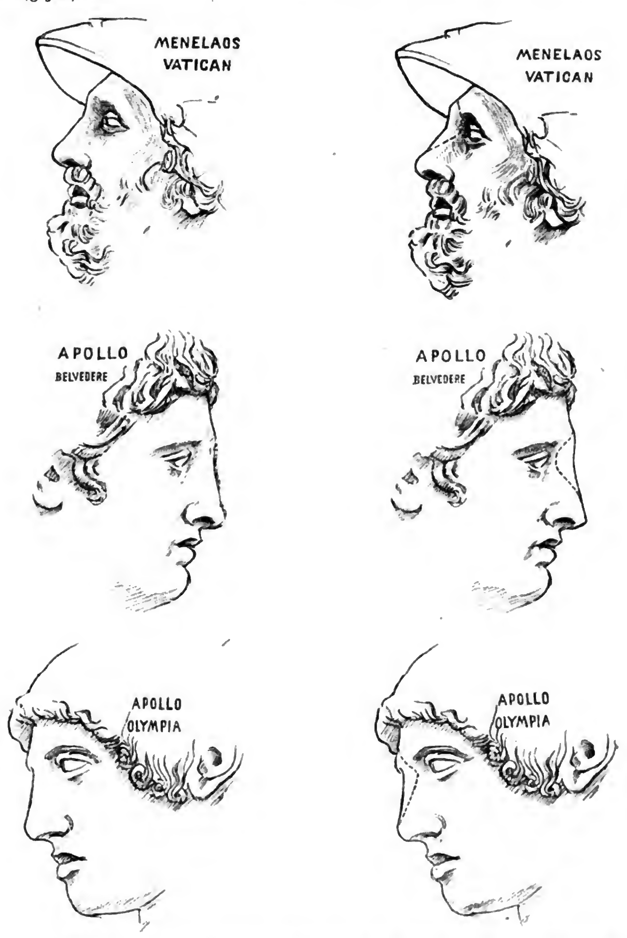
So ward er der Stammvater der von Furcht Gequälten und bis auf den heutigen Tag tragen seine Kinder den Stempel des Gottesfluches, den Jehovah ihm auf die Stirn brannte. Das Kainszeichen ist das Zeichen der Furcht. Die Thorah weiß über dies Zeichen nichts zu sagen und die Rabbiner schweigen. Dem aber, der die Schriftzüge des menschlichen Antlitzes zu lesen versucht, flammt es entgegen; er kann es deuten und beschreiben.

Was ist das Kainszeichen? Nicht auf der Stirn, sondern dicht darunter müßt Ihr es suchen. Mit seinem Finger berührte Gott die Stelle zwischen den beiden Augen und drückte sie nieder. So, daß die Nase nicht mehr, in kühnem Bogen der Stirn entspringend, die Augen trennte, sondern wehmüthig hangend ihre Wurzel tief, in der Verbindunglinie der beiden Augenwinkel befestigte. Aus dem Nasenansatz des Löwen, der breit und wuchtig aus der Stirn hervorquillt, wurde die spitze, dünne Nasenmündung des Affen, die ängstlich, man weiß nicht wie, weit hinter der Stirnfläche aus der Nachbarschaft der Thränendrüsen herabläuft.

Die Künstler haben Dies längst empfunden. Michelangelos Brutus und alle Köpfe der Heroen tragen die Züge der Löwenstirn, alle Fratzen und Masken gemeiner Menschennatur den Stempel der Affen und Neger.

Nicht nur an den Künstler appellire ich. Dich selbst, Leser, möchte ich urtheilen und entscheiden lassen.

Sieh hier: ein paar beliebige griechische Profile habe ich doppelt aufgezeichnet.




Nimm einen Bleistift und schneide, der punktirten Linie folgend, den oberen Theil des Nasenbügels weg, dann beseitige durch Schraffirung das

abgetrennte Stück des Konturs. Vergleiche jetzt die beiden Köpfe! Wie schwächlich verzagt blickt der Verstümmelte neben der selbstbewußten Ruhe des Unversehrten! „Der neben Diesem: Apoll bei einem Satyr!“ Und trotzdem trägt das gekränkte Bild genau die selbe Kopfform, Stirn, Augen, Lippen und Kinn des Vorbildes.

Ist Dieses wahr: daß ein sichtbar physiognomisches Zeichen den Furcht- und Zweckmenschen vom Furcht- und Zweckfreien scheidet, so müssen sich zahllose Fragen von Abstammung und Zusammengehörigkeit lösen, muß manches Räthsel von verflossenen Völkern sich offenbaren.

Hier sei nur eine — jüngst erneute — Streitfrage, die nach dem wahren Wesen der Griechen, von ungefähr gestreift. Ihren Göttern und Heroen gaben die hellenischen Künstler die reinen Züge muthvollen Adels. Auch die älteren, idealisirten Menschenbildnisse weisen die götterähnliche Form. Als aber in späterer Zeit man häufiger vom Künstler die accidentelle Aehnlichkeit des Portraits verlangte, da begannen die naturalistischsten Bildnisse, das Kainszeichen zu verrathen, so daß es scheinen möchte, als habe das Volk der Griechen in seiner Mehrzahl den Charakter des Furchtmenschen getragen.

Woher stammten nun die Götterzüge? Waren sie eine Erinnerung an ein entschwundenes, durch Mischung aufgezehrtes Volk von olympischer Bildung?

Ein Weiteres. Satyre und ihre Sippe von Wald- und Flurwesen wurden von je her als Stirngezeichnete gebildet. Was bedeutet Dies? Sollte neben jenem göttlichen Stamm ein thierischer gearteter von Furchtmenschen Berg und Dickicht bevölkert haben? Und waren diese Satyrmenschen wirklich die Erfinder der Panslöte und musikalischer Kunst? Liebten sie Tänze bei Abendschein, wie unsere nordischen Zwerge, und waren sie die Ersten, die sich an „tragischen“ Spielen erfreuten? War Marsyas Apolls Rival? Oder gar sein Lehrer?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir ist, als habe die ahnende Weisheit des Volkes das physiognomische Gesetz, von dem wir handeln, längst empfunden. Man spricht im Deutschen von „hochnasigen“ Menschen; und die Meinung von heute ist, daß dies sonderliche Wort Solche bezeichnet, die den Kopf hochmüthig zurückgelehnt und somit die Nase als höchste Bekrönung tragen. Dagegen scheint mir, daß der Volksmund von den hochhinaufreichenden Nasen der Furchtlosen spricht, und in dieser Bedeutung eigne ich mir das Wort an.

Den alten Adelsgeschlechtern des Abendlandes ist die hochnasige Gesichtsbildung eigenthümlich; bei den unterworfenen, dienenden und arbeitenden Stämmen findet sie sich selten. Noch seltener vielleicht bei den Völkern des

Ostens und Südens, bei Gelben und Schwarzen. Sollen Rassenhypothesen — die ich hier gern vermiede — ausgesprochen werden, so könnte man an einen nordischen Stamm denken, der, durch epochale Verhältnisse zum Hauptträger dieser Bildung gezüchtet, sein Abzeichen auf einige von ihm befruchtete Menschenarten vererbt hätte. Und so wäre man wieder bei jenem wunder- und geheimnißvollen Urvolk des Nordens angelangt, dessen blonde Häupter wir so gern mit aller Herrlichkeit des Menschenthumes krönen.

Ein ungelöstes Räthsel darf hier nicht verschwiegen werden: bei den meisten Weibern des Erdkreises, gleichviel, welchen Stammes und Herkommens; überwiegt weitaus der niedernasige Typ, und auch die Kinder zeigen ihn in den Jahren der ersten Entwickelung. Liegt hier eine Analogie des biogenetischen Gesetzes verborgen? Wohl könnten Einige in diesem Paradox eine Stütze der unerfreulichen Lehre von der verfließenden Mischung männlich-weiblicher Elemente bei allen Individuen und Rassen suchen und behaupten, das Urbild des Mannes sei hochnasig, das Urbild des Weibes niedernasig. Mir ist diese Annahme zuwider und unwahrscheinlich; allein ich wage nicht, auf dem Gebiete dunkler Möglichkeiten Pelion auf Ossa zu thürmen, und möchte mich der Kuriosität halber mit einer Hindeutung auf Genesis, 6. 2. bescheiden.

— — — — — — — — — — — — — — —

## Entstehung der Kunst.

Wer gesenkten Hauptes, so sagte ich, mit sorgenvoller Brust seines Weges schreitet, Der findet die Welt arm. Wer im Geist den morgigen Tag durchlebt und durchforscht, Dem geht die heutige Sonne nicht auf und nicht unter. Natur ist keine Dirne, die sich mit zerstreuter Hand liebkosen läßt; sie öffnet ihre Arme nur ihm, der selbstvergessen sich ihr zu Füßen wirft.

Selten liegen die Schönheiten der Welt zu Tage und die sinnfälligen sind nicht die edlen. Dem flüchtigen Auge sind die Regenwolken nur graue Fetzen, die Hügelketten ein ödes Gewelle und die Bäume des Waldes ein grünes Einerlei. Die unendlichen Gesetzmäßigkeiten, die von dem Geäder des Blüthenblattes bis zu den granitenen Rippen des Felsenleibes alles Geschaffene durchquellen und zur Schönheit beleben, sie offenbaren sich nur der willenlos empfangenden Seele.

Und doch dürstet die ärmste Seele des gefangenen Menschen heißer als eine andere nach Genüssen der fühlbaren Welt; und mehr noch als die Seele dürsten die Sinne. So bedarf er, der den reinen Hauch und Duft der Dinge nicht spürt, der starken, sinnfälligen Reize, der Surrogate und Extrakte.

Er beginnt, künstlich zu verschönen, zu schmücken; seinen Leib, sein Haar, sein Geräth. Das, was die Natur scheinbar nicht hat und kann, wie

etwa gleichmäßige, lebhafte und unvergängliche Färbung, gerade Linie, vollkommene Symmetrie, reinen Ton und Klang, begehrt er, festzuhalten, dauerhaft zu machen und zu besitzen. Er will über die Natur hinaus, will reicher sein als sie und diesen Reichthum sichern, so daß er nicht hinwegschmelzen, verblühen, verwehen kann, wie die reinen Gaben des Himmels und der Erde.

Ein Schritt: und er bemächtigt sich der einfachen, leicht faßbaren Gesetzmäßigkeiten. Die Umrißlinie eines Thieres, der Aufbau eines Baumes, eine harmonische Tonfolge, ein Rhythmus wird sein Eigenthum. Er schreitet fort von primitiven Gesetzmäßigkeiten zu den schwierigeren der plastischen Struktur, des Gleichgewichtes, der Bewegung, des Ausdruckes; ein Geheimniß nach dem anderen wird sein Eigen, — und es entsteht die Kunst.

Dem Sorgenfreien, Unbefangenen ist alles Dies eine Thorheit. Was sollen ihm Spielzeuge? Die Natur ist in ihrer Unbeständigkeit reicher und in ihrer Ungleichmäßigkeit prächtiger als aller Tand. Der vierfach machtvolle Zauberschritt des Jahres und sein heiliges Sinnbild von Blüthe und Reife, Tod und Wiedergeburt ergreift seinen Sinn tiefer als unvergängliche Blumen, Thiere und Menschen aus Stein und Erde. Was ist ein gezierter Becher gegen einen bekränzten? Eine Behausung, und wäre sie mit den Goldblechen Salomonis bekleidet, bedeutet nur einen armsäligen Flecken am Ufer und Waldesrand. Wenn die Natur ihre Stimme erhebt, so verstummen alle Gebilde zu leblosen Götzen. Das Ohr des Starken aber vernimmt ihre brausende Sprache: denn all seine vielen müßigen Stunden sind Lauschen, Betrachten, Empfinden und Erinnern. Giebt es nicht heute noch Menschen, denen man vergeblich klar zu machen versucht, daß sie einer farbigen Kruste an den Wänden eines Gemaches oder auf den Maschen einer Leinwand die gleiche Andacht schulden wie einem blühenden Baum und daß ein geformtes Metallblech oder ein geschnitztes Holz köstlicher ist als ein Felsblock oder ein Zweig?

Wenn vor alten Zeiten ein Seefahrer zu seinen friesischen Küsten heimkehrte und den Frauen einen italischen Glaskrug wies, die zerbrechliche Waare mit harten Händen behutsam fassend, so erregte er Staunen, aber keine Sehnsucht. Der Dichter der griechischen Ilias erwärmte sich wohl an der Pracht göttlichen Waffengeräthes; vom Schatz der Nibelunge aber wissen wir nicht, wie er aussah; Niemand hat es der Mühe für werth gefunden, davon zu sprechen. Wir wissen nur, daß nicht Götter, sondern unterirdische Furchtwesen ihn schufen; Götter gaben ihn preis; im Uebrigen war sein Werth Zauberei und sein Besitz Verderben.

Tote Helden und ihre Ehren lebendig zu erhalten und geheime Mächte durch Wort und Klang zu bannen: damit war für das Kunstbedürfniß der Starken genug geschehen; und was in ihren Sagen und Liedern uns heute Kunstgenuß schafft, der Einklang des klaren Wortes und des lauteren Ge-

dankens: Das war ehedem nicht Kunst im Sinn unserer Zeit; so wenig wie heute das Ebenmaß der Rede des gemeinen Mannes, das unserer toten Schriftsprache nicht gelingen will.

Für sich allein hätten die Starken niemals begehrt und vermocht, der Welt das holde Spiel der Kunst zu schenken. Für die Entwickelung der Kunst zum höchsten Stolz der Menschheit aber geschah Gewaltiges, wenn eine Sturzwelle freigesinnter Stämme über die Dämme eines Zweckvolkes hereinbrach und das ruhende Gewässer aufwühlte. Dann erblühte der Kunst ein unermeßlicher Frühling und dem Stil eine Epoche.

Nicht durch Kritik, sondern kraft seiner Herrschgewalt zwang das frische Blut die alte Zunft, gewohnte Formen zu zerbrechen, ererbte Fertigkeiten in die Bahnen seines Willens zu lenken. Sein Wille aber war: Natur, Gleichmaß und Adel. Und der neue Wille schuf neue Meister; Adelsherrschaft war das Staatswesen und Adelsdienst war die Kunst.

Dann aber, wenn das zähe alte Geblüt das hellere und jüngere aufzuzehren begann, wenn Mischung den Fluß beruhigt und die frühere Färbung emporgekehrt hatte, dann floß auch Kunst in altem Thallauf bergab, abgelenkt zwar, aber von Neuem dem Gesetz und Wesen des Zweckmenschen folgend.

Welcher Art ist nun das Ziel und Gleichgewicht, dem das Empfinden dieser Menschen immer wieder zustrebt? Es ist die Kunst der Sinne und der Sensation. Denn wie sie auch, benommen und befangen, die beseelte Architektonik und Organik der Erscheinung, den κόσμος nie erfassen und begreifen: ihre Sinne sind nicht stumpf, ihre Leidenschaften nicht tot und ihr Verstand ist wachsam.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Elemente kennzeichnen die Kunst der Schwachen. Zum Ersten: Das, was die Sinne liebkost und berauscht; Zauber des Klanges und der Farbe, Pracht und Dekoration. Dann Das, was die Leidenschaften der Furchthaften aufbäumen macht — die sind Furcht, Mitleid, Grauen, Zorn, fromme Ekstase —: das Sensationelle. Zum Dritten Das, was den Verstand reizt, kitzelt und betreten macht: Kontraste, pointirte Charakteristik, Witz und Esprit.

Vor der Form, dem Ausdruck innerer organischen Gesetze, hat diese Kunst keinen Respekt. Innigkeit, Gemüth und Frömmigkeit des Herzens kennt sie nicht. Die Größe der Einfachheit und Ebenmaß läßt sie kalt.

So bedarf es weniger Worte, um an den Weg zu erinnern, den, sich selbst überlassen, Zweckmenschenkunst durchlaufen mußte.

Beginnend von majestätischer Vision und heiliger Andacht, gelangte Malerei zur Darstellung bedeutungvoller, dann schöner, dann dekorativer Dinge und Vorgänge. Immer mehr befreite sie sich von außersinnlichem Inhalt,

dessen letzte Reste sie mit dem Spottnamen des „Anekdotischen" davonjagte, und immer entschiedener erklärte sie das vom Geist unbehinderte Auge zum alleinigen Richter und Herren ihrer Kunst, so daß sie zuletzt in der Anordnung der Flächen, im Schätzen der Helligkeiten, im Ausgleich der Farben, im Aufspüren des materiell Charakteristischen und der unzähligen Minimalwirkungen, die halb unbewußt auf das Gesicht als Stimmung wirken, die höchste sinnliche Gewalt erlangte.

Die Dichtung begann mit Göttern und Heroen. Anbetung und Verherrlichung tönte von ihren Saiten. Die sich einst rühmte, die ethischste aller Künste zu sein, sie hat sich bis zum heutigen Tage aller außersinnlichen Zuthat so völlig entkleidet, daß greifbarste Darstellung der umgebenden Welt und subtilste Auflösung der Reize und Empfindungen nun ihre unerreichbare Fertigkeit geworden ist. Selbst die Tragoedie, ehemals die Schule der Schuld, Sühne und Erlösung, lernt auf die alten transszendenten Triebwerke verzichten. Von den jüngeren Meistern dieser Kunst hat Einer, den allein von allen vielleicht ein Hauch neuzeitlicher Genialität beseelt, Werke geschaffen, deren Kraft, unabhängig von aller Ethik, im naturgeschichtlichen Vorgang sozusagen und in der bloßen Tragik der Situation zu ruhen scheint, so daß seine Dramen mehr eine Reihe tragischer Bilder denn Tragoedien im früheren Sinn genannt werden müssen.

Von den Künsten der Musik und Architektur sei hier nur im Vorübergehen Erwähnung. Die eine hat, gleichen Gesetzen gehorchend, den Weg von palestrinischer Strenge zu den Spasmen sinnlicher Leidenschaft durchlaufen; die andere ist den selben Gesetzen — daneben gewissen technischen Verhältnissen — so gänzlich erlegen, daß sie den Namen einer Kunst nicht mehr verdient, wenn sie die tragenden, stützenden und lastenden Elemente aller Zeiten zu malerischem Wandschmuck erniedrigt.

So ist Kunst empfangen und geboren worden und der ärgeren Hand gefolgt. Es steht nicht an, diesen Vorgang zu bedauern oder zu verlästern; denn jede bedeutende Entwickelung in der Natur fordert Ehrfurcht, selbst da, wo sie menschliche Dinge regelt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

## Historie.

Alle Geschichte ist ein Kampf der Klugen gegen die Starken. Wo die Starken auftraten, da wurden sie Herrscher, und wo sie herrschten, da mußten sie langsam, unmerklich und unausbleiblich der Maulwurfsarbeit ihrer schwachen und klugen Hörigen erliegen. Zähigkeit, schmachvolle Geduld, stets neu sich erzeugende Ueberzahl war auf Seiten der Schwachen. Herrscherkraft, Zusammengehörigkeit, Adelsgefühl und Erblichkeit der Tradition war die

Rüstung der Starken. Wo die Starken herrschten, da gilt Disziplin, rauhe Tüchtigkeit und Unkultur; wo die Schwachen regiren, wuchert Schwätzer- und Tribunenherrschaft, Korruption und Genußsucht. Das Regiment der Starken stürzt, sobald es den Unterdrückten gelungen ist, die Atmosphäre des Geistes mit ihrem Hauch zu erfüllen: so fiel Rom nach dem Aufstieg des Christenthumes, Frankreich nach dem Zeitalter der Aufklärung. Daher ist es die Aufgabe der Starken, den öffentlichen Geist im Rückstand zu erhalten.

Heutzutage ist die Welt der Abenteuer und Gefahren, der Kämpfe und Eroberungen, der Tapferkeiten und Herrschgewalten in nichts zerronnen. Unsere Welt ist eine Produktion-Vereinigung, eine Werkstatt, ein lebendiger Mechanismus. Die Kraft des Armes vermag nichts mehr gegen Schwungräder und Panzerplatten; den Ausgang politischer und ökonomischer Transaktionen entscheidet nicht Tapferkeit und Gesinnung; Herrschertugend und Gestalt findet in Kurien und Märkten keine Gefolgschaft. Die Macht unserer Zeit ist die Zahl; wir kennen keine Siege, sondern Erfolge; selbst im Krieg bedeutet Arbeit mehr als Bravouren. Die üblichen Mittel des Erfolges sind: Kenntnisse: Das ist Geduld; Arbeit: Das ist Knechtschaft; Umsicht: Das ist Furcht; Streben: Das ist Zweckhaftigkeit. Lohn des Erfolges sind Genüsse und Auszeichnung. Daher ist diese Zeit das Goldene Alter der Zweckmenschen.

Die neue Epoche brach an, als der Boden Europas von befreiten Rassen, emanzipirten Hörigen, unabhängig gewordenen Bürgern zu wimmeln begann. Die enorm in der Zahl, maßlos in den Ansprüchen wachsende Gesellschaft mußte mit neuen Mitteln genährt, bekleidet und unterhalten werden. Verkehr, Industrie und Technik brauchten Millionen Hände und vertheilten Millionen Glückslose. Da mußte alle Autorität verblassen und es triumphirte der liberale Gedanke mit dem Wahlspruch: „Wir könnens auch“ und „Wir sind nicht schlechter“. Und zu der selben Zeit, als der Demos die Legitimität, das Kapital den Feudalismus überwand, um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, das das bürgerliche heißen könnte, war der Sieg der Klugen über die Starken vollendet.

Soll nun die Welt in Zukunft das Erbe der Klugen sein? Sollen die unedlen Hände das Szepter führen, das sie so gierig greifen und so schwach umspannen? Manchmal scheint es so; und doch entschließe ich mich nicht, so hoffnunglose Zukunft zu glauben.

Nur in der Bedrückung waren die Klugen einheitstark; schon drängen und bekämpfen sich die Zahlreichen unter einander, indeß Betriebsamkeit und nüchterner Verstand im Werth sinken. Schon ist selbst in materiellsten Fragen der große Gedanke, Phantasie und Gestaltungskraft das Palladium des Gelingens; im Dickicht der Thatsachen führt intuitiver Eigensinn weiter

als spähende Umsicht; und im Gewühl der Strebenden schreitet die Macht der Vitalität über zwerghaft behende Geschäftigkeit achtlos hinweg.

Unabsehbar aber und mächtiger als je zuvor wird die Gewalt der ethischen Qualitäten, die den Starken von Natur, den Schwachen nur durch Ueberlegung eigen sind. Unantastbare Regirungen, disziplinirte Heere, getreue Beamte und ehrliche Arbeitkräfte: verloren ist der Staat und die Gesellschaft, denen diese Fundamente morsch geworden sind.

Vor Allem aber regt sich halb unbewußte Erkenntniß in der Seele stark gearteter Völkerschaften. Das Neidwort, daß Alle zu Allem befähigt und berechtigt sind, verliert seinen Wahrheitwerth. Bizarre Strömungen und kurios einseitige Gesetzgebungversuche sind die ersten Reflexe der Volkskörper gegen die Reizungen, die sie von den Allzuklugen erleiden. Aber dieser trübe Instinkt wird allgemach zu heller Einsicht aufleuchten und manch nächtlichen Eroberungzug der Schwachen mit keckem Lichtblitz aufstören.

---

## An die Schwachen.

Ich bekenne, daß ich in dieser Schrift gegen die Schwachen Partei genommen habe. Vielleicht mit Unrecht: wenn nämlich sie vor Gott und Natur unebenbürtig und verworfen sind.

Aber ich konnte nicht anders. Denn mein Geist ist getränkt mit dem sinnlichen und sittlichen Vorstellungvermögen des alten Abendlandes. Diese Sinnenlehre aber sagt: Der Schwache ist häßlich: und die Sittenlehre erwidert: Der Schwache ist gemein.

Wollte man nun fragen: „Wie also? Kann denn der Schwache, der Furcht- und Zweckmensch niemals zum stolzen Bewußtsein seiner selbst, zum Frieden und zur Erlösung gelangen?“ so möchte ich zunächst die Frage einschränken, als nur eine Minderheit betreffend. Denn die Vielheit der Schwachen bedarf dieser Segnung nicht, ja, verschmäht sie. Sie schätzt den anderen Stamm gering und nennt ihn einfältig, wie er sie selbst arglistig schilt und verachtet. Diese Vielen streben auch nicht nach Seelenglück und Frieden, sondern nach Dingen, die ihnen glückspendend und seligmachend scheinen. Wenn Gott ihnen sagte: Ich will Euch das Glück des Herzens geben, so würden sie antworten: Nein, gieb uns lieber Dies und Das; dann werden wir glücklicher sein, als Du uns machen würdest.

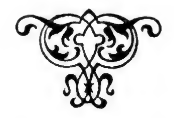
Sollten aber Einige durch Erkenntniß ihrer selbst in Zweifel und Noth gerathen sein — und es giebt keine tiefere Noth als den Haß gegen das eigene Wesen und Geblüt —, so habe ich ihnen Zweierlei zu antworten.

Zum Ersten: Nach Eurer Art und Natur seid Ihr Weltverleugner und Pessimisten. Ist aber die Welt eine Hölle der unschuldigen Kreatur

und die Existenz eine Sklaverei niemals Unterworfener, so giebt es nur eine Schmach: die spärlich hingeworfenen Freuden bereitwillig zu verschlingen; unter den Augen des Bändigers in Wollust sich zu krümmen; in sattem Trost die Knechtschaft dankbar zu billigen. Und einen Adel giebt es, der kann Euch erworben sein: den Adel der Verneinung und des Verzichtes, der Schmerzen und Thränen. Und wer weiß, ob im Schein der Ewigkeit dieser Adel nicht größer ist als der, unter Mitsklaven sich als den Stärkeren, Braveren und Glücklicheren zu fühlen.

Zum Zweiten: Der Wille des Menschen ist unermeßlich stark. So stark, sagten die Scholasten, daß er töten kann ohne Schwert; so stark, Ihr wißts, daß er in Manchem die Form des Leibes, von Grund aus die Form der Seele zu gestalten vermag. An Willen hat es Euch nie gefehlt. Nun, so wollt denn begreifen und glauben, daß alles Erringbare und Erlangbare Schatten, Staub und Gespenst ist; glaubt und begreift, daß aller Besitz, Macht, Auszeichnung, Ehre und Ruhm nichts ist als träge Beruhigung und Freude am Neid. Glaubt und wisset Dies: und Ihr werdet der Furcht ledig, unbefangen und den Glücklichen ähnlich. Die Ketten fallen, die Mauern des Sklavenhauses brechen und die Welt breitet sich, ein sonniger Garten, zu Euren Füßen.

Wollte aber Jemand höhnen, daß hier die Erziehung zur Unbefangenheit, eine zweite Kindheit und Naivetät des Herzens gepriesen werde, so berufe ich mich auf den Namen des Gewaltigen, seine Erfahrung und sein Wort, das geschrieben steht Matthaeus 18, 3. Ernst Reinhart.



# Werkstätten der Mode.

Mit einer leisen und lächelnden Geringschätzung blicken wir im Bereich exakter Lebens- und Bildungsfragen auf den Standpunkt zurück und herab, den unsere Vorfahren eingenommen haben. Ein zugleich wehmüthiges und humoristisches Gefühl beschleicht uns, gedenken wir der Lebenskunst von ehedem. Muß es da nicht sonderbar anmuthen, wenn nun plötzlich unsere Großmütter in den Geschmacks- und Modefragen maßgebend werden, wenn man auf einmal die größte Mühe nicht scheut, Alles so zu besitzen, nachzuahmen und zu tragen, wie es damals modisch war? Die Spitzen und Juwelen, die Shawls und Perlentäschchen, die langgestreckte und gereckte Taille, der weite Rock: Alles, wie es damals war. Läuft doch unsere ganze Toilettenfrage jetzt darauf hinaus, den Frauen ein air vieillot zu geben, das natürlich nur den Zweck hat, sie desto jünger

erscheinen zu lassen. Wir sitzen in den Möbeln unserer Großeltern, mit ihren Kleidern angethan, Alles stilgemäß altmodisch, nur die Gefühle und das Denken modern.

Das war nicht immer so. Es gab eine Zeit, da man mehr Ehrfurcht und Pietät vor dem Alter hatte, vor allem Vergangenen, da man respektvoll alte Bilder betrachtete, verblichene Daguerreotyps mit Andacht berührte, da man in Allem seinen Ahnen gleichen wollte. Auch im Denken und Empfinden. In Allem und Jedem, — nur nicht in Toilettendingen. In Goethes „Aufgeregten" ermahnt der alte Chirurgus Breme seine Tochter Karoline, sie möge in Allem ihrer vortrefflichen Urgroßmutter gleichen, der seligen Burgemeisterin von Bremenfeld. „Diese würdige Frau", sagte er, „war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechtes und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieses Bild jeden Tag, jede Stunde, ahme sie nach und werde verehrungwürdig wie sie." Und als er fragt, warum Karoline beim Anschauen des Bildes lache, entgegnet die schöne Tochter: „Ich will meiner Urgroßmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll wie sie." Sie amusirt sich über das Häubchen mit den Fledermausflügeln. Aber der Vater sagt: „Zu ihrer Zeit lachte Niemand darüber, und wer weiß, wer über Euch künftig lacht, wenn er Euch gemalt sieht; denn Ihr seid sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte: ob Du gleich meine hübsche Tochter bist, sie gefällt mir. Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide Dich mit besserem Geschmack, so hab' ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte..."

Einstmals kam die Mode und blieb hübsch lange; es dauerte eine ganze Weile, bis sie wieder ging. In unserer schnell lebenden, stete Abwechselung begehrenden Zeit hat auch die Mode Eile; sie kommt und geht, sie kommt wieder und geht wieder; zum längeren Weilen nimmt sie sich keine Zeit; und man läßt ihr keine Zeit dazu. Die großen Schneider, die, wie alle großen Künstler, ihren Tagen voraus eilen, haben jetzt eine viel schwierigere Aufgabe zu bewältigen als früher; ihr Geist ist in steter fieberhafter Erregung; sie sollen alle Tage Neues, Originelles schaffen. Sie schaffen jetzt das Neue mit Hilfe des Alten; aus Altem und Modernem entsteht ein Neues: die Mode unserer Tage.

Ich besuchte vor Kurzem in Paris einen dieser artistes-tailleurs. Es bereitet schon ein ästhetisches Vergnügen, zu beobachten, wie ein mit Phantasie begabter Mensch mit den Stoffen umgeht, wie er die Spitzen berührt, wie unter seinen künstlerisch formenden Händen im Biegen der Seide, im Raffen des Sammets kleine Kunstwerke des Augenblickes entstehen An den Wänden des Ateliers sind bunte Modekupfer des vorigen Jahrhunderts befestigt; er läßt sich von ihnen anregen und macht sie seinen Zwecken dienstbar. Niemals kopirt er ein ganzes Modebild; er entlehnt nur eine Kleinigkeit, eine Farbe, einen Ausputz, eine Linie. Das eben unterscheidet den Künstler vom gewöhnlichen Schneider; auch bei uns. Der Schneider spendet mit vollen Händen und beladet seine Erzeugnisse mit Allem, was da auf der Tagesordnung ist. Er will zeigen, daß er ganz genau weiß, was getragen wird; er läßt nichts aus und er kalkulirt so: ist viel „drauf", dann darf auch der Preis entsprechend hoch sein. Der mittelmäßige Schneider — es kann auch die kleine Schneiderin sein — wird auf den Einwand der Kundin, daß irgend Etwas an dem bestellten Gegenstand nicht geschmackvoll sei, ihr nich

gefalle, prompt die Antwort geben: Das ist aber modern! Das trägt man! Und in Paris — tout comme chez nous — wird die kleine couturière auf irgend einen leisen Tadel eben so bestimmt entgegnen: On ne voit que ça! On ne porte que ça! Mit der Gewißheit, in ihrem Rechte zu sein.

Der Schneiderkünstler, in steter Fühlung mit dem großen Kulturleben der Stadt Paris, steht auf einem ganz anderen Standpunkt. Bei ihm muß man ahnen, was Mode ist; er deutet nur zart an, wo der Andere ausspinselt. Nicht Das, was man trägt, möchte er verarbeiten: sein Streben geht vielmehr dahin, zu errathen, zu kreiren, was man tragen wird. Die allgemeine Mode bedeutet für ihn nur die gemeine Mode. Mit Vorsicht und sicherem Takt stattet er seine Modelle aus. Er sieht sich genau die Trägerin seiner Schöpfungen an und weiß, daß er einer Engländerin mit einem corsage inhabité einen anderen Ausputz zumuthen darf als einer vollbusigen Erscheinung. Er hat längst erkannt, daß ein einwandfreier Sitz und eine weise und diskrete Vertheilung des zu verwendenden Materials mehr werth sind als die theuersten, aber schlecht angebrachten, unpassenden Zuthaten. In der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister. Nie sieht er das Einzelne — einen Rock, eine Taille, einen Paletot —: er hat sofort den Gesammteindruck vor Augen. Entwirft er die Zeichnung eines Kostüms, so zeichnet er unwillkürlich mit dem Modell den dazu passenden Hut; es ist dann unfehlbar der Hut, der zur Toilette gehört. Komponirt er einen Abendmantel, so denkt er dabei an die Farbe des Kleides, die unter der Farbe des Mantels hervorkommen soll; und für die Toilette, die er erschafft, hat er wiederum in Gedanken den Umhang schon in Bereitschaft, der zu dieser Toilette einzig stimmt. Sein geläuterter, veredelter Geschmack läßt ihn bei der Erfindung der Modelle mit Sicherheit das Richtige treffen; er versteht den Geist seiner Zeit und hat die „Freude, die den Schaffenden umschwebt."

Wie ein Vater seine Kinder, wie ein Dichter seine Werke behütet der artiste-tailleur seine créations. Keins seiner Geschöpfe läßt er vor der Zeit aus dem Hause. Weiß er doch nur zu gut, wie schwer ein origineller Einfall geboren und wie leicht er kopirt ist. Denn noch schützt kein Gesetz den großen Modekönigen ihre Einfälle, die doch von der ganzen Welt mit beinahe größerer Spannung erwartet werden als die Geistesprodukte der Modedichter. Die Einfälle der Modekönige! Das ist wieder ein eigenes Kapitel. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß alle Modelle, die unter berühmten Namen in die Welt reisen, in dem Haus entstanden sind, dessen Firma sie tragen. Die großen Schneider der Rue de la Paix und der Place Vendôme sind oft nur Unternehmer, die die Ideen Anderer emporbringen und verbreiten. Es giebt in Paris vielleicht nur ein halbes Dutzend genialer Modeerfinder, die ihre Grundideen den bewährten Modekönigen ins Haus tragen. Auf diesen Grundideen wird nun weiter gebaut. Die geschmackvollen Direktricen arbeiten daran; und der Ideenbringer, der Mann im Schatten, tritt mit schweigendem Verdienst zurück. Er weiß seines Geistes Kinder in der besten Hut und Pflege. Die großen Modefirmen haben zwar den Markt, aber nicht das Genie gepachtet.

Julie Elias.



# Einklang.*)

In manchen Nächten sind die weißen Sterne
Von einem wundervollen Glanz durchglüht,
Sie tragen Schmerz und Seligkeit der Ferne
Wie ein Altar, der süß in Opfern blüht,
Und heiße Sehnsucht, die im tiefsten Kerne
Der Welt sich ewig neu um Welten müht;
Und von des Himmels funkelndem Pokale
Vertropft das dunkle Blut der wehen Male.

In solchen Nächten drängt sich kühnes Hoffen
Und feiger Tod in eines Athems Wehn,
Noch hat den Mund ein kalter Hauch getroffen
Und selig kann er doch den Kuß verstehn,
Zu allen Schluchten sind die Thore offen,
Von Licht zu Nacht, von Leben zu Vergehn:
Und was sich sonst im Gegensatz bestreitet,
Ist wie von einem zarten Kranz umbreitet.

In solchen Nächten wusch der Sohn der Götter,
Achilles, jauchzend sich in Hektors Blut,
In solchen Nächten starb dem eitlen Spötter
Belsazer jäh von Gottes Hand der Muth
Und Jesus hing, der Liebe süßer Retter,
In solcher Nacht am Kreuz der wilden Wuth:
In einem Schicksal ward, in einem Klange
Die Dürftigkeit vermählt dem Ueberschwange.

Und leise will das bange Herz erfassen,
Wie Alles nur aus einem Brunnen quillt,
Wie eng des Lebens schattendunkle Gassen
Sich schmiegen an der Gärten Duftgefild,
Bis daß die ungefügen, wilden Massen
Ein Wort erleuchtet, selig macht und stillt:
Aus Lust wird Schmerz und Lust aus Leid geboren,
Was aber Dein war, hast Du nicht verloren.

Doch daß sich ewig Qual und Glück umschlingen
Und, was Du fandst, Du auch verlieren mußt,
Erhöht Dich stolz zu kraftgeschwelltem Ringen
Und reißt das Hemd von Deiner nackten Brust;
Nur Der wird jauchzend goldne Fahnen schwingen,
Wer Lust verlor und Kämpfer ward um Lust.
Doch wer der Seeele Kronreif nie begraben,
Vergißt sich selbst im Reichthum seiner Gaben.

*) Zu der biblischen Dichtung „Der Garten des Lebens", die der junge österreichische Lyriker in diesem Spätherbst bei Cotta erscheinen läßt.

Blick staunend rückwärts! Wuchs aus Gottes Garten
Entzückung nicht mit tiefster Qual empor?
Des Lebens wundersam verschlungne Arten
Verschloß des Paradieses einzig Thor,
Doch herrlich wagte sich in kühne Fahrten
Erst dann der Mensch, da er den Strand verlor:
In süßer Fülle schlummerten die Säfte,
Doch aus der Sehnsucht wuchsen wilde Kräfte.

Was jäh ihm hinter jenem Thor versunken,
Vergaß er nie, war auch das Glück sein Gast,
Erlöst im Licht, umsprüht von tausend Funken,
Stand schlank und schimmernd seines Traums Palast,
Und wie viel Segen auch sein Herz getrunken,
Es zitterte im Leib und fand nicht Rast,
Verdürstend wird das Herz die Wahrheit trinken,
Doch selig in Vergangenheit versinken.

Des Taumels wundervoll gestählte Sehnen,
Berauschtes Blut gab die Erinnerung,
Der Gärten Weiher, Traum von weißen Schwänen,
Verschlungner Liebeswege großer Schwung
Ergänzten hold im Wunsch der heißen Thränen
Und wünschend wirst Du wieder kühn und jung:
Bis daß am Ziel erschreckt die Augen lesen,
Wie nur der Wunsch Dein großes Glück gewesen.

Denn ewig einem Paradiesesthale,
Draus Du verjagt, treibt Dich die Sehnsucht zu,
Noch weinbekränzt, entsagst Du dem Pokale
Und träumst von einer süßern Rebe Du,
Doch schlürfst Du morgen aus der andern Schale,
Das Gestern schluchzt in Deine neue Ruh;
Dies aber ist der Fluch von Adams Fluche:
Daß findend Deine Seele ewig suche.

Suchende Seele! Bebend wird der Saiten
Verträumter Harfenklang mit Dir sich schwingen,
Zurück in jener tiefen Ewigkeiten
Verwirrte Fülle Deine Sehnsucht singen,
Wie große Augen, die durchs Dunkel gleiten
Und fromm ihr Leuchten in das Dunkel bringen:
Bis daß der Sehnsucht süße Kostbarkeiten
Sich wie ein Teppich um die Bibel breiten.

Wien. Hans Müller.



# Die neuen Russen.

Herr Geheimrath von Mendelssohn, Mitglied des preußischen Herrenhauses, ist in Zarskoje Selo vom Kaiser Nikolaus empfangen worden. In dieser Form haben selbst ernste deutsche Blätter neulich eine russische Meldung weiterverbreitet, die nun klang, als habe der gerade jetzt doch recht arg geplagte Zar Zeit zu gründlichen Studien über die Einrichtung einer Kammer der russischen Peers gefunden. Hätte man, wie sichs gehörte, gesagt, Geheimrath Mendelssohn, der Chef der Firma Mendelssohn & Co. in Berlin, sei vom Zaren empfangen worden, dann hätte sogar der des Lesens kundige Mushik gewußt, daß es sich um Geld, um viel Geld handle. Schon dreimal wurde im Lauf der letzten Wochen der Abschluß einer neuen Riesenanleihe aus Petersburg gemeldet; jedesmal aber folgte der Meldung ein Dementi. Die letzte Meldung brachte der Standard. Aus der Luft gegriffen konnte sie schließlich nicht sein. Solche Audienzen sind immer ein sicheres Zeichen, daß eine neue Anleihe kommt; und sollte es noch Zweifel geben: Kaiser Nikolaus wäre nach seinem ganzen Wesen die zur Ueberredung ängstlicher Bankiers ungeeignetste Persönlichkeit. Ein Finanzmann braucht, wenn er in einer kritischen Zeit der Einladung eines großen alten Kunden folgt, ja noch keine ernsthaften Absichten mitzubringen. Der Empfang im Zarenpalast beweist aber, daß vorher wichtige Entscheidungen gefallen waren.

Anleihereisen ins Reich unserer östlichen Nachbarn hat nun Herr von Mendelssohn wohl noch niemals gemacht, ohne vorher im Auswärtigen Amt anzufragen, ob solche Anleihe im Augenblick auch nicht unerwünscht sei. Zwischen diesem Amt und den deutschen Finanzherrschern ist das Verhältniß aber durchaus nicht so fest und so innig, wie die Phantasie des großen Publikums träumt. Das hat seine guten, freilich aber auch seine üblen Seiten. In Frankreich ist jeder, selbst der allzu flotte Unternehmer der stärksten Initiative seines Botschafters sicher; schon die Konsuln sind fast täglich zu Privatgefälligkeiten gezwungen. In Deutschland ists anders. Gut und nützlich aber wäre es, wenn auch bei uns, wie in England, Diplomatie, Großhandel und Großfinanz sich oft in rückhaltlosen Aussprachen verständigten, bei denen es weder hoheitvolle Winke noch andeutendes Geblinzel gäbe. Bei uns werden seit einiger Zeit die Börsenkommissare der Ehre geheimer Missionen gewürdigt. Als die Herren Bülow und Witte in Norderney verhandelten und in Paris die ersten russischen Schatzbonds emittirt wurden, tauchten diese Kommissare plötzlich, ganz unerwartet, in manchen deutschen Bankhäusern auf. Der Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland schien nämlich einen Augenblick schwierig geworden und Betheiligungen an dem pariser Konsortium wurden deshalb als nicht erwünscht bezeichnet. Die Häuser, die sich schon engagirt hatten, bereuten es später (mit zwei Prozent Nutzen); und die zur selben Zeit den Franzosen von Berlin aus angebotenen Reichsschatzscheine wurden mit höflichem Dank abgelehnt. Mit der Auskunft des Börsenkommissars hätte Herr von Mendelssohn sich nun gewiß nicht begnügt; ich bezweifle aber, daß er irgendwo mehr gehört hat als die Versicherung, dem Abschluß einer Russenanleihe stünden „diesseits“ keine Bedenken entgegen. Mit solcher kühlen Formel pflegt unsere Regirung sich in diesen Fällen zu dem beschränkten Unterthanenverstand herabzulassen. Oft genug blutet ja das Herz der preußischen Bureaukratie, wenn sie wehrlos mitansehen muß, daß so viel schönes Geld ins

Ausland fließt. Kurzsichtige Pedanterie erkennt weder den Werth großer Bankgewinne, die doch einer stattlichen Aktionärschaar Dividende bringen, noch den Nutzen höherer Zinsen für zahllose Kapitalisten. Mit einem großen und trotz allen Schwierigkeiten mächtigen Nachbarstaat kann man aber kaum in dauernder Freundschaft leben, wenn man seinen Nothanleihen die Grenze sperrt. Der Politiker konnte nur sagen: Wir haben gegen Euren Anleiheplan nichts einzuwenden.

Als Herr von Mendelssohn gen Petersburg fuhr, nahm er aber nicht nur die Zusicherung amtlicher Neutralität mit, sondern noch etwas Wichtigeres: Herrn Fischl. Die Thatsache, daß ihn dieser Herr, der Vielen als sein tüchtigster Mitarbeiter gilt, begleitete, beweist allein schon, daß es sich nicht etwa um eine nur aus Höflichkeit unternommene Reise handelt. Warum sollte auch nichts aus der Anleihe werden? Selbst der reichste Geschäftsmann wird gern noch reicher; die Gefahr, mit dem übernommenen Papier sitzen zu bleiben, ist bei dem Gemüthszustande des Publikums so ziemlich ausgeschlossen; und Gewissensbisse wegen Anbietens einer minderwerthigen Waare können gar nicht erst entstehen. Wie es in Rußland aussieht, in der Verwaltung und auf dem Kriegsschauplatz, und ob eine nahe Einstellung des Zinsendienstes zu fürchten ist: Das kann jeder einigermaßen gebildete Mensch eben so gut beurtheilen wie die Unterzeichner des künftigen Anleiheprospektes. Nicht auf Detailkenntnisse kommt es dabei an, sondern auf die Beantwortung der Frage, ob man der finanziellen Entwickelung des Zarenreiches mit Vertrauen oder Mißtrauen entgegensieht. Wird der Krieg, wie er auch enden möge, die Staatsfinanzen ruiniren? Werden die Gläubiger, namentlich die Franzosen, geduldig bleiben oder ist zu fürchten, daß sie eines Tages beträchtliche Theile ihrer russischen Papiere verschleudern? Ist der Golddienst für die Zinsen unbedingt sicher? Wäre im schlimmsten Fall nicht wenigstens noch für ein paar Jahre die volle Auszahlung gewiß? Gerade diese letzte Frage, die nicht sehr logisch klingt, ist jetzt brennend. Denn sobald es sich um Schatzbonds handelt, dürfte eine Frist von fünf Jahren nicht überschritten werden; und die Weisheit des mobilen Kapitales wird wohl kaum glauben, daß ein Koloß in so kurzer Zeit zusammenbrechen könne Wie die Bankiers des Russenkonsortiums darüber denken, ist ganz gleichgiltig; sobald das Publikum Lust zu der Sache hat, ist die Milliarde Francs untergebracht.

Alles kommt wieder einmal auf die Form an. Vor wenigen Monaten noch wäre eine wirkliche Anleihe, vierprozentig und nur etwas unter Pari, möglich gewesen; wenigstens nach der Meinung Erfahrener. Jetzt, nachdem die Mängel der Verwaltung so offenbar geworden sind, ist eine wirkliche Anleihe schwer durchzusetzen; sie wäre sogar mit Unterpfändern kaum denkbar: und der Stolz der Russen würde sich zu solchem Zugeständniß gar nicht herbeilassen. Diesen Stolz hat Herr Witte genährt. Ihm gelang es, den ausländischen Syndikaten Kurse zu diktiren, die nur durch den rastlosen Wettbewerb der Vermittler erklärlich werden und die angesichts eines fast völlig geschlossenen Marktes — des französischen — von vorn herein zu hoch gegriffen waren. Als Oesterreich in kritischer Zeit eine Anleihe aufnahm, mußte es sich mit sehr ungünstigen Bedingungen begnügen und froh sein, daß aus der Sache überhaupt Etwas wurde; und 1866 hatte es zum Krieg überhaupt kein fremdes Geld aufzubringen vermocht. Rußland dagegen, dem der asiatische Feldzug ungeheure Ausgaben aufbürdet und dessen Ver-

waltung noch viel schlechter ist, als die des alten Habsburgerreiches damals war, bekommt trotz Alledem stets, was es haben will, zu Preisen, die früher den besten Ländern nicht einmal in Friedenszeiten bewilligt wurden. Die Verhältnisse haben sich eben geändert. Die Welt ist reicher geworden; sie hat heute ungleich mehr Gold, also Geld, als vor fünfundzwanzig Jahren. Deshalb giebt es auch keine sicheren Anlagen mehr, mit denen eine gute Verzinsung zu erlangen ist. Dadurch wird ja die drängende Nachfrage nach Goldargentinern und Silbermexikanern erklärt, die sich noch mit etwa sechs Prozent verzinsen.

Wenn Rußland fünfprozentige Schatzbonds zu ungefähr 95 emittirt, die nach fünf Jahren zurückzuzahlen sind, so würden die Zeichner mit ihrem Geld sechs Prozent machen. Denn die Rückzahlung wäre doch zu Pari; der Zwischenkurs von fünf Prozent, auf fünf Jahre vertheilt, ergäbe also ein Prozent pro Jahr. Da außerdem Schatzbonds, seien es nun italienische, portugiesische, rumänische, noch immer bezahlt worden sind und das Publikum Geld daran verdient hat, so würde der fromme Glaube an die russische Herrlichkeit auch noch durch die Erfahrung gestützt werden. Börse und Bank lassen sich gern mit solchen Ammenliedern einschläfern. Die stärkeren, also auch älteren und gewitzigten Anlagesucher sagen sich ferner, daß die russischen Budgetverhältnisse zwar schlechter werden können, in fünf Jahren aber eine Katastrophe kaum zu fürchten ist. In diesem Lustrum aber kann Jeder seine Schatzbonds, die wegen ihres weiten Marktes gern gesehen sind, so oft verkaufen und wieder zurückkaufen, wie die aus Rußland einlaufenden Nachrichten ihn zu solchen Schritten treiben.

Der weite Markt der Schatzbonds ist und bleibt die Hauptsache. Mehr als ein paar hundert Millionen wird man hoffentlich dem deutschen Kapital nicht zumuthen. Unsere Aufgabe kann ja nicht sein, den mit Russenanleihen überladenen Franzosen in ihrem Papiergefängniß Gesellschaft zu leisten. Je fester sie in diesem Gefängniß eigener Konstruktion, zwischen diesen selbst gebauten Papiermauern sitzen, um so zufriedener können wir uns der Freiheit freuen. Die Franzosen — richtiger: die französischen Banken — halten, trotz Kriegsgefahr und Sturmgebraus, die Russenkurse. Das Wort, wenn Schwarzbrot zu theuer sei, könne man Kuchen essen, stammt ja aus Frankreich. Die pariser Bankiers wissen, daß größere Verkäufe eine Panik oder mindestens eine fühlbare Senkung des Kursniveaus bewirken würden, und halten sich deshalb ruhig, stellen sich beinahe sorgenlos, um die Milliarden ihrer Russenwerthe nicht zu gefährden. Nur billig ist darum aber auch die Forderung, daß diese pariser Banken an der Unterbringung der neuen Schatzbonds mithelfen, ja, sogar den Haupttheil übernehmen müssen. Sonst versagt der Markt; Rußland müßte sich um jeden Preis Geld verschaffen oder könnte seinen ausländischen Gläubigern nicht mehr die Zinsen zahlen. Die Franzosen dürfen sich nicht sträuben; sie müssen die neue Transaktion mitmachen. Sie sind in der Lage des Soldaten, der zwei Gefangene gemacht hat und von ihnen nicht mehr losgelassen wird.

Nur eine internationale Betheiligung — von Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich — würde einer Milliarde russischer Schatzbonds zu sicherer Unterkunft verhelfen. Weiter reicht die russische Interessensphäre nicht. England und Amerika geben ihr Geld den Japanern, die nach dem Zwischenfall an der Doggerbank wohl wieder auf Nachschüsse hoffen dürfen. Die berliner und pariser

Herren, die in Petersburg verhandelt haben, brauchen ja übrigens nicht erst ein neues Konsortium zu bilden; die alten Konsortien sind bereit und würden auf die erste Anfrage eine überreichliche Heeresfolge finden. Alle Banken und Bankiers, mögen die Chefs noch so schlecht über Rußland und dessen kleine und große Plehwes denken, werden gern mitgehen, da sie zwar ihren Feinden nicht helfen möchten, aber mit besonderem Vergnügen an ihnen verdienen würden.

Was aber würde ohne das von dem unerschütterlichen Vertrauen des Kontinentes gelieferte neue Geld aus der russischen Schuldenmasse? Könnten die Zinsen in voller Höhe ans Ausland gezahlt werden, wenn der Krieg noch zwei Jahre dauerte? Gewiß würde Frankreich seinen sehr theuren Alliirten beständig zum Friedensschluß drängen. Wenn Rußland aber mehr als auf die Goldzahlung auf die Ehre hält, den Krieg siegreich durchzuführen? Was geschieht dann? Und noch andere Fragen pochen an. Während des kubanischen Krieges stieg das Goldagio in Madrid bis auf fünfzig Prozent; die Spanier waren also in der bösen Lage, ihre Aufkäufe in der Fremde von vorn herein um fünfzig Prozent theurer bezahlen zu müssen. Rußland hat bisher noch kein Agio; aber selbst die ungefärbten Berichte lassen in der Militär- und Marineverwaltung so schlimme Mißstände erkennen, daß man annehmen darf, Rußland müsse Alles, was es zum Krieg braucht, um mehr als fünfzig Prozent überzahlen. Ich stütze mich auf zuverlässige Meldungen, die von bekümmerten Patrioten kommen. Vielleicht sehen sie die Dinge zu schwarz; ist aber auch nur der zehnte Theil der Dinge wahr, die ihnen so tiefen Schmerz bereiten, dann weiß ich wirklich nicht, wie die russische Verwaltung über die jetzige Fährniß hinauskommen soll. Pluto.



# Horrido!

Zwei Jahre sind verstrichen, fast schon zwei Jahre, seit in unser Ohr die Schreckenskunde drang, im berliner Thiergarten solle ein Platz, der den Namen Großer Stern trägt, mit neuen Denkmalen besetzt werden. Eine Fortsetzung der Puppenallee, dachte Mancher; ging in sein Kämmerlein und weinete bitterlich. Die Pläne, hieß es, seien schon fix und fertig; der Kaiser, dessen Haupt der Gedanke entsprungen sei, habe die Motive zu den fünf geplanten Gruppen selbst bestimmt, die Arbeit an „bewährte Künstler" vertheilt und sich die Genehmigung der Entwürfe vorbehalten. Thiergarten, Jagdrevier der altbrandenburgischen Fürsten: also Jagdgruppen. Wieder ein herrlicher Tag in Sicht. Zwar giebts seit anderthalb Ewigkeiten im Thiergarten außer Pleinairprostituirten kein jagdbares Wild mehr (und selbst eine Razzia erstreckt sich, in milden Sommernächten, kaum bis in den Strahlenkreis des Großen Sternes). Doch im berliner Schloß war ja das Wort gefallen: „Die berliner Bildhauerschule steht auf einer Höhe, wie sie wohl kaum je in der Renaissancezeit schöner hätte sein können". Vielleicht würden auch wir Blinden es diesmal merken. Seltsam klang nur die Behauptung, die Arbeiten seien schon vergeben; denn noch hatte der Kultusminister das dazu nöthige Geld nicht vom Landtag erbeten. Wenn die Abgeordneten nun, weil sie nicht vorher gefragt waren, die Forderung ablehnten? Die Wissenden blinzelten schelmisch. Die Sache

komme gar nicht in den Landtag. Also bezahlt der Kaiser die Künstler und schenkt die Gruppen der Hauptstadt? Auch nicht. Die Große Berliner Straßenbahn giebt das Geld; für die Denkmale, die Monumentalbänke, die Gärtnerarbeit. Und die Aktionäre dieser oft gescholtenen Verkehrsgesellschaft werden das Bronzeopfer gern bringen. Denn der Straßenbahnverwaltung war befohlen worden, für die Strecke am Großen Stern auf die Oberleitung zu verzichten und den elektrischen Strom von unten heraufzuleiten. Das wäre sehr theuer geworden. Der Befehl wurde aber zurückgenommen, als die Gesellschaft sich bereit erklärte, den Platz auf ihre Kosten nach dem Plan des Kaisers zu schmücken; und dabei kommt sie, trotzdem sie ihre Linien um den Platz herumführt, immer noch beträchtlich billiger weg. Weil er sich dieses Entschlusses (den man nach einer Anstandspause sogar hochherzig nennen konnte) freue, habe der Kaiser neulich die Fabriken des Herrn Isidor Loewe besucht, des Patrons der Straßenbahn, der jetzt ja auch einen Rothen Adler unter dem Leunantlitz trägt. Die Geschichte stammte nicht aus einer südamerikanischen Republik: sonst wäre sie durch alle Witzblätter gegangen; sie war in Preußen passirt: brauchte also nicht beachtet zu werden. Urpreußisch ist sie eigentlich aber nicht. Oder giebt es Beispiele dafür, daß der Staat Preußen von Aktiengesellschaften Werthgeschenke angenommen, von der Gewährung solcher Geschenke seine Anordnungen abhängig gemacht hat? Daß amtliche Verfügungen zurückgezogen wurden, weil die davon bedrohte Firma sich verpflichtete, Tribut zu zahlen? War die unterirdische Stromleitung unnöthig, dann durfte die Behörde sie nicht fordern; war sie aber nöthig, dann durfte der Verkehrsminister, der ja nicht mehr im Dienst des Herrn Loewe, sondern Preußens ist, nicht dulden, daß die Forderung — noch dazu wegen des Gruppengeschenkes — zurückgezogen wurde. Aber am Ende war die ganze Mär nur boshafte Erfindung? Doch wohl nicht. Sie wurde nicht dementirt. Niemand fragte laut, wer den Sternschmuck bezahle. Niemand zweifelte, daß die Große Berliner mit dem Geld (in Bronzewährung) ihre Oberleitung von der Lebensgefahr losgekauft habe. Und ich schlug im Lenz des Jahres 1903 vor, unter die Hauptgruppe in leuchtenden Goldlettern die Inschrift zu setzen: „Die dankbaren Aktionäre der Großen Berliner den huldvollen Oberleitern des Vaterlandes."

Das ist leider nicht geschehen. Und als die Gruppen jetzt enthüllt waren, suchte ich in den Zeitungen vergebens ein armes Wörtchen über den Spender so köstlicher Gaben. Nichts. Nicht die leiseste Andeutung. In einzelnen Berichten stand aber, in der Festgesellschaft seien auch die Häupter der Straßenbahn sichtbar gewesen. Das genügt. Die Große Berliner hat die Sache bezahlt und ihre Oberleitung behalten.

Wir haben keinen Grund, ihr dankbar zu sein. Schade um den hübschen Platz. Früher anständig, mit ruhigen Rokokohecken; jetzt ein Gräuelort. Der edle ehrliche Pietsch, Professor, Ritter hoher Orden und Verfasser des bezahlten Reklamebuches „Der Kaiserkeller, ein Gasthaus ohnegleichen", hat die Gruppen gelobt. Wer je auch nur einen Hauch echter Kunstkultur spürte, wird sich schaudernd von diesen Leistungen wenden. In Berlin lebt der beste Thierbildhauer Deutschlands: Herr August Gaul: natürlich bekam er keinen Auftrag. Er gehört zur Sezession, also, nach des Kaisers Meinung, zu den Leuten, die „in den Rinnstein niedersteigen." Nur „bewährte Künstler" wurden herangezogen. Männer, von deren Puppenalleethaten Wilhelm der Zweite gesagt hat: „Das ist beinahe so gut, wie es vor neunzehnhundert Jahren gemacht worden ist" (wo bekanntlich nichts Sehenswerthes gemacht wurde) und: „Der Eindruck, den die Siegesallee jetzt auf die Fremden macht, ist ein ganz überwältigender." Vielleicht waren sie dies-

mal noch unfreier. Jedenfalls weiß der Betrachter zunächst nicht, ob er über dieses erbärmliche Zeug lachen oder weinen soll. Ganz klein, als porzellanener Kaminputz, ginge es halbwegs; in Bronze, in Riesendimensionen, in solcher Häufung wirkts wie schlechte Einzugsdekoration. Schlimm war schon die Wahl der Motive. Theaterszenen, nicht Jagdbilder. Verzerrte Gesichter; Affektposen, die nur Minuten dauern könnten. Die Hauptgruppe einfach zum Heulen komisch. Die Vision des Heiligen Hubertus von Lüttich sollte dargestellt werden. Künstliche Felsen, wie sie in billigen Gartenkneipen beliebt sind. Unten Blindschleichen und Frösche, Raaben und Eulen. Oben ein Vierundzwanzigender, der zwischen dem Geweih ein silbernes Kreuz trägt; ein massives Kreuz, dem nicht nur der güldene Glorienschein, dem überhaupt alles Visionär-Mystische fehlt. Und vor diesem Thier (das der Beschauer für einen Hirsch halten soll) kniet ein geschniegelter Bühnenbaryton, der Schrecken und Inbrunst markirt. Alles nicht um ein Haar besser als in einem Dutzendbilderbuch. Nun stelle man sich noch vor, daß diese süße Scheusäligkeit dicht am Gleis einer stark benutzten Straßenbahnlinie steht.

Als die Siegesallee geliefert war, schien Schlimmeres nicht zu fürchten, in Angstträumen nicht zu ersinnen. Da kam der Rolandbrunnen. Der Wagner des Parfumeur-Chemikers Leichner. Die lächerliche Verunstaltung des Platzes hinterm Brandenburger Thor. Der Große Kurfürst als Knabe. Luisens Aeltester als jüngster Lieutenant. Am Goldfischteich ein Vierteldutzenddenkmal (Beethoven, Mozart, Haydn), das man sehen muß, ums für möglich zu halten. Kaiser Friedrich-Museum nebst Kaiser Friedrich Denkmal (Beides über jeden Begriff miserabel). Gehts so noch ein Weilchen weiter, dann wird Berlin unbewohnbar; kultivirten Menschen ein Spott. Und es geht weiter. Schinkels Schauspielhaus, unser schönstes Theater, wird zu Schanden renovirt, Knobelsdorffs Opernhaus, gegen den Widerspruch aller Sachverständigen, niedergerissen und von der Spree her dräut schon, all in seiner Abscheulichkeit, der neue Dom. Die Sache ist bitterernst und längst nicht mehr mit Witzen abzuthun. In Berlin wohnt Messel, ein Schöpfer als Architekt, auf dem Gebiete der Innendekoration ein Künstler von feinstem Stilgefühl; in München wirkt Seidl, in Dresden Wallot, in Stuttgart Fischer. Auch an tüchtigen Bildhauern fehlts in den Tagen Klingers und Hildebrands nicht. In der Hauptstadt des Deutschen Reiches aber werden Millionen für Bauten und Denkmale weggeworfen, die ein künstlerisch empfindendes Geschlecht vom Antlitz der entweihten Erde reißen muß. Ein kraftloser, phantasieloser Greis baut den Dom. Der Riesenauftrag des Opernhausbaues ist einem Herrn zugedacht, der in Wiesbaden die gespreizte Prunksprache der pariser Oper in den Jargon eines norddeutschen Maurerparlirers übersetzt hat. Und die Denkmale ... Man braucht nur vom Brandenburger Thor zu dem neuen Roon, von dort nach dem Goldfischteich, an dem Roland, dem Wagner, dem kleinen Wilhelm, der Handlangerbank (zwischen Luise und ihrem Friedrich Wilhelm) vorbei, bis nach dem Großen Stern zu gehen, um zu erkennen, wie herrlich weit wirs gebracht haben. Und diese protzigen Stümpereien werden als hehre Muster bezeichnet. Erste Künstler werden barsch abgekanzelt und müssen, knirschend und oft auch hungernd, dulden, daß der Fremde das Urtheil fällt: Deutschland hat keine Talente; sonst wären nicht Solche zu sichtbarem Wirken erwählt.

Revenons. Zu dem Straßenbahnhubertus. Der ist nicht nur spottschlecht, sondern paßt auch gar nicht zwischen die anderen Gruppen. Seit er den Hirsch mit dem strahlenden Silberkreuz im Goldgeweih sah, hat der Heilige Hubert ja der Jagdlust, als einem unchristlichen Vergnügen, entsagt. Er hätte die hitzigen Jäger verdammt,

die rechts und links von ihm Stier und Eber, Fuchs und Hasen bedrohen. Und der Platz soll doch die Jagdfreuden verherrlichen. Die Enthüllung wurde als Jägerfest gefeiert. Gardeschützen und Gardejäger (denen die zweijährige Dienstzeit ja zu solcher Schaustellung Muße läßt) waren fürs Spalier aufgeboten. Zwanzig Oberförster aus den Hauptjagdrevieren des Kaisers nach Berlin kommandirt. Der Monarch, seine Söhne, Minister, Generale, der ganze Hoftroß in Jagduniform, deren Farben sogar die kleinste Prinzessin trug. Jägerhemden nicht de rigueur. Doch abends théâtre paré (so heißts wirklich noch immer im berliner Hofküchenfranzösisch): „Der Freischütz." (Ehrbare Frauen mußten, um das Eintrittsgeld nicht zu verlieren, in der Theatergarderobe ihre Taillen zerfetzen, Mull- oder Spitzeneinsätze herausreißen, weil „ausgeschnittene Kleider" vorgeschrieben waren, die doch nur im engen Bezirk der Hofgesellschaft von alternden Damen getragen werden). Vorher ein Jägermahl mit einer Rede des Kaisers, die in den Satz ausklang: „Wir Alle folgen dem einen schönen Grundsatz, unser Wild zu hegen und zu pflegen, es waidmännisch zu jagen und in ihm, dem Geschöpf, den Schöpfer zu ehren". Einen nicht leicht zu enträthselnden Satz. Ehrt man den Schöpfer, wenn man das Geschöpf hetzt und niederknallt? Aber Graf Bülow hat gewiß schon eine „authentische Interpretation" bereit und ist zu dem Beweis gerüstet, daß sein Herr das Selbe sagen wollte wie der Große Fritz, als er schrieb, die Jagdleidenschaft sei ihm wider die Natur. (Für Citate noch zu empfehlen: Voltaires Verurtheilung der „das Menschengefühl für die Mitgeschöpfe tötenden" Jagd; und Raimunds berühmter Satz: „Der Hirsch weint wie ein Mensch, wenn er zu Tod gepeinigt wird; und seit ich dieses Schauspiel sah, hab' ich die Jägergrausamkeit verloren"; außerdem die Sprüchesammlung der Thierschutzvereine.) Bertrands Sohn Hubert wäre trotzdem vielleicht nicht zufrieden gewesen. Der trieb das edle Waidwerk nur bis zu dem Tag der erleuchtenden Gnade und hielt es, als Bischof von Tongern, seit dieser dritten Novemberdämmerung für ein frommer Christenmenschen unwürdiges Thun. An seine Stelle gehört Ludwig Capet der Sechzehnte, der für Jagden jährlich zwölfhunderttausend Francs ausgab und in vierzehn Jahren 1254 Hirsche und 189151 andere Thiere schoß; anno 1781 an einem Augusttag 460 Stück, wie er stolz in sein Jagdbüchlein schrieb. Der würde auch besser als ein Einzelner, der dem Hirsch ins Felsgestein nachklettert, den Parforcejäger von heute repräsentiren, dem das Wild in Schaaren vor die Flinte getrieben wird und der nur loszudrücken braucht, um der Jagdbeute sicher zu sein. Die Aktien der Großen Berliner sind in den letzten Wochen ja wieder gestiegen. Sie kann sich jetzt sogar den Luxus einer sechsten Sterngruppe leisten. Und wenn sie diesmal nicht nur zahlt, sondern auch den Bildhauer wählt, kann die Gruppe des Loewe Concerns die Ehre deutscher Plastik retten.

Vor fünfundvierzig Jahren schrieb Anselm Feuerbach in sein Tagebuch: „Monarchen, die selbst die Kunst auszuüben geruhen, sind immer ein Unglück für die dadurch betroffenen Länder. Da Höchstdieselben nie über den Dilettantismus hinauskommen, bedürfen sie solcher Leute, die ergebenst zu loben verstehen; und dazu giebt sich ein wirklicher Künstler nicht her. Durch Hochdruck von oben wird demnach die Mittelmäßigkeit protegirt und die Wohldienerei stößt in die falsche Ruhmesposaune." In dem selben Sinn hatte in Preußen lange vorher schon der alte Schadow gesprochen. Recht deutlich sogar. Als er Friedrich Wilhelm den Dritten einst durch die Kunstausstellung führte und der König beinahe stolz auf ein schlechtes Bild wies, das er gekauft habe, sagte der Akademiedirektor so laut, daß ihn das Gefolge hörte: „Majestät thäten besser, hierüber zu schweigen; denn Ehre haben Majestät mit diesem Kauf nicht eingelegt."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Berlin, den 19. November 1904.

# Das Ideal des Amerikaners.*)

Jedes große Volk verdankt seinen großen Männern nicht nur die realen Folgen ihrer Thaten, nicht nur die Gesetze, die sie entwarfen und zur Geltung brachten, oder die Siege, die sie über mächtige Feinde davontrugen, sondern auch den unberechenbar großen idealen Einfluß ihrer Thaten und Worte auf den Volkscharakter. Man kann für die Vereinigten Staaten die realen Erfolge Washingtons und Lincolns nicht hoch genug einschätzen. Ohne Washington wären wir vielleicht niemals von der britischen Herrschaft freigekommen und sicher nicht ein einiges, großes Volk geworden, sondern stets nur ein Gebilde von kleinen, mit einander in Streit liegenden Staaten ge-

*) Herr Theodor Roosevelt ist wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden. Seine Wahl war nicht einen Augenblick zweifelhaft, die seines Gegenkandidaten, des Herrn Parker, nicht einen Augenblick auch nur wahrscheinlich. Trotzdem lasen wir, der Wahlkampf sei ungemein heftig, der Ausgang ganz ungewiß. Natürlich. Die amerikanische Presse hätte sich selbst um einen lohnenden Effekt gebracht, wenn sie gesagt hätte: Diesmal ist die Entscheidung totsicher. Die Klugheit gebot ihr und den Jobbers, zu thun, als habe Parker große Aussichten; um das verehrliche Publikum in Spannung zu halten. Solche Erwägungen sind die Ursache vieler alarmirenden Nachrichten. Merkwürdig ist nur, daß die meisten Journalisten sich diesen Stand der Dinge gar nicht mehr klar machen, sondern selbst die ersten Dupen der Gerüchte sind, die sie verbreiten. Das Gehirn ist in bestimmte Bahnen gewöhnt, die Berechnung vollzieht sich beinahe schon automatisch und tritt kaum noch über die Bewußtseinsschwelle. So konnte man auch diesmal von gescheiten und erfahrenen Zeitungschreibern und Börsianern die Frage hören, ob Roosevelt wiedergewählt und welche Veränderungen in der amerikanischen Politik zu erwarten seien, wenn er nicht gewählt werde. Berufskrankheit? Item, er ist gewählt worden; mit ungeheurer Mehrheit. Und hier ist ein Artikel, in dem er sagt, was er für sein junges und starkes Volk wünscht und von welcher Gefahr er es bedroht sieht.

blieben, wie es heute noch Südamerika ist. Ohne Lincoln wäre es uns vielleicht nicht geglückt, unsere Union durchzuführen; und wäre es geglückt, dann hätte der dazu unvermeidliche Kampf mit seinen Folgen sich tief in die Geschichte unseres Volkes eingegraben. Doch nicht nur für reale Vortheile sind wir diesen Männern verpflichtet. Außer dem Vorrecht, einem freien, geeinten Volk, das einen halben Welttheil besitzt, anzugehören, hat jeder Amerikaner von Washington und Lincoln noch ein ideales Gut geerbt.

Wir erbten nicht nur das Reich, das mit Hilfe dieser Männer errichtet und befreit wurde: wir erbten auch das Beste und Edelste, was ihr Charakter, ihr Leben zu bieten hatte. Die Kraft Lincolns und seiner Zeitgenossen hat als Sklaven Geborene befreit; und die Thatsache dieser Befreiung hat eine weiter wirkende eigene Bedeutung. Wir erbten den Ruhm, die Ehre, das Wunder dieser That. Das Glockengeläut, das die Ausfertigung der Befreiungakte grüßte, dröhnt in Whittiers Ode noch nach. Wer erkannt hat, was damals für das Heil der Menschheit geschaffen wurde, wird sein Herz schneller klopfen hören, als es bei der Erinnerung an die größte That auf industriellem Gebiet oder an einen an minder großem Ziel erkämpften Sieg pochen würde.

Die Offiziere und Soldaten, die nach langen Jahren ermüdenden Lagerlebens, blutigen, hartnäckigen Ringens den Bürgerkrieg zu Ende führten, galten uns fast noch mehr als das geeinte Reich. Gewiß danken wir ihnen, daß vom Atlantischen Ozean bis zum Rio Grande die selbe Flagge weht und daß in unseren Staaten ein großes, einiges Volk lebt; noch werthvoller aber als diese realen Errungenschaften ist der Schatz unserer Erinnerungen an diesen schweren Feldzug, an Alles, was von tapferen Männern im Kampf um das Recht, um das von eben so tapferen Männern für Recht Gehaltene damals geleistet wurde. Das Leid zuerst, dann der Triumph hat unseren Sinn für das Gute und Große im Leben geschärft und veredelt.

Und wie die Thaten der großen Männer, die unser Land vorwärts brachten, so wirken auch die Thaten Derer fort, die den Fortschritt des Landes zu hemmen suchten; jene heilsam, diese schädlich. Von dem gefährlichsten Typus blieben wir zu unserem Glück verschont: nie hatten wir gegen die Machenschaften eines ehrsüchtigen militärischen Abenteurers zu kämpfen, der sich an die Spitze einer revolutionären oder fraktionellen Bewegung zu stellen vermochte. Keine schlimmere Gefahr giebts für ein freies Land als die der Jugend gepredigte Lehre: einer der Wege, die zu Erfolg und Ruhm führen, sei nur durch Waffengewalt, nur durch den Umsturz der Regirung zu erreichen. Diese Gefahr brauchen wir Amerikaner nicht zu fürchten; doch von anderen sind wir bedroht. Stets haben wir gegen die bei Völkern und einzelnen Individuen herrschende Neigung angekämpft, Dinge für höchst wichtig zu halten, deren Bedeutung in Wirklichkeit doch recht gering ist. Jeder Erfolg scheint uns werthvoll;

aber wir schätzen ihn oft zu hoch ein, weil wir vergessen, daß er mit Mitteln erreicht wurde, die jeder redliche Mensch verabscheuen müßte. Mancher unter uns verherrlicht die Schliche, die gewissenlose Menschen in der finanziellen und politischen Welt vorwärts bringen, als Zeichen besonderer „Smartheit"; Andere wieder vertheidigen Gewalt, Mord, Anarchie. Wenn diese Anschauungen die Mehrheit gewönnen, dann wären wir des Erbtheiles unserer Väter unwerth geworden und unser Land dem Untergange geweiht.

Das größte Unheil stiften nicht die Verbrecher, die der allgemeinen Verachtung anheimfallen, sondern die Menschen, deren Handlungen verbrecherisch sind, die aber nicht verachtet, sondern bejubelt werden. Das Thun Benedikts Arnold*) hat uns als Nation nicht viel Schaden zugefügt, da es Jeder mit Abscheu sah. Viel mehr schaden die Leute, die, trotzdem sie Volksfeinde sind, sich geschickt in ihren politischen Stellungen halten; die uns predigen, man brauche seine Schulden nicht zu bezahlen, in Geldsachen überhaupt nicht ehrlich zu sein, und die dennoch ihr Ansehen bewahren; die anarchistische Lehren verbreiten, aber nicht zur That übergehen, also auch nicht dem Gesetz verfallen. Tausende werden durch solche Lehren auf Irrwege geleitet und die Verführer werden nicht nur nicht bestraft, sondern oft sogar noch belohnt.

Nur allzu wahr ists leider: wie das Gute, wirkt auch das Böse, das Andere vor uns thaten, auf uns nach; und in beiden Fällen sind die Folgen nicht nur materieller Art. Die Feinde der öffentlichen Ordnung sind durch ihr Beispiel mindestens eben so gefährlich wie durch ihre Thaten. Der gewissenlose Spekulant, den betrügerische Ausbeutung seiner Mitmenschen bereichert, der mit seinem Gelde die Richter besticht und das Gesetz beugt und der im Alter dann die Ehre genießt, zu den Millionären gezählt zu werden, hat einen schlimmeren Einfluß auf das kommende Geschlecht als der gewöhnliche Mörder oder Räuber: denn sein Leben blendet durch äußeren Glanz und lockt zur Nachfolge. Mancher Kaufmann, den das Strafgesetz nicht zu erwischen vermag, richtet mehr Schaden an als einer, der abgefaßt wird. Der Berufsagitator mit seinen leichtsinnigen aufrührerischen Reden ist nicht gefährlicher als der engherzige, egoistische Kaufmann, der seine Arbeiter in Abhängigkeit hält, damit sie sich nicht gegen ihn koaliren können. Wer auf solchem Weg zum Wohlstand gelangt, überliefert der Nachwelt mit der Erinnerung an seinen Namen und sein Handeln ein trauriges Erbe.

Man kann nicht streng genug über die Reichen urtheilen, die unter Nichtachtung aller Pflichten nur darauf bedacht sind, Geld zusammenzuscharren. Und diese Menschen machen schließlich den jämmerlichsten Gebrauch von ihrem

*) Kommandant des Putnam-Fort, der während des Unabhängigkeitkrieges die Festung den britischen Truppen durch Verrath auslieferte.

Geld. Sie spekuliren in Effekten und faulen Eisenbahnobligationen; sie sichern ihren Söhnen die Möglichkeit eines unnützen Faulenzerlebens oder kaufen ihren Töchtern als Gatten irgend ein hergelaufenes Subjekt aus einer inländischen oder fremden Familie von Ansehen. Solche Menschen sind um so gefährlicher als sie sich meist mit blendenden Thaten spreizen; sie errichten eine Schule, geben große Summen für kirchliche Zwecke und rechnen, oft genug nicht ohne Grund, darauf, daß ihre sonstige Lebensleistung von der thörichten Menge nun nicht mehr beachtet wird. Diese Sorte bekümmert sich eben so wenig um den Arbeiter, den sie unterdrückt, wie um den Staat, den sie gefährdet. Ihre Zahl ist nicht groß; wohl aber ists die Schaar Derer, die diesem Typus ähnelt. Und je mehr sie sich ihm nähert, ein um so ärgerer Fluch ists für das Land.

Nicht ganz so gefährlich sind die Menschen, die nur materielle Werthe kennen und schätzen. Ihnen ist das Geld Alles. Was sich nicht in Geldwerth umsetzen läßt, würdigen sie nicht. Sie begreifen nicht, daß ein Dichter seinem Vaterland oft nützlicher sein kann als ein Nägelfabrikant. Sie sehen nicht ein, daß die reichste Handelsblüthe nicht über den Mangel an idealen Gütern hinwegzutäuschen, nicht zur Lösung der mächtigen sozialen Probleme beizutragen vermag, mit denen sich die ganze gebildete Welt heute beschäftigen muß. Der naive Materialist ist ungemein kurzsichtig.

Es giebt Menschen, denen Handel und Besitz wichtiger ist als Leben und Ehre, unendlich wichtiger als ideales Streben, das allein doch die Größe eines Volkes verbürgt. Mit naiver Zuversicht glauben sie, der in ein Stück unversteuerten Baumwollstoffes gewickelte Friedensengel habe die Menschen inständig gebeten, all ihre Kräfte der Bereitung von Margarine zu weihen und sie um einen Viertelcent per Faß billiger als der Konkurrent zu liefern; oder der Einfuhr von Wollwaaren, die sich ein Bischen billiger stellen als das inländische Fabrikat. Diese Menschen sind edleren Motiven unzugänglich; sie fühlen nichts von dem Pulsschlag, dem die Welt Staatsmänner, Patrioten, Heerführer und Dichter zu danken hat und durch den eine Nation noch etwas Anderes wird als bloße Staffage der Erdkruste.

Die Menschen, die sich rühmen, ein hohes kommerzielles Ideal zu haben, bedenken nicht, daß solches Ideal schließlich sehr geringen Werth hat und daß in keinem jämmerlichen Raubstaat des Mittelalters das Leben armsäliger gewesen sein kann als das Dasein von Menschen, denen Handel und Gewerbe Alles ist nnd für die Worte wie nationale Ehre, Ruhm, Muth, Tapferkeit, Treue und Selbstlosigkeit jede Bedeutung verloren haben. Weniger als je kann ein Volk heute von Brot allein leben. Sparsamkeit und Fleiß sind nothwendige Dinge, aber sie sind nicht allmächtig. Unser Streben für das Wohl von Land und Volk muß auf Pfeilern aus edlerem Material ruhen; das Händlerinteresse genügt nicht als Stütze.

Die Männer, denen unser Volkscharakter den besten Theil seiner Prägung zu danken hat, haben immer auch mit rücksichtlosester Offenheit die Auswüchse ihrer Zeit bekämpft. Die großen Dichter und Schriftsteller haben viel für uns gethan. Fast noch mehr die großen Redner, deren zur Freiheit, Einigkeit und Ehrlichkeit mahnenden Worte lauten Widerhall fanden. Am Meisten die Männer, deren Handeln zu uns sprach oder deren Worte eine besondere Weihe und Bedeutung dadurch erhielten, daß sie von Männern der That gesprochen waren. Groß kann ein Volk nur werden, wenn es Thatkraft hat und wenn die Erinnerung an seine Vergangenheit aus gesunden Wurzeln genährt wird.

Washington. Theodor Roosevelt.



# Italienische Politik.

Als der Präsident der französischen Republik nach Rom kam, wurde in Europa viel über die politische Lage Italiens gesprochen. Sie erschien sehr günstig; und dieses Schauspiel bestätigte die Meinung, daß die Politik eines Landes von dessen ökonomischen und finanziellen (auf dieser Unterscheidung muß ich bestehen) Verhältnissen abhängig ist. Unsere Finanzen sind gut; sie haben während der letzten paar Jahre eine Blüthe erreicht wie in keinem anderen europäischen Großstaat. Diese erfreuliche Thatsache wird — wohl zu merken! — nicht von den Italienern konstatirt. Sie, auf denen, wie ein Alb, noch die Erinnerung an die Zeit der Noth und des harten Steuerdruckes lastet, sind durch natürliche Anlage oder Parteistellung eher zu Skepsis und Schwarzseherei gestimmt. Jeder Gegner der Regirung fürchtet, ein lautes Lob der Staatsfinanzen könne das Ministerium stärken, das er doch stürzen möchte. Nein: Fremde waren es, Deutsche, Franzosen, Engländer, die mit aufrichtiger Sympathie unsere Fortschritte auf diesem Gebiet verkündeten. Alle stimmten zu wohlwollendem Urtheil überein. Ich will hier zunächst den Bericht erwähnen, den Bolton King der Royal Statistical Society of London — dem ersten Statistischen Institut der Welt — im März 1903 über die ökonomische, finanzielle und soziale Entwickelung Italiens erstattet hat. Aus dem selben Jahr stammt auch der Report des Sir Rennell Rodd, Sekretärs der britischen Botschaft in Rom, der am Schlusse sagt: „Die finanzielle Lage Italiens war 1903 noch günstiger als 1902. Die Einnahmen wurden größer, die Fehlbeträge geringer, der Coupon wurde ohne fiskalische Vorschußleistung bezahlt, die Währung reformirt, die Kraft der Emissionbanken gesteigert. Das sind Zeichen gesunder Entwickelung. Der hohe Rentenstand und die Festigkeit des Wechselkurses beweisen denn auch, wie die Kreditfähigkeit Italiens bewerthet wird.“ Rodds Urtheil spricht für die Meinung unseres Finanzministers Luzzatti die Konversion der Rente (von 5 auf 3½ Prozent) wäre bequem durchzuführen gewesen, wenn der asiatische Krieg nicht die Märkte beunruhigt hätte.

Den Finanzen gehts also gut. Auch der Volkswirthschaft? Viele Gründe wären gegen solche Behauptung anzuführen. Wenig Privatreichthum, geringe Ersparnisse, knapper Konsum von Brot, Fleisch, Wein und anderen Massen- oder gar Luxusnahrungmitteln: Das sind nicht die Symptome gesunder Volkswirthschaft. Doch auch da wirds allmählich besser. Die amtlichen Veröffentlichungen der Zoll- und Steuerbehörden beweisen es. Konsum und Ersparnisse wachsen und Pfändungen wegen nicht gezahlter Steuern werden seltener. Steigender Import von Kohle und Schafwolle, steigender Export von Baumwollfabrikaten: lauter erfreuliche Zeichen, die sich, je mehr der Steuerdruck weicht, häufen werden. Und erst in dieser Zeit finanziellen und wirthschaftlichen Aufschwunges konnte Italien sich wieder Frankreich nähern.

Die Franzosen, die sich im Allgemeinen um die wirklichen Verhältnisse fremder Länder wenig kümmern, haben sich Jahre lang eingebildet, unser ökonomisches Wohlergehen hänge von ihrem guten Willen, von der edelmüthigen Gewährung ihrer Hilfe ab. Manchmal glaubten sie, uns mit der Hungerpeitsche streicheln zu können, und führten an der pariser Börse gegen unsere Renten und Industriepapiere einen erbitterten Krieg. Sie verkauften italienische und kauften dafür russische Werthe; der Vortheil dieses Tausches wird nicht allzu Vielen mehr einleuchten. Hätten wir nun früher die alte Intimität wiederherzustellen versucht, dann wären wir von manchen Franzosen für Bettler gehalten worden, die ein Almosen suchten. Jetzt konnte dieser Verdacht nicht aufkommen. Wir brauchen von Frankreich keine Unterstützung mehr. Deshalb konnte Loubet von uns mit dem gehörigen Prunk empfangen werden, ohne daß die Cassagnac, Drumont und Andere, deren Klerikalismus das vom Papstjoch befreite Italien haßt, darob die Nase rümpften. Die beiden Nationen verkehren auf dem Fuß der Gleichberechtigung. Daß der Besuch des Präsidenten die Stetigkeit der Friedenspolitik verbürgte und, für gefühlvolle Seelen, die Interessengemeinschaft der lateinischen Rasse bestätigte, wirkte nicht so stark wie die Thatsache, daß der Repräsentant des allerchristlichsten Staates, als Gast unseres Königs, den Vatikan mied. Wieder war damit Italiens Hoheitrecht über Rom anerkannt. Und der Jubel, der Loubet grüßte, sollte zugleich, wie in Wien richtig erkannt wurde, dem Kaiser Franz Joseph zurufen: Du hättest gut gethan, uns eben so höflich entgegenzukommen wie dieser einfache Bürger!

Unser größtes Glück ist, daß wir die Großmannssucht und die imperialistischen Anwandlungen losgeworden sind, die Crispis letzte Herrschaft so verhaßt machten, und von dunkler Reaktion auf den hellen Weg zur Freiheit gelangt sind. Ohne die bei Abba Garima erlittene Niederlage wären wir freilich nicht so weit gekommen. Crispi hätte bis zu seiner letzten Lebensstunde die Macht behalten und der unersättliche Militarismus hätte nicht nur die spärlichen Freiheitreste vernichtet, sondern auch die materiellen Grund-

lagen unserer Volkheit völlig zerstört. Jeder Italiener nähme zwar schwere Opfer auf sich, wenn dadurch die Schmach von Abba Garima weggewischt würde; doch soll man nicht leugnen, daß auch in diesem Fall aus Ueblem Gutes erwachsen ist. Wie dem Preußen einer kränkelnden Zeit, war auch uns ein Jena nöthig. Dabei darf nicht vergessen werden, wie Rühmliches die Volksparteien im Kampf gegen das Ministerium des Generals Pelloux geleistet haben, noch, daß nach der Ermordung des Königs Umberto, die eine neue Reaktion heraufzuführen drohte, Saracco mit seiner ruhigen Zähigkeit, seinem festen Glauben an die Wirksamkeit liberaler Einrichtungen, von denen wir seit Jahren entwöhnt waren, dem Lande einen nicht hoch genug zu schätzenden Dienst erwiesen hat. Und fast ohne Beispiel war der Anblick, den uns der junge Viktor Emanuel bot, als er, trotz tiefster seelischer Erschütterung, in zuversichtlicher Treue, ohne zu schwanken, zu dem alten Minister stand.

Wird der Fortschritt nun weiterführen? Wer die Lage nüchtern betrachtet, wird finden, daß nicht eigentlich von Fortschritt, sondern nur von bewußter Festigung alten Besitzes geredet werden darf. Auf einem Gebiet nur gehts wirklich vorwärts: Regirung und herrschende Klassen sind entschlossen, das südliche Problem zu lösen und die regionalen Unterschiede zu mindern oder ganz auszumerzen. Im Uebrigen waltet Ruhe. Die aber nicht ewig dauern kann. Wir stehen vor der Nothwendigkeit, die Eisenbahnen zu verstaatlichen. Der größte Theil gehört schon dem Staat und der Privatbetrieb hat sich überall, nach der Ansicht des Publikums und der Bahngesellschaften, als unhaltbar erwiesen. Nur: die Regirung braucht zur Verstaatlichung eine Milliarde Lire; und deren Beschaffung, die ja an sich nicht schwer wäre, würde die — vielleicht noch wichtigere — Steuerreform abermals in weite Ferne rücken. Noch Anderes ist zu erwarten. Wenn der neue Papst, wie er in unklaren Sätzen Manche hoffen, Manche fürchten ließ, die berühmte Weisung „Non expedit“ aufgiebt, dann würden die Klerikalen künftig mitwählen und wir ständen vor einer gänzlichen Umbildung unseres politischen Parteiwesens.

Schon jetzt hat das Wesen einzelner Parteien sich unter der schützenden Decke merkwürdig gewandelt. Auf dem Parteitag in Bologna (wo, wenn man dem unaufrichtigen Geschrei der fraktionell Eingeschulten glauben will, der Einheitgedanke triumphirt hat) ist die Spaltung des Sozialismus offenbar geworden; und der Gegensatz zwischen den Anhängern der Revolution und denen der Evolution hat die Partei beträchtlich geschwächt. Zu schrillem Ausdruck wird er freilich erst an dem wohl noch sehr fernen Tag kommen, wo man sich zur „Vergesellschaftlichung“ der Produktivmittel entschließt; schreiten die Evolutionisten aber auf dem bisher gemiedenen Weg weiter vor, dann ist ihre Trennung von der revolutionären Partei unvermeidlich und sie müssen früh oder spät die Reihen der bürgerlichen Demokratie stärken, die mit ihnen

die politisch tüchtigsten Volksmassen gewönne und ihrem Programm den lebensfähigen ökonomischen Inhalt geben könnte, der ihm schon allzu lange fehlt. Solche Erstarkung des bürgerlichen Radikalismus würde alle auf eine moderne Steuerreform und auf die Minderung der Militärlast zielenden Pläne fördern und die politischen Freiheiten verbürgen, die, trotz den lobenswerthen Leistungen des Ministeriums Giolitti, noch immer nicht unzweideutig gesichert sind.

Neapel. Professor Napoleone Colajanni.

Dieser Artikel (den Fräulein Elsa Neumann aus dem Manuskript übersetzt hat) wurde geschrieben, bevor der Ministerpräsident Giolitti das Parlament aufgelöst hatte. Er thats, weil er, nach einer Reihe unklug begonnener und erfolglos gebliebener Strikes, die Sozialdemokratie schwächen zu können hoffte. Diese Hoffnung ward nur zum kleinen Theil erfüllt. In den Hauptstädten sind die Sozialdemokraten geschlagen worden, aber die Zahl der für sie abgegebenen Stimmen ist gewachsen; für die Stichwahl hatten sie, wie der Abgeordnete Colajanni empfahl, mit den radikalen Bürgerparteien ein Kartell geschlossen. Die neue Kammer wird nicht wesentlich anders aussehen als die alte. Immerhin hat Herr Giolitti eine sehr große, fürs Erste wohl auch sichere Mehrheit und den Trost, daß die rothe Fraktion ihm im Parlament keine ernste Schwierigkeit bereiten kann. Colajannis Prophezeiung, an der nächsten Wahl würden die Klerikalen mitwirken, ist Wahrheit geworden. Der Papst hat, einstweilen nur offiziös, den Frommen das Wählen erlaubt und in Rom wurden sogar Priester an der Urne erblickt. Das ist eine Etape im Leben des Italerstaates. Bisher durften die Gegner der Papstmacht ungestört die politischen Geschäfte besorgen; nun ordnet und rüstet auch das schwarze Rom die Reihen zum Kampf. Vielleicht drängte den schlauen Giolitti zur Auflösung weniger die Furcht vor der Sozialdemokratie als der Wunsch, sein neues Parlament zu haben, ehe die Päpstlichen mit ihrer Wahlvorbereitung fertig sein könnten. Das Hinderniß, das sich dem Konvertirungplan des Finanzministers entgegenstemmte, scheint Herr Colajanni an falscher Stelle zu suchen. Trotz dem Asiatenkrieg wäre die Konversion der italienischen Rente möglich gewesen, wenn die pariser Rothschilds ihr nicht mit einem Machtwort widersprochen hätten.

## Adam Smiths Aesthetik.*)

Die vollkommenste Nachahmung besteht darin, daß ein zweiter Gegenstand der selben Art hergestellt wird, der dem ersten, dem Urbilde, vollkommen

*) Aus dem Buch „Adam Smith", das Herr Karl Jentsch in diesen Tagen, als einen Band der Sammlung „Geisteshelden", bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen läßt. Dem Zeitungpublikum ist der Begründer der Volkswirthschaftlehre bis jetzt immer nur von einer Seite und unter möglichst schiefer Beleuchtung gezeigt worden. Jentschs Schrift stellt den vielseitigen Mann in ganzer Figur und ohne fälschende parteipolitische Beleuchtungeffekte dar. Unter den philosophischen Abhandlungen Smiths, die nach seinem Tode herausgegeben worden sind, ist eine „den nachahmenden Künsten" gewidmet; ihr Inhalt wird in dem hier abgedruckten Bruchstück angegeben.

gleich ist. Mag nun auch der zweite Gegenstand so schön sein, wie er will: darum, weil er Nachahmung ist, wird er nicht höher geschätzt. Bei einem Gegenstande für den Alltagsgebrauch, etwa bei einem Zimmerteppich, begründet es wenigstens keinen Tadel, daß er nicht Original ist. Hätte aber ein Architekt eine zweite Peterskirche oder eine zweite Sankt Pauls-Kathedrale gebaut, die ein sklavisches Nachbild des Originals wäre, so würde man ihn wegen seines gänzlichen Mangels an Genie und Erfindungsgabe verachten. Vollkommene Gleichheit zweier Gegenstände wird mitunter als ein wesentlicher Bestandtheil der Schönheit geschätzt: wenn nämlich diese Gegenstände die rechte und die linke Hälfte eines Organismus, eines Leibes sind und durch die Gleichheit die Symmetrie hergestellt wird. Aehnlich verhält es sich mit den zwei Pferden eines Gespannes. Betrachtet man jedes der beiden Pferde für sich, so gewinnt seine Schönheit dadurch nichts, daß es einem anderen gleicht; anders ist es, wenn sie zu einem Ganzen vereinigt sind. Auch beim Schmuck eines Zimmers lieben wir Symmetrie; wir hängen, zum Beispiel, in gleicher Entfernung von der Mitte einer Wand Bilder von gleicher Gestalt und Größe auf, womöglich auch Bilder, die verwandte Gegenstände darstellen; zwei Landschaften, zwei religiöse Bilder, zwei Bacchanale; nur darf hier die Uebereinstimmung nicht zu weit gehen; niemand wählt für die linke Seite eine Kopie der die rechte Seite schmückenden Landschaft. Kopien werden überhaupt um ihrer Aehnlichkeit mit dem Original willen gewöhnlich nur dann geschätzt, wenn es sich um die Nachbildung von Werken berühmter Maler handelt.

Manchmal liegt der Werth einer Nachahmung darin, daß sie einen Gegenstand der einen Art einem Gegenstand ganz anderer Art ähnlich erscheinen läßt, etwa Leinen so färbt, daß es wie Wolle aussieht. Darauf nun beruht die Schätzung der Nachahmung bei den nachahmenden Künsten. Der Maler ahmt auf einer Fläche Gegenstände nach, die drei Dimensionen haben, und der Bildhauer stellt die abgebildeten Gegenstände zwar körperlich dar, aber aus einem Stoff, der von dem des Urbildes durchaus verschieden ist. Gerade diese Verschiedenheit scheint Das zu sein, was unser Wohlgefallen erregt; oder vielmehr die Ueberwindung der Schwierigkeit, die sie dem Künstler bereitet. Bei Gemälden kann die Nachahmung auch dann gefallen, wenn der abgebildete Gegenstand unbedeutend oder sogar häßlich und anstößig ist. Skulpturen gefallen selten, wenn der Gegenstand weder erhaben noch schön noch interessant ist. Küchengeräthe sind kein Sujet für den Bildhauer. Der Maler mag einen buckeligen Aesop darstellen; und auch die Niederländer machen uns Vergnügen, die uns gemeines Volk bei gemeinen Verrichtungen zeigen; dem Bildhauer ziemen nur Götter und Göttinnen, vollkommen schöne Menschenleiber in edler Haltung oder malerischer Stellung. Der Gegenstand der Skulptur bringt es mit sich, daß, wenn überhaupt eine, keine

andere Draperie angewandt werden darf als nasse Leinwand, die sich den Gliedern so anschmiegt, daß der Bekleidete so gut wie nackt ist. In Wirklichkeit würde Das eine sehr unzweckmäßige Kleidung sein. Auch für die Malerei paßt sie nicht; auf Gemälden würde Das so aussehen, als stellten die Figuren bettelhafte Menschen dar, die kein Geld hätten, sich ordentliche Kleider zu kaufen. Weil auf Gemälden auch Gegenstände ohne Bedeutung gefallen und der Maler seinem Bilde alle Pracht geben soll, deren es fähig ist, so soll er seine Figuren mit reichlichen, wallenden Gewändern von schönem Faltenwurf bekleiden, die nicht alle Glieder deutlich hervorzuheben, sondern nur die hauptsächlichsten anzudeuten brauchen. (Smith hätte diesen Grund des Unterschiedes genauer angeben müssen. Der Maler wirkt durch die Farbe; darum wäre es thöricht, wenn er bei Figuren nur das Inkarnat benutzen wollte, während ihm, wenn er sie bekleidet, alle sieben Farben des Regenbogens mit all ihren Schattirungen zur Verfügung stehen; der Maler kann, im Unterschiede vom Bildhauer, die ganze sichtbare Wirklichkeit, alle Erscheinungen der Weltgeschichte und der Gegenwart darstellen; darum wäre er sehr thöricht, wenn er sich auf mythologische Gegenstände und Badeszenen beschränken wollte.) Moderne Bildhauer haben auch in der Skulptur die Kleidung einzuführen versucht; doch sehen all solche Werke ungeschickt und uninteressant aus, wenn auch nicht alle so lächerlich sind wie die marmornen Perücken in der Westminsterabtei. Durch Bekleidung und Färbung können Statuen dem lebenden Menschen zum Verwechseln ähnlich gemacht werden; aber eben diese Art der Täuschung ist unkünstlerisch und deshalb zu vermeiden.

Die wahre Kunst also geht niemals auf Täuschung aus; die perspektivischen Kunststückchen mancher Maler, daß sie uns, zum Beispiel, verleiten, eine gemalte Treppe für eine wirkliche zu halten, sind eben Kunststückchen, nicht Kunst im höheren Sinn des Wortes. Deren Wirkung besteht, wie gesagt, in der Erregung unserer Verwunderung darüber, daß es dem Künstler gelungen ist, einen von der Natur gesetzten Unterschied zu überwinden und uns mit einem Gegenstande der einen Art einen Gegenstand ganz anderer Art vorzuzaubern. Von den Naturwundern unterscheiden sich die Wunder der Kunst dadurch, daß sie ihre Erklärung in sich tragen: auch der Laie erkennt auf den ersten Blick, mit welchen Mitteln der Künstler seine Wirkung erzielt.

Den ursprünglichsten Genuß spendet dem Menschen die Natur durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Mit diesem Genuß begnügt sich aber der Mensch nicht; er verschafft sich noch dazu Genüsse eigener Erfindung. Die ersten solchen Genüsse sind Musik und Tanz. Es giebt kein Naturvolk, das nicht mit ihnen sein halbes Leben ausfüllte. Bei civilisirten Völkern treten diese beiden Vergnügungen mehr zurück, weil die Armen keine Zeit dazu, die Reichen so viele andere Lustbarkeiten haben. Das beide Künste Verbindende

ist der Rhythmus. Als natürliches Musikinstrument besitzt der Mensch seine Stimme. Anfangs haben die musikalischen Laute nur den Zweck, einen Rhythmus kenntlich zu machen, und wenn sie artikulirt werden, kommen nur sinnlose Worte heraus, wie unser Juwiwallera. Erst nach und nach werden statt solcher sinnvolle Worte eingeführt, die, um sich dem Rhythmus anschmiegen zu können, in Versform gebracht werden. Die Verse müssen natürlich einen Sinn haben, der dem fröhlichen oder traurigen Charakter der Melodie entspricht. Ist die Entwickelung so weit gediehen, dann wollen Musik und Tanz Schicksale und Leidenschaften darstellen, die eine heitere oder traurige Stimmung oder irgend einen anderen Affekt erzeugen. Das kann auch durch Pantomimen geschehen; aber die Poesie verfügt über einen größeren Reichthum von Ausdrucksmitteln; sie kann auch Gedanken, Ideen ausdrücken und ganze Geschichten erzählen. Zuletzt lösen sich Musik und Poesie aus der ursprünglichen Einheit los und bilden sich zu selbständigen Künsten aus; der Tanz kann niemals selbständig werden; er ist unausführbar ohne Musik, weil nicht das Auge, sondern das Ohr das Organ ist, das den Rhythmus wahrnimmt. Die Musik kann natürlich nicht als Vokal-, sondern nur als Instrumentalmusik selbständig werden.

Die Nachahmung besteht nun bei diesen drei Künsten darin, daß die Schicksale, Gedanken, Stimmungen, Gespräche, Thaten von Personen dargestellt werden. Man hat die Oper unnatürlich genannt, weil in Wirklichkeit kein Mensch Gespräche und Monologe singt. Aber diese Abweichung von der Natur ist eben Das, was das Wesen der Kunst ausmacht: die Nachahmung eines Dinges durch ein Ding von ganz anderer Art. Und nur die Arie, nicht das Rezitativ ist vollkommene musikalische Kunst. Gerade die Wiederholung der selben Tonfolgen nicht allein, sondern auch der selben Worte und Silben und das lange Verweilen auf einem Ton, einer Silbe, drückt Das aus, was dargestellt werden soll: die Leidenschaft; denn deren Eigenthümlichkeit ist es, die Seele an einen Gedanken, an einen Gegenstand zu fesseln, von dem sie nicht los kann. (Ein sehr hübsches Argument gegen Wagners Bekämpfung der alten Oper.) Den geeignetsten Gegenstand für poetisch-musikalische Darstellung liefern die sozialen Affekte, die die Menschen durch Sympathie verbinden: Trauer, die Mitleid, Freude, die Mitfreude erregt, Liebe, hochherzige Verachtung der Gefahr, Zorn über Ungerechtigkeit. All diese sozialen Affekte sind musikalisch, weil sie die Seele in rhythmische Schwingungen versetzen. Dagegen wirken die unsozialen, die die Menschen auseinanderreißen, wie Haß und Bosheit, stoßweise und bringen, wo sie sich durch die Stimme äußern, Mißtöne hervor. Solche dürfen in einer Symphonie vereinzelt vorkommen, können aber auch ganz fehlen. Dagegen würde ein aus lauter Dissonanzen bestehendes Konzert ein sonderbares Vergnügen sein.

Die Musik leistet Höheres als die Bildenden Künste. Diese fügen der Schönheit der Natur keine neue Schönheit hinzu: sie können nichts, als vereinzelte Naturschönheiten zu einem neuen Ganzen kombiniren. Musik dagegen giebt es nicht in der Natur, abgesehen von den doch sehr unvollkommenen Melodien einiger Vögel. Die Musik erschafft eine neue, in der Natur nicht vorhandene Schönheit. Die höchste Vollkommenheit erreicht die Nachahmung der tönenden Künste in der Oper, wo die Personen und Begebenheiten der Dichtung nicht allein mit Wort und Melodie, sondern auch mit körperlicher Aktion nachgebildet werden. Eine Verirrung ist es, wenn der Komponist für sich allein, ohne das hinzukommende erklärende Wort, Begebenheiten, Ereignisse, unmusikalische Geräusche nachzubilden versucht. Theaterdonner und Dergleichen sind Kunststückchen untergeordneter Talente. Sparsam angewendet, können sie eine gute Wirkung hervorbringen, wie der Lerchen- und Nachtigalenschlag in einer Komposition Händels zu einem Text Miltons. Was die Musik darzustellen vermag, sind nicht Begebenheiten und Gedanken, sondern Stimmungen. Hohe Töne und rasches Tempo drücken freudige Erregung, tiefe Töne und langsames Tempo Trauer aus, gemäßigtes Tempo und mittlere Töne eine ruhige Stimmung. Eine vollkommene Instrumentalmusik will keine Geschichte erzählen. Ihr Gegenstand liegt nicht außer ihr, wie der Gegenstand eines Gedichtes oder eines Gemäldes; ihr Gegenstand ist sie selbst: diese bestimmte Tonfolge in diesem bestimmten Rhythmus mit diesen Wiederholungen. Nicht mit Hilfe irgend welcher Vorstellungen und Gedanken wirkt sie, wie die übrigen Künste, sondern unmittelbar: eine fröhliche Musik stimmt ohne jede Reflexion fröhlich, eine traurige traurig. Und zwar thut Das die Melodie. Harmonie verstärkt nur die Wirkung, aber Harmonie ohne Melodie ist keine Musik. (Man sieht hieraus und aus dem vorhin von der Arie Gesagten, daß Smith, wenn er heute lebte, kein Bayreuther sein würde.) Instrumentalmusik gehört demnach, streng genommen, nicht zu den nachahmenden Künsten; ihr Vermögen, nachzuahmen, ist außerordentlich beschränkt.

In weit höherem Grade vermag der Tanz nachzuahmen; aber das Nachahmen ist ihm nicht wesentlich. Die Tänze der Alten waren meist pantomimisch; sie begleiteten gewöhnlich einen Gesangsvortrag; heute tanzt man nach Instrumentalmusik, die keinen nachahmenden Charakter hat. Und so hat denn auch der Tanz den nachahmenden Charakter eingebüßt.

Man sieht: Smith ist darin ganz Brite, daß für ihn die metaphysischen Fragen der deutschen Aesthetik, namentlich die nach dem künstlerischen Ideal, nicht existiren. Unseren Modernen wird gerade Das an seinen — nicht sonderlich modernen, aber meiner Ansicht nach meist zutreffenden — Ansichten gefallen.

Neisse. Karl Jentsch.

# Anthropomorphismus.

Die Frage nach dem Anthropomorphismus scheint mir die wichtigste in der Philosophie zu sein. Vermenschlichung könnte man im Deutschen sagen. Wir formen nicht nur unsere Götter, sondern die Welt überhaupt, ohne es zu wissen, nach unserem Bilde, glauben, solide Erkenntniß zu haben, und erkennen dann mit Schrecken, daß überall unsere eigene Gestalt uns entgegentritt, so daß wir uns vorkommen, wie in ein Spiegelkabinet eingeschlossen.

Der Anthropomorphismus hat ursprünglich die Gedankenwelt aufgebaut und seiner Bekämpfung ist seit Jahrtausenden das wissenschaftliche Bestreben gewidmet. Der Mensch schuf die Welt nach seinem Bilde; wie konnte er anders? Ursprünglich werden sich die Menschen wohl ähnlich verhalten haben, wie die Kinder sich heute noch verhalten. Das Meiste wurde nicht beachtet; was aber ihre Aufmerksamkeit erregte, wurde mit menschlichen Eigenschaften ausgestattet. So haben wahrscheinlich die Menschen im Anfang gesagt: „Er donnert"; denn das „Es donnert" setzt schon eine beträchtliche Loslösung voraus. Wie aber das Kind nur im Anfang die Tischecke schlägt, an der es sich gestoßen hat, so muß ein Theil des naiven Anthropomorphismus früh als unzulässig erkannt worden sein; und die Bildung des Neutrum ist ein bemerkenswerthes Kennzeichen auf diesem Wege. Freilich: da und dort wurde eine Korrektur angebracht, jedoch im Grunde änderte man an der alten Auffassung nicht allzu viel. Gerade in der Sprache trat die anthropomorphistische Denkweise hervor und in ihr hat sie bis auf den heutigen Tag den stärksten Rückhalt. Der Anthropomorphismus entspricht den Bedürfnissen des Gemüthes und er herrscht deshalb in allen Religionen. Schon deshalb hat die Wissenschaft einen irreligiösen Charakter; und thatsächlich sind die geistigen Richtungen, die bewußter Weise gegen den Anthropomorphismus ankämpften, immer besonders religionfeindlich gewesen, von Demokrit an bis auf den heutigen Tag. Das „bewußter Weise" ist freilich cum grano salis zu verstehen, denn den Früheren hat eine klare Einsicht in das Problem fast immer gefehlt, obwohl einfaches Nachdenken Vieles klar machen konnte. Die herkömmliche Ansicht, die auch heute noch vorzuherrschen scheint, geht dahin, daß der Anthropomorphismus überhaupt zu verwerfen sei; aber eine grundsätzliche Prüfung, was etwa zu ihm gehöre, vermißt man. Noch weniger wird die Frage aufgeworfen, ob und wie weit der anthropomorphistischen Auffassung doch ein Recht zukommen möchte. Jene blinde Abneigung gegen den Anthropomorphismus verträgt sich sehr wohl mit Befangenheit in anthropomorphistischen Gedanken, vorausgesetzt, daß diese dem allgemeinen Denken nicht als solche erkennbar sind. So kommt es, daß die beiden Hauptbegriffe, mit

denen die populären Materialisten wirthschaften, zwei Anthropomorphismen sind: Kraft und Materie.

Will man Klarheit haben, so muß man Physik und Metaphysik streng trennen. In jener hat der Anthropomorphismus nichts zu suchen; und insofern ist seine grundsätzliche Ablehnung berechtigt. Man kann die Physik definiren als die Lehre von dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Wahrnehmungen; sie erfüllt ihre Aufgabe, indem sie angiebt, unter welchen Bedingungen diese oder jene Wahrnehmung eintritt oder eintreten könnte, und ihr Grundbegriff ist das Gesetz. Thatsächlich hat sich die Physik im Lauf der Zeit mehr und mehr von anthropomorphistischen Auffassungen freigemacht; sie verwendet zwar die alten Ausdrücke noch, giebt ihnen aber einen solchen Sinn, daß sie unschädlich werden. Der Begriff der Kraft spricht nur den gesetzlichen Zusammenhang aus. Daß zwei Körper ihre Lage ändern nach Masse und Abstand, heißt die Kraft der Gravitation; und auch wer geneigt wäre, den Körpern Anstrengung und Verlangen zuzuschreiben, muß praktisch immer auf das Gesetz zurückkommen. Sieht man im Wort nur eine Scheidemünze, so kann man auch unbedenklich sagen, ein Körper sei bestrebt, zu fallen. Das heißt: er werde fallen, wenn bestimmte Bedingungen eintreten. Auch die Zurückführung von Ursache und Wirkung auf die regelmäßige Wiederkehr unter bestimmten Umständen leuchtet leicht ein. Wir kennen Ursache und Wirkung aus unseren Beziehungen zur Welt und wollen, wenn wir eine Veränderung Wirkung nennen, sagen, sie folge so auf eine andere, wie Veränderungen draußen auf unseren Willen hin erfolgen. Daß wir zwischen den Objekten kein Erfolgen wahrnehmen, sondern nur ein Folgen von gleichen Veränderungen auf gleiche Bedingungen, von abgeänderten Folgen auf verschiedene Bedingungen, daß also das Setzen einer Ursache ein Anthropomorphismus ist, kann Niemand verkennen. Schwerer wird die anthropomorphistische Beschaffenheit des Begriffes der Materie zugestanden werden. Doch giebt Jeder zu, daß man die Materie nicht wahrnehmen könne, daß sie also etwas Hinzugedachtes sei. Aber, sagt man, wenn wir auch nur Veränderungen wahrnehmen, so muß sich doch Etwas verändern, es muß ein Subjekt der Veränderungen geben. Ist es aber nicht offenbar, daß das Verhältniß von Subjekt und Prädikat nur aus der inneren Erfahrung stammt? Nur weil wir selbst Subjekte sind, können wir draußen welche suchen; und die Materie ist nur die Ergänzung zum Ich. Was von der Materie gilt, gilt auch von der Substanz und dem Accidens, vom Ding und seinen Eigenschaften. Außerdem führt jede begriffliche Verfolgung der Materie auf Unmöglichkeiten. Die sogenannte dynamische Auffassung will die Materie durch krafterfüllte Räume, durch Kraftpunkte oder Dergleichen ersetzen; da aber die Kraft nur ein Anthropomorphismus ist, erledigt sich der Dynamismus

von selbst. Die Vorstellung, daß die Materie den Raum stetig erfülle, ist ganz unvollziehbar. Denkt man sich die Materie diskret, so wird durch fortschreitende Theilung die Noth herbeigeführt, denn man endet unvermeidlich beim unendlich kleinen Atom. Nun ist dieses zwar in der mathematischen Physik brauchbar, aber es ist undenkbar, denn es wäre eine vollendete Unendlichkeit, also ein Unsinn. Die Auffassung Machs und die Energetik Ostwalds haben in neuerer Zeit besonders den Kampf gegen den Anthropomorphismus geführt. Es ist ersichtlich, daß die physikalische Betrachtung zum Skeptizismus, zu der Behauptung, Metaphysik sei unmöglich, führen muß.

Zu diesem Ergebniß war auf anderem Wege Kant gelangt, indem er die Formen der Anschauung und die reinen Verstandesbegriffe als a priori vorhanden, als Bestandtheile der menschlichen Natur, ansehen lehrte. Es ist ja nicht das Selbe, wenn wir Substanz und Eigenschaften, Ursache und Wirkung von inneren Erlebnissen ableiten; aber praktisch kommen wir zu dem selben Ausgang wie Kant mit seinen ewigen Begriffen, nämlich dazu, daß die Welt mit Brettern vernagelt ist. Kant selbst freilich wies stolz auf seine Hinterthür hin, auf die Postulate der praktischen Vernunft, und meinte, er habe erst den rechten Weg ins Freie gefunden. Wer aber nicht gern durch Hinterthüren geht, für Den bleibt nur die Verneinung übrig. Das sehen auch manche Schüler Kants ein. Friedrich Albert Lange, zum Beispiel, sagt, man wisse freilich von der Welt nichts, aber man könne sich doch Etwas zusammendichten, und wer Das nicht fertig bringe, könne sich mit Schillers philosophischen Gedichten trösten.

Die Wissenschaft ist schön, und was die Hauptsache ist, man kann sich ihr nicht entziehen; man muß mitgehen. Doch ist nicht zu leugnen, daß sie, weil sie alle metaphysischen Blumen ausrupfte, das Leben zu einer grauenhaften Wüste gemacht hat, eine Thatsache, über die weder Kunst- noch Altruismus-Schwärmerei hinweghilft. Giebt es gar keinen Weg aus der Noth? Wir sind viel bescheidener als die alten Metaphysiker, wir wollen uns mit den Wahrscheinlichkeiten begnügen, die Kant so sehr verachtete, und mit Wenigem zufrieden sein, wenn es rechtmäßig erworben ist. Nun ist ersichtlich, daß es außer der physikalischen und der anthropomorphistischen Betrachtung keinen Weg giebt, daß also, wenn überhaupt Etwas, nur der Anthropomorphismus über die Physik hinaus helfen kann. Ist er schlechtweg zu bekämpfen, wie Viele meinen, so bleibt nur der Skeptizismus. Aber warum soll es nicht einen berechtigten Anthropomorphismus geben? Es ist doch ein Unterschied, ob wir kritiklos von uns aus schließen oder ob wirs thun, nachdem wir die Spiegelung als solche erkannt haben. Dem unbewußten oder naiven Anthropomorphismus sind Wissenschaft und Philosophie mit Recht nachgegangen;

ein bewußter oder kritischer Anthropomorphismus ist bisher noch kaum in Betracht gekommen.

Wir gehen von der Erwägung aus, daß wir in unseres Vaters Hause sind, daß wir also von der Welt nicht grundverschieden, vielmehr selbst sozusagen eine Probe der Welt sind, daher ein Recht haben, vom Theil auf das Ganze zu schließen. Wie unser Körper aus den selben Stoffen besteht, die wir außer uns vorfinden, so werden die Begriffe, die unser Denken führen, auch außer uns gelten, ja, wir werden sie nur deshalb in uns vorfinden, weil sie überhaupt Geltung haben. Liegt hierin die Rechtfertigung des Anthropomorphismus überhaupt, so wird für seine Anwendung die Regel des Analogieschlusses herbeizuziehen sein, daß wir nämlich von Gleichem auf Gleiches, von Ungleichem auf Ungleiches zu schließen haben; und das philosophische Denken wird nichts Anderes sein können als die Bildung vorsichtiger Analogieschlüsse. Von Beweisen kann dabei natürlich nicht die Rede sein und die Wahrscheinlichkeit wird rasch abnehmen, wenn wir vom Nächstliegenden auf das Fernere kommen. Man kann beklagen, daß philosophische Gewißheit nicht zu erlangen ist, man kann es aber nicht ändern, denn es giebt außer der Analogie keinen Weg: man muß ihn gehen oder beim Skeptizismus bleiben. Wie weit die Methode des kritischen Anthropomorphismus führen kann und welche Ergebnisse herauskommen: Das soll hier nicht untersucht werden. Mir liegt nur daran, zu zeigen, daß Etwas nicht nur deshalb ein Irrthum ist, weil es ein Anthropomorphismus ist, daß also die Bekämpfer des Anthropomorphismus und die Kantianer das Kind mit dem Bade ausschütten.

Wenn wir das Recht, von uns auf die Welt zu schließen, daher ableiten, daß wir Mikrokosmen sind, so ist eine Begegnung mit den „Evolutionisten“ unvermeidlich. Die sich so nennen, machen sich wohl in der Regel keine Sorge darum, ob wir von Dingen und von Ursachen außer uns reden dürfen; kommt aber die Rede darauf, so meinen sie, die innere seelische Einrichtung des Menschen und der Thiere sei eben auch ein Ergebniß der natürlichen Entwickelung und es sei begreiflich, daß das durch die Realität Hervorgerufene auch den Formen der Realität entspreche. Gewiß sind wir durch unsere Organisation genöthigt, eine allmähliche Entwickelung der Pflanzen und der Thiere anzunehmen, aber es kommt darauf an, was man sich dabei denkt. Leider ist jetzt noch mit dem Begriff der Entwickelung der des Darwinismus verknüpft. Unter Darwinismus verstehe ich die im Sinn des rohsten Materialismus aufgestellte Behauptung, daß die Entwickelung auf zufälligen Abänderungen beruhe, von denen sich die nützlichen erhalten. Diese kümmerliche Irrlehre, deretwegen uns die Nachwelt bemitleiden wird, kann natürlich nicht mit einer brauchbaren Erkenntnißlehre zusammen bestehen. Wir könnten nicht empfinden, anschauen und denken, wenn diese Funktionen nicht die der Welt wären, aus

der wir entstanden sind. Aus dem Ei entwickelt sich nur deshalb ein Hühnchen, weil das Ei aus einem Huhne stammt. Gerade so müssen wir die Erde als ein nach vorherbestehenden Gesetzen entwickeltes Ei ansehen. Oder man kann das irdische Reich einem Baum vergleichen: er braucht zum Wachsen Sonne, Luft und Wasser, sein Wachsthum wird durch diese und jene Einflüsse gehemmt oder gefördert, abgeändert, aber ein bestimmter Baum wird doch nur deshalb zu Stande kommen, weil er in dem Samen vorgebildet war. So mögen all die Umstände, auf die Darwin und seine Schüler hinweisen, in Betracht zu ziehen sein, aber sie können uns nie mehr sein als untergeordnete Hilfen, vermöge deren sich die von vorn herein bestimmte, gesetzliche Entwickelung verwirklicht. Faßt man so den Menschen als eine Blüthe des irdischen Baumes auf, so begreift man, daß auch in seiner geistigen Struktur die das Ganze regelnden Gesetze zum Ausdruck kommen.

Leipzig. Dr. Paul Julius Möbius.



# Martyrium.

„Werner Adolf, wirst Du antworten oder nicht?" schrie der Lehrer und schlug mit dem Lineal gegen das Pult. „Hast wohl wieder nichts gelernt, was? Maul halten, Ihr Anderen!" schrie er noch lauter. „Nur wer gefragt wird, soll reden."

Für ein paar Augenblicke trat in dem überfüllten Schulzimmer Stille ein. Die zum größten Theil schlecht gekleideten, vielfach verwahrlost aussehenden Jungen starrten bald den Lehrer, bald den aufrecht stehenden Werner Adolf an, der die Augen gesenkt hielt und durchaus nicht antworten wollte. Endlich flüsterte Einer aus der Schaar: „Er weiß halt nix." Und gleich darauf ein Anderer: „Krank ist er, der Werner Adolf."

„Maul halten!" donnerte der Lehrer. Er war ein noch junger Mann, aber schon sehr nervös. Seit zehn Jahren in einem wiener Vorort unterrichten müssen: Das würde auch Nerven von Stahl und Eisen gebrochen haben. Und der Lehrer war von Haus aus ein schwächlicher Mann.

Er trat zu dem unbeweglich stehenden Jungen hin und legte die Hand auf dessen Arm: „Warum hast Du nichts gelernt?"

Der Junge verharrte in Schweigen. Stand da und hielt die Augen gesenkt wie zuvor.

„Verdammter Schlingel!" Die hageren Wangen des Lehrers rötheten sich. „Faul und verstockt. Einer wie der Andere. Bist Du vielleicht stumm geworden?" Er beugte sich zu ihm nieder und sah ihm von unten herauf in die Augen, wich aber sogleich von ihm zurück. Ein Ausdruck von Ekel überflog sein Gesicht: „Ja, um Gottes willen, Junge, wie riechst Du denn?"

Einige kicherten, Andere lachten hell auf. Der Gegenstand all dieser Aufmerksamkeit warf einen scheuen, hilflosen Blick um sich, wollte Etwas sagen.

Seine Lippen öffneten sich . . . Doch es blieb bei dem bloßen Versuch. Sein Mund schloß sich aufs Neue und die Augen hefteten sich wieder auf den Fußboden.

„Dein Rock ist ja ganz beschmutzt," fuhr der Lehrer voll Erbitterung fort. „Und riecht, daß Einem übel werden könnte . . . In solchem Rock kommt man nicht in die Schule. Das ist eine Schweinerei!"

Jetzt endlich that der Werner den Mund auf: „Hab' keinen anderen." Heiser kam es heraus und widerwillig, als wenn es dem Jungen Mühe und Pein verursachte, die paar Worte herauszupressen.

„So?" Der Lehrer sah ihn ein Bischen milder an. „Hast keinen andern. Aber eine Mutter hast Du ja wohl? Warum hat sie Deinen Rock nicht gereinigt?"

Der Junge schluchzte plötzlich auf. Ein merkwürdiges Schluchzen wars: trocken und thränenlos. So unkindlich. „Krank!" brachte er mühsam hervor. Und sonst nichts.

„Also krank ist sie, Deine Mutter," sagte der Lehrer. Er war schon ganz mild geworden. „Seit wann denn?"

„Seit heute Nacht." Er hob die Augen zum Gesicht des Lehrers empor. „Ich hab' heute Morgen lernen wollen, Herr Lehrer. Gestern hab' ich nicht lernen können. Der Kopf hat mir so weh gethan. Und heute hab' ich in die Apotheke laufen müssen und dann der Mutter Umschläge machen . . . Sie hat Niemanden als mich." Der Junge sprach ein gutes Deutsch, was dem Lehrer wohlthat. Der in den wiener Vororten übliche rohe Jargon, den er Tag vor Tag zu hören bekam, war ihm verhaßt. Der Werner Adolf stammte aus Deutschböhmen. Er sah auch nicht roh aus, der Junge. Nur blaß und verkümmert. War auch klein und schwächlich für seine elf Jahre. Und was für einen sonderbaren Blick er hatte! Einen so verzweifelten Blick.

„Na, setz' Dich!" sagte der Lehrer mit sanft klingender Stimme. „Das nächste Mal, wenn ich Dich prüfe, wird es wohl gehen. Und Deine Mutter wird wieder gesund werden."

Was die Strenge nicht erreicht hatte, bewirkten die freundlichen Worte, der freundliche Ton: der Junge schlug die Hände vors Gesicht und brach in ein herzzerreißendes Weinen aus. Sein armer magerer, kleiner Körper wurde wie vom Fieber geschüttelt. „Na, na, Werner!" Der Lehrer blickte hilflos um sich. „Stehts denn so schlimm mit seiner Mutter?"

Die Anderen sahen einander an, zögerten . . . Dann sagte Einer mit halblauter Stimme: „Der Vater schlagts halt so viel, seine Mutter."

„Wann er betrunken ist, der Vater," ein Zweiter.

„Und der Vater ist halt fast jede Nacht betrunken", ein Dritter.

„Und der Werner Adolf hat halt seine Mutter gern, Herr Lehrer", ein Vierter.

„Heut hat er ihr helfen wollen," nahm wieder der Erste das Wort. „Und da ist seinem Vater übel geworden und er hat dem Werner seinen Rock angespien . . . Und die Mutter liegt mit verbundenem Kopf im Bett. Meine Mutter war bei ihr. Wir wohnen im selben Haus wie der Werner. Und Kopfweh hat er auch nur von die Schläg', die ihm der Vater auf 'n Kopf giebt . . ."

Und zwischen all diesen Worten erklang, wie die jammervolle Begleitung zu einem trüben Liede, das herzzerreißende Weinen des kleinen Adolf Werner.

Der Lehrer war blaß geworden. Jetzt räusperte er sich vernehmlich. „Es ist genug. Regt ihn nicht noch mehr auf. Und Du, Werner Adolf, höre auf, zu weinen. Lernen mußt Du ja doch. Gerade Du. Mußt recht brav und fleißig sein, damit Deine Mutter einmal eine Stütze an Dir hat."

Der Junge hatte zu weinen aufgehört und sich gesetzt. Der Lehrer streifte ihn mit einem flüchtigen Blick: „So ists recht." Wenn es nur nicht so verzweifelte Augen hätte, dieses Kind! Wie viel Roheit, Verkommenheit und vorzeitige Lasterhaftigkeit hatte der Mann in der Schule kennen gelernt, während der zehn Jahre seiner Lehrthätigkeit! Aber auch wie viel Kinderelend! Und das ertrug er nicht.

„Ein Hundeleben, wahrhaftig!" Mit einem trostlosen Achselzucken kehrte er an sein Pult zurück. Und der Unterricht nahm seinen Fortgang.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Schule war zu Ende und die Jungen stürzten fort. Es ging lärmend zu. Nur der Werner Adolf verhielt sich still. Ging auch sehr langsam. Es drängte ihn nicht, nach Hause zu kommen.

Einer der Jungen, der pausbäckige, gutmüthige und lustige Simmerl Franz, hatte sich ihm angeschlossen. Auch ein armer Teufel. Aber immer bei guter Laune. Und baute in Einem fort Luftschlösser. „Weißt Du, was ich thun möcht'?" sagte er zum Werner Adolf. „Nach Amerika möcht' ich. Da kann man höllisch reich werden."

„Ich geh' mit Dir," sagte der Adolf gedankenvoll.

Der Franz war gleich dabei. „Wir kommen schon mit. Auf'm Schiff, mein' ich. Und bis Triest betteln wir uns durch. Man wird wohl auch von Triest aus nach Amerika können?" schloß er in fragendem, ein Wenig zweifelhaftem Tone.

„Wahrscheinlich", erwiderte der Adolf gleichgiltig. „Oder wir gehen nach Afrika. Nur weit, weit fort!"

Er starrte mit sehnsüchtig gespanntem Ausdruck in die Ferne . . . Und sagte dann unvermittelt: „Gestern hat wieder Einer Einen totgestochen. In der Zeitung stehts."

„So?" Den Franz interessirte Das nicht sonderlich. „Warum denn?"

„Weiß nicht", sagte der Adolf wortkarg. „Ob es wohl schwer ist?" setzte er nach einer kleinen Pause nachdenklich hinzu.

Der Franz glotzte ihn an: „Was?"

„Einen Menschen umzubringen."

„Probir' es!" Er lachte. „Aber Du," sagte er dann mit wichtiger Miene, „wenn mans thut, wird man aufgehängt."

Der Adolf schwieg. Und nach einer Weile sagte er: „Neulich hat eine Frau ihren Mann vergiftet. Ich möchte wissen, wo man Gift bekommt."

„Beim Apotheker", sagte der Franz.

„Das weiß ich schon. Aber er giebt es ja nicht her. Ich hab' einmal Gift kaufen wollen. Doch er hat mir keins gegeben."

Der Franz machte große Augen. „Warum hast Du es denn kaufen wollen, das Gift?" fragte er verwundert.

Der Adolf sah ihn mit seinen verzweifelten Augen unverwandt an. „Ich habe Einen umbringen wollen," kam es kaum vernehmlich über seine Lippen.

Dem Franz wurde ein Bischen unheimlich zu Muth. „Geh', hör' auf", sagte er und lachte dumm.

Der Andere besann sich. „Es war ja nur ein Spaß", rief er in verächtlichem Ton und trennte sich von dem Kameraden. Sie verstanden ihn ja doch nicht. Kein Einziger. Wozu sich Einem anvertrauen wollen? Es war ja doch umsonst.

Aber nach Hause ging er nicht. Er setzte sich auf eine Bank am Weg, schob die Hände in die Hosentaschen und brütete vor sich hin.

Diese Angst vor seinem Zuhause! Dieses Grauen! Jedesmal war es ein harter Entschluß, den Schritt heimzulenken. In weitem Bogen schlich er um das Haus herum, blieb hundertmal stehen, ging zurück, sprach sich selbst Muth zu: „Endlich muß es ja sein. Und die Mutter wartet. Und vielleicht ist er heute einmal nicht betrunken" . . .

Ja, wenn die Mutter nicht wäre! Dann liefe er auf und davon. Bis ans Ende der Welt. O, so weit, so weit . . . Aber die Mutter war da. Und er mußte bei ihr bleiben, mußte leben für sie. Der Lehrer hatte es heute auch gesagt. Und so durfte er nicht fortlaufen. Aber schrecklich war es. Schrecklich war sein Leben.

Und Eins ließ ihn nicht mehr los. Es schlich ihm nach vom Heim bis in die Schule. Es hockte neben ihm auf der Schulbank, es begleitete ihn zurück nach Hause. Und wenn er in der Nacht erwachte, war es wieder da. Immer war es da: „Wenn er nicht wäre! Wenn er tot wäre!" Der Feind, der Bedränger, der Lebensvergifter. Der Vater. Sein Schreckgespenst. Sein Teufel. Wenn er ihn die Treppe herauftorkeln hörte! Wie da sein Herz schlug. Diese namenlose Angst. Und wenn er endlich herein taumelte . . . und über die Mutter herfiel . . .

Ueber die Mutter, die den ganzen Tag arbeitete; oft auch die halben Nächte. Für den Mann, das Kind und — zuletzt — auch für sich. Die Ernährerin, die Erhalterin. Oft hatte der Knabe sie, blutig geschlagen, am Boden hingestreckt liegen gesehen . . . Ungezählte Male.

„Wenn er tot wäre!"

Ja, Muth müßte man haben. Ein rascher Stoß ins Herz. Mit dem Taschenmesser. Oder Gift haben, Gift . . . Und das schüttet man ihm in seinen geliebten Branntwein . . . Da war es wieder, das Unsichtbare, das ihn nie verließ. Hatte ihn wieder gepackt und hielt ihn fest.

„Wenn ich ihn umbrächte!"

Aufhängen? Mochten sie ihn dann aufhängen. Was lag daran! Aber die Mutter . . .?

Ja, die Mutter. Und er mußte nach Hause. Sehen, wie es ihr ging. Ob sie ihn nicht brauchte.

„Vielleicht schlägt er sie noch einmal tot. Dann bringe ich ihn um. Dann sieht sie es nicht mehr und sie mögen mich aufhängen. Der Mutter thut es dann nicht mehr weh."

An Gott dachte der Elfjährige nicht. Nicht einen Augenblick. Zu einem

Gotte, der ihm solchen Vater gegeben, konnte er kein Vertrauen fassen und konnte nicht beten zu ihm. Er konnte einfach nicht mehr. Es half ja doch nicht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er endlich, zögernd und scheu wie immer, nach Hause geschlichen kam, fand er die Mutter außer Bett. Mit verbundenem Kopf hockte sie am Herd und flickte an irgend Etwas herum. Ihr rechtes Auge war arg verschwollen.

„Bist endlich da?" fragte sie den Knaben in unfreundlichem Ton. „Wirst noch ein Landstreicher werden, wenn Du es so weiter treibst ... Gar nichts zu essen solltest Du kriegen, wahrhaftig! Da stehts auf dem Herd," fügte sie milder hinzu. „Nimm Dir die Schüssel hinein ins Zimmer und iß. Hier bist Du mir nur im Wege."

„Hab' keinen Hunger," murmelte das Kind.

„Na, dann iß später. Der Hunger wird wohl kommen."

Der Junge sah die Mutter an und schlich dann wortlos in die Kammer nebenan, in der er und die Eltern wohnten und schliefen. Eine andere Stube hatten sie nicht. In der Nähe der Thür ließ er sich auf dem Fußboden nieder, zog die Beine herauf zum Kinn und umschlang die Knie mit den Händen ... In dieser Stellung verharrte er unbeweglich. Jetzt fing sie wieder an, die schreckliche Angst. Das Warten auf ihn. So war es Tag vor Tag, Jahr vor Jahr. Immer war er in Angst.

Die Mutter hatte Besuch. Ihre Nachbarin, eine Taglöhnersfrau, leistete ihr Gesellschaft. Sie hatte sich, um die Feuerung zu sparen, auf dem Herd der Mutter ihr Bischen Essen gekocht und war da geblieben, weil ihr vor dem Alleinsein graute. Ihr Mann hatte schon seit einer Woche keine Arbeit. Durch das Kommen des Jungen war das Gespräch der beiden Frauen unterbrochen worden. Jetzt nahmen sie es wieder auf.

„Wenn man so nichts haben will als Arbeit!" sagte die Nachbarin, ein schmächtiges Weiblein mit stets verweinten Augen, in klagendem Ton. „Heute ist schon der siebente Tag. Und er findet nichts. Und leben muß man ja doch! Und ich bin so schwach seit dem letzten Kind ..."

Die Andere nickte. Sie hatte feine Züge, sah aber, trotz ihren fünfunddreißig Jahren, schon alt und hart aus. An den Schläfen war ihr Haar bereits ergraut.

„Das Schlimme ist bei mir, daß ich arbeiten könnte, wenn er mich nicht immer wieder krank machte", sagte sie. „Wie soll ich denn waschen und plätten, zerschlagen wie ich bin! Den rechten Arm kann ich heute kaum heben."

Ohne Klage wurde es vorgebracht. Die Werner klagte und weinte selten.

„War er denn immer so arg?" fragte die Nachbarin flüsternd.

„Nein. In den ersten drei oder vier Jahren gings. Sonst hätte ich ihn nicht genommen."

„Meiner ist gut," sagte die Nachbarin. „Hat mich nie geschlagen. Und wenn er was verdient, bringt er es nach Hause. Aber er verdient wenig. Und jetzt gar nichts. Dazu die ewigen Kinder. Die fressen Einen auf."

„Ja, die Kinder." Die Werner zog die Stirn kraus. „Sieben hätte ich heute, wenn sie nicht alle gestorben wären bis auf den Adolf. Ein wahres Glück, daß es so gekommen ist. Sonst müßte ich mit ihnen ins Wasser gehen.

Wüßte mir, meiner Seel', keinen anderen Ausweg. Und dann" — sie senkte die Stimme — „war er schon ein Säufer, als er sie mir gemacht hat. Alle sechs hat er in der Trunkenheit gezeugt. Und aus solchen Kindern wird nichts Gutes, hab' ich gehört. Wer weiß, was ich mit dem Adolf noch erlebe!"

Drinnen lauschte der Knabe. Jetzt zuckte er erschreckt zusammen. Ahnte die Mutter Etwas von Dem, worüber er Tag und Nacht grübelnd sann?

„Die feinen Damen haben es besser als wir", fuhr die Werner nachdenklich fort. „Und dieser Uebermuth! Wenn Eine zwei Kinder gebären muß, macht sie schon ein großes Geschrei. Und Ammen müssen da sein und Mädchen für die Kinder. Die Gnädige ist zu Allem zu faul, halst alle Plage mit den Kindern Anderen auf. Die im vierten Stockwerk, Die mit dem blond gefärbten Haar, ist gestern fort von ihrem Mann und den Kindern. Hat es ohnedies so gut gehabt! Ein Leben wie im Paradies, sage ich Ihnen. Die Herren lassen sich ja von ihren Weibern auf die Köpfe steigen! Und Das macht die Gnädigen ganz verrückt. Jeden Tag hört man von einer anderen Scheidung. Und Liebhaber müssen die Gnädigen haben. Und die Herren arbeiten für ihre lieben Frauen. Wie es Unsereinem dagegen ergeht! Sie sollten nur einmal für vierundzwanzig Stunden in unserer Haut stecken, die Gnädigen: dann würden ihnen alle Dummheiten und der ganze Uebermuth ausgetrieben werden."

Angestrengt lauschte der Knabe. Es gab also auch glückliche Frauen? Und schon packte sie ihn wieder, die entsetzliche Angst: „Gleich wird er da sein... Und dann fällt er wieder über sie her. Und sie kann wieder nicht arbeiten"...

„Ja, die Scheidung", fuhr die Werner fort. „Für Unsereinen giebt es so was nicht. Ich hätte den Mann nach wie vor auf dem Halse und er würde nur noch ärger... So lange er lebt, werde ich ihn nicht los."

„So lange er lebt." Der Junge hatte zitternd aufgehorcht. „Will sie, daß ichs thue? Will sies?" Diese namenlose Angst. Aerger, würgender als jemals zuvor. „Wenn ich ihm entgegenstürze und ihm das Messer in den Leib renne, schnell, schnell ..."

„Und der Adolf", hörte er die Mutter sagen. „Ich werde aus dem Jungen nicht klug. Er ist so verschlossen. Und so merkwürdige Augen hat er. Kann Einem auch nicht ins Gesicht sehen. Und den Vater haßt er. Mein Gott, ja: Gutes hat er nie von ihm gehabt. Aber sein Vater ist er und bleibt er. Es bringt einem Kinde keinen Segen, wenn es den Vater haßt oder die Mutter, so böse Die auch sein mögen."

Schwer, schwer schlug dem Jungen das Herz. Zum Zerspringen. Sie wollte es nicht haben. Jetzt wußte ers. Und er mußte es thun. Etwas in ihm rief Tag und Nacht. Und diese grauenhafte, würgende Angst ...

„Wenn ich nur nicht Schlimmes mit ihm erlebe", sprach die Mutter weiter. „Bei so verschlossenen Menschen muß man auf Alles gefaßt sein. Und besser ists noch, die Kinder begraben, als Schande erleben mit ihnen. Das wäre mir das Aergste. Aerger als alles Andere."

Der Junge stand auf. Warf zuerst einen verzweifelten Blick auf die Thür und schleppte sich dann zum Tisch hin. Auf den beugte er sich herab und fing an, in eins seiner Schulhefte zu schreiben. Mit fieberhafter Eile glitt seine bebende Hand über das Papier hin ...

„Gleich wird er da sein. Ich spüre es. Ich habe solche Angst. Und thun darf ichs nicht. Sie will es nicht haben. Und ertragen kann ichs auch nicht mehr . . ."

„Schöne Worte gebe ich ihm nie", sagte die Mutter einstweilen zur Nachbarin. „Aber er ist mein Liebstes. Und darum möchte ich, daß ein braver und tüchtiger Mensch aus ihm wird, an dem ich Freude erleben und auf den ich stolz sein kann. Mit dem Verzärteln erreicht man Das selten."

Diese Worte hat er nicht mehr gehört. Er war fertig mit dem Schreiben und ließ das Heft offen auf dem Tische liegen. Kroch zum Fenster hin, öffnete es und stieg aus der ebenerdig gelegenen Stube hinab in den Hof. Dann rannte er wie ein gehetztes Wild nach der Hausflur, hastete die Treppen empor . . .

„Er ist ja brav", sagte die Nachbarin in der Küche, „lernt gut . . ."

„Das schon. Der Herr Lehrer ist zufrieden mit ihm. Er hat einen hellen Kopf. Aber diese Verschlossenheit! Es wird mir oft angst und bang, wenn ich ihn ansehe . . ."

„Herr Jesus! Was war Das?" Die Nachbarin war aufgesprungen. „Als wenn ein großer Vogel von oben herab gefallen wäre!"

„Und wie es aufgeschlagen hat!" sagte die Werner. „Das muß etwas Schweres sein. Ein Vogel kann es doch unmöglich sein, Nachbarin! Hier giebt es keine großen Raubvögel. Sehen Sie doch nach, was es ist. Es muß ja im Hofe auf der Erde liegen."

„So schnell wie ein Blitz ists niedergefahren", sagte die Nachbarin eifrig. „Und einmal hat es sich in der Luft überschlagen. An allen Fenstern stehen sie schon und schauen hinunter . . ."

„Glaub' es wohl", sagte die Werner gleichgiltig. „Wenn sie nur was zu gaffen haben. Ich stehe deshalb nicht auf. Mir thun alle Knochen weh."

Die Nachbarin ist bereits am Fenster und macht es auf. Doch sogleich taumelt sie zurück: „Herr Gott im Himmel! Es ist ein Kind!"

Der Werner ist, als ziehe sie Etwas an den Haaren empor. Doch schnell will sie sich beruhigen. Ein fremdes Kind ists. Natürlich ists ein fremdes. Der Adolf sitzt ja drinnen in der Stube und macht seine Schularbeiten.

„Ein Bub?" stößt sie heraus.

„Ja, ein Bub. Es sind schon Leute da, die ihn aufheben. Vom vierten Stock hat er sich herabgestürzt, sagen sie. Jetzt tragen sie ihn vorüber. Barmherzige Muttergottes! Das ist ja . . ."

Die Werner ist in die Höhe getaumelt.

„Nein!!"

Mit den großen und wankenden Schritten einer Trunkenen geht sie zur Thür hin, stößt sie auf, blickt hinein die Stube.

Die ist leer, das Fenster offen. Da schlägt die Werner wie ein Stück Holz zu Boden. Sie ist — zum ersten Mal in ihrem jammervollen Leben — ohnmächtig geworden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So still war es noch nie in dem Schulzimmer gewesen wie an diesem Morgen. Keiner der Jungen rührte sich. Und Aller Augen hingen unverwandt an den Lippen des Lehrers, der, im Gesicht etwas bleicher als sonst, mit nicht

ganz sicher klingender Stimme ihnen die Kunde brachte, daß ihr lieber Mitschüler, der Werner Adolf, gestern Abend plötzlich gestorben sei. Ein Sturz aus dem Fenster. Ein unglücklicher Zufall. Der Junge sei auf das Fensterbrett gestiegen, habe sich wohl zu weit hinausgebeugt und dabei das Gleichgewicht verloren. Morgen werde er bestattet und alle seine Mitschüler wollten, mit seinem Lehrer an der Spitze, ihm das letzte Geleit geben.

Jetzt begannen die Jungen, unter einander zu flüstern. An den unglücklichen Zufall glaubte kein einziger. Und der sonst so lustige Simmerl Franz vergoß heiße Thränen: „Nach Amerika oder gar nach Afrika hat er mit mir wollen. Weit, weit fort hat er wollen. Und jetzt ist er so weit fort, daß ich ihm nicht nachlaufen kann ...“

Am Abend, als des Tages Mühe und Last vorüber war, suchte der Lehrer die arme Wohnung seines toten Schülers auf.

Er fand die Mutter in der Küche, neben dem kalten Herd, auf einem Schemel hockend. In der Stube nebenan hörte man den Mann schnarchen, der da seinen jüngsten Rausch verschlief.

Die Frau blickte kaum auf, als sie den Lehrer eintreten sah.

„Ach, der Herr Lehrer!“ sagte sie und sonst nichts. In ihrem Schoß lag ein blaues Schreibheft; und auf dieses richtete sie die starr blickenden Augen. Auf die Abschiedsworte ihres Kindes.

Der Lehrer wußte nicht recht, was er sagen sollte ... „Stumpfsinnig oder vom Schmerz versteinert?“ fragte er sich, indem er das unbewegliche, harte Gesicht der Frau betrachtete.

Dann fing er mit allgemein gehaltenen Beileidsversicherungen an. Es sei ein schwerer Verlust für sie, der Junge sei so brav gewesen und so gut ...

Sie schnitt ihm das Wort ab.

„Unglücklich war er, Herr Lehrer. So unglücklich wie nur je Einer auf dieser Welt ...“ Sie verstummte wieder und sah aufs Neue das blaue Heft an.

„Was ists mit diesem Heft?“ fragte der Lehrer.

Schweigend hielt sie es ihm hin. Er griff danach, schlug es auf.

Und da stand in steiler, ungeübter Kinderschrift geschrieben: „Leb' wohl, liebe Mutter. Ich will Dir keine Schande machen. Und es ruft immer in mir, daß ichs thun soll. Und er ist mein Vater. Ich darf ihn nicht umbringen. Du willst es nicht haben. Liebe Mutter, verzeih' mir. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Er ist zu schlecht gegen Dich und ich ertrage es nicht mehr. Liebe Mutter, leb' wohl. Liebe Mutter, verzeih mir. Und vergiß nicht ganz Deinen unglücklichen Sohn Adolf.“

Der Lehrer legte das Heft zurück auf den Schoß der Mutter. Er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Du arme, feine kleine Seele!“ sagte er am Ende.

Die Frau sah ihn mit ihren starren Augen an: „Ja, Herr Lehrer. Und er ist gut aufgehoben. Ich gönne ihm die Ruhe. Und ich mache es wohl auch nicht mehr lange ...“

Rasch ging der Lehrer hinaus. Er hielt die Thränen nicht mehr.

Schloß Brogyán in Ungarn. Emil Marriot.



# Die Tragoedie.

**Gedanken zum Drama** und andere Aufsätze über Bühne und Literatur. München, Georg Müller.

Ich möchte aus diesem Buche, das auch meine in der „Zukunft" erschienenen Essays enthält, als Probe meine Anschauung von der Tragoedie hier mittheilen:

Die Tragoedie ist eine Wesenssteigerung des Dramas, eine Potenzirung der dramatischen Form, ein nothwendiges Entwickelungergebniß aus der Thatsache Drama. Tragik und Drama stehen in einem organischen Zusammenhang.

Aus der Aufgabe des Dramas, vor Vielen vorgestellt zu werden, aus der Nothwendigkeit, Willensspannung zu erzeugen, weil nur sie die Unterschiede der Einzelnen aufhebt, eine Menge zusammenschmilzt und zur einen, gemeinsamen — und dadurch gesteigerten — Aufnahme eines Werkes fähig macht, kurz: aus den Bedingungen des Theaters ergiebt sich als Thema für das Drama die Darstellung eines Kampfes. In der Wirklichkeit packt und spannt uns jeder Kampf, der Wettlauf der Pferde, ein Prozeß, ein Ringkampf. Wir wissen, daß der Kampf auf der Bühne, im Sinn der Alltagswirklichkeit, unwirklich ist; wissen auch, daß die Wucht und Spannung, mit der ein Kampf uns erfaßt, von seinem Gewicht, von dem Maß an Wirklichkeit abhängig ist, das wir in ihm sehen. Wirklichkeit: darin liegt Alles. Kein Problem, kein gedachter möglicher Fall, sondern ein Gegenwärtiges, Seiendes allein ergreift uns. Alle Mittel der Bühne sind auf dies eine Einzige gerichtet: die Täuschung, die Illusion möglichst vollständig zu machen. Und alle diese Mittel müßten allmählich völlig versagen, wenn sie nicht die Kraft einer tieferen, nicht nur vorgetäuschten Wirklichkeit trüge und ihnen mit der Beziehung auf diese Wirklichkeit Bedeutung gäbe. Auch der Kampf, den das Drama uns vorführt, muß ein wirklicher Kampf sein. Er muß die Wirklichkeit der Dinge für uns haben, die nicht zu Tage treten können, so lange der Kampf in der groben Welt der Faustkraft oder des geschriebenen Rechtes geführt wird; die erst aus ihrem Bann gelöst werden, wenn das äußere Bild des Kampfes nur künstlerischer Schein ist; die in unserem Inneren eine reinere Entscheidung verlangen, als sie die bunte, zufallsvolle Welt je bietet, und deren Kampf vielleicht doch unentscheidbar ist, nur ein Ende, keine Lösung findet; deren Wirklichkeit da beginnt, wo die der sichtbaren Dinge endet. Die Leben zeugenden und fördernden Mächte, die in unserem zur Bewußtheit gesteigerten Fühlen und Wollen herrschen, denen wir unterthan und hingegeben sind, auf denen wir beruhen, aus denen unsere Kraft und unser Glück fließt, deren Willenswirklichkeit aus unserem Inneren heraus alle andere Wirklichkeit so überwächst, wie uns unser Wille wirklicher wird als die Dinge: diese Lebensmächte treten in einer Reihe von Situationen, die das Leben immer wieder herbeiführt, in Kampf. Nur hier, wo Mächte, die wir, kraft unserer Veranlagung, nie als möglich, sondern immer als wirklich, als unausschaltbar empfinden, mit einander ringen, hat der Kampf jene ewige Wirklichkeit, die wir als nothwendig für die dauernde Wirkung des Dramas erkannten. Man kann es in anderen Worten sagen: was uns beim Anschauen eines Ringkampfes spannt und erregt, ist das Gefühl, daß dieser Kampf wirklich ist. Unsere Spannung beim Anschauen eines nur dargestellten Kampfes wird allein erweckt, wenn er uns in unserem ethischen Wollen packt und

mitreißt. Wir müssen uns daran erinnern, daß nur der Kampf nicht allzu unebenbürtiger Gegner Dauer und Steigerungen hat, wie sie das Theater erfordert. Wir gewinnen also für das Drama, das nicht auf seinem ganz frühen Standpunkt eines einfachen Kampfes stehen bleiben soll, die Bestimmung, daß es ein Kampf sein muß zwischen berechtigten, ihrer Natur nach Leben fördernden, zeugenden, wirklichen Mächten. Es liegt in der Größe und letzten Unüberwindlichkeit solcher Gegner begründet, daß dieser Kampf zu keiner endgiltigen Niederlage eines Gegners führen kann, wohl aber, daß er zur völligen Verwüstung des Schlachtfeldes führen muß.

Diese Mächte, könnte man denken, müßten sich in verschiedenen Menschen als höchste Gebote entzünden; und das Drama müßte nun diese Menschen im Kampfe uns vorführen. Aber da würden die Lebensmächte nicht selbst mit einander ringen. Sie sind geistiger Natur: nur in der Seele eines Menschen können sie im Kampfe hart an einander kommen. Wir gewinnen also, rein aus den Bedingungen des Dramas heraus, die Bestimmung, daß der dramatische Kampf ein seelischer Konflikt sein muß zwischen Leben zeugenden Mächten, die hier — entsprechend ihrer Unverletzbarkeit und Uebergewalt — furchtbar und Leben zerstörend werden. Dieser Konflikt führt zu einer Ausweglosigkeit, zu einem Opfer, zum Untergang. Unser Gefühl fordert den Untergang als Abschluß eines Konfliktes, in dem das Recht einer Lebensmacht verletzt werden mußte; es verlangt, den Ausgang des Kampfes zu sehen, der erst mit dem Tode des Konfliktträgers gegeben ist. Denn in dem künstlerisch geschauten Charakter — der in der Größe und Einfachheit der Linien, mit denen er nur gegeben werden kann, keine Schlupfwinkel für die kleinen Kompromisse des täglichen Lebens bietet — kann kein Friede mehr sein, auch wenn der Willenskonflikt erloschen ist. Unser Gefühl aber verlangt, daß die Kampfsituation getilgt, der Leben fördernde Friede zwischen den großen Lebensmächten ganz wiederhergestellt werde. So folgt der Untergang des Helden mit Nothwendigkeit aus den Bedingungen des höchstgesteigerten Dramas als die einzige volle Erlösung unseres angespannten Gefühls.

Aber damit, daß dieser innerliche Kampf, dieses über Personen und Gruppen wie mit ringenden Flammen hinübergreifende Streiten von ungeheuren Lebensmächten Thema geworden ist, ist der Kampf von Menschen gegen Menschen, aus dem das Drama einfacher Form bestand, nicht ausgelöscht. Es ist klar, daß ethische Konflikte, Konflikte, in denen die Entscheidung so schwerwiegend ist, daß sie die innere Lebensmöglichkeit des Entscheidenden aufhebt, nicht nur in innerlichen Zweifeln bestehen können, sondern daß sie nothwendig die Quellen von Thaten und Leiden, äußeren, sichtbaren Thaten und Leiden, eines Kampfes auf Leben und Tod, sein müssen, daß also der innerlich für unser Gefühl bedingte Untergang des Helden auch äußerlich wahrscheinlich oder doch möglich ist. Eine Situation stellt nur dann einen schweren ethischen Konflikt, wenn sie auch einen äußeren Kampf birgt, also im Sinne des einfachen Dramas dramatisch ist. Ein doppelter Kampf geht also aus solcher Situation hervor: der sichtbare der Menschen und der unsichtbare der Leben erhaltenden Mächte. In ihrer tiefen schicksalhaften Zusammengehörigkeit können wir sie nur erleben, wenn sie in einer großen kontrapunktischen Komposition, in ständiger Wechselwirkung an uns vorübergeführt werden; wenn das Ende des Helden das äußere Ergebniß des äußeren Kampfes und das innere Ergebniß seiner ethischen Entwurzelung ist und wenn es in dem Augenblick eintritt, wo diese beiden Momente in höchster Steigerung zusammentreffen.

Der gemeine Sprachgebrauch bezeichnet es als tragisch, wenn ein großes Glück und ein schwerer Schmerz zeitlich so zusammentreffen, daß sie einander an der Entfaltung im Gefühl behindern. Das nur zeitliche Zusammengebundensein zweier tiefen Gegensätze erscheint dem eindringenden Blick nicht als innig genug, um es tragisch zu nennen. Ueberall aber, wo Freude und Leid, Glück und Unglück, Jubel und Schmerz, Erfüllung und Verlust in Eins geschmiedet sind, aus einer Quelle fließen, unlöslich organisch verbunden hingenommen werden müssen, da entsteht in uns der Gefühlskonflikt, den das Wort „tragisch" bezeichnet. Der Reiz, den das tragische Gefühl auf uns ausübt, beruht in seinem Doppelcharakter, beruht in seiner den Menschen überschauernden Seltsamkeit, in der verwirrenden Gegensätzlichkeit, mit der es uns wie mit Fieberfrösteln durchdringt. Es lockt uns, wie der Abgrund uns lockt. Tragische Dinge haben weiter einen gewissen Formreiz. Tragik ist eine Form wie das Epigramm, ist ein antithetisches Spiel, ist das witzige Paradoxon, dessen eingeborene Gegensätze sich nicht mehr im Scherz, sondern, nun das Ganze in Lebensgröße verwandelt ist, in blutigem Kampf aufheben.

Soll das tragische Gefühl in uns erwachen, so ist nöthig, daß ein werthvoller Mensch gerade in seinem Werth Grund und Anlaß seines Unterganges trägt. In werthvollen Menschen allein entstehen Konflikte großer Lebensmächte; sie beweisen eben dadurch, daß solche Mächte, daß hohe Werthe in ihnen leben. Allein werthvolle Menschen können in die großen Konflikte gerathen. Und erst in den großen Konflikten entsteht und bewährt sich ihr Werth. Hier haben wir das tragische Epigramm. Was sich als die nothwendige Wesenssteigerung des Dramas darlegte, zeigt sich unter diesem Gesichtspunkt deutlich als die Tragoedie. Wie aus dem ungebändigen Willenschaos mit Nothwendigkeit einmal der ethische Charakter hervorgehen mußte, so mußte sich das Drama nothwendig einmal zur Tragoedie steigern.

Wenn uns nicht zweifelhaft ist, warum uns das Drama Genuß bietet, so braucht uns auch nicht zweifelhaft zu sein, warum die Tragoedie es in erhöhtem Maße thut. Wir brauchen keine Grausamkeitwollust und andere psychologische Argumente zu Hilfe zu rufen. Wir genießen nicht den tragischen Untergang des Helden, sondern wir nehmen ihn hin als die nothwendige Bedingung des erhöhten und gesteigerten Dramas, das ihm voranging. Denn in der Tragoedie ist nicht nur die Wirklichkeit des Dramas gesteigert, sondern seine wesentliche Form, die unerbittliche Vorwärtsbewegung. Sobald das Gefühl in uns wächst, daß der Untergang des Helden kommen wird, erhöht nicht nur unsere Erregung die abwärtstreibende Bewegung des Bühnengeschehens: diese Bewegung wird für unser kritisches Gefühl auch zwingender, unbeirrbarer. Wir fühlen: der herandrohende Untergang des Helden verflicht die Motive, daß sie keine Auslösung finden, daß sie — sich stets erneuernd, sich neu verbindend — in immer ängstlichere Spannung einlenken müssen. Er ist der gewaltigste Beweger der Handlung, die er mit dem Magnetismus der Katastrophe vorwärtsreißt. Er wirkt aus der Zukunft in Gegenwart und Vergangenheit zurück. Er ist schlechthin das Schicksal.

Die Bewegung der Tragoedie liegt nicht nur in dem „Woher?" sondern auch in dem „Wohin?"

Weimar. Wilhelm von Scholz.

# Amerika.

Die große Mehrheit, die den Präsidenten Roosevelt wiedergewählt hat, spricht sich in ihrem Votum zugleich eigentlich für die Fortdauer des amerikanischen Trustwesens aus; und diese geschäftliche Bedeutung der Wahl geht über die politische noch hinaus. Denn die Frage, ob die Trusts feindlich oder freundlich behandelt werden sollen, ist für die ganze Weltwirthschaft wichtig. Deshalb gab es Mittwoch schon in aller Morgenfrühe ein lebhaftes Straßengeschäft vor der londoner Stock Exchange. An demselben Mittwoch erreichte der Umsatz an der new yorker Börse die bisher beispiellose Höhe von 2200000 Shares; einen Tag vorher hatte der Umsatz noch nicht einmal die Hälfte betragen. Solche Schwankungen sind der Rede werth; und sie erklären, warum seit geraumer Zeit die londoner Tendenz schließlich an den deutschen Börsen immer den Ausschlag giebt. Denn obgleich Berlin auch direkt in New-York viel handelt, bleibt London doch immer noch der mächtige Vermittler. Dieser Einfluß ist aber natürlich verdoppelt, seit auch der Goldminenmarkt wieder rühriges Leben zeigt, an dem Deutschland bekanntlich sehr stark interessirt ist. Die dreizehntausend importirten Kulis haben die Kurse der Transvaalwerthe in die Höhe getrieben. Das gehört aber in ein anderes Kapitel. Heute will ich nur von Amerika sprechen.

Seit einem Jahr geht es den Vereinigten Staaten wieder so gut, daß die Besitzenden vor einem Experiment, wie es die Wahl des Herrn Parker gewesen wäre, eine begreifliche Scheu hatten. Die Lage war diesmal ganz anders als in der Zeit, wo Bryan gegen Mac Kinley kämpfte. Damals hatten die Farmer schon eine ganze Weile zu leiden und es kostete Mühe, den Wählern klar zu machen, daß die Silberwährung, die Bryan empfahl, ihnen nicht Nutzen, sondern Schaden bringen würde, sie zu überzeugen, daß gerade der amerikanische Zahler die beste Währung brauche. Jetzt kam es gar nicht erst zu heftigen Kämpfen. Einem zweijährigen Aufschwung war ein Rückschlag gefolgt, der kaum ein Jahr dauerte; und fast eben so lange währt nun schon die Erholung. Selbst Schwarzseher sagen drüben noch kein nahes Ende der günstigen Konjunktur voraus; und die Macht der Baissepartei ist in New-York einstweilen denn auch gebrochen. Was aber an diesem Hauptplatz nicht zu erreichen ist, wo aus dem ganzen Westen und aus dem durch die Industrie reich gewordenen Süden das Geld zusammenströmt, ist, wenigstens in größerem Umfang, auch an den (übrigens gar nicht kleinen) Börsen von Boston, Baltimore, Chicago, San Francisco u. s. w. unmöglich. Daß unsere Hüttenmänner ohne besondere Hochachtung von der Weltausstellung in Saint Louis heimkehren, darf uns nicht beirren. Die amerikanische Industrie schreitet rastlos vorwärts und der Handel ist so gut organisirt, daß er für diese Industrie unter den günstigsten Bedingungen zu kaufen und zu verkaufen versteht. Sogar die bis vor Kurzem noch passive Textilfabrikation spielt im Export schon eine Rolle und die dazu gehörige Farbenchemie wird bald aus den Kinderschuhen gewachsen sein. Gewiß bezieht die Union von uns noch manches Produkt, zum Beispiel: das Bisulfit, das doch überall herzustellen ist, namentlich da, wo man Kupfer und Zink leicht rösten kann; solche Thatsachen fallen auf, beweisen im Grunde aber gar nichts. Chromleder, das früher auch von uns bezogen wurde, wird jetzt schon exportirt. Und es ist sicher, daß die Amerikaner auch in der Chemie mit sichtbarem Erfolg nach Selbständigkeit streben. Die Kaufkraft der

Massen, der wichtigste Faktor für die Berechnung jeder nationalen Wirthschaftkraft, ist drüben eben viel stärker als in Europa; die Farmer und die gelernten Arbeiter Amerikas leben auf ganz anderem Fuß als ihre Berufsgenossen auf unserer Seite des Ozeans. Strikes werden durchaus nicht immer mit eigensinniger Zähigkeit durchgekämpft; höchstens noch im Montangebiet, wo die Elemente die Leidenschaften zu steigern scheinen. Selbst die Riesentrusts, die eine lange Reihe von Aktien in ein einziges Certifikat verwandeln, das oft genug zum Gegenstande des wildesten Börsenspieles wird, haben die Dauer der Strikes nicht verlängert. Nur wo es an ausreichender Beschäftigung fehlt, lehnt eine Company alle Forderungen der Arbeiter so schroff ab, daß es wirklich zum Ausstand kommt; dann braucht sie sich nicht durch Entlassungen vor dem Lande verhaßt zu machen.

Seit Jahren hat die Bevölkerung ungeheure Kassenreserven, die durch die Einwanderung vermögender Leute gemehrt werden. Die Rohstoffe bringen den Vereinigten Staaten den Reichthum. Getreide, Baumwolle, Kupfer, Petroleum, Tabak: Das sind unentbehrlich gewordene Weltartikel, die ein Land mit Gold strömen befruchten. Die Weizenernte ist diesmal mittelmäßig und erlaubt keinen Export. Dafür hat Rußland — ein Glück im Unglück — Riesenmengen geerntet; nur kann sein Handel sich dem amerikanischen nicht von fern vergleichen. Der Russe muß zu jedem Preis verkaufen, weil die Banken in dieser schweren Kriegszeit keine Vorschüsse geben; wegen eines Krieges, dessen Schauplatz Tausende von Meilen vom eigentlichen Lande entfernt ist, muß also die Hauptwaare verschleudert werden. In Amerika haben fünfundzwanzigtausend Spinner die Arbeit wieder aufgenommen und Baumwolle geht in Riesenquantitäten nach Europa. Der Ertrag der Petroleumquellen soll, so sagt man, nachlassen; dabei braucht die Union selbst von Jahr zu Jahr mehr Petroleum. Die sehr gute Maisernte sichert wohlfeiles Schweinefutter; und in welchen Mengen Schweinefleisch aus Amerika exportirt wird, ist ja bekannt genug. Nicht ganz so bekannt ist die Wichtigkeit anderer Rohstoffe So geht, zum Beispiel, sehr viel amerikanisches Heu in die britischen Kolonien und in andere Gegenden; und der Umsatzwerth der Heuernte ist noch größer als der der Fleischproduktion.

Dennoch muß die Geldabundanz überraschen. Dem Barumlauf fehlt ja die rechte Elastizität; und die Union hat keine Staatsbank mit Notenausgabe und Diskontirungsfähigkeit für Wechsel. In diesem Mangel darf man aber kein Zeichen rückständigen Geistes sehen. In einer freien Demokratie können wirthschaftliche Einrichtungen allzu leicht zu politischen Zwecken ausgebeutet werden. Das weiß der amerikanische Bürger. Sind die großen Eisenbahngesellschaften in der Schweiz nicht politische und parlamentarische Parteimächte ersten Ranges geworden? In Philadelphia gab es ja eine Notenbank, die um die Mitte der dreißiger Jahre (unter Jackson) fallirte; die Noten wurden natürlich bezahlt, aber das ganze Aktienkapital ging verloren. In Amsterdam, wo so viele Nonvaleurs notirt werden, konnte man diese Aktien freilich noch Jahrzehnte lang mit 1/2 oder 1/4 Prozent auf dem Kurszettel finden. Daß in Amerika wieder eine Notenbank gegründet wird, ist nicht anzunehmen. Vorzüglich aber ist das new-yorker Clearinghouse geleitet, das sich fast immer entgegenkommend zeigt, doch, wie bekannte Beispiele gelehrt haben, auch die Entschlußkraft hat, unsolid geleitete Banken rücksichtlos auszuscheiden. Nützlich erweisen sich auch die Versicherungsgesellschaften (es giebt fast nur noch sehr große) und die Sparkassen. Auf vielen Prospekten

stehen Versicherungsgesellschaften; so bekanntlich auch auf dem der londoner Untergrundbahn; nicht etwa nur, weil die Speyers auch in der Mutual Company sitzen, sondern, weil die Mutual eben überflüssige Mittel hat.

Wie drückt sich nun diese ganze Aufwärtsbewegung an der Börse aus, wo in Amerika doch fast alle gewerbliche Thätigkeit finanzirt, in Aktien und Bonds und auf den Trustwegen dann noch einmal in Certifikate umgewandelt wird? Die Hausse herrscht noch nicht sehr lange. Das ist leicht zu erklären. Die Eisenbahnen können ja erst mit großen Einnahmen auf die Kurse wirken, wenn der Transport all der Waaren begonnen hat. Auch muß man Herrn Pierpont Morgan das Verdienst lassen, daß er das gesunde System durchgesetzt hat, dessen erste Regel lautet: Alle Betriebsverbesserungen werden aus den Einnahmen bezahlt. Sogar bei den Wagons, für die bisher stets Cartrustobligationen ausgegeben wurden. Deshalb wird auch eine Dividende von 4 Prozent jetzt schon als günstig angesehen; danach ist der Kurs der Shares bemessen und die Spekulation kann sich intensiv nur noch mit den Eisenbahnaktien beschäftigen, denen das große Kapital einen weiten Markt schafft. Nur einzelne Industriewerthe, namentlich die von Morgan so theuer gegründeten Steel-Certifikate, erregen bald Furcht, bald überschwängliche Hoffnung. Diese Stahlcertifikate, die zu ungefähr 42 eingeführt und auch von deutschen Privatleuten eifrig gekauft wurden, waren schon bis auf 9 herunter, stehen jetzt aber wieder auf 27. Das ist wohl die Folge besserer Marktberichte, nicht größerer Agiotage. Die Eisenbahnsysteme, von denen einst so Ungeheures erwartet wurde, haben sich noch weiter vermindert. Vor einem Jahr gab es sechs, jetzt giebt es nur noch drei große Durchgangsbahnen (vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean): die Central Pacific mit der Southern, die Atchison-Topeka-Santa Fé mit den Oclohamabahnen und die Union Pacific mit ihren Missourilinien durch Vermittlung der Denver- und Rio Grande-Bahn. Hauptintereſſenten sind bei diesen Unternehmungen: die Vanderbilts, Morgan, die Pennsylvanian Company (mit ihrem Präsidenten Cascar), Gould (der sich später mit Rockefeller verbündete und von Harriman berathen wird) und Kuhn, Loeb & Co., das Bankhaus, das sich, als konservative Geldmacht, sonst mehr mit der Ausgabe von Obligationen (der Mortgagebonds) befaßt. Dazu kommen noch Speyers, die zwar an der Southern längst nicht mehr interessirt sind, durch die Interozeanische Bahn sich aber in Mexiko Macht und reichlich rentirenden Einfluß verschafft haben. Mexiko geräth überhaupt — so sehr seine Präsidenten sich dagegen sträuben — finanziell mehr und mehr unter die Vormundschaft der Union.

Ich will ein paar Beispiele für die Kurssteigerungen anführen. Erie gingen in zwei Monaten von 36 auf 43 (wegen Verhandlungen mit einer Cincinnatibahn, die den Weg nach Ohio öffnet). Readings (die Kohlenbahnen) stiegen seit einem Vierteljahr von 57 auf 77. Die Vorzugsaktien der Chicago and Great Western (wegen einer Finanztransaktion mit der Rock Island) in vier Wochen von 50 auf 64. Atchison, die früher schon 97 standen, dann nach und nach bis auf 50 sanken, sind wieder auf 88 geklettert. Canadian Pacific gaben ihre jungen Aktien den alten Besitzern zu Pari; bei einem Kurs von 136. Das ist eine große Bahn, die verschiedene Linien ihrer Provinz zukauft, aber in Common Shares zahlt, da sie nur wenige Preferred Shares emittirt hat. Louisville and Nashville, vor einem halben Jahr noch unter Pari, stehen jetzt 136, da die Baumwolltrans-

porte sehr gute Aussichten gewähren. An diesen Steigerungen hat Berlin ungemein viel verdient, viel mehr als Frankfurt, das sonst mit Amerikanern besser Bescheid weiß, sich diesmal aber zurückgehalten hat. Fraglich ist nur, ob durch Contreminiren den Berlinern nicht wieder ein Theil ihres Gewinnes entrissen werden wird. Wie die Dinge heute in New-York liegen, können Cliquen zwar Ab- und Zuschläge, aber keine Hausse bewirken: die ist nur möglich, wenn das Publikum sich stark betheiligt. Trotzdem kann es natürlich zu Abschwächungen kommen; aber die Baissiers habens in New-York jetzt nicht so leicht wie sonst. Durch unnöthiges Verpfänden vieler Papiere kann das Geld künstlich vertheuert werden: und allerlei ähnliche Manipulationen bleiben natürlich immer denkbar.

Die deutschen Börsen ließen sich früher viele gute Aktien entgehen, die, weil sie zu niedrig standen, der Handelskammerweisheit gefährlich schienen und, weil sie den heimischen Aktien Konkurrenz machten, von den Banken nicht gern gesehen wurden. Stets wurde vor ihnen gewarnt. Als ob unsere angestammten Industrie- und Verkehrsaktien sammt und sonders goldsicher wären! So wurden einst Atchison-Topeka zum Kurs von 8 abgewiesen: heute stehen sie 102. Rio Tinto durften zu 250 nicht eingeführt werden: heute stehen sie 1550. De Beers wurden zu 5 abgelehnt: die getheilten Aktien werden heute sogar zu $18^1/_2$ Pfund notirt. In sehr vielen Fällen hat man die Ertragsmöglichkeiten einer nahen Zukunft also falsch geschätzt. Die Gerechtigkeit zwingt aber, zu sagen, daß solche Kurzsicht durchaus nicht nur eine Eigenschaft der berliner Finanz war. Pluto.

# Ein Brief.

Verehrter Herr Harden, gestatten Sie mir, daß ich Herrn Professor Hasbach (für seine zeitgemäßen Betrachtungen im sechsten Heft dieses Jahrganges) danke. In der That: das Gymnasium verlangt heute nicht zu viel; und wer Das nicht leisten kann, was es verlangt, gehört eben nicht hin. Vor fünfzig, sechzig Jahren wurde nicht weniger verlangt; und damals wurde kein Schüler nervös. Ich habe zwar, obwohl sehr schwächlich und in der Jugend mit allerlei Elend behaftet, keine Vorstellung davon, was die Nervosität ist; aber ich glaube, versichern zu können, daß sie auch keiner meiner Schulkameraden aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Wer nicht mit fort konnte, blieb sitzen und ging schließlich ab; doch nervös wurde er nicht. Besonders über die Empfehlung der Internate habe ich mich gefreut. Wenn die heutigen Gymnasiasten an Nervosität (oder wie man das Ding sonst nennen will) leiden — vielleicht ists bei manchen blos ein chronischer Katzenjammer —, so trägt ohne Zweifel das viel gerühmte Familienleben die Hälfte der Schuld. Werden doch viele Kinder, bis zu den Babys hinunter, im Winter in Abendkonzerten, im Sommer in Biergärten bis Mitternacht herumgeschleppt; und von Ruhe und fester Ordnung ist auch zu Hause keine Rede. Jedes Frühjahr ärgere ich mich darüber, wie die breslauer Zeitungen jammern, daß von nun an wieder die armen Kleinen schon um sieben Uhr in der Schule sein müßten, was besonders am Montag grausam sei. Eine Erholung und Sonntagsruhe, die den Kopf schwer macht, die nicht bewirkt, daß am Montag die Kleinen um sechs, die Größeren um fünf Uhr frisch und munter zur Arbeit sind, ist keine Erholung, sondern eine Pest. Auf unserem Gymnasium waren nur wenige von den dreihundert Schülern Bürgersöhne des Städtchens. Die meisten waren Auswär-

tige; und auch die in Privatquartieren Wohnenden mußten sich der Hausordnung des Konviktes fügen. Im Winter wurde um Halb Sechs, im Sommer um Halb Fünf aufgestanden; von Sechs, im Sommer von Fünf bis Sieben waren „Studien“; im Winter wieder nachmittags von Fünf bis Sieben; die Zeit vor und nach dem Abendessen war frei, aber Ausgehen war nicht erlaubt. Im Sommer wurden die Nachmittagsstudien von Vier bis Sechs, Mittwoch, Sonnabend und Sonntag von Halb Vier bis Viertel Sechs abgehalten; unmittelbar daran schloß sich das Abendbrot, das natürlich nicht mehr als eine Viertelstunde raubte; dann durfte man ausgehen und die schöne lange freie Zeit — drei bis vier Stunden — wurde auf dem Badeplatz, in Flur und Wald zugebracht und mitunter zu weiten Ausflügen verwendet; nur wer Musik übte, Privatstudien trieb, Nachhilfeunterricht gab oder empfing oder einmal mit den Schularbeiten nicht fertig geworden war, blieb ein paar Stunden daheim; sehr selten ging man auf Ausflügen in ein Wirthshaus und trank ein Glas Bier.

Kann ich — bis auf ein Sätzchen — Hasbachs Artikel Wort für Wort unterschreiben, so muß ich doch eine Ergänzung hinzufügen. Das Familienleben mag etwa die Hälfte der Schülererkrankungen verschulden; die andere Hälfte dürfte der Schulbureaukratismus auf dem Gewissen haben. Nicht das Maß des zu bewältigenden Lernstoffes schadet, sondern, daß dieses Maß von Allen genau auf die selbe Weise bewältigt werden muß und daß das Urtheil über die Leistungen der Schüler streng arithmetisch ermittelt wird. Darüber habe ich mich in meinen Lebenserinnerungen („Wandlungen“, bei Grunow, 1896) ausführlich ausgesprochen. Das Sätzchen, zu dem ich eine Glosse machen muß, lautet: Wenn die Unfähigen nicht erst aufs Gymnasium geschickt würden, so würden sie „zeitig für den Beruf vorbereitet werden, zu dem ihre Begabung sie bestimmt“. Das sieht so aus, als wenn diese anderen Berufe sehnsüchtig auf neuen Zufluß warteten. Bekanntlich giebt es nur einen solchen Beruf: den der Kuhmägde und der Ochsenknechte; und auch der sehnt sich nicht selbst nach frischen Rekruten, sondern der Stand seiner Herren, die ihn brauchen. Alle anderen Stände sind überfüllt. Daran ist bekanntlich die Uebervölkerung schuld, die man aber vor den Ohren der Maßgebenden nicht nennen darf: in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise. Und daß es trotz der Uebervölkerung an ländlichem Gesinde und an landwirthschaftlichen Tagelöhnern fehlt, daran ist der Staat schuld, der mit Militärdienstzwang, Bildungzwang, Berechtigungwesen, Begünstigung der Großindustrie, Polenpolitik und anderen Dummheiten die letzten Reste der bodenständigen Bevölkerung entwurzelt, sie in die fluktuirenden gewerblichen Massen und in die freien Berufe hineintreibt. Gewerbe: Das bedeutet bei Uebervölkerung Zwang zum Schwindel, zu verlogener Reklame und zu verderblichem Luxus; freie Berufe: Das bedeutet bei Uebervölkerung akademisches und literarisches Proletariat, Kommunismus und Anarchismus. Und nachdem man diesen Prozeß planmäßig in Gang gebracht hat, will man ihm mit einer inneren Kolonisation entgegenarbeiten, die gelobt werden müßte, wenn sie nicht liliputanisch und zu theuer und der letzte und kräftigste Anstoß zu jenem Prozeß wäre. Denn man betreibt sie ja zu dem in die Welt hinausgeschrienen Zweck, die einzige Schicht der Unterthanen Seiner Majestät vollends rebellisch zu machen, die bis dahin noch den Landwirthen, den Fabrik- und Grubenbesitzern geduldige, willige und anspruchlose Sklaven geliefert hatte, dem Staate aber Rekruten, die blind gehorchten, ohne innerlich zu raisonniren.

Neisse. Karl Jentsch

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.




Berlin, den 26. November 1904.

# Ein Sommer in Byzanz.

Ich versicherte vor einiger Zeit mit einem gewissen Stolz Herrn Harden, daß mir jedes politische Interesse fehle. Das vergangene halbe Jahr, der Sommer unseres Festvergnügens, hat mir diesen Stolz genommen; zu viel des Großen und Glänzenden ist da auf uns eingestürmt.

Vertieft man sich mit Liebe in die Ereignisse dieser Zeit, so fällt besonders auf, daß in Deutschland Feste und politische Ereignisse in einer so eigenthümlichen Beziehung zu einander stehen, wie sie wohl kein anderes Land aufzuweisen hat. Das muß jeden guten Deutschen nicht nur mit Befriedigung, sondern mit Begeisterung erfüllen; denn es zeigt, wie harmonisch die Entwickelung unseres Vaterlandes vor sich geht. Wer möchte leugnen, daß der für die Nächstbetheiligten ja unerfreuliche Brand der Stadt Aalesund für das Deutsche Reich zu einem Fest wurde, wie es erhebender und glänzender nicht gedacht werden kann? Flügeladjutanten fuhren mit wollenen Decken über das Meer, aber Deutschlands Ruhm flog um den Erdball. Wer sich die Mühe nahm, die von der deutschen Presse mit gewohnter Sorgfalt gesammelten Auslandsstimmen zu lesen, bedurfte keines weiteren Beweises für die Wahrheit des schönen Kanzlerwortes: „Deutschland in der Welt voran". Ein wundervoller Altruismus; denn was ist uns die kleine norwegische Stadt, der wir sofort, und was dagegen das überschwemmte Schlesien, dem wir spät und ohne Festfreude halfen? Es ist nicht byzantinische Uebertreibung, wenn man sagt, daß die Expedition nach Aalesund der erste Ansturm gegen die Schranken war, die bisher Staaten und Völker trennten. Also eine erfolgreiche Vorarbeit für die That der beiden Automobilkutscher Thery und Jenatzy, die bekanntlich etwas später, angesichts restaurirter Burgen bei Homburg, mit ihren übelriechenden Automobilen die Kulturvölker für immer vereinten.

Was Deutschland damals mit rein menschlichen Mitteln anstrebte, besorgten England und Frankreich auf dem politischen Gebiet; und Graf Bülow konnte uns die erfreuliche Kunde bringen, daß diese Staaten, des langen Haders müde, den Marokkovertrag geschlossen hätten. Mit Recht meinte der Kanzler, daß die Machtstellung Deutschlands durch diese Verminderung der Reibungsflächen zwischen den Völkern noch imponirender geworden sei, als sies unter seiner eisernen Faust schon vorher gewesen war. Unsere Regirung hatte sich gehütet, durch die Forderung eines marokkanischen Hafens die werdende Völkerharmonie zu stören. Frankreich hätte ihn uns wahrscheinlich überlassen; aber wir hielten uns selbstlos zurück. Der spanisch-französische Marokkovertrag, der ja nur zum Theil bekannt wurde, hat gewiß das monumentale Werk der deutschen Weltpolitik gekrönt. Selbst wenn minder unternehmende Staatsmänner in Deutschland ans Ruder kommen sollten, wird ihnen durch diese Verständigung der beiden Mittelmeerstaaten wohl jede Möglichkeit der Eintrachtstörung genommen sein. Kein Wunder, daß dieser weltpolitische Erfolg die südwestafrikanischen Ereignisse in den Hintergrund drängte. Warum siedeln sich deutsche Farmer auch in einer Kolonie an, wo ein preußischer Beamtenapparat mustergiltig arbeitet und Missionare den armen Negern das Christenthum predigen? Daß diese opferfreudigen Missionare, ganz von den süßen Himmelslehren erfüllt, mit ihren gläubigen schwarzen Proselyten ein Herz und eine Seele waren, von den rohen, zum Theil dem Christenthum wohl schon entfremdeten weißen Farmern sich aber verletzt zurückzogen, ist übrigens ein rührender Zug im Bilde echt neudeutschen Wesens.

Nach den unvergeßlichen Tagen von Homburg kam die Kieler Woche. Sie brachte ein weltgeschichtliches Tennisturnier; und ein entschlossener Seeoffizier bediente sich des elektrischen Funkens, um der lechzenden Volksseele das Tenniskostüm des Kronprinzen ausführlich zu beschreiben. Die Schilderung dieser Feste nahm in fast allen Blättern einen viel größeren Raum ein als die Ereignisse des afrikanischen Krieges; sie wurde auch mit unvergleichlich größerem Interesse gelesen. Schon die Abonnentenzahl des von dem Seeoffizier aus Kiel telegraphisch bedienten Blattes zeigt, daß es für die Bedürfnisse der Volksseele ein feines Verständniß hat. Sein Besitzer weiß, wofür er hohe Depeschenkosten aufzuwenden hat, weiß ganz genau, welcher Schmaus dem Gaumen der Kundschaft behagt. Das gilt besonders von den Segelsportberichten. Seit der Kaiser aus dem früheren bescheidenen Regattaverein den kaiserlichen Yachtklub geschaffen hat, sind diese Wasserfeste mehr und mehr zu einem Sammelpunkte der reichen Leute geworden; nicht etwa, weil diese Leute ihr Interesse am Sport bethätigen möchten, sondern, weil sie den (wiederum echt deutschen) Wunsch haben, dem Klub anzugehören, an dessen Spitze der Kaiser steht, in eine persönliche Beziehung — selbstverständlich in aller Devotion — zu ge-

langen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, vielleicht auch ein sichtbares Zeichen seiner Gnade auf der Brust zu tragen. Das Seeoffiziercorps, die mächtigen Panzerkolosse und flinken Torpedoboote liefern die wirksame Staffage, wenn die königlichen Kaufleute rennen und frühstücken lassen. Diesmal waren auch Milliardärtöchter aus dem Lande des Sternenbanners gekommen; und sie wurden nach Gebühr von höchsten und allerhöchsten Herrschaften geehrt. Nörgler spotteten darüber, daß die Minister zur Kieler Woche eilten, mußten bald aber verstummen: denn wieder sahen wir einen Meisterstreich deutscher Weltpolitik. Arglos nahte König Eduard von England, der gutmüthige Lebemann, mit einem meterhohen goldenen Pokal; nicht als Herrscher des englischen Weltreiches, das ja, wie wir Alle wissen, dem Zerfall nah und dessen Hinterlassenschaft uns vom Himmel zugedacht ist, sondern als Sportsman, wie er in seiner biederen Weise beinahe täglich betonte. Blut ist dicker als Wasser. Nach Paris, Rom, Wien war der König gegangen; nach Kiel kam der Onkel, der Segler. Ein offizieller Besuch Eduards in Berlin hätte der Herzlichkeit seines Empfindens widersprochen. Deshalb antwortete er auf die politischen Reden, mit denen ihn Wilhelm der Zweite begrüßte, auch stets nur als Sportreisender und betheuerte immer wieder, er sei nur als Privatmann und Verwandter nach Kiel gekommen. Als der deutsche Kaiser ihm erklärte, weshalb er die deutsche Flotte zu vermehren trachte, als er versicherte, wir hätten wirklich und wahrhaftig keine aggressiven Absichten, und als er sogar auf die Eindrücke seiner Kindheit zurückgriff, um durch persönliches Interesse den Flottenbau zu rechtfertigen, da war Eduard überwunden und konnte nur sagen, er wünsche der deutschen Marine alles Gute, besonders aber herzliche Beziehungen zu den englischen Kameraden. Ein Schrei stolzen Triumphes ging durch Alldeutschland. Zwar las man in londoner Blättern, der König habe in der Beantwortung kaiserlicher Reden eine rühmenswerthe Geschicklichkeit gezeigt, jeden politischen Ton vermieden und doch die Gebote der Höflichkeit nie verletzt. Die nächsten Tage aber schon zeigten die Haltlosigkeit dieses Geredes. Mit schneidiger Thatkraft wurde die glorreich errungene Position von unseren Geschäftsführern ausgenutzt. Wir standen am Vorabend großer Ereignisse. Uneingeladen dampfte die deutsche Schlachtflotte in den englischen Kriegshafen von Plymouth. Ad oculos sollte sie demonstriren, vor welchem furchtbaren Feind das verrottete Albion erbeben müsse, wenn es unsere Welthegemonie nicht bedingunglos anerkenne. Hohe Ehre wurde den Gästen erwiesen; sogar ein Adjutant des Königs begrüßte die deutsche Flotte. Festessen. Festrede. Alles, wie sichs gehört. Nur Alles ein Bischen kühl; unsere Seeoffiziere hatten nicht den Eindruck, willkommene Gäste zu sein. In der Presse waren zwei Richtungen zu unterscheiden. Manche Blätter lobten die deutschen Schiffe, ihren Typ und Gefechtswerth überschwänglich. Darob zog froher Stolz in

die Brust des deutschen Weltpolitikers ein, der bekanntlich alle großen Worte verabscheut und in strengster Selbstprüfung mit sich und seinen Werken ins Gericht zu gehen pflegt. Kleinliche Neider meinten allerdings, die Absicht dieser englischen Stimmen sei, ihre Landsleute auf die von der deutschen Flotte drohende Gefahr hinzuweisen, einen Präventivkrieg zu fordern und auf erneute Rüstungen zu dringen. Doch auch andere Stimmen kamen über den Kanal an unser Ohr. Da wurden die deutschen Schiffe fachmännisch und sachlich kritisirt und behauptet, unsere Schlachtschiffe seien den neuen englischen Panzerkreuzern nicht überlegen. Das scheint mir für die nach Plymouth geschickten Schiffe richtig. Trotzdem wurden die Kritiker bei uns natürlich schnöder Mißgunst geziehen. Was aber bedeutet die britische Presse? Viel, meint Mancher; sie bringt wirklich die Stimmung des Volkes zum Ausdruck, — eines politisch empfindenden Volkes, das ein ernst zu nehmender Machtfaktor ist. Solcher Wahn konnte nicht geduldet werden. Nein: Die englische Presse bedeutet nichts. Hätten wir auf sie gehört, dann wären wir zu der Meinung gekommen, der deutsche Flottenbesuch sei ein grober Fehler gewesen. In Wirklichkeit, riefen die Offiziösen, war er ein Riesenerfolg. Die selbe weitblickende Politik führte die deutsche Flotte als ungebetenen Gast auch in die niederländischen Häfen und die gewandtesten Korrespondenten mußten sich plagen, um die Aufnahme, die schlechten Psychologen direkt unfreundlich schien, aus dem schwerblütigen Wesen der stammverwandten Niederländer in befriedigender Weise zu erklären. Der Niederländer zeigt eben freudige Gefühle nicht; aber niemals birgt er ihrer mehr in seinem Busen als in den Stunden, wo er sich kühl und sichtlich beunruhigt zeigt.

Muthige Männer reden bei uns von einer nah bevorstehenden „Auseinandersetzung" zwischen England und Deutschland ungefähr in dem selben Ton wie von der bevorstehenden Enthüllung eines Denkmals, die zwar keine besondere Freude bereite, aber mitgenommen werden müsse. Eine Auseinandersetzung dieser Art würde nach meiner Kenntniß der auf beiden Seiten vorhandenen Machtmittel mit unfehlbarer Gewißheit und allergrößter Geschwindigkeit zu unseren Ungunsten entschieden werden. Als Nörgler muß ich sagen, daß die politischen Fehler, die den Sommerfesten folgten, in Deutschland viel zu wenig beachtet worden sind. Waren die Flottenbesuche wirklich nöthig? Sie konnten den Nachbarn ja nur zeigen, daß wir in den letzten Jahren neue Schiffe gebaut haben. Das aber wußten diese Nachbarn schon. Merkwürdig, daß nach all dem unendlichen Gerede das Verständniß für den Werth der Marine noch immer so gering ist. Selbst Leute, die den Befähigungsnachweis als Weltpolitiker erbracht zu haben glauben, leisten da Wundersames. Die Einen versprechen ihren Wählern Brasilien, dem Deutschen Reich die Weltherrschaft, bedürfen dazu aber keiner Flotte und machen die Bewilligung neuer Schiffe von dem Ausfall der Handelsverträge abhängig. Die Anderen

meinen, daß schon unsere Gegenwart auf dem Wasser liegt, und wollen die überflüssige Armee vermindern: Rußland ist kein nennenswerther Feind mehr, Frankreich auch nicht, — also! Aehnliches hört man jetzt oft von Leuten, die uns als berufene Stimmführer vorgestellt werden. Warum sind sie berufen? Weil sie weite Reisen gemacht haben. Auch eine Errungenschaft der neuen Aera deutscher Weltpolitik: wer durch große Reisen „der Enge europäischer Verhältnisse entrückt worden ist", braucht, um mitreden zu dürfen, die Weite seines politischen Blickes nicht erst zu beweisen. Doch hier soll ja nicht der Nörgler, sondern der Panegyriker reden.

Im September begann die glänzende, leider nur allzu kurze Periode der Paraden und Manöver. Schauplatz: Altona und Umgegend. Nach fünfwöchiger Vorübung erachtete man auch die Schiffsmannschaften der aktiven Schlachtflotte für qualifizirt, auf dem Paradefeld vorbeizumarschiren. Ich gebe mich der bescheidenen Zuversicht hin, daß man im nächsten Jahr einen fachmännischen Vorschlag befolgen, die Linienschiffe auf Rollen setzen und sie unter dem Donner der Geschütze von den Besatzungen über das Blachfeld ziehen lassen wird. Dann ging es zu einer Marineparade vor Helgoland. Nach zweitägigen Manövern der Flotte erklärte der Kaiser, Niemand werde Deutschland hindern wollen, sich die Flotte zu bauen, die es für nothwendig halte. Ein Theil der Presse hat diesem Wort den Sinn gegeben, uns könne Niemand hindern, zu thun, was wir wollen. Meiner Auffassung nach muß es mit den kieler Reden in Zusammenhang gebracht werden. Eduard hat es gewiß nicht falsch verstanden; und ich hätte gern die Mienen der Auguren gesehen, die im londoner Auswärtigen Amt die Rede lasen.

Wie in jedem Jahr, so übertraf auch diesmal der Glanz der Kaisermanöver alles bisher Dagewesene. In der „Zukunft" ist darüber schon gesprochen worden. Ich brauche um so weniger noch einmal darauf einzugehen, als fast alle Berichterstatter den selben Leisten benutzt hatten und es deshalb unmöglich war, sich ein Urtheil über die Einzelheiten zu bilden.

So verlief dieser Sommer offiziellen Vergnügens; ohne Bedeutung für unsere Weltstellung war er leider nicht. Und der russisch-japanische Krieg? Warten wir ab. Noch heute giebt es Leute, die mit listigem Lächeln rühmen, wie fein wir die Gelegenheit benutzt haben, uns zum tertius gaudens zu machen und als führende Macht den europäischen Festlandsbund gegen England vorzubereiten. Dieser Bund ist durch die Marokkoverträge Englands, Frankreichs und Spaniens ja in nächste Nähe gerückt.

Beinahe spurlos sind die politischen Fehler am öffentlichen Bewußtsein abgeglitten; und wer behauptet, daß es mit dem deutschen Ansehen, der deutschen Macht abwärts geht, wird — Das ist der Humor davon — des Mangels an patriotischer Gesinnung beschuldigt. Und dabei sehen wir eine parvenuhafte

Eitelkeit, eine blinde Selbstüberschätzung, wie sie fast schon unerreicht unter den Nationen dasteht. Tausendmal hat man „dem deutschen Volk mahnend zugerufen", es sei falsch, den Maßstab bismärckischer Zeit an die unsere zu legen. Solche Zurufe kommen namentlich von einer gewissen Klasse älterer Journalisten und Professoren, die sich rühmen, das alte Regime gekannt zu haben und mit dem neuen „in Fühlung zu stehen"; von Leuten mit Brusttönen, sicherer politischer Lebensweisheit und „nüchternem Blick". Treibt vielleicht gar die besagte Fühlung sie zu solchen Mahnreden? Nur ganz Wenige denken in Deutschland ja mit Heimweh an die Aera Bismarck. Die allgemeine Ansicht ist, daß Bismarck für „seine Zeit" recht brauchbar, aber auch in der Enge dieser Zeit befangen war. Und heute fliegt der deutsche Aar über die Weltmeere. Ich für mein Theil glaube, daß wir einer starken Seemacht bedürfen, aber auch, daß Bismarck, der uns Flotte und Kolonialpolitik schuf, in maritimen Dingen den selben Scharfblick hatte wie überall. Ich erinnere nur an den Nord-Ostsee-Kanal; er wollte ihn von der Elbe bis nach Wilhelmshafen fortsetzen, weil er erkannt hatte, daß der Angriffspunkt nicht mehr in der Jade, sondern in der Elbe liegen werde. Der neue Geist überfliegt die Weltmeere und giebt sich mit Kleinigkeiten nicht ab. Wozu braucht unsere die Elbmündung schützende Flotte denn ein ihr sicher zugängliches Arsenal? Begeisterung braucht sie, Begeisterung des ganzen Volkes; und an der fehlts ja nicht. Die wird an allen Biertischen und in den meisten Redaktionen Tag vor Tag fabrizirt. Für die Flotte, das Heer, den Kanzler und besonders für die Person des Monarchen. Hier ist das Loben fast schon loyale Pflicht; trotzdem es doch auch eine Form der Kritik ist. Verboten ist nur der Tadel; streng verpönt. Die Leute sogar, die mit sorgenvoller Miene den „neuen Kurs" unheilvoll nennen, preisen gleich danach mit schönen Reden den Kaiser. Eine bequeme Fiktion; die leider nur nicht recht haltbar ist. Hat die „Oeffentlichkeit", an die sich der Kaiser so oft, in politischen und unpolitischen Angelegenheiten, wendet, nicht das Recht, nicht die Pflicht, ihm selbst deutliche Antwort zu geben, statt mit allerlei Handlangern zu hadern? Manches Beispiel hat gelehrt, daß er mit Volksstimmungen, die wirkliche Willenskraft verrathen, auch dann zu rechnen weiß, wenn sie ihm nicht willkommen sind. Was aber sieht und hört er meist? „Begeisterung". Ob diese Begeisterung immer ganz echt ist? Ob es nicht Zeit wäre, in unsere Byzantinersprache das gute alte Wort Proskynesis wieder einzuführen? Anhündeln: Das wäre vielleicht die beste Uebersetzung. Zu den unermeßlichen Verdiensten des letzten Sommers gehört auch, daß er uns dieses Bedürfniß erkennen lehrte.

***



# Wissenschaft und Hypothese.

Was denkende und ehrlich suchende Jünger jahraus, jahrein in großer Zahl den mathematischen Fächern und der exakten Naturforschung zuführt, ist das Gefühl, daß in diesen Wissenschaften objektive Wahrheit, unabhängig von allen Schranken des menschlichen Geistes, gelehrt und gefunden werde. Die Naturgesetze scheinen eben äußere Gesetze zu sein und wir haben nur die Möglichkeit, sie zu suchen, aber sie wären in gleicher Weise vorhanden, auch wenn keine denkenden Menschen die Erde bewohnten. Vielgestaltig sind die Bestrebungen, die heute in der Naturwissenschaft herrschen. Auf der einen Seite führen sie zu einer großen Fülle neuer, zum Theil umwälzender experimenteller Thatsachen, auf der anderen greifen sie mit Macht gerade das Jahrhunderte alte Hauptproblem der Physik, die Frage nach dem Wesen der Elektrizität, an und liefern in der That eine scheinbar sichere Grundlage für die Lösung dieses großen Räthsels. Neben diesen Bestrebungen kann man nun aber seit Jahren auch eine, bisher nur von wenigen Männern getragene Strömung beobachten, die in gewissem Sinn die Wurzeln des großen Baumes anzugreifen scheint, um dessen Wachsthum die Anderen sich bemühen. Ich meine die Bestrebungen philosophischer Art, die untersuchen, was denn nun der eigentliche Inhalt dieser Naturgesetze sei. Diese Gesetze sind aus Beobachtungen entnommen, aber manche von ihnen, zum Beispiel: das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung, das Gesetz vom Wachsthum der Entropie und andere mehr, beanspruchen umfassendere Giltigkeit, als man sie aus einzelnen noch so ausgedehnten Beobachtungen entnehmen kann; sie erscheinen als Prinzipien, die auch für jede künftige Erfahrung von vorn herein schon Geltung besitzen müssen. Wir betrachten heute Jeden a priori als Phantasten, der ein perpetuum mobile konstruirt haben will, und wissen von vorn herein, daß wir einen Fehler in seiner Erfindung aufdecken können, wenn wir uns nur die Zeit und die Mühe zum Suchen nehmen. Wie kommen wir zu solchen Behauptungen, die weit über das reine Erfahrungsgebiet hinausgehen?

Um diese und ähnliche Fragen sorgfältig zu beantworten, ist offenbar eine genaue Analyse erstens des vorhandenen Erfahrungschatzes nöthig, aus dem solche allgemeine Sätze geflossen, und zweitens eine genaue Untersuchung der Voraussetzungen, die noch außerdem in diesen Sätzen enthalten sind. Bei vollkommener wissenschaftlicher Gründlichkeit kann man über solche Untersuchungen nicht hinwegkommen und die schärfsten Denker in den Naturwissenschaften haben diese Fragen nicht gemieden, sondern sind ihnen im Gegentheil möglichst auf den Leib gerückt. Helmholtz, Boltzmann, Hertz haben, wenn auch nicht im Zusammenhang, die philosophischen Grundlagen der physika-

lischen Begriffe und Sätze häufig genug einer Erörterung unterzogen. Besonders scharf und unerbittlich ist Ernst Mach diesen Fragen nachgegangen. Ostwalds Bestrebungen sind seit einigen Jahren hauptsächlich diesen naturphilosophischen Untersuchungen gewidmet, für die er sogar eine eigene Zeitschrift geschaffen hat. Und nun tritt mit einem ausgezeichneten Werk*) auch einer der größten Mathematiker und Physiker Frankreichs, Henri Poincaré, in diesen erlesenen Kreis, um die Quellen unserer Kenntnisse, sowohl auf rein mathematischem wie auf physikalischem Gebiet, zu prüfen. Wenn ich sagte, daß diese Forscher die Wurzeln des Baumes der Naturwissenschaft angreifen, in gewissem Sinn die Axt an diese Wurzel legen, so wird dieses Gefühl wohl Jeder haben, der Machs Werke und der das genannte Buch Poincarés gründlich studirt. Man sieht da — ich möchte sagen: mit Schrecken —, wie Sätze, die man als einen reellen, werthvollen und umfassenden Besitz gesichert glaubte, durch die unerbittliche philosophische Analyse sich verflüchtigen, wie Manches, was man als ein äußeres Naturgesetz, als einen Niederschlag vielfältiger Erfahrungen ansah, sich auf einmal nur als eine Definition entpuppt; man sieht, wie viel Subjektives in dem scheinbar so objektiven Gebiete der Naturwissenschaft enthalten ist.

Es ist nicht leicht, in dieser Zeitschrift auf Einzelheiten einzugehen, da die technischen Begriffe der Physik doch im Allgemeinen esotere sind. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie gilt als eine der größten Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts; und ist es auch. Es sagt in den einfachsten Fällen, aus denen es zunächst abgeleitet ist, daß gewisse meßbare Größen, die man bei der Bewegung von Körpern beobachtet, dauernd die selbe Summe geben, wie komplizirt auch die Bewegung sei. Das ist ein schönes experimentelles Gesetz; die in Frage stehenden Größen sind die Theile der Energie, hier Bewegungenergie und Lagenenergie. Die Ausdehnung dieses Satzes durch Robert Mayer und Helmholtz zeigte, daß es auch außerhalb der sichtbaren Bewegungen Größen gebe, die die Eigenschaft der Energie besitzen, Wärmeenergie, elektrische Energie und so weiter; und bei jedem Vorgang, bei dem sie ins Spiel kommen, bleibt ihre Summe unverändert. Das ist scheinbar eine außerordentliche Erweiterung des ersten Satzes, eine Erweiterung auf sämmtliche physikalische Naturvorgänge, und diese Erweiterung erscheint uns so einleuchtend, daß wir auch bei noch ganz unbekannten Vorgängen diesen Satz von vorn herein als giltig voraussetzen. Aber da wir nicht allgemein definiren können, was in jedem Fall Energie ist, so sieht man, daß der Satz nun eigentlich, umgekehrt, eine Definition wird. Das, wovon wir bei neuen Beobachtungen erkennen, daß es sich im Verlauf der Prozesse

---

*) Henri Poincaré: Wissenschaft und Hypothese. Mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. Leipzig, B. G. Teubner.

nicht ändert, nennen wir dann eben die Energie, die in den betrachteten Erscheinungen steckt. Der Satz, so weit er auch über die bekannte Erfahrung hinausgeht, kann nie in Widerspruch mit neuen Erfahrungen kommen, weil er eben selbst erst zur Ordnung der neuen Erfahrungen dient. Nur Eins wird vorausgesetzt: daß nämlich bei jedem Vorgang irgend eine Größe unverändert bleibt. Die einzige mögliche und umfassende Definition der Energie ist aber die, daß es eine Größe ist, die stets unverändert bleibt. Eben so ist die einzige Definition des zweiten umfassenden physikalischen Begriffes, der von Clausius eingeführten Entropie, die, daß es eine Größe ist, die bei allen Prozessen nur wächst, nicht abnimmt. Die unerklärliche Sicherheit, die die Physik diesen allgemeinen Sätzen zuschreibt, beruht also darauf, daß die darin enthaltenen Begriffe Definitionen sind; die Sätze lehren nicht neue Thatsachen kennen, sondern sie geben uns vorher bestimmte Regale, in die wir alle neuen Thatsachen einordnen; sie entsprechen in gewisser Weise den kantischen Kategorien. Nicht die neuen Thatsachen erfüllen wunderbarer Weise das alte Gesetz, sondern das alte Gesetz wird den neuen Thatsachen angepaßt.

Die angeführten Betrachtungen sind nicht neu; aber wenige Naturforscher halten sich stets vor Augen, daß unsere Naturgesetze doch nichts Anderes sind als äußere Thatsachen, angeschaut mit unseren Sinnen und geordnet nach den Verhältnissen unserer Vernunft. Allgemein ist Das ja seit Kant Eigenthum aller Gebildeten; aber es bietet, wenn es auf besondere Fälle angewendet wird, noch immer ungeahnte Ueberraschungen. Und gerade in dieser Anwendung auf eine Reihe besonderer Fälle besteht ein Hauptverdienst des Werkes von Poincaré. Die Methode des Verfassers ist ausgezeichnet. Er konstruirt sich, um den wesentlichen Inhalt unserer Naturgesetze zu zeigen, gedachte Welten, in denen das Eine oder Andere nicht gilt, und malt aus, welche Erscheinungen dann eintreten würden, um durch den Widerspruch in deutlichster Weise die Bedeutung jedes einzelnen Gesetzes handgreiflich zu machen. Das ist eine glänzende Methode; aber nur ein hervorragender Meister kann sie mit solcher Sicherheit anwenden. Durch die deutsche Ausgabe, die von unserem vortrefflichen Mathematiker Professor Lindemann besorgt wurde, hat die deutsche Literatur in der That eine schöne und wichtige Bereicherung erfahren, insbesondere, weil die wissenschaftlichen Anmerkungen, die der Herausgeber zugefügt hat, eine wesentliche Ergänzung des Werkes bilden und sowohl für das Verständniß wie für die Literaturkenntniß von großem Werthe sind. Die eigentliche Uebersetzung, von Frau Lindemann, seiner Gattin, herrührend, ist besonders zu rühmen. Man erkennt, trotz dem abstrakten Stoff, die große Stilgewandtheit der Uebersetzerin, die aus ihren eigenen poetischen Produktionen ja bekannt ist und die auch einem so spröden Material gegenüber nicht versagte. Es schien mir von Werth, die Leser der „Zukunft“ auf dieses Werk hinzuweisen.

München. Professor Dr. Leo Graetz.

# Mauthners Aristoteles.

Der arme Mauthner! Kann so schöne Romane schreiben, daß ich ihn drum beneide, und läuft fort von der grünen Weide, um das dumme Thier auf der dürrsten aller Haiden zu spielen und zu klagen: „Daß wir nichts wissen können, Das will mir schier das Herz verbrennen!“ (Nebenbei bemerkt: wenn er Goethe als ein ihm ähnliches dummes Thier verehrt, irrt er gröblich; Goethe ist der positivste aller Menschen und hätte die Sprachkritik nicht lesen mögen). Und nachdem er zum Aerger der Gelehrten die Selbstvernichtung der Sprache und der Vernunft an sich vollzogen hat, bemüht er sich jetzt, es auch mit den Ungelehrten zu verderben. Denn daß die Gelehrten eine so wenig umfangreiche Aristoteles-Studie in Boudoir-Ausstattung*) beachten würden, erwartet er doch wohl nicht. Ich gehöre nun zu den Ungelehrten; denn ich habe nur zwei kleine Schriften des alten Schulmeisters gelesen; und von einer dritten so viel, wie Wilamowitz in sein vortreffliches griechisches Lesebuch aufgenommen hat. Mit Mauthner sympathisire ich insofern, als ich von der Schullogik nie viel gehalten und die Kategorienlehre erst durch das Werk Eduards von Hartmann über den Gegenstand würdigen gelernt habe. Wie das Büchlein auf solchen Laien wirkt, mag der Verfasser nun erfahren.

Ich sage mir: Aristoteles ist ungeheuerlich überschätzt worden und diese Ueberschätzung hat den Durchbruch der neueren Forschungmethoden und die Anerkennung ihrer Ergebnisse einigermaßen erschwert. Das erfährt jeder Gymnasiast im Geschichtunterricht. Zunächst nun ist Das kein so großes Unglück. Es verhält sich damit eben so wie mit den Klagen unserer Deutschvölkischen über die Verderbniß des germanischen Geistes durch den römischen und mit dem Vorwurf, den die nur für Natur Schwärmenden gegen die Schule erheben, daß sie die arme Jugend verkrüppele. Es ist wahr: mancher schöne Keim wird von Pedanten erstickt, manches Vorurtheil, mancher Irrthum eingepflanzt, manche werthvolle Kraft durch den Drill geschwächt, gebrochen. Aber sollte jedes Menschenkind für sich allein, ohne Anleitung und Zwang, forschen und probiren, sollte mit jedem Neugeborenen die Kulturentwickelung von vorn beginnen, so würde das Menschengeschlecht in alle Ewigkeit nicht einmal die Stufe der heutigen Australneger erklimmen; denn auch Denen haben Drill und Ueberlieferung nicht gefehlt. Und das Selbe gilt nun von der Einwirkung der Völker auf einander. Um die neuen Methoden finden zu können, mußten die Germanen, die bis dahin wohl Heldenlieder gedichtet,

*) Aristoteles. Ein unhistorischer Essay von Fritz Mauthner, mit einer Heliogravure, einem Lichtdruck, zehn Vollbildern und einer Landkarte. Zweiter Band der von Georg Brandes herausgegebenen Sammlung „Die Literatur“; Berlin, Bard, Marquard & Co.

aber nicht gegrübelt hatten und die weder die körperliche noch die geistige Arbeit leidenschaftlich liebten, erst durch Zwang an Arbeit gewöhnt werden und überhaupt methodisch denken lernen. Das Erste geschah in den Klosterschulen und auf den Fronhöfen, das Zweite in der Schule des Aristoteles. Die großen Physiker, Mechaniker und Astronomen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts waren aus dieser Schule hervorgegangene Philosophen; und wie die Metaphysik den Naturwissenschaften und der Mathematik Hebammendienste geleistet hat, kann man, zum Beispiel, aus Ernst Cassirers „Leibniz" ersehen.

Dann aber sage ich weiter: Es ist doch sehr unwahrscheinlich, daß die besten Köpfe des Mittelalters den Aristoteles für den allergrößten und daß viele gute Köpfe der letzten drei Jahrhunderte ihn für einen großen Denker gehalten haben sollten, wenn er weiter nichts gewesen wäre als ein kindischer, dummer, unwissenschaftlicher Schwätzer und Kompilator. Ehe ich Mauthner Das glaube, muß er mirs durch wörtliche Anführung charakteristischer Abschnitte aus den Werken des Philosophen beweisen. Das thut er nicht; er kann es auf einundsiebenzig Seiten kleinsten Formates auch gar nicht thun. Nur eine einzige längere Stelle führt er wörtlich an, in der Aristoteles die verschiedenen Bedeutungen aufzählt, die das Wort „haben" im Griechischen hat, oder, genauer gesagt, die verschiedenen Verbindungen, in denen es vorkommt. Um diese Stelle beurtheilen zu können, müßte man wissen, was vorhergeht, was folgt, welchem Zweck die Zusammenstellung dient. Nehmen wir sie nur für sich, wie sie dasteht, so läßt sich darüber sagen: sie ist weder tief, noch geistreich, noch sehr korrekt, noch erschöpfend; sie ist vielleicht eine Notiz, hingeworfen als Vorbereitung für ein Wörterbuch; und die Idee eines solchen in einer Zeit gefaßt zu haben, wo es noch keine Wörterbücher gab, wäre kein kleines Verdienst. Mauthner behauptet, Aristoteles habe schlecht beobachtet. Er behauptet es, ohne es zu beweisen; oder sollen etwa die Meerwunder und die Ungeheuer aus Kupferwerken des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die er seinem Büchlein geschmackloser Weise einverleibt hat, den Beweis liefern? Er findet, daß die Unfähigkeit, genau zu beobachten, ein Nationalfehler der Griechen gewesen sei. „Es fehlte ihnen der beobachtende Sinn, es fehlte ihnen die Einsicht in den Werth eines sorgfältigen Gebrauches unserer Sinne." Als Mauthner diesen Satz niederschrieb, war ihm jede Spur von Erinnerung an den alten Homer entschwunden. Die Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung, die sich in dessen Bildern und Vergleichen kundgiebt und die offenbar der Liebe zur sinnlichen Erscheinung, zur Natur entspringt, setzt mich immer wieder in neues Erstaunen, so oft ich ihn aufschlage. Dieses, nicht das Gegentheil, war eine Eigenthümlichkeit der Griechen, die ihnen allein unter allen Völkern des Alterthumes verliehene Gabe; durch sie wurden sie die Schöpfer der bildenden Künste und die Begründer der exakten Forschung. Und wenn sie es in Natur-

wissenschaft und Technik nicht so weit gebracht haben wie wir, so war daran nicht der Mangel schuld, den ihnen Mauthner andichtet, sondern der Umstand, daß ihre Naturbeobachtung vorherrschend vom ästhetischen Interesse geleitet wurde, und noch ein anderer, an den Jakob Burckhardt erinnert: nur das theoretische Erforschen der Wahrheit um der Wahrheit willen erschien ihnen des Freien würdig; jede praktische Anwendung verachteten sie als banausisch: Archimedes schämte sich der Maschinen, die ihn berühmt gemacht haben. Uebrigens: Aristoteles mag eine grundfalsche Vorstellung vom Gehirn und von dessen Funktionen gehabt haben. Aber sollte er vielleicht Broca und Flechsig ihre Entdeckungen vorwegnehmen? Was bliebe dann unseren heutigen Anatomen und Physiologen noch zu thun übrig?

Und während Mauthner dem Aristoteles die Beobachtungsgabe abspricht, stellt er seine eigene höchst unvorsichtig blos. „Hätte Aristoteles nur seine Köchin gefragt, so hätte er nicht erzählen können, der Mensch allein besitze Fleisch an den Beinen. Nicht ganz dumm ist die Erklärung der menschlichen Waden aus der aufrechten Haltung des Menschen. Was er sonst über die Wirkungen des aufrechten Ganges fabulirt, soll ihm nicht vorgeworfen werden, weil der aufrechte Gang des Menschen seit Herder bis zur Stunde ein Lieblingsgegenstand unserer Schulbücher ist. Als ob die Gans nicht auch aufrecht ginge und den Kopf hoch hielte!" Da Aristoteles nicht blind war, kann er nur gesagt haben, die Thiere hätten an den Unterschenkeln wenig Fleisch. Auch Mauthner würde nicht satt werden, wenn man ihm die vier Unterschenkel eines Hasen vorsetzte; und wie dürftig das starke, stattliche und schöne Pferd an diesem Körpertheil ausgestattet ist, wird ihm gewiß schon oft aufgefallen sein. Beim Menschen übertrifft die Fleischmasse der Schenkel einschließlich des Beckenfleisches die des Rumpfes; Das ist bei keiner anderen Gattung der Mammalia der Fall. Nun aber die Gans! Ein Witz soll Das wohl nicht sein; denn so jämmerliche Witze kann Mauthner nicht verbrechen. Es ist ihm offenbar blutiger Ernst damit, wenn er, um den Aristoteles und Herder zu beschämen, die Gans aufrecht gehen läßt. In der Wuth oder auf der Flucht bringt sie es ja mit Hilfe der Flügel zur halbaufrechten Stellung. Hätte Mauthner wenigstens den Pinguin genannt! Oder den Orangutang. Aber auch Der vermöchte den Schmiedehammer nicht ordentlich zu handhaben, weil seine Waden nicht stark genug und seine Greifhände nicht geeignet sind, ihm die genügende Festigkeit und Standsicherheit zu gewähren, wenn er sich auf den hinteren Extremitäten aufrichtet. Und dieser Umstand allein schon würde hinreichen, ihm den Zugang zur Menschenkultur zu versperren, wenn er sich auf den Weg zu ihr begeben hätte. Denn die Anfertigung und der Gebrauch von Werkzeugen ist ihr Anfang; und nur in beständiger Wechselwirkung mit dem technischen Fortschritt vermag sich der Geist zu entfalten. Möchte der

Kluge Hans auch das Menschenhirn haben, das man ihm zuschreibt, möchte ihm selbst ein zur Gedankenkommunikation geeigneteres Organ verliehen sein als der Huf: so lange er sich nicht in einem seiner Nachkommen zu einem aufrechtstehenden, mit Menschenfüßen und Menschenhänden begabten Werkzeugverfertiger emporzüchtet, kann er keine Kultur entwickeln. Wenn sich Mauthner diese Zusammenhänge überlegt, wird er vielleicht finden, daß die Teleologen über den aufrechten Gang des Menschen, auch abgesehen von der Beziehung der Wade zu ihm, nicht ganz dumm philosophirt haben.

Ja, die Teleologen! Hätte Mauthner den guten Stagiriten historisch behandelt, dann hätte er ihm, in Erwägung des Umstandes, daß man anno 350 vor Christus noch nicht in allen Stücken so weit sein konnte wie anno 1904 nach Christus, wohl Gnade für Recht widerfahren lassen; sagt er doch selbst, daß gewisse Theile der aristotelischen Logik „jede rein historische Betrachtung zur Achtung verleiten können und sollen." Warum lehnt er nun die historische Betrachtungweise so entschieden ab? Warum schreibt er das „unhistorisch" schon auf den Titel? Weil seiner Ansicht nach Aristoteles zu den Leichen der Vergangenheit gehört, mit denen wir uns schleppen müssen; weil die Welterklärung des Aristoteles heute noch gelten soll. Das bestreite ich; und mit mir werden es Hunderttausend bestreiten. Ich habe unzählige Bücher gelesen, bin aber sehr selten in einem auf aristotelische Lehren gestoßen. Ich bin katholischer Theologe gewesen, aber Niemand hat mir zugemuthet, an die aristotelische Konstruktion des Weltgebäudes zu glauben; nie bin ich gezwungen oder auch nur ermahnt worden, den Aristoteles zu lesen. Es ist wahr: einzelne aristotelische Gedanken sind auch heute noch allgemein verbreitet. Jedermann ist überzeugt, daß wir Begriffe bilden, urtheilen und schließen. Alle Schriften des Aristoteles könnten zu Grunde gehen, er selbst vergessen werden: in den Schulen wird man immer lehren, daß der Mensch Begriffe bildet, urtheilt und schließt, weil, — ja, weil nur der Verrückte Das leugnen kann. Diese psychologische Thatsache gehört eben zu denen, die, einmal entdeckt, nicht mehr verloren gehen, nicht mehr vergessen werden können; und wenn Aristoteles sie entdeckt hat — ob ers that, weiß ich nicht —, so kann man ihn schon deshalb nicht für ganz dumm halten.

Am Allermeisten aber ärgert sich Mauthner darüber, daß es immer noch Leute giebt, die an eine Teleologie glauben, deren Begriff Aristoteles festgestellt haben soll. Nun, die Fälle, mit denen sie der alte Grieche illustrirt, mögen uns zum Theil kindisch scheinen; aber daß sie heute noch in den Köpfen herrscht, daran trägt er keine Schuld. Die Christenheit bedarf keines alten Heiden, um zu erfahren, daß Gott der Urheber und das Endziel der Welt ist; ich bin das Alpha und das Omega, spricht ihr Gott im ersten wie im letzten Kapitel der Apokalypse. Und wenn jetzt die Biologen, abgesehen von

einigen unentwegten Darwinianern haeckelscher Richtung, sich von der Nichtsalskausalität abwenden und ganz sacht und hintenherum die Finalität unter allerlei schönen neuen Namen (wie „Zielstrebigkeit") wieder einschmuggeln, so geschieht Das nicht unter dem Einfluß des Aristoteles, sondern, weil sie Augen im Kopf und Vernunft im Gehirn haben. Die Biologie wird in nicht langer Zeit ganz allgemein die Wirkung üben, die sie auf mich geübt hat (vorher, abgesehen von unserer Differenz in puncto „unbewußt", schon auf Eduard von Hartmann). Am Dasein Gottes hatte ich nie gezweifelt; der Glaube daran war mir stets nicht nur unentbehrlich, sondern auch unabweisbar und vernünftig erschienen. Aber da sich durch die hergebrachten Beweise dafür nur Die überzeugen lassen, die sich überzeugen lassen wollen, so glaubte ich eine Weile dem großen Kant, daß keiner dieser Beweise stichhaltig sei, und ich meinte, ähnlich wie Paulsen und Andere, bei der von Kant vorgenommenen reinlichen Scheidung und der Verweisung der Gottesidee ins Gebiet der praktischen Vernunft oder des Gefühles sei Beides, das Wissen und der Glaube, am Besten gesichert. Mit Beweisbarkeit meinte ich nur die Demonstrirbarkeit. Dem, der Gott in seinem Herzen oder im Leben erfährt, ist er bewiesen; aber diesen Beweis kann er keinem Anderen mittheilen. Da gerieth ich auf August Weismann, einen der „Unentwegtesten". Und nachdem ich all seine Schriften gelesen hatte, sagte ich mir: Kant hat Unrecht; der physikotheologische Beweis wenigstens ist apodiktisch. Man muß ihn nur nicht in einen Syllogismus einzwängen, sondern den Leuten sagen: Seht Euch doch all diese Dinge an! Wer in dieser Fülle wunderbarer, raffinirter Zweckmäßigkeiten, die wie ein übermüthiges, lustiges Spiel der höchsten Weisheit anmuthen (Sprichwörter 8,30), die zwecksetzende, bewußte Vernunft nicht sieht, nicht, so zu sagen, mit Händen greift, Der ist entweder schwachsinnig oder ein eigensinniger Narr; oder er hat über dem ewigen Würmerseziren das Denken verlernt und seine Vernunft eingebüßt. Unter Vernunft verstehe ich das gesunde Fühlen und den gesunden intellektuellen Instinkt. „Der Gott des Aristoteles und dieser Theologie ist nicht nur der Schöpfer dieser Welt; nein, er bringt das metaphysische Wunder zu Stande, zugleich ihre erste Ursache und ihr letzter Zweck zu sein." Nun: um Das zu Stande zu bringen, braucht man wahrhaftig kein Gott zu sein. Jeder dumme Junge wirkt es, wenn er sich einen Zahnstocher oder eine Rohrpfeife schnitzt. Die Ursache ist nie und nirgends etwas Anderes gewesen als der Endzweck, von der anderen Seite gesehen. Und wie schön zeigt Mauthner die Identität von Endzweck und Ursache (von der er übrigens auch nichts wissen will) da, wo er das moderne Drama als den selbstgefertigten Fangarm darstellt, mit dem das Thier, Dichter genannt, seinen Freßwerkzeugen Futter zuführt! (Er sagt nicht: Fangarm, sondern er nennt die Härchen des Flimmerthierchens;

aber um unsere berühmten und empfindlichen Dramenfabrikanten nicht auch noch durch die quantitative Herabsetzung zu kränken, hätte er lieber ein Meerscheusal von anständiger Größe zum Vergleich heranziehen sollen). Ihn selbst jedoch hat sich die Unvernunft zu einem Werkzeug präparirt, durch das sie einem hochgeneigten Publiko klarmacht, wie, wenn sie geleugnet wird, die Gesetzlichkeit alles Geschehens aufhört und die Wissenschaft zusammenbricht.

Aristoteles und Alles, was über ihn geschrieben wird, kümmert mich wenig. Der Mann ist vierhundert Jahre lang überschätzt und dreihundert Jahre lang hochgeschätzt worden; mag er nun mal hundert Jahre lang heruntergerissen und dann vergessen werden: die ausgleichende Gerechtigkeit hat dagegen nichts einzuwenden. Aber Mauthner thut mir leid. Drum möchte ich Solchen, die ihn gar nicht kennen und denen sein „Aristoteles" in die Hände fällt, sagen: Beurtheilt den Mann nicht nach dieser Fehlgeburt! Er hat sich in den Aerger und in den großen Ekel hineingegrübelt, der bei den feinen Geistern seit Nietzsche de rigueur ist, und da weiß er denn nicht mehr, was er in diesem Aerger schreibt. Seht Euch seine poetischen Erzeugnisse an und sein sprachkritisches Werk, dessen Ergebniß zwar unter Vorbehalt als unerfreulich bezeichnet werden muß, das aber seine Gelehrsamkeit, seinen Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit im Forschen bezeugt. Gewissenhaftigkeit nimmt sich bei ihm freilich wunderlich aus, denn ihm ist die Welt ein Zufall und jedes einzelne Wesen in der Welt, auch er selbst, zufällig; und zufällige Gewissenhaftigkeit oder ein gewissenhafter Zufall ist ein schnurriges Ding (der Geist ist eben hieb- und stichfest und kann darum auch nicht das Harakiri an sich selbst vollziehen); aber Achtung gebührt ihr auf alle Fälle.

Neisse. **Karl Jentsch.**



# Schule und Haus.

Das deutsche Volk ist jetzt bei der Arbeit, sich völlig neue Erziehungverfahren zu schaffen oder doch vorerst im Geist auszugestalten. Noch stehen die Behörden abseits und sehen wohl mit Staunen und mit Unmuth den Ansturm gegen die herrschenden staatlichen Schulen von Tag zu Tag wachsen. Eine Fluth von Neuerungvorschlägen und -Plänen belehrt uns, daß die bisherigen Reformen nicht ausreichen. Woher mag es kommen, daß sich bei uns zwischen dem Bestehenden und den Wünschen des Volkes eine so tiefe Kluft aufgethan hat?

Ich glaube, es errathen zu können. Weil bisher dem wichtigsten Faktor in dem Erziehungexempel, nämlich dem Vater des Kindes und nicht minder seiner Mutter, jeder Einfluß versagt worden ist. Der Kontrakt, den die Eltern mit der

Schule schließen, weil schließen müssen, zeigt auf der einen Seite nur Rechte, auf der anderen nur Pflichten. Die Miethkontrakte berliner Hauswirthe sind, damit verglichen, reine Evangelien der Nächstenliebe.

Wenn der Vater oder die Mutter pochenden Herzens den Siebenjährigen in die Schule führen, dann wird ihnen eine Schulordnung zur Unterschrift vorgelegt, mit der sie sich für etwa zwölf Jahre in den Angelegenheiten der Schule jedes Einspruchsrechtes begeben. Weigern sie sich, den Zettel zu unterschreiben, — nun: dann nimmt die Schule das Söhnchen einfach nicht auf. Unbesehen wird deshalb die Urkunde unterzeichnet. In Erziehungfragen nimmt man es ja in Deutschland leicht. Einen Wechsel aber auf hundert Mark ohne vorherige sorgfältige Prüfung zu unterschreiben: eines solchen Leichtsinns macht sich der deutsche Bürger so bald nicht schuldig. Die Sache ist doch zu ernst. Zu spät merkt dann der Vater, daß er mit dem Revers von der Schule recht gründlich übers Ohr gehauen worden ist. Denn von nun an hat er in Sachen der Erziehung nicht mehr mitzureden. Bald beginnen die kleinen Schulleiden: der Junge ist morgens so verschlafen, daß er nicht aus dem Bett herauszukriegen ist. Noch am Kaffeetisch nickt er wieder ein, trotz Kaltwassergüssen ins Gesicht und warmen Klapsen auf den Rücken. In der Religionstunde werden dann Glaubenssätze und Sprüche gelehrt, die Vater und Mutter weder annehmbar noch überhaupt verständlich finden. Das Bürschchen fängt bald an, verfängliche Fragen zu stellen, bei denen die große Schwester erröthend das Zimmer verläßt. „Mutter, was ist denn der Same Abrahams? Mutter, was ist denn ehebrechen? Mutter, treibst Du Unzucht? Unser Lehrer sagt, man darf keine Unzucht treiben.“ Bis in späte Stunde quält sich die Mutter, dem Kinde die biblischen Geschichten beizubringen, die in einer so wunderlichen Sprache erzählt sind, daß sie trotz aller Geduld und Mühe, trotz Schlägen und Thränen in den kleinen Kopf nicht hineinwollen und die Frucht aller Pein ist am nächsten Tag ein „Tadel wegen Trägheit in der Religion“. Nach langem Hin und Her rafft sich der Vater zu einem Besuch bei dem Direktor auf. Stolz tritt er ein, aber sehr kleinlaut kehrt er heim. Denn das Votum des Direktors lautet: „Wenn Sie sich mit den Anordnungen der Schule nicht einverstanden erklären, so steht ja der Abmeldung Ihres Sohnes von unserer Seite nichts im Wege. Sie haben sich doch selbst durch Unterschrift .... Außerdem sehen Sie hier Verfügung 2874 b vom Jahre 1853. Darin heißt es: ‚Jeder Schüler ist verpflichtet ....‘“

Seitdem nimmt der Vater Alles geduldig hin. Er findet, daß sein Kind zu viel zu arbeiten hat, daß es nervös wird, unruhig schläft, er findet die Pausen zu kurz, den Stundenplan ungeeignet, weil in Widerspruch mit der häuslichen Tageseintheilung der meisten Eltern, er möchte sein Kind von gewissen Schulfeiern ausschließen, hält die an manchen Orten jetzt eingeführten Vortragsabende für eine ungehörige Mehrbelastung — wieder Hörstunden mehr, wieder ein freier Nachmittag weniger —, er kann sich mit den vielen Extemporalien und Prüfungen, den viermaligen Zeugnissen nicht befreunden, hält die Lage der Ferien für ungeeignet, findet, daß die Ferien für eine Erholung überhaupt nicht ausreichen. Er hätte so viel auf dem Herzen, womit er seinem Kinde dienen zu können glaubt! Aber so oft er sich auch in Eifer redet: stets schmettert ihn wieder die eigene Unterschrift nieder. Es ist nichts zu machen. Na, hoffentlich geht

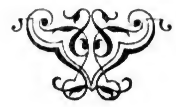
das Kind dabei nicht zu Grunde. Halten es doch so viele Tausende aus. Also Geduld und ruhig Blut!

Nun sagen aber doch alle Pädagogen: „Schule und Haus müssen zusammengehen, sonst wird aus der Erziehung nichts.“ Worin besteht also denn dieses berühmte Zusammenhalten, diese Arbeitstheilung? Der Lehrer schreibt den Tadelzettel und der Vater verprügelt dafür den Jungen; die Schule verordnet und der Vater fügt sich. Kurz: er ist der Büttel der Schule. Er hat sein Schulgeld pünktlich zu zahlen; im Uebrigen heißt es: Maul halten! Nur durch ärztliches Attest sind noch Entlastungen möglich. Der Arzt ist deshalb der Verbündete der Eltern und legt hier und da Bresche in die starren Mauern der Schulordnung. Das schließt natürlich den Mißbrauch nicht aus. Aber es ist eben Nothwehr.

Wie wäre eine bessere Lösung zu finden? Ich meine: dadurch, daß man in den lokalen Schulverwaltungen den Eltern der Schulkinder als Beiräthen Sitz und Stimme gäbe. Das thut man schon längst in England, in den Vereinigten Staaten und in der Schweiz. Die Folge ist, daß in diesen Ländern die Schulen im besten Frieden mit dem Elternhaus leben und von der Gunst des Volkes getragen werden. Auf diese Weise würden bei uns die Eltern auch wieder für eine lebhafte Theilnahme an den Erziehungfragen gewonnen werden, während sie jetzt in einer geradezu beschämenden Lethargie Alles über ihre Kinder ergehen lassen und sich höchstens durch Schimpfen am Biertisch und in der Kaffee-Gesellschaft Luft machen. Es wird hohe Zeit, daß sie sich um das Wichtigste, was es hier auf Erden für sie geben kann, um die Erziehung ihrer Kinder, wieder thatkräftig zu kümmern anfangen. Anzunehmen ist doch, daß sich selbst in der kleinsten städtischen Gemeinde Väter finden werden, geeignet, mit ruhigem, besonnenen Urteil für die erzieherischen Ansprüche des Elternhauses einzutreten, die auch in der Schule etwas Anderes erblicken als ein finanzielles Unternehmen der Gemeinde, dazu bestimmt, steuerkräftige Familien anzulocken und durch schlaue kaufmännische Kniffe mit möglichst geringem Kostenaufwande die Kraft der Lehrer gründlichst auszunutzen. Es ist nötig, daran zu erinnern, daß die Schule ethischen Aufgaben zu dienen hat und durch Profitmacherei nüchtern verständiger Verwaltungsbeamten nur geschädigt wird. Mit der Finanzirung dürfte unser Beirath überhaupt nichts zu schaffen haben. Die ruht am Besten in den Händen der staatlichen Verwaltung. Sie hätte nur darüber zu wachen, daß bei dem ganzen Ausbau des Schulwesens die Wünsche, Ansprüche, Bedenken und Hoffnungen der Bürgerschaft, zumal der Eltern, zum klaren Ausdruck kommen und sich Anerkennung erwirken.

Meine Herren Kollegen werden meinen Vorschlag vielleicht hochverrätherisch finden, denn er bedeutet eine gewisse Einschränkung unserer Macht. Einerlei: mein Vorschlag ist trotzdem gut und nothwendig; nämlich gut und nothwendig für die Jugend, — und auf diese kommt es doch wohl an.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt,
Oberlehrer.



# Die Patrouille.

„Waller!"

„Was?" „Und?"

„Ich muß Dir Etwas sagen!"

„Bitte!"

Der blonde Offizier mit dem weißen Tropenhelm über dem braunen Gesicht, aus dem die blauen Augen so fröhlich in die Welt blicken, sah fragend auf den neben ihm reitenden Patrouillenführer, Lieutenant Mac Errol. Dieser schaute vor sich zwischen die Ohren seines Pferdes, als kämpfe er mit einem Entschluß.

Die Beiden ritten vor ihrer etwa zwölf Reiter starken Patrouille von Husaren, deren Uniform allerdings kaum noch an die Tage des alten Zieten erinnerte. Tropenhelm und Khaki. In leichtem Trabe ging es vorwärts, selten sprach Einer ein Wort, nur manchmal klirrte ein Säbel am Steigbügel, schnaubte ein Pferd oder knarrte ein neuer Sattel. Vorn ein alter Unteroffizier mit drei Husaren als Spitze, dann die beiden Offiziere und hinter ihnen der Rest der Reiter: so ging es schon drei Tage lang. Die Drachenberge wurden immer größer, immer klarer: und hinter ihnen lag der Feind.

Mac Errol richtete sich auf; er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Mir passirt Etwas auf diesem Ritt, Waller!" Er schwieg einen Augenblick. „Vielleicht komm' ich überhaupt nicht zurück."

„Unsinn!" lachte der Andere. „Von woher kommt Dir denn diese Wissenschaft? Natürlich, eine Lebensversicherung ists nicht; aber man soll so was nicht denken!"

„Ich muß aber. Für meinen Nachlaß wird sich schon was finden; doch es ist was Anderes ... Solltest Du davonkommen und ists möglich, so nimm das offene Couvert aus meiner Brusttasche, thue einen Zettel dazu mit kurzer Angabe über Tod, Verwundung oder Gefangenschaft und schicks .. Ja .. Schicks an die auf dem Couvert angegebene Adresse. Von der Küste aus, denn es muß ankommen. Es muß!"

„Ist Das der langen Rede kurzer Sinn? Aber natürlich; bitte Dich ja um das Selbe. Du mußt Alles meinem Freunde Cristie sagen. Der schreibts dem guten Alten. Aber wie wärs, wenn wir mal Schritt ritten?"

„Gut! Ich habe keinen Anderen, den ich bitten könnte. Vielleicht sind unsere Briefe auch verschieden. Also ich verlasse mich drauf!" Mac Errol ist auf seinem schönen Pferde das Urbild des englischen Offiziers; die kurze Stummelpfeife im schmalen Mund, zwischen den weißen Zähnen, paßte zu dem kurz geschnittenen Schnurrbart, wie Tropenhelm, Khaki und Wickelgamaschen zu der sehnigen Gestalt. Ein schöner Mann. Manches hatte das Schicksal auf seiner Stirn und um seine Augen aufgezeichnet, was es ihm gethan; doch ungebeugt und kraftvoll saß er auf seinem hohen Fuchs. Immer vorwärts!

Der Sergeant vorn hielt. Die Vorläufer des Gebirges streckten sich bis hierher und nun begann ja erst die eigentliche Aufgabe. Fünf Patrouillen ritten gegen den Tugela; die mittelste führte Lieutenant Mac Errol. Die Gegend war hügelig, unübersichtlich und steinig; düster blickten die Felsen zur Linken. Ein drohendes Geheimniß. Die Patrouille zog die Zügel an.

„Bleib hier!“ Errol selbst galoppirte nach vorn. „Was ist los, Jenkins?“

Der Sergeant lachte. „Nichts, Herr Lieutenant! Der dumme Kerl, der Brown, will da was gesehen haben; ich hab' ihn dort heraufgeschickt; er soll sich ein Bischen umsehen.“

„Ist gut.“ Der Offizier winkte ab. „Reiten Sie dort drüben hinauf, ich will mal zu Brown. Zu spaßen ist hier nicht.“

Brown hatte nichts mehr gesehen. „Mir schien, als ritten dort unten — da, wo die weißen Steine sind — etwa dreißig Mann. Nun sind sie fort. Aber ich meine, von hier aus müßte man sie doch erst recht sehen.“

Errol zog den Krimstecher. „Es ist nichts, Brown! Zu sehen ist gar nichts. Reiten Sie hinüber zum Sergeanten; wenn Der auch nichts entdeckt, gehts weiter.“

Der Schotte sah in die Berge. Lauerte er dort, der Tod? Ach was! Nicht daran denken! Er sah dem Soldaten nach, der den Hügel hinabkletterte, um den nächsten zu ersteigen, auf dem der Sergeant hielt ... Aber wieder fing es an. Ob sie wohl um ihn weinen würde? Heimlich? Damit es der Gatte nicht sah? Ach! Der Gatte! Der alte, harte, kranke Mann stand ja alle Tage am Eingang zur Unterwelt. „Vielleicht komme ich doch zurück ... Der Kamerad wird doch nicht in den Brief hineinsehen? Sind ja verwandt, Waller und ihr Mann! Aber wer soll es sonst thun?“

Da drehte drüben der Sergeant sein Pferd und die Spitze begann wieder, vorzugehen, den Karabiner auf der Lende, von Hügel zu Hügel. Errol ließ den Kameraden herankommen. „Brown will da unten was gesehen haben; wird aber wohl 'ne Täuschung gewesen sein.“

„Brown ist ein alter Fuchs!“ sagte Waller schnell.

„Ja; aber auch er glaubt, sich geirrt zu haben.“

„Trab!“ Hinein in die Berge; der Tag begann, zu sinken. Eile that noth. Die Augen auf die Spitze geheftet, ließ Errol die Schußwaffen fertig machen. Man konnte ja nicht wissen! Jetzt war er nur Soldat.

„Mac, sag' mal, wann warst Du das letzte Mal in Horton Logde?“ fragte Waller nach einer Pause; und rasch fuhr er fort: „Du, hier ists sicher wie im Grab.“

„Wer weiß!“ warf der Schotte hin und beantwortete dann die Frage des Kameraden: „Na, kurz vor der Abreise.“

„Wie ging es Herbert?“

„Schlecht. Die Krankheit wirkt immer mehr auch auf Geist und Charakter. War ja nie besonders bestellt damit bei ihm.“ Die Pfeife im Mundwinkel des Offiziers zitterte leise; es kam wohl vom Traben über Steine und Geröll.

„Mag sein.“ Waller schwieg eine Weile; er schien verletzt. „Und Mary?“

Mac Errol antwortete erst nach einer Pause: „Die arme Frau!“

„Hätte ja meinen Vetter nicht zu heirathen brauchen!“ Er legte den Ton auf die Worte „meinen Vetter.“

„Bereut es wohl lange genug! Doch wir müßten jetzt wohl was Anderes thun . .“ Der Engländer fiel ihm ins Wort.

„Was soll ich davon denk . . .“ Weiter kam er nicht. Donnernd dröhnte es von den Bergwänden; es blitzte drüben, weiße Wölkchen flatterten auf und

verwehten. Errols Pferd stieg und brach zusammen. Ledig rasten die Gäule der Spitze zurück. Da hing ein Mann im Bügel! Pfeifend flüsterten die Kugeln ihre grausige Botschaft. Brown jagte zurück. „An die Seite, Herr Lieutenant! Dort hinter die Steine!"

Im Augenblick lagen Waller und der Rest dahinter, „Die Pferde zurück!" Endlich antworteten die Engländer.

Mac Errol lag unter dem um sich schlagenden Pferd. Er duckte sich hinter den Leib des Thieres und begann, den Rock zu öffnen; dann nahm er den Brief heraus. Er wollte ihm Etwas hinzufügen; aber da fiel ihm ein, daß der Fuchs ja auf der Kartentasche lag; da gab er es auf.

Das war ja schnell gegangen. Teufel auch! Der Fuß war im Bügel festgeklemmt, unmöglich, herauszukommen. Die Mauserpistole lag neben ihm. Endlich — etwa hundert Meter rückwärts — feuerten die Seinen. Und er, der Führer, lag hier hilflos in der Mitte. Da: der Fuchs streckte sich. Mit dem ists also auch aus. Ob wohl Viele tot waren? Eigentlich hätte der Lord lieber selbst reiten sollen, als andere Leute in den Tod hetzen.

Da kam Jemand. Von Stein zu Stein sprang es. Der Feind mußte es bemerkt haben. Die Kugeln hagelten. Da schlug eine mit dumpfem Schlag in den Leib des Pferdes.

„Mac, ich bins!" Waller kam. „Du: Die schießen gut, verflucht gut! Duck Dich blos! Mein Hut ist schon zum Teufel."

„Donnerwetter!" Durch Errols Kopf zog der Gedanke, daß sie sich eben beinahe gezankt hätten. Da war der Andere heran. „Fehlt Dir was?"

„Nein, ich kann nur nicht unter dem Gaul hervor. Du ... Die war für Dich!" Eine Kugel schlug scharf auf einen Stein und zerstäubte daran.

„Egal! Es wird ja doch gleich dunkel; wir müssen fort. Hilf mal ein Wenig nach!" Und im Zischen und Pfeifen der Kugeln packte Waller den Kameraden unter den Armen und begann, zu ziehen. Der stemmte den freien Fuß gegen einen Stein.

„Es geht nicht! Außerdem rücken sie vor."

„Weiß Gott!" Waller blickte hinüber. „Aber die Husaren schießen auch nicht schlecht!" Er zog wieder.

„Laß mich liegen! Mach, daß Du fortkommst, Waller!"

„Ach was!"

„Nein, Du mußt die Leute retten, die Patrouille weiter führen! Schicke Meldung!" Dann, nach einer Pause. „Hier ist der Brief! Sende ihn nicht vor übermorgen ab. Du weißt nicht, was Du damit thust. Nun mach', daß Du zu den Leuten kommst. Ich danke Dir ..." Weiter kam er nicht. Der Helfer lag lang über ihm. „Du!"

Langsam richtete Der sich wieder auf. „Das war um Haaresbreite!" Er hob den zerschossenen Helm auf. Da lag der Brief auf der Erde und aus dem Couvert waren zwei Bilder gefallen. Mary ... Mit den großen Buchstaben einer der modernen Damenhandschriften stand unten darauf: „Meinem Liebling."

Einen Augenblick wars still. Dann hob Waller sie auf und steckte sie in den schweren Brief.

„Du mußt zurück!“ Macs Stimme klang rauh. „Laß mich liegen und rette die Leute!“

Ohne zu antworten, kroch Waller zurück, den Brief in der Tasche. Das Feuer der Engländer ward stärker, dann verstummte es. Drüben rasselte es schneller. Nun wurde es auch dort still.

Die kurze Dämmerung brach herein und dann die Nacht. Nichts störte die Gedanken Mac Errols. Niemand kam, um nach ihm zu sehen oder um ihn gefangen zu nehmen. Er lag da und sein Pferd auf dem rechten Bein ... Nun war es verrathen! Nun wußte Der, was geschehen war; er, der sein Leben für ihn eingesetzt hatte. Die Sterne flammten auf. Drüben heulte eine Hyäne. Die war wohl mit den Leuten der Spitze beschäftigt. Wie konnte Jenkins auch so in die Falle reiten! Er spannte die Pistole. „Ach Mary! Sünde war es, — aber süße! Mich hat nie ein Weib geliebt, nur Du! Und Keiner hab' ich zu Füßen gelegen außer Dir! Und nun?“

Das Bein war so steif, so tot. Der gute Fuchs wog schwer. Sollte er die Nacht hier liegen? Und morgen auch? Es wurde so kalt.

Er erwachte davon, daß zwei Männer sich über ihn beugten. Unwillkürlich fuhr die Hand nach der Pistole. „Errol!“ „Herr Lieutenant!“ Waller wars mit Brown. „Es ist dunkel, die Kerls trauen sich nicht heraus! Nun haben wir Dich gleich.“

Der Gestürzte lag in halber Bewußtlosigkeit; der Soldat packte das Pferd, der Lieutenant die Schultern: mit großer Mühe ging es allmählich ein Wenig. Drüben blitzte es auf, ein Geschoß zischte über die Drei hinweg und donnernd brach sich das Echo im Thal.

„Donner!“ Waller und Brown lagen platt auf der Erde. „Sie sind noch da!“

„Leise weiter! ... Endlich!“ Mac Errol war frei. „Komm nur!“ Indessen schnallte der Soldat Sattel und Zaumzeug von dem toten Pferde. Waller unterstützte den Kameraden und langsam, halb kriechend, halb getragen, kamen sie zurück. Errol stöhnte leise.

Hinter den großen Steinen, von denen aus die Patrouille gefeuert hatte, machten sie Halt.

„Ich will mal nach den armen Kerls von der Spitze sehen“, sagte der Soldat, der mit Sattel- und Zaumzeug des erschossenen Pferdes hinterherkam.

„Thus, Brown, wackerer Kerl. Aber vorsichtig! Wir werden hier warten.“ Der Husar verschwand.

Mac Errol lehnte an einem Felsen, Waller ihm gegenüber. Das Flimmern der Sterne war die einzige Beleuchtung. Beide schwiegen. Langsam fing Waller an: „Wie ists mit dem Bein?“

„Besser.“

„Wirst Du reiten können?“

„Hab' ja kein Pferd!“

„Es ist eins da. Der Braune des Gefreiten Walker. Der arme Kerl ist tot; durch den Kopf. Seine Mutter weinte so, als wir aufs Schiff gingen. Ich seh' sie noch. Der Gaul hat ihn zurückgeschleift“

„Es wird schon gehen.“ Mac Errol sprach so hart. „Wird Manche weinen auf den Inseln um diesen Krieg.“

„Ja! Wenn ... Wenn wir diese Patrouille geritten haben, dann wirst Du mir Antwort geben. Du weißt, worauf. Mit der Waffe!"

„Ja!" antwortete der Schotte dumpf.

„Herbert Malcourt ist alt und krank. Ich muß seine Ehre zu der meinen machen; und die Marys auch."

Mac Errol biß die Lippen zusammen und schwieg.

„Hier ist der Brief."

„Danke."

Beide saßen still und schwiegen. „Cristie wird mich vertreten. Und Dich?"

„Webster!" Langsam, schwerfällig steckte der Schotte das Couvert an seinen Platz.

Es raschelte: der Husar war wieder da. „Tot! Sergeant Jenkins durchs Herz, Pferd auch. Taylor muß noch gelebt haben, aber jetzt ist er kalt. Sein Pferd ist fort. Geld und Uhren bringe ich mit, die Waffen haben sich Die drüben geholt."

„Hier!" sagte Errol in dem alten Ton seiner frischen Stimme. „Nimms und denk' an diesen Abend!" Ein Goldstück fiel in die braune, harte Hand des Husaren.

„Hätts auch ohne Das gethan."

„Glaubs! Doch weiter."

Dreihundert Schritt zurück hielt ein anderer Husar vier Pferde. Als Errol im Sattel saß, kam ihm zum Bewußtsein, wie sehr sein Bein doch schmerze; er ließ es neben dem Bügel hängen. Ganz langsam gings zurück. Weit. Zwei Stunden. Da hatten sie das Lager aufgeschlagen. Nur der Posten war am Feuer. Die Anderen waren mit den Pferden beschäftigt oder schaufelten ein Grab für den erschossenen Gefreiten, den sein Pferd zurückgeschleift hatte.

„Zwei Mann satteln!" Errol sprach im Tone des Vorgesetzten und Waller vertrat nun den toten Sergeanten; er bestimmte die Husaren, die die Meldung zurückbringen sollten. Der Führer schrieb auf seinem Sattel die Meldung und die Beiden ritten ab.

„In der Rodney-Drift auf den Feind gestoßen. Sergeant Jenkins, Gefreiter Walker, Husar Taylor erschossen, drei Pferde verloren. Stärke des Feindes nicht zu erkennen, aber nicht beträchtlich. Ich gehe, rechts ausbiegend, weiter."

Ein Schotte ist hartnäckig.

Viel Zeit zur Ruhe blieb nicht mehr. Waller theilte nochmals die Posten ein und Errol legte sich auf die Decke, den Kopf auf den Sattel. Er hatte Gamaschen und Stiefel ausgezogen und das Bein mit einer nassen Binde umwickelt. Und die Nerven gaben nach: er schlief ein.

Waller wachte. Und er sah, wie der rothe Schein der Flamme aus diesem Rassegesicht ein altes, müdes, verwittertes Antlitz machte, dessen eckige Formen tiefe Schatten neben hellen Lichtern erscheinen ließen. War ein Mann durch und durch, der hier schlief. Und doch! Auge um Auge! Mochte Mary die schönen Augen roth weinen! Und eine Stimme flüsterte: „Sie haben ja schon so viel geweint, so furchtbar viel!" Aber er fuhr auf. „Treue um Treue!" Und der alte Mann? „Der hat leicht treu sein!" raunte es wieder. „Ja, ja!" Waller gab es zu. Ob Der es werth war? Aber was Recht ist, bleibt Recht ... „Arme Mary!"

Fern heulten Schakale und Hyänen. Ach ja, der Tod ging um.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mac Errol ritt allein vor seiner Patrouille. Waller führte nun die Spitze. Der Braune des armen Walker ging vortrefflich und trotz seinem gequetschten Beine konnte der unermüdliche Führer seinen Leuten zeigen, daß man auch mit nur einem Fuß im Bügel ein echter Husar sein könne.

Es war, als sei in den großen Schotten noch mehr Verachtung des Todes und der Gefahr eingezogen, als ihn bisher vorwärts getragen. Dort vorn ritt Waller. Mac Errol sah ihn und seine beiden Leute. Der wußte also sein Geheimniß, das Geheimniß, das keines Menschen Spürnase gewittert hatte. Ihm kam es vor wie eine Entheiligung seiner gewaltigen Liebe. Sie war das Einzige, was ihm heilig geblieben war von allen Dingen, die er einst so genannt. Von allen! Das war Unrecht. Recht!? Er lachte heiser auf. „Daß der alte kranke Mann ein unwissendes junges Wesen an sich fesselte und es nun seit fünf Jahren grausamer quält, als ichs dem Mann selber gönne: Das ist Recht. Recht!' Und darum, wegen Verletzung dieses „Rechtes", wollte ihn Der da vorn vor die Waffe rufen! Er hatte es ja schon gethan.

Finster sah er vor sich hin. Und wenn Der ihn erschoß? Dann saß sie allein. Ganz allein in ihrem Jammer an der Seite dieses lebendig Toten! „Grausig!" Der Braune schoß, vom Sporenstich getroffen, vorwärts; dann zügelte ihn sein Reiter hart dafür. „Nein! Auf keinen Fall! Sollte denn die ganze Welt davon erfahren? Sein war allein die Schuld!" Immer weiter ging es, immer weiter.

Es war gut, daß Waller dort vorn ritt; nun brauchte er nicht mit ihm zu reden. Mit ihm, der das Geheimniß wußte. Vor Gericht würde Der auch keinen Meineid schwören. Und da stieg finster ein Gedanke auf. Düster und furchtbar. Der Schotte erschrak; er scheuchte ihn weg. Aber er kam wieder. Wie eine schwarze Wolke über das Land zieht, stieg er empor, wie eine dunkle Fledermaus umschwirrte er des Reiters Haupt. Er wich nicht.

Der Reiter warf sein Roß auf die Seite und galoppirte nach vorn; es ging wieder in die Berge. „Ach käm' er doch, der dort finster über die dunklen Felsen späht, der Tod! Am Ende schwiege der Andere dann! Und sie?"

Alles blieb still; nur die heiseren Stimmen flüsterten ihm zu, was er nicht hören wollte. „Es ist Krieg!" Immer wieder, immer wieder, bis der Abend kam.

Der Tugela war noch weit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wieder brannte das Lagerfeuer gedeckt hinter den großen Steinen. Die wenigen Posten standen ganz nah dabei; man hatte ja nicht mehr viele. Waller beugte sich über die Karte, die Mac Errol am Feuer ausgebreitet hatte; mit dem Daumenglied wurde gemessen. „Hier war es gestern; jetzt sind wir ungefähr hier!"

„Ich glaube, wir kehren bald um", meinte Waller.

„Wir gehen, bis unsere Pferde im Tugela saufen!" klang die Antwort.

„Mir scheints hier nicht recht geheuer", sagte Waller nach einer Weile wieder.

„Ich fand keinen besseren Platz."

„Sag' ich auch gar nicht. Mir kommts hier nur vor wie in einem Sarg. Aber wir müssen doch hindurch."

„Bei Nacht kommen wir nicht weiter.“

Beide schwiegen. Errol blickte verstohlen auf den jungen Kameraden. „Hättest Du mich nur liegen lassen!“ dachte er. Und als er dann mit dem Kopf auf dem Sattel lag, kam es wieder. Immer heftiger, immer lauter ...

Gegen Morgen stand er auf, nahm seine Mauserpistole und ging zu den Posten. Er sah mit keinem Blick auf den schlafenden Kameraden. Der rechte Posten lag frierend auf seiner Decke. „Auf Posten Alles richtig, Herr Lieutenant!“ sagte er aufstehend. Der Offizier kletterte weiter, rutschte im Gestein weiter. Es war noch ganz dunkel.

Von dort oben konnte man ins Lager sehen. Er biß die Zähne zusammen. „Mary! ... Es muß so sein! Es muß!“ Zweihundert Schritt ... Er stellte das Visier.

... Im Lager regte es sich allmählich. Lieutenant Waller stand auf und streckte sich. Errol war wohl bei den Posten; auf Den konnte man sich getrost verlassen. „Besser wärs, das Schicksal hätte nicht so gespielt. Arme Mary! Endlich hast Du das Glück: und da ists Sünde. Und ich soll ...“ Da kam der Posten zurück, der rechts gestanden hatte. „Es ist nicht richtig da vorn, Herr Lieutenant! Lieutenant Mac Errol ist nach rechts gegangen. Mir wars, als ob dort oben mehr links Einer oder Mehrere ...“

Er sprach nicht weiter. Donnernd brach der Krach eines Schusses die Stille. Der Lieutenant griff nach dem Kopf und stürzte lang über das Feuer. Noch ein Schuß, noch einer ... Und der Führer war nicht da! Die Kugeln pfiffen hoch über das Lager hinweg.

Der Husar riß den Offizier in die Höhe. Vorn feuerten die Posten; die Pferde schlugen um sich.

Nach einer langen Pause fielen rechts zwei Schüsse; man sah den Feuerstrahl. „Lieutenant Errol!“ schrie Brown. „Wird sich verlaufen haben in der Nacht. An die Pferde!“ rief er den Anderen zu. Dann wars still; der Feind griff nicht an. Geduckt lagen die Husaren hinter den Steinen im Dunkel; am Lagerfeuer aber lag allein, lang ausgestreckt, der Lieutenant. Aus der Stirn rann ein Streifen Blut und rothe Lichter spielten auf dem starren Gesicht.

Endlich kam Mac Errol zurück, erhitzt, als ob er sehr gelaufen sei. „Lieutenant Waller ist tot; Schuß durch den Kopf!“ sagte Brown leise; seine rauhe Stimme zitterte. „Der arme Herr! Ich sehe den alten Oberst noch stehen und winken! Ach Gott! Gemein ist so ein Schuß aus dem Hinterhalt selbst vom Feinde! Sonst ist Niemand verletzt. Herr Lieutenant bluten?“

„Ich hab' mich an einem Stein geschrammt,“ sagte kurz der Schotte. „Die Posten werden sich zu verantworten haben ... Satteln!“ Der Tag stieg empor. „Wilkins, James und Ned: dort drüben! Spaten heraus!“ Sie verstanden.

„Brown, mach' ein Kreuz!“ Der deckte gerade die Leiche mit dem Woylach zu. „Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

Und auf dem Sattel schrieb der Patrouillenführer seine Meldung. „Etwa zwanzig Meilen nordöstlich von Rodney-Drift Lieutenant Waller aus dem Hinterhalt erschossen. Feind nicht festzustellen. Ich gehe weiter gegen den Tugela vor.“

Friedrich Albert.



# Aus einem Trauerspiel.

**Assüs, Fitne und Sumurud,** ein Trauerspiel. S. Fischer, Verlag.

Zweiter Akt, neunte Szene:

(Der Inselgarten mit verwilderten Bäumen und dichten Büschen. In der Mitte bei einem verfallenen Springbrunnen ein alter Feigenbaum, an den sich Assüs lehnt. Sumurud auf dem vergitterten Altan des Gartenhauses.)

Sumurud: Flieh, Knabe! Flieh, flieh, ich beschwöre Dich.
Der Himmel rette uns. Willst Du nicht fliehn?
Sieh: Dein Verhängniß lauert schon zum Sprung
Und Du bist blind. Ist Dir Verzweiflung heilig?
Was lockt Dich denn? Welch eine Spiegelung?
Trug! Trug! Trug! Trug! Was hoffst Du, willst Du? Geh!
Siehst Du nicht meine Angst? Nein, rede nicht!
Du sollst nicht reden. Rede nicht! Ich darf
Kein Wort anhören. Schau mich nicht mehr an!
Was soll Dein Blick? Ich spüre ihn schon lang
Saugend in meiner Brust. Schon lange spür' ichs.
Du stehst und siehst mich an mit einem Blick,
So wie ein Engel oder wie ein Thier.
Erbarme Dich und geh . . .

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud: Wo bin ich? Nein, nein. Knabe, glaube nicht,
Daß ich erregt bin. Doch, ich bin erregt.
Weshalb? Du irrst Dich. Aber sieh, wie oft
Bat ich Dich nun, zu gehn! Du kennst mich nicht.
Ja: ich bin mächtig, mächtig. Meiner Diener
Sind viel. Den einen schlugst Du nieder. Wahrlich:
Ich kann den Kopf Dir vor die Füße legen
Ich habe Mitleid. Ja, Das ist es nur:
Mitleidig bin ich. Knabe, Du bist jung.
Sehr jung bist Du. Nun laß es sein und geh!
Geh rasch! Noch lass' ich Dich entkommen. Fürchte
Den Zorn der Mächtigen . . .

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud (immer rascher und heft'ger):
Bei Gott, ein Trunkener in seinem Taumel
Steht hier und spricht und steht und sieht mich an:
Ein Knabe, der noch gestern in der Schule
Die Alten las und in Schulhefte schrieb!
Geh zu den Ungenannten, die Euch willig
Verschwiegen erste Liebeskünste lehren.
Die Lautnerinnen wissen sanfte Weisen.
Geh zu den Freunden. Aber geh, geh, geh!

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud: Nun zittre, Knabe. Geh!
Denn Du betrügst Dich. Geh! Du glaubst, zu lieben?
Weißt Du, was Liebe ist? Wie nennst Du denn,
Was Du nicht kennst! Der Himmel schütze Dich.
So flieh! Ich habe Dich beschworen. Flieh!
Die Welt ist weit und blühend und ist Dein —
Wenn Du mich fliehst ...

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud: So hast Du
Die Drohung nicht verstanden? Sieh: Dein Kopf
Ist mir verfallen. Nur ein Wink, ein Schrei:
Du stirbst ...

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud: Wohlan, man wird Dich
Am Markt enthaupten. Ja, ich sage Dir ...

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud (plötzlich umschlagend): Mein Gott!

Assüs: Ich liebe Euch.

Sumurud (mit veränderter Stimme):
Wer bist Du, der so unerschütterlich
Mit heißem Stolze Du und wildem Trotz
An einer Dir verwehrten Pforte rüttelst?
Du pochst und pochst in ungestümem Wollen:
Wie, sagt Dir nicht ein fremder Hall der Töne,
Daß hier noch dumpferes Gewölbe dröhne
Und tiefre Tiefen und verlorne Stollen?
Und wie, wenn Du das Thor gesprengt und wenn,
Wo Du von Blüthen träumst und Frühlingshegen,
Verwachsene Grüfte nur und Oeden lägen
Und, wo Du Schätze suchst gehäuften Guts,
Nur taube Erze und verglaste Schlacken
Und tote Gluthen? Und — wer bist Du denn?

Assüs: Ein Knabe bin ich, königlichen Bluts,
Und König, weil ein Knabe. Ja, mein Nacken
Hat nie zuvor anbetend sich gebückt
Zu einem nackten Fuße. Von Genüssen
Ist noch kein Mal auf diese Stirn gedrückt
Noch ist mein Mund nicht angesengt von Küssen.
Wie, höhnt Ihr mich, weil noch von Frauendüften
Kein bittrer Rauch in meinen Haaren schwält,
Die Herbe meines Leibs sich nie vermählt
Dem weichen Tod von Brüsten und von Hüften
Und mich kein Pfeil vor Euren Pfeilen traf?
Ich bin ein Knabe. Was ist mir geblieben
Als dieser Stolz? So höhnt: Ich will Euch lieben,
Mehr, als Euch Männer lieben. Blut und Schlaf

Stahlt Ihr von mir und schlaft des Abends ein
Mit einem üppigen Blick und leisen Lachen.
Ich liebe Euch. Schlaft, schlaft: und ich will wachen.
Lacht: ich will irr, träumt: ich will traumlos sein!
— Ich bin ein Knabe. Hört! Ein Knabe spricht:
Ich liebe Euch, denn Ihr zerbracht mein Leben.
Nicht das gelebte eines Manns und nicht
Schon welken Lorber, wie Euch Helden geben
Zum Preis der Liebe. Seht, mein Opfer brennt
Von Dem, was möglich schläft in zarter Röthe,
Und dies mein Schicksal, das ich für töte,
Ist königlich, weil es sich selbst nicht kennt.
— Was ward Euch dargebracht? Zerschlissne Kronen
Und bittrer Satz durchkosteter Befehle:
Ich opfre Euch die unentdeckten Zonen
Und alle unerweckten Archipele,
Die bräutlich glühn und auf mein Segel warten
Als Ihres Herrn, wie ungehobene Horte
Schimmernd im Schleier der Jungfräulichkeit.
Und mehr! Und mehr! — — Mich ekelt der erstarrten
Klirrenden Scherben und zerbrochnen Worte . .
Ich liebe Euch, erglüht und glühbereit.
Daß dieser Ast in meiner Hand verdorrte,
So wie mein Leib vor innrer Gluth verdorrt!
Jetzt laßt mich morden: ich will auf Euch starren!
Zürnt: und ich lächle! Säumt: und ich will harren!
Winkt: ich bin da! Nur sprecht ein Wort, ein Wort!
Ein Wort zum Pfand. Ein Wort! Ich lieb' Euch, wie
Keiner geliebt. Ein dünnes Wort zum Pfand!
Ein Wink! Ein Blick! Ein Zucken Eurer Hand!
So sagt, daß Ihr . . Sagt nur . .

Sumurud: Nie! Nie! Nie! Nie!

Assüs (ruhiger):
Nicht so! Nicht so! Wo bin ich hingerathen!
Ja, ich vergaß. Denn alle Stimmen schrien
Zu laut, zu laut. Und alle Stimmen baten
Zu heiß, zu heiß. Mein Herz lag auf den Knien.
(Eindringlich, dunkel, klanglos:)
Nun hört! Wie dünkt Euch? Hört ein neues Spiel:
Ein Knabe lernt ein unbekanntes Zittern
Beim Frauenschleppenrauschen, seidnen Knittern,
Weil einer fremden Dame es gefiel,
Ein Wenig mit verliebtem Blick zu winken,
Ein Wenig nur ihr Nackentuch zu lösen,
Ein Wenig Ihre Arme zu entblößen
Und einen Trunk aus seiner Hand zu trinken;
Die bebte, bebte, — so wie diese bebt,

Und so ihr Arm entblößt, mit gleichem Schlagen
Der großen Adern, wo das Leben lebt —
Wie dieser Arm . .
(Er entblößt, ohne den Blick von Sumurud zu wenden, den linken
Arm und tritt während des Folgenden näher und näher.)
Seht Ihr? Seht wohl! Sie sagen,
Daß hier, wo Alles drängt, sich zu verbluten,
(Nun schaut und schaut und wendet nicht die Augen)
Im räthselvollen Hin- und Wiederfluthen
Sich ferne Körper in einander saugen,
Getrennte Wesen mystisch sich erreichen,
Getrennte Leiber in einander ziehen . .
Nun schauert nicht! Denn hier ist kein Entweichen.
Zuckt nicht und schaut! Schaut! Hier ist kein Entfliehen.
Wollt Ihr noch fliehn? Schon pocht um Euch die Wildniß
Des eignen Bluts mit wunderlichem Klingen;
Schon seid Ihr nur das zauberhafte Bildniß,
Um das die wilden Wünsche tönend singen.
Schon schließ' ich Euch und mich in festen Ringen,
Den Raum und Euch und mich mit diesem Stahl:
Spürt Ihr ein leises Knistern in den Dingen,
Die leblos sind und doch lebendig schwingen?
Und nun seht wohl! Denn nun lass' ich den Strahl,
Klingend den Strahl vom Zauberbrunnen springen . . .
Seht: so . . .
(Er zückt das Messer des Blutzaubers, das ihm Fitne gegeben hat,
um sich eine Ader zu öffnen.)

**Sumurud** (aufschreiend): Geliebter! Halt! (Das Messer fällt. Pause.)

**Sumurud** (finster): Mein Knabe, Weh!
Ja, dreimal Weh! Und tausendmal des blinden,
Rasenden Spiels! O Knabe, bald versteh,
Nach diesem Sieg die Leichen auch zu finden
Mit Fassung, Fassung! Und nun, Knabe — geh!
(Assüs steht stumm und gelähmt.)
Nein, nein! So komm! Was soll mich hier noch binden?
Noch bleibt mir Eins, um Alles auszubüßen
Und wo ist Schuld, wenn Alles nur ein Müssen? . . .

**Assüs**: Da bin ich . . . (Er springt mit einem Satz zum Altan empor und
hält sich mit ausgebreiteten Armen an den Gitterstäben fest.)

**Sumurud**: Laß Dich näher an mich drängen.
So sollst Du ganz in meinen Armen hängen,
Bis Deine Gluth in meiner Gluth verblich.
Nun soll mein Flammenhaar Dein dunkles sengen.
Gott wird mir einen leichten Tod verhängen
Für diese Stunde . . . Und nun küsse mich!

Neapel. **Vollmoeller.**

# Zwei Briefe.

I. Meine in einer physiologischen Fachzeitschrift veröffentlichten „Beobachtungen an der menschlichen Fingerspitze als Elektrizitätquelle‘ haben zu zahlreichen Besprechungen und Betrachtungen in der Tagespresse Anlaß gegeben. Es war meine bestimmte Absicht, all diese Kundgebungen zu ignoriren; erstens widerstrebt es mir, über eigene wissenschaftliche Arbeiten in der Tagespresse zu berichten und zu debattiren, zumal die meisten Urtheile doch nur auf Referate und nicht auf die Kenntniß meiner Arbeiten selbst zurückgehen, und dann beabsichtige ich, meine Beobachtungen weiteren Kreisen bald auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels zugänglich zu machen. Aber schließlich ist mir, wie ich offen eingestehe, der Geduldsfaden doch gerissen; und ich sehe mich zu einigen kurzen Erklärungen veranlaßt.

Ich möchte die mir bekannt gewordenen Kundgebungen, so weit sie unzutreffend sind — und Das sind beinahe alle —, in zwei Gruppen eintheilen. Die Einen imputiren mir Etwas, das ich in meinen bisherigen Publikationen mit voller Absicht nicht angerührt habe, nämlich die Beziehungen zum sogenannten thierischen Magnetismus, und debattiren vorgreifend über Fragen, die ich zunächst ganz bei Seite gelassen habe. Die Anderen dagegen äußern sich so, als seien die von mir mitgetheilten Thatsachen schon seit urdenklichen Zeiten ein Gemeingut der Wissenschaft und als hätte ich etwas absolut Selbstverständliches zu Tage gefördert. Das Stärkste in dieser Hinsicht leistet eine Notiz im „Berliner Tageblatt‘, der ich durch den folgenden wörtlichen Abdruck die weiteste Verbreitung geben will: ‚Die Entdeckung des Professors Harnack hat mit dem Magnetismus durchaus nichts zu schaffen, sondern ist einfach der bekannte Fundamentalversuch, wonach ein elektrisch gemachter Körper einen anderen, unelektrischen Körper anzieht. Die Hand wird durch Reiben elektrisch und zieht irgend welche leichte und leicht bewegliche unelektrische Gegenstände an sich heran, zum Beispiel: eine aufgehängte oder auf einer Spitze schwebende Nadel, die aber nicht magnetisch zu sein braucht, oder ein Hollundermarkkügelchen oder ein Blatt Papier oder Dergleichen. Einem meiner Bekannten gelingt, besonders an kalten Wintertagen, leicht der folgende Versuch. Er streicht mit der Handfläche wiederholt über ein Blatt Papier und ist dann im Stande, mit der flachen Hand das Blatt vom Tisch aufzuheben. Offenbar ist seine Haut besonders trocken. Mir selbst gelingt der Versuch nicht mit gleicher Leichtigkeit, jedoch mitunter vollkommen. Also bei der fraglichen Erscheinung handelt es sich um nichts Neues, sondern um eine Thatsache, wie sie schon im Jahr 640 vor Christi Geburt Thales von Milet entdeckt haben soll. Wer es nicht glaubt, lenke selbst die Nadel eines Kompasses durch eine geriebene Siegellackstange ab.‘ Wahrlich, eine ganz erstaunliche Weisheit! Da muß ich denn doch fragen: Für wie unsagbar naiv, für wie unglaublich thöricht hält mich denn dieser ‚fachmännische‘ Berather des Tageblattes? Glaubt er wirklich, daß ich, seit mehr als dreißig Jahren Naturforscher, seiner Belehrungen über die ersten Anfangsgründe der Physik bedarf, daß ich eine Sache auszugraben mir die Mühe nehme, die sich die Wissenschaft seit tausend Jahren und länger an den Schuhsohlen abgelaufen hat, daß ich die Wirkungen der geriebenen Lackstange oder das Kinderspielzeug mit den Hollundermarkkügelchen nicht kenne? Die Naivetät ist natürlich auf seiner Seite und übersteigt alles nur Denkbare. Er hat selbstverständlich meine beiden Publikationen gar nicht gelesen; sonst müßte er wissen, daß ich von vorn herein und mit Recht den Kernpunkt der Sache in der Quantität-

frage suche und mich genauer Messung befleißigt habe. Den Herrn „Fachmann“ darf ich vielleicht darauf aufmerksam machen, daß auch für die elektrische Bewegungform das Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt und daß jede Wirkung eine Ursache (und zwar eine zureichende Ursache) haben muß. Erweist sich die vermeintliche Ursache als unzureichend, so muß eben noch eine andere vorhanden sein, die es zu suchen gilt. In dem vorliegenden Falle liegt die Sache so: die Größe der Ladung, die dem Nichtleiter durch die Fingerspitze ertheilt wird, ist so beträchtlich, daß sie zu der bei der leisen Streichbewegung aufgewendeten Kraft außer jedem Verhältniß steht. Vielleicht dämmert dem Herrn „Fachmann“ nun doch das Verständniß auf und lehrt ihn, daß die Dinge nicht immer so sind, wie er sie sich vorstellt. Er überzeuge sich nun erst einmal, welche Anstrengung sein Arm aufwenden muß, bis er einer passend geriebenen Siegellackstange eine Ladung von über tausend Volts ertheilt, — eine Ladung, die meine Fingerspitze einer Glas- oder Hartgummiplatte zu Zeiten mit spielender Leichtigkeit verleiht. Endlich lasse er sich darüber belehren, daß die Lackstange, die durch Reiben elektrisch wird, zu den Nichtleitern gehört. Der menschliche Körper, der zum größten Theil aus Wasser besteht, ist aber ein guter Leiter; zwar die Hornhaut, die ihn umgiebt, ist es weniger, aber sie ist dünn und unter ihr folgt die mit Flüssigkeit getränkte Lederhaut. Die meisten Menschen können daher durch Reiben ihrer Hände gar keine nennenswerthen elektrischen Effekte erzielen, weil das Bischen statische Elektrizität, das durch das Reiben erzeugt wird, sofort von ihrem eigenen Körper weitergeleitet wird. Vereinzelte Menschen können es aber doch; und da liegt das Räthsel. Daß die Vielen es wegen zu großer Feuchtigkeit ihrer Haut nicht können, ist eine aprioristische Behauptung, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt. Eher könnte vielleicht das Gegentheil wahr sein, weil für die Erzeugung elektrischer Spannung in der menschlichen Körperoberfläche möglicher Weise die Verdunstungelektrizität eine Rolle spielt. Wo aber elektrische Spannung vorhanden ist, da ist, bei der nahen Verwandtschaft der Bewegungformen, eine Umsetzung in elektrische, magnetische, leuchtende und selbst in mechanische Bewegung im Prinzip denkbar. Das Alles sind schwierige physiologische und physikalische Fragen, die freilich durch den famosen Fundamentalversuch des weisen Thales von Milet keine Aufklärung erfahren.

Doch ich wollte über naturwissenschaftliche Detailfragen an dieser Stelle nicht debattiren; meine Leser bitte ich nur noch, mich und meine Beobachtungen nicht nach Dem zu beurtheilen, was ihnen die politische Tagespresse darüber aufgetischt hat.

Halle a. S. Professor Dr. Erich Harnack.“

II. Aus Afrika wird mir geschrieben:

„Warum hat sich Hendrik Witbooi der Rebellion in Deutsch-Südwestafrika angeschlossen? Vor kurzer Zeit hat er doch erst für seine treue Gefolgschaft einen hohen Orden erhalten. Die alte Königin Viktoria und der jetzt regirende Britenkönig haben niemals farbigen Häuptlingen Medaillen verliehen, weil nach dem obersten Grundsatz der englischen Kolonialpolitik in Afrika die staatliche Oberhoheit der britischen Krone sofort nach der Erwerbung eines neuen Gebietes verkündet wird, die Treue der solchem Protektorat unterstellten Häuptlinge und Stämme also nur als verdammte Pflicht und Schuldigkeit gilt. In Südwestafrika aber handelt es sich in Wahrheit gar nicht um Rebellion, sondern um einen regelrechten und nach den Anschauungen des freilich ungemein dehnbaren ‘Völkerrechtes’ zweifellos formell berech-

tigten Krieg der Eingeborenen, die sich von der Fremdherrschaft befreien wollen. Unsere Regirung hat ja Südwestafrika niemals wirklich annektirt; hätte sie es gethan, dann wären die Schwarzen von vorn herein in festbegrenzte Reservate gewiesen und manche Mißstände vermieden worden. Wir aber geberdeten uns, als gäben wir nur eine Gastrolle als Kolonialmacht; seit zwanzig Jahren paktiren wir mit den Häuptlingen, laviren mehr oder minder (meist minder) geschickt und setzen uns dem Verdacht aus, daß wirs mit geschlossenen Verträgen nicht immer allzu genau nehmen. Wir sollten endlich mit nationalen Phrasen und Selbstverhimmelungen aufhören und, ehe es allzu spät wird, die Dinge sehen lernen, wie sie wirklich sind.

Ich habe in diesen Tagen wieder einmal die Brochure eines vielschreibenden ‚alten Südwestafrikaners' gelesen, in der er (1899) nicht nur den jedem nüchtern urtheilenden Südafrikaner seit dem schlimm berühmten ersten Januartag des Jahres 1896 ganz unvermeidlich erscheinenden Burenkrieg als vermeidbar bezeichnete, sondern auch kühn verkündete: ‚Wir sind endlich Herr im eigenen Hause geworden' (nämlich in Deutsch-Südwestafrika) und: ‚Die Kriegsepoche ist abgeschlossen'. Dieser Herr pflegte freilich schon längst von unseren sichtbarsten Beamten und Offizieren als von ‚Helden' und von ‚leuchtenden Beispielen deutscher Tüchtigkeit' zu sprechen. Als ich in einem kapstädter Hotel einmal mit vier ruhig urtheilenden Offizieren der südwestafrikanischen Schutztruppe, darunter zwei Hauptleuten, über diese Art der Weihräucherung sprach, stimmten sie meiner Mahnung völlig zu, unsere kolonialen Leistungen einstweilen etwas bescheidener einzuschätzen. Die Mitwelt glaubt ja doch nicht, daß in Deutsch-Südwestafrika vor 1904 große Heldenthaten vollbracht wurden; und gerade unsere tüchtigsten Offiziere und Kolonialbeamten wissen, daß sie eben nur ihre Pflicht gethan, nicht aber den Anspruch auf Heroenlorber erworben haben. Mit Hurrapatriotismus kommen wir in den Kolonien keinen Schritt vorwärts. Auch die lange umnebelten Optimisten sehen jetzt ein, daß der Aufstand Hendriks Witbooi viel gefährlicher ist als der ganze Hererokrieg. Das werden, fürchte ich, bald auch die Redakteure der Blätter erkennen, die uns in diesen Tagen die stolze Meldung brachten: ‚Der Krieg ist in sein letztes Stadium getreten und in der Hauptsache beendet'.

In einem Kriegskameraden kann sich Jeder schließlich einmal täuschen. Die Minister, Staatssekretäre, Gouverneure und Truppenführer weißer Kolonialmächte sollen aber in Afrika überhaupt keinem Farbigen vertrauen. Wenn man den ‚ehrlichen' Witbooi schon gegen die Hereros benutzen und dem Stab attachiren wollte, so durfte dieser verschmitzteste unter allen südafrikanischen Häuptlingen der letzten hundert Jahre auch nicht eine Minute aus dem Auge gelassen, am Wenigsten aber ihm gestattet werden, als Beruhigungapostel zu seinem Stamm zurückzukehren, dessen Aufstandsgelüsten ja nicht unbekannt geblieben war. Wer die Geschichte der Stämme, um die sichs handelt, auch nur ein Bischen kennt, mußte wissen, was von der Zuverlässigkeit und Treue ihrer Häuptlinge zu halten war. Daß Herr von Trotha und die unter ihm kämpfenden Offiziere und Soldaten echten Heldenruhmes würdig sind, wird von jedem Deutschen hier dankbar anerkannt. Wir fürchten aber auch, daß diese Revolution in der deutschen Kolonie nur die Einleitung zu einer wahrscheinlich ununterbrochenen Reihe von Aufständen sein wird. Ein Freund schrieb mir neulich, Herr Dr. Karl Peters habe empfohlen, andere, weit entfernt lebende Schwarze, etwa die Somalis, gegen die Hereros kämpfen zu lassen. Ist dieser Rath wirklich ertheilt worden, so müßte ich vor der Befolgung dringend warnen. Ueberall gährt es; und in fast allen Gegenden

und Stämmen ist das Streben fühlbar, sich zum Kampf gegen die weißen Eindringlinge zu organisiren. Das hat auch Hendrik Witbooi gemerkt. Die Güte der deutschen Regirung ließ ihn die Ereignisse so nah sehen, daß er obendrein noch erkannte: Mit dieser europäischen Strategie ist das Land nicht dauernd zu unterjochen, die Guerilla der bedürfnißlosen, mit dem Terrain vertrauten Eingeborenen nicht siegreich zu enden. Ein Schlaukopf wie Witbooi, der genau weiß, daß er diesmal um seinen Kopf spielt, steht nicht auf, wenn er nicht erhebliche Chancen zu haben glaubt. Diese Chancen aber erblickt er nicht nur in der militärischen Lage und der Verzettelung unserer den Schwarzen gar nicht imponirenden Truppensendungen, sondern auch auf politischem Gebiet. Seine Kriegserklärung soll er mit der Behauptung begründet haben, die deutsche Regirung beabsichtige, sobald die Hereros besiegt seien, alle Eingeborenen, also auch ihn und seinen Stamm, zu entwaffnen. Diese Furcht habe ihn zum Aeußersten getrieben. Er, der Jahrzehnte lang den Herrn in Nama- und Damaraland spielte und sich mit seinem Tropfen Weißenblut und als Christ für etwas viel Vornehmeres als einen gewöhnlichen Negerhäuptling hält, will nicht hinter dem Basutohäuptling Lerothodi und dem Betschuanen Khama zurückstehen, deren Stämmen England die Waffen ließ. Witbooi kennt nicht nur die Unterschiede in den Kolonialgrundsätzen der Engländer und Deutschen: er kennt leider auch den Haß beider Nationen gegen einander. Denn Das mag man sich daheim gesagt sein lassen: nie waren wir den Engländern so verhaßt wie heute, trotz der ewigen offiziellen Liebedienerei gegen England, in der man nur die Schlauheit des auf die rechte Stunde wartenden Fuchses wittert. Die liebe englische Presse des Kaplandes bringt seit Monaten hetzerische Aufsätze, in denen dem good old chief Witbooi der Nacken gesteift und die Parole ausgegeben wird: „Traut keinem Deutschen!"

Ich sehe nur einen Ausweg. Wir müssen erklären, daß wir auf viele Jahre hinaus eine starke Garnison, mindestens zwanzigtausend Mann, nach Südwestafrika legen, um England und den Eingeborenen ad oculos zu beweisen, daß wir fest entschlossen sind, die Kolonie zu halten. Erst wenn wir durch solche Machtentwickelung imponiren, haben wir die Basis für diplomatische Verhandlungen mit England, Portugal und dem Kongostaat; erst dann können wir die Eingeborenen hindern, die Grenzen unseres Gebietes zu überschreiten. Sind wir so weit, dann können wir getrost abwarten, was die Hereros und Hottentoten thun werden. Diese Menschen können auf die Dauer gar nicht mehr ohne unsere europäischen Handelsartikel leben und müssen eines Tages selbst ihre Unterwerfung anbieten. Vor allen Dingen aber muß jetzt durch Reichsgesetz feierlich die ganze Kolonie für deutsches Reichsgebiet erklärt werden. Erst dann sind die Hereros und Witboois Leute Rebellen; einstweilen halten sie sich, nicht ohne jeglichen Grund, für eine selbständige Macht, die gegen das Deutsche Reich Krieg führt."

Dieser Brief zeigt die Stimmung der in Südafrika lebenden Deutschen. Sie wird durch die Nachricht nicht verbessert worden sein, daß wieder ein deutscher Transportdampfer an der Küste gestrandet ist. Sonst giebts nichts Neues zu melden. Daß Oberst Leutwein nicht Gouverneur bleiben würde, war vorauszusehen; einen Sündenbock mußte man dem Reichstag präsentiren. Wird das Hohe Haus damit zufrieden sein oder noch andere Opfer fordern? Wenn es sich der Pflicht nicht entzieht, der wahren Ursache des afrikanischen Unheils nachzuforschen, muß es erkennen, daß die schlimmsten Sünden nicht am Swakop begangen wurden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.




**Berlin, den 3. Dezember 1904.**

# Bitte um Entschuldigung.

Technische Schwierigkeiten haben mich in den letzten Novemberwochen gelähmt. Der Besitzer der Buchdruckerei, in der seit zehn Jahren die „Zukunft" hergestellt wird, ist geflohen und hat durch leichtsinniges und betrügerisches Handeln seine Firma in den Konkurs gerissen. Manche Maschinen sind drei, vier Gläubigern verschrieben, andere erst zum Theil den Lieferanten bezahlt, ungeheure Schulden gemacht, Hauptkunden um hohe Vorschüsse, die unter fraudulösen Vorwänden erschlichen waren, geprellt worden. Ein zweiter Fall Alfons Röhll. Es war nicht leicht, Klarheit über die Geschäftslage zu erlangen, nicht möglich, vor der ersten gerichtlichen Auseinandersetzung einen Entschluß zu fassen. Um das pünktliche Erscheinen der Zeitschrift zu sichern und nicht durch plötzliche Trennung einen Betrieb zu stören, der einstweilen noch viele Menschen ernährt, mußte ich mich im Wesentlichen mit dem fertigen Satzmaterial begnügen und die Bemerkungen zurückhalten, die ich an einzelne Vorgänge zu knüpfen wünschte. Großes hat sich in diesen Wochen ja nicht ereignet; und da das Meiste — die parlamentarischen Kämpfe in Oesterreich, Ungarn, Frankreich, die wiener Tarifverhandlungen, die Hibernia-Debatte im preußischen Landtag — noch nicht zum Abschluß gekommen ist, wars vielleicht ganz gut, daß die Noth zur Vertagung des Urtheils zwang. Immerhin muß ich Entschuldigung erbitten. Die Tage der Unsicherheit sind vorbei; und an eifrigem Mühen, das Versäumte schnell nachzuholen, wirds nun nicht fehlen. Der dreizehnte Jahrgang, der unter so widrigen Umständen begann, soll mindestens nicht schlechter werden, als die ersten zwölf waren ... Da Du, werther Leser, so lange schon mit mir gewandert bist und ich Dir nicht lässig, der Pflicht ungetreu scheinen möchte, wirst Du, milden Herzens, verstehen, warum ich heute ein Privatklagelied anstimmen mußte.



# Der Haushalt in Paris.

Um unser eigenes Leben und das Leben unserer europäischen Mitmenschen recht zu verstehen, müssen wir bei reiferer Lebenserfahrung in ihren Haushalt, in ihre Küche schauen. Unendlich viele zarteste Verästelungen im blühenden oder verfallenden Wachsthum eines Volkes hängen von den Möglichkeiten ab, wie sich ein Volk und der Einzelne in ihm wirthschaftlich einzurichten versteht. Und erst, wenn man vertrauliche Einblicke in die wechselnde Anpassungskraft der Stadtbevölkerungen und der arbeitenden Menschheit gethan hat, kann man Schlüsse auf die Aussichten ziehen, die in der großen Weltwirthschaft unserer Zeit, bei dem ungeheuren Reichthum der Erde, auf der trotzdem die Mehrzahl der Menschheit in verschiedenen Graden der Armuth lebt, sich für die Zukunft der Völker eröffnen. Unter Armuth verstehe ich hier nicht nur die in Lumpen gehende Menschheit in China oder in England; es giebt auch eine saubere Armuth: die der Abertausende von wohlgekleideten, arbeitsamen, bürgerlichen Menschen, die, um leben zu können, Das rein verzehren müssen, was sie nicht nur bei achtstündiger, sondern oft bei zehnstündiger und längerer Arbeitzeit verdienen. Die Armuth Derer, die rechnen müssen, was die wechselnden Nahrungmittelpreise für ihr Einkommen ausmachen, wie weit die Preise für das Recht, irgendwo sein zu dürfen, für gemiethete Wohnungen, ihnen Entbehrungen an den Möglichkeiten besserer Kleidung, geistiger Genüsse, wie Bücherkaufen, Reisen, auferlegen. Je nach der Stadt, in der sie wohnen, sind, bei den Steuern, die der Staat auferlegt, Leute mit 6000 Mark im Grunde sehr arme Leute, besonders wenn die vergrößerte Familie ihre Rechte verlangt. Alle diese Menschen sind mehr oder minder zur Sorge geboren; nur die Sorge ermöglicht ihre Existenz und all ihre Arbeit ist nur da, die Sorge zu ermöglichen. Sie sind wahrhaft arm, denn sie sind, oft beim stärksten Bildungsgrad, wirthschaftlich unfrei. Du sitzest zur Winterszeit bei Deiner Studirlampe; das natürliche Oel der Erde, das Petroleum, soll Dir Licht schaffen. Du hast in Berlin vielleicht 18 Pfennige, auch 20 Pfennige für den Liter gezahlt und berechnest, was für einen größeren Haushalt im Jahre die Summirung der Liter austrägt. Du bist ganz gewiß noch ein armer Mann, wenn Deine Hausfrau aus Ersparnißgründen mehrere Zimmer dunkel lassen muß, denn irgend Jemand aus Deiner Familie wird in dem dunklen Zimmer sich die Stirn blutig stoßen oder eine Porzellanfigur zerschlagen, so daß Deine Armuth Dich noch ärmer macht. Nun aber führt Dein Schicksal Dich nach Paris und aus der ersten ehrlichen Rechnung Deines Lieferanten siehst Du, daß hier der Liter Petroleum von der Qualität, die Du mit 18 Pfennigen bezahltest, nicht weniger als 43 Pfennige kostet, also weit mehr als das Doppelte. Deine Gesammtrechnung ergiebt, daß, wenn alle Dinge im selben Verhältniß theurer sein sollten, Du bei einem Einkommen von 10 000 Franken von vorn herein ein bankeroter Mann sein würdest. Die Neigung, mehr in ländlicher Umgebung zu leben, führt Dich aber vielleicht in einen „Vorort" von Paris. Du lässest Dir von dem selben Lieferanten Dein Petroleum in diesen Vorort außerhalb der großen Stadtmauer bringen. Und da kostet Dich auf einmal das selbe Petroleum nur 20 Pfennige, aus Centimes in deutsches Geld verrechnet. Gewiß eine ungeheuerliche Erscheinung wirthschaftlicher Art. Es ist

die Stadtsteuer der „freien" Stadt von sozialistisch väterlichem Wohlwollen, wo neben der „Freiheit" auch die „Gleichheit" und „Brüderlichkeit" auf allen öffentlichen Gebäuden verzeichnet steht. Wie man sieht, bricht sich die „Gleichheit" bereits an der Stadtmauer von Paris.

Jüngst fuhr ich in einem Eisenbahnzuge mit einem deutschen Herrn, einem sehr tapferen und zuversichtlichen berliner Kinde. Er sah aus, als wenn er ganz Frankreich in der Tasche hätte; denn er war zwei Tage und einen halben in Paris gewesen und hatte in dieser Zeit ganz Paris gesehen, den Louvre, die Champs-Elysées, das Grab Heines, eine Automobil-Ausstellung. Zuletzt aber hatte er die Flucht ergriffen; ihn hatte eine Art Panik vor Paris erfaßt. Er gestand mir, er trage zwar noch ein paar hundert Mark bei sich, habe aber in den zwei pariser Tagen so viel Geld ausgeben müssen, daß er bei noch längerem Aufenthalt in zwei, drei Tagen mittellos geworden wäre. Im Hotel hatte man ihm 25 Franken für ein kleines Zimmer im Zwischenstock abgefordert. Im Uebrigen sei er durch Bierpreise, Speisepreise, Droschken und vor Allem unglaubliche Trinkgelder vollständig ausgeplündert; er habe am Tage 66 bis 70 Mark verbraucht, ohne die Kosten der Theater am Abend. Davon habe er einen solchen Schrecken bekommen, daß er schleunig wieder nach Berlin zurückfahre, trotzdem er die weite Reise gemacht habe, um mindestens acht Tage in Paris zu bleiben. Er meinte, er komme sich vor wie Einer, den man stürmisch ausgeraubt hat. Und in und bei dieser Stadt sehe ich nun Folgendes. Täglich wird aus jeder Wohnung der Kehricht und Müll auf die Straße geschüttet, von wo der Abfall durch die Müllräumer abgeholt wird. Kaum liegen die Haufen da, so kommt ein altes Weib und sucht vor jedem Hause im Abfall herum. Ich sehe, daß sie alle grünen Salatblättchen und die weggeworfenen Strünke des Grünzeugs aus der Asche herausliest und in ihre Schürze steckt. Wenn sie Alles ausgelesen hat, verschwindet sie mit diskreter Miene hinter der Thür des Nachbarhauses. Ich dachte erst, sie suche es für ihre Kaninchen, erfuhr aber, daß sie selbst das arme Kaninchen sei. Kaum ist sie fort, so kommt ein Mann mit einem Säckchen. Der liest alle Tuch- und Leinwandläppchen aus der Asche und geht weiter. Ein dritter kommt. Der hat vier Säcke auf dem Rücken und sammelt nach Kategorien altes Blech, Sardinenbüchsen und Anderes. Und dann kommt wieder ein altes Weib und hält Nachlese. In zwanzig Minuten waren fünf Personen da. Wenn die Müllräumer kommen, ist wenig für ihren Transport übrig geblieben. Plündern die Pariser die Fremden deshalb so aus, weil sie so arm sind, daß sie das Grünzeug aus der Asche essen müssen?

In Wirklichkeit ist Frankreich ein enorm reiches Land; sein Boden bringt Traubenschätze, alle Früchte des Nordens und Südens hervor, es hat überall den vollsten Weizen, es erzeugt die kostbarsten Kartoffeln und in den „Hallen" von Paris sieht man selbst zur Winterszeit einen Reichthum üppiger Gemüse wie sonst nirgendwo. Und diese Gemüse sind schmackhaft und nahrhaft; es giebt außer den in Deutschland bekannten noch eine ganze Reihe anderer Sorten, wie die „Cardons", neben Salaten und Wurzeln, so daß ein Vegetarianer nie um Wechsel verlegen zu sein braucht. Obwohl man aber diese Dinge überall massenhaft zum Verkauf sieht, obwohl Fleischwaaren in solchen Massen in Läden und Hallen aufgestapelt sind, daß man recht wohl begreift, wie sie täglich die drei Millionen

Menschen innerhalb der Stadtmauer ernähren, ist für einen großen Theil der Bevölkerung gar Vieles von all diesen Dingen eine unerschwingliche Delikatesse.

Da ist die Kartoffel; ein billiges Volksnahrungmittel in Deutschland. In Paris und vor Paris zahlt man für ein kleineres Maß Kartoffeln, das etwa 2½ Pfund wiegt, im Winter 70 Centimes, also 56 bis 58 Pfennige. Ich zähle meine Kartoffeln: es sind sechzehn Stück. Die einzelne Kartoffel kostet also 3½ Pfennige; sie ist theurer als Obst. Die Hälfte dieser Kartoffeln sind übrigens große, schöne Exemplare; gekocht sind sie schön eigelb und schmecken vorzüglich. Aber man denke sich eine französische Familie in einem Vorort von Paris, die sich wie der deutsche Weber von Kartoffeln nähren müßte! Vier Personen müßten, um satt zu werden, bei starker Arbeit mindestens à Person zehn Stück essen, die Mittagsmahlzeit würde etwa eine Mark fünfzig nur für Kartoffeln kosten. Und nun fragt einmal, was der deutsche Weber an einem Tage verdient.

Wie lebt nun der Pariser, wie leben all diese Menschen, die mit einem Einkommen von 3000 bis 6000 Franken auskommen müssen und, wenn sie zu vier Personen täglich Kartoffeln äßen, jährlich allein 550 Mark für Kartoffeln brauchen würden? Butter von eßbarer Art, aber gering, kostet 1 Franc 60 das Pfund, die bessere Sorte 1 Franc 70, 80 bis zwei Franken. Die billigste also 1 Mark 30 Pfennig. In Berlin und Umgegend zahlt man für eine Qualität, die etwa der zuletzt genannten entspricht, 1 Mark 20 Pfennig. Das ist theuer genug. Allerdings wiegt diese französische Butter viel schwerer, weil sie weniger Feuchtigkeit enthält. Man sieht: das einfachste deutsche bürgerlich-bäuerliche Gericht ist in Paris eine sehr kostspielige Sache. Es giebt Gegenden in Paris, etwa in der Umgebung des Boulevard Saint-Germain oder des Sternplatzes (Etoile), wo man für ein Pfund Rindslende 4 Franken zahlt, für ein Pfund Entrecote drei Franken. Ein deutscher Herr, unkundig der Dinge, geht an den großen Boulevards in ein feines Speisehaus. Er will nur frühstücken. Eine Speisekarte giebts nicht; er läßt sich also vom Kellner einige Vorschläge machen. Er nimmt als hors d'oeuvre Hummer, dann eine Platte mit Rindslende (das Pfund sicher 4 Franken, also etwa ein drittel Pfund 1 Mark 7 Pfennige roh), er trinkt eine Flasche Wein, nimmt ein kleines Dessert, einen Kaffee. Alles vorzüglich; er ist sehr zufrieden. Aber die Rechnung beträgt 50 Franken. Er ist erstaunt, mehr als erstaunt. Der Kellner plaudert mit ihm über die Verhältnisse und sagt, daß die Kellner auf den Boulevards, um existiren zu können, 10 Prozent Trinkgeld vom Zehrungpreis zu erwarten pflegen, in diesem Falle also 5 Franken. Offen gestanden: es ist sehr wenig. Wenn wir in Deutschland 80 Pfennige Zeche machen, geben wir gern 10 Pfennige Trinkgeld; der Boulevard-Kellner erwartet nur 8 Pfennige. Und doch: 50 Franken für ein zweites Frühstück schmerzen. Aber nun erstaune, lieber Leser, wenn Du vernimmst, daß die selbe „Entrecote", die da, wo einst die Guillotine stand, 2 Mark 40 Pfennig kostet, in den „Hallen" und im ganzen Stadtviertel um die Hallen nirgends mehr als 1 Franc 20, also noch nicht ganz 1 Mark kostet. Beste Lende bezahlt man ausgesucht und vorgerichtet selbst in Vororten, wo die reichen Pariser ihre Sommervillen haben, mit 1 Franc 80 pro Pfund, also etwa 1 Mark 44 Pfennige. Es ist wie mit dem Petroleum. In der Stadt 43, vor der Stadt 20 Pfennige.

Eine wahre Kalamität sind in Paris, überhaupt in Frankreich die Streich-

hölzchenpreise. In Deutschland kauft man für 15 Pfennige ein Packet mit so vielen Streichhölzchen, daß man damit einen ganzen Monatsbedarf für Beleuchtung, Feuermachen und eine Familie mit starken Cigarren- und Tabakrauchern bequem deckt, ja, wohl gar zwei Monate auskommt. In Paris kostet ein Schächtelchen, worin 40 sogenannte „schwedische“ stecken, 2 Sous, also 8 Pfennige; die einfachen alten Phosphor-Schwefelhölzchen in Papiertäschchen à 100 Stück kosten eben so viel. Da von ihnen ein Drittel wegen schlechter Arbeit, die uns die Phosphorkuppen vermissen läßt, wegen des gebrechlichen Holzes oder wegen Untauglichkeit der Reibfläche versagen, so zahlt man in Wirklichkeit etwa 60 bis 65 von diesen Streichhölzern mit 8 Pfennigen. Ein guter Raucher mit seiner wirthschaftenden Ehehälfte muß im Monat, wo der Deutsche 15 zahlt, hier mindestens 60 Pfennige, also etwa das Vierfache, ausgeben. Die Ursache ist, daß der französische Staat auf die Anfertigung dieser veralteten, gesundheitschädlichen Streichhölzer ein Monopol hat, das ihm viel Geld einbringt. Auch der Tabak ist Staatsmonopol. Wer in Deutschland 2 Sous, 8 Pfennige, an eine Cigarre wendet, weiß, daß er im Tausend oder Hundert schon ein halbwegs anständiges Kraut erhält. Eine Cigarre für 2 Sous würde ein berliner Kutscher dankend ablehnen. Um Das zu bekommen, was Deutschland für 8 bis 10 Pfennige bietet, muß man in Paris das Doppelte anlegen. Der Franzose zahlt seinen Tabak in Cigarren- form doppelt so theuer und raucht doch noch schlecht. Wie gut raucht man dagegen in Oesterreich, das doch auch ein Monopol hat!

Das Problem, in Paris zu leben, wird immer schwieriger, wie wir sehen. Wenn Alles um mehr als hundert bis vierhundert Prozent theurer ist! Die Hauptursachen kennen wir nun: auf der einen Seite den Staat mit seinen Monopolen, die ihn reich machen, auf der anderen Seite die Stadt Paris mit ihren Steuern auf Nahrungmittel, zu denen noch eine Extrasteuer des Staates im Verkauf selbst kommt. Jeder Kauf, jede Rechnung darüber muß ein „timbre“, eine Marke über 2 Sous tragen. Eine pariser Hausfrau lebt mit ihren Lieferanten in fortwährendem Streit, wer die Kosten dieser Steuermarke zu tragen hat; denn in einem größeren Haushalt, wo Pensionäre sind, ergeben die Bäcker-, Fleischer-, Milch-Rechnungen, die sonstigen Lieferwaaren vom Gemüsehändler, vom Pastetenbäcker, vom Confiseur und Anderen so viel, daß täglich im Umsehen ein Franc für Steuermarken darauf geht. Im Jahre also 365 Franken Steuer, die man bei größerem Bedarf zu zahlen hat, wenn die Rechnungen eine gewisse Höhe übersteigen. Nachdem die Stadt selbst eine Einfuhrsteuer von jedem Stück Fleisch, von jeder Kartoffel erhoben hat, die manche Artikel um mehr als das Doppelte vertheuert, kommt der Staat noch einmal und belegt den Haushalt mit einer Rechnungsteuer, die abermals die Existenz vertheuert. Ihr glaubt, die Franzosen, die Pariser seien ein aufrührerisches, zu Exzessen geneigtes Volk? Ich glaube: bei ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer ruhigen Menschlichkeit, bei ihrer konservativen Art sind die Pariser das lammfrommste, das geduldigste und geplagteste Stadtvolk auf der Welt. Sie waren es unter den Königen vor der Revolution und sind es unter der dritten Republik geblieben. In Deutschland würde man ganz andere Revolutionen machen, wenn man die Chicanen der Besteuerung jemals versuchen würde, die das französische System mit sich bringt. Der Berliner, der Münchener, der wildgewordene Leipziger und Dresdener: sie würden

Alles kurz und klein schlagen. Bismarck wußte, daß er seinen Deutschen nicht mit dieser Sorte indirekter Steuern kommen konnte. Die Verkehrshemmung und die Verkehrsunfreiheit allein, die an allen Stadtthoren entsteht, der ewige Aerger, den sie dem Pariser bereiten, erklärt auch die Neigung zur Revolution bei einem Volk, das vor der Zeit Ludwigs des Sechzehnten tausend Jahre lang alles Andere, nur nicht die Lust zur Revolution gezeigt hat. Die Zustände sind im zwanzigsten Jahrhundert in Paris ungefähr so wie bei uns in der Zeit der Kleinstaaterei. Ein Volk kann unter Umständen, wenn es die moralische Nothwendigkeit fühlt, sich große Opfer an Steuerkraft auferlegen und leistet sie gern, wenn die Form der Erhebung eine angenehme, bequeme ist. Aber die gehäuften Formen des octroi, die Furcht vor den Visitationen auf Bahnhöfen, an Stadtthoren nach jedem Stück Wurst, das man in der Tasche trägt, das Staatsmißtrauen, das von Staats wegen in alle Kleinigkeiten des Lebens hineingetragen wird, die soziale Ungerechtigkeit der Besteuerung: das Alles macht dieses Monopol- und Rechnung-Besteuerungsystem zu einer Art wirthschaftlicher Sklaverei.

Wie lebt man also in Paris? Wenn man seine Lebensgewohnheiten den Zuständen anpaßt — und Das muß man in jedem Lande zuletzt, in Italien wie in England —, kann man trotz Alledem gerade in Paris merkwürdig billig hausen. Um mit Austern und Sekt zu beginnen: Du kannst sie auf den Boulevards sehr theuer bezahlen, genau so theuer wie in Berlin. Aber begnügen wir uns einmal mit bloßem Schaumwein, solchem, wie wir ihn in Deutschland mit drei und vier Mark bezahlen. Eine Flasche davon kaufst Du in jedem Laden der inneren Stadt für anderthalb Franc. Das Dutzend Austern — Portugiesen, recht wohlschmeckend — kostet im ganzen Hallenviertel im Dezember und November 40 Centimes. Der Pariser ißt sie mit etwas Salz, Pfeffer und einem Tropfen Essig darauf. Du findest für Deine Verhältnisse den billigen Sekt zu theuer und kaufst einen Wein, pro Liter 60 Centimes, trinkst davon einen halben Liter mit etwas Wasserzusatz und speisest ein Stück Brot dazu: Dein Austernfrühstück kostet Dich dann im Privathaushalt 50 bis 60 Pfennige. Große Geschäfte liefern übrigens einen ausgezeichneten Rothwein und Weißwein für 40 Centimes, so daß man 30 Liter, die für einen Monat reichen, für 12 Franken, wenig über 10 Mark, ins Haus legen kann. Im Faß stellt er sich noch billiger. Aehnlich billig kannst Du von Schnecken, Weinbergsschnecken (Escargots) und schwarzen Muscheln leben, die deshalb auch im Quartier Latin, in den alten Stadttheilen von Paris in unglaublichen Mengen aufgestapelt sind. Freilich hat man Austern schnell satt, Schnecken rührt man nicht leicht an, Muscheln werden bald widerlich. Doch ein Austernfrühstück in der Woche zu diesem billigen Preis würde jedenfalls wirthschaften helfen, wenn man sich danach mit Käse und Früchten begnügt. Käse aber sind gut und billig. Ein großer Fromage de Brie kostet zwischen 60 und 80 Pfennigen, einfachen Käse kauft man mit 25 bis 32 Pfennigen an. Sie sind aber fast Alle so fett, daß Niemand dazu Butter giebt, sondern daß sie zum trocknen Weißbrot genommen und aufgestrichen werden. Man spart also die feine Eßbutter, die man nur morgens zum Theefrühstück verwerthet.

Das übliche Morgenbrötchen, das man genau in der Form der berliner „Schrippe“ haben kann, kostet einen Sou, also vier Pfennige. Wer früh Thee, Zucker, Butter und eine Schrippe ißt, braucht höchstens vier Sous. Wir rechnen

unser zweites Frühstück, mit Austern, einem halben Liter besseren Wein, etwas Käse, ein paar Früchten oder Kompot, dazu: dann kosten uns beide Mahlzeiten zusammen in deutschem Gelde etwa eine Mark. Eier kosten in der theuersten Zeit, im Januar, das Dutzend 90 Centimes. Die besten und schönsten Eier, die man auf einem Gutshof in der Umgegend kauft, kosten 16 Pfennige das Stück, sind aber so groß, daß sie auch entsprechend größeren Nährgehalt haben. Ein halber Liter Milch wird mit vier Sous bezahlt. Die Qualität dieser Milch ist aber auch vortrefflich. Die großen Meiereien um Paris liefern nicht so dünne Waare wie unsere Milch-Centralen. Freilich haben sie viel besseres Futter.

Ein Pfund Weizenbrot mit etwas Roggen kostet acht Pfennige. Wer viel von diesem Brot oder dem ganz leichten, luftigen, etwas theureren Weizenbrot ißt, spart an anderen Nahrungmitteln. Der Franzose ist gewöhnt, sehr viel Brot zu jeder Mahlzeit zu essen; da man die Gemüse meist als besonderen Gang aufträgt, so wird zum Fleisch und Fisch meist das weiße Brot gegessen, das zum Wein vorzüglich schmeckt. Dadurch spart der Haushalt ein Beträchtliches. Fleisch aber ist, wenn man nicht gerade in den Fremdenvierteln kauft, Viertel, die ja auch in Dresden, in Berlin oft ganz ungeheuerliche Preisaufschläge machen und sich auch auf drei Mark für die feineren Filets, für Kalbsschnitzel und Dergleichen versteigen, in Paris trotz allen Steuern nach berliner Begriffen spottbillig. In der Hallengegend kostet das Pfund Rinderbrust, die allerdings der Franzose nicht so hoch schätzt wie etwa die Gäste bei Kempinski, 60 Centimes. Ein Mann ißt, wenn er vernünftig lebt, nicht mehr als ein halbes Pfund Fleisch mit Zukost, braucht also für 24 Pfennige Rindfleisch für die Mahlzeit und gewinnt, wenn er ein oder zwei Pfund kochen läßt, so viel Bouillon, daß er reichlich für zwei Tage Suppen oder Bouillon in Tassen hat. Kalbfleisch kostet 80 Pfennige, auch Schnitzelfleisch, für das man in und um Berlin in den letzten Jahren das Doppelte zahlen mußte. In Paris kann also der Einzelne sich die Fleischmahlzeit vom Kalb für 40 Pfennige bereiten. Schweinefleisch kostet 50 Centimes, 60 Centimes für Qualitäten, die in Berlin nicht unter achtzig Pfennigen zu haben sind. Für 40 Pfennige kann man also ein Pfund Schweinefleisch haben, wie es der Berliner zu Sauerkraut und Erbsen liebt; der Mann braucht 24 Pfennige für diesen Theil seiner Hauptmahlzeit. Hammelkotelett wird zum Preis von 20 bis 30 Centimes in den Fleischereien der eigentlichen Marktstadt verkauft. Wer nicht zu hungrig ist, kann sich zwei Hammelkoteletts für 32 Pfennige kaufen Sehr viele Leute essen in Paris Kaninchenfleisch. Im Winter kostet das Pfund, küchenfertig zurechtgehackt, nur 64 Pfennige. Man kann es paniren und backen, man ißt es als Ragout. Zum Wein schmeckt Das vorzüglich.

Nach dem Fleisch das Gemüse. Kohl, Spinat, dann die spargelartigen Gemüse, Endivien, die man in Deutschland nicht kennt. Von den meisten Gemüsesorten hat der Einzelne im Allgemeinen für zwei Sous reichlich. Champignons kosten in drei Qualitäten 60, 80 Centimes und einen Franken das Pfund. Wer im Winter Kalbsbraten mit Blumenkohl essen will, kanns für 75 Pfennige haben; und Das ist dann schon eine der theuersten Mahlzeiten. Hat er eine gute Hausfrau, so wird bekanntlich Alles billiger. Sein Schweinefleisch mit Erbsen kostet ihn mit Zuthaten etwa 30 Pfennige. Ist seine Frau eine starke Esserin, die auch ein halbes Pfund Fleisch, aber weniger Gemüse verspeist, so kommen Beide

trotzdem mit 55 Pfennigen aus. Kann Einer gar eine Mark für zwei Menschen ausgeben, dann vermag er für dieses Geld eine Hauptmahlzeit mit Fleisch, Gemüse, Käse, Kompot bequem und reichlich herstellen.

Nun liebst Du vielleicht den Wein nicht und möchtest Bier trinken. Aber Bayerisches Bier oder Pilsener kostet auf den Boulevards 50 Centimes die „Halbe", die noch nicht einmal ein richtiger halber Liter ist. Zwei „Halbe" kosten 1 Franken, 80 Pfennige (in München 22 bis 24). Doch giebts in und bei Paris sehr bekömmliches französisches Tafelbier, von dem der Liter 40 Centimes kostet, 35 Centimes im Ganzen, das sogenannte Doppelbier, das einem leichten böhmischen Bier ähnelt. Ganz dünnes Bier kauft man aber für 5 Sous, also 20 Pfennige. Der halbe Liter von diesem einfachen Durstbier kostet also 10 Pfennige, wie in guter alter Zeit in Deutschland. In einem berliner Vorort sind zwei Personen für 60 Mark im Monat so zu beköstigen, daß es früh Butter und Weißbrot zu Thee oder Kaffee giebt, mittags ein Fleisch- oder Fischgericht nebst Zukost und Nachtisch, abends Thee und kalte Küche. Mitgerechnet sind die Ausgaben für Beleuchtung. In Paris kann man auf gleichem Stande mit 60 Franken, also fünfzig Mark, zu Zweien auskommen, allerdings mit Aufwand wirthschaftlicher Intelligenz; wer 3 Franken pro Tag hat, kann für zwei Personen auch ein mäßiges Getränk haben, einen Liter Bier oder Landwein, den hier Jedermann mit Wasser trinkt. Kleine Seine-Fische, eine Art Rothfisch, wovon ein Fisch mit Käse und Anderem für ein Frühstück reicht, kauft man für 2 Sous. Man wird in den Hallen neben den theuren Sorten, die aber niemals theurer als in Berlin sind, immer auch billigen und sehr wohlschmeckenden Fisch aus dem Kanal La Manche, aus dem Adriatischen oder dem Mittelländischen Meer, finden; denn Frankreich ist ja in der glücklichen Lage, aus drei Meeren essen zu können, der Pariser obendrein noch aus seiner Seine. Ein Trost ist, daß man in diesem Klima lange nicht so viel Brennstoff verbraucht. In Berlin muß man sechs Heizmonate im Jahre rechnen, in Paris drei, höchstens vier.

Wenn ich nun noch erzähle, daß eine Bratwurst 8 Pfennige kostet, daß man sich zum Frühstück aus der Patisserie eine mit Truthahn gefüllte große Pastete, die allein satt macht, für 40 Pfennige kauft, so wird man erkennen, daß manche Tafelgenüsse hier billiger als bei uns sind. Freilich giebts noch viel wohlfeilere Gegenden. In Göllnitz, einem noch halbdeutschen Bergwerksstädtchen der Nordkarpathen, kostet beim Fleischer im Juni ein Pfund gutes Rindfleisch ungefähr 30 Pfennige; in Hermannstadt (Siebenbürgen) Schweinefleisch 18 Kreuzer. Im Lande der Slowaken hat man Hammelfleisch für 9 Kreuzer. Ein Osterhase bewerthet sich in der kaschauer Gegend mit Fell auf 70 Kreuzer; man rechnete 35 Kreuzer Fellwerth, so daß der ganze junge Hase im Fleisch etwa sechzig Pfennige werth war, während der Pariser für ein bloßes Pfund vom Hasenvetter „Lapin" 64 Pfennige zahlt, was an sich doch billig genug ist. Alle Erfahrungen aber überbietet Hermannstadt mit seinen Gurken, wovon hundert große Exemplare auf dem Markt 10 Kreuzer kosten. Das macht in unserer Währung 16 oder 17 Pfennige, je nach dem Guldenstand.

Und nun rechne man, daß diesen ungeheuren wirthschaftlichen Gegensätzen die Völker sich anpassen müssen. Die Garde des Fürsten Schwarzenberg erhält (außer Wohnung und Holz) 70 Kreuzer pro Tag zum Leben auf dem Schloß



Krumau im Böhmerwald. Da sind eben solche Rokokoparkanlagen wie auf der lieblichen Terrasse von Meudon bei Paris, wo eine Aufwartefrau in der Stunde 35 Centimes verdient. Die „Garde“ muß in Böhmen mit 1 Mark 20 leben. Die Aufwartefrau von Meudon verdient ihrem Manne in vier Stunden ungefähr das Selbe in die Wirthschaft. Auf der „Alm“ vor der Gubatowka in der Hohen Tatra kostet der Liter Milch 30 Kreuzer, in der Meierei bei Paris 40 Centimes. Und trotzdem sucht die arme Frau von Paris den grünen Strunk aus der Asche! In Paris zahlt man bei den „Hallen“ für eine Wohnung im vierten Stock, die sechs Zimmer, Küche, Mädchengelaß umfaßt, 1250 Franken, also etwa 1000 Mark. Eine andere zu fünf Zimmern mit Küche kostet 900 Mark. In der Montmartre Gegend zahlt man 300 Franken für kleine Wohnungen zu drei Zimmern mit Bad. Vor der Stadt bietet man ganze Schlösser für 400 Franken im Jahr an. Für 200 Franken findet man in den Vororten von Paris kleine Wohnungen — Eintrittsraum, Eßzimmer, Schlafzimmer und Küche — überall angeboten. Das macht im Monat 13 bis 14 Mark.

Ich wollte hier nur zeigen, daß Paris besser ist als der Ruf, den ihm seine Eigenschaft als Fremdenstadt bereitet.

Paris. Wolfgang Kirchbach.

# Terzinen an ein Mädchen.

Seit Deine Hände kühl an meinen ruhten,
Fühle ich traumhaft ihre weiße Schwinge
Tief in die Stille meiner Stunden fluthen;

Doch eingebannt im Bilde vieler Dinge:
Bald ruhen sie wie schöne weiße Schalen,
Bald knistern sie um eine blaue Klinge,

Verblassen nun zu kränklichen Opalen
Und sind dann selbst wie schmachtend matte Frauen;
Doch immer ist in ihren schmalen, fahlen

Gelenken, die das Netz des bleichen, blauen
Geäders zart und räthselvoll durgittert,
Ein irres Leuchten und ein wildes Grauen.

Ist Dies mein Traumglanz nur, der so gewittert,
Oder ist Funkenspiel Dies Deiner Seele,
Ein fahles Fieber, das zu Dir aufzittert

Und das Du niederringst mit stolzer Kehle?
Oh leih' mir, Seltsame, die kühlen Hände,
Doch nicht, daß ich sie also fragend quäle

Und böser Stunden Spur in ihnen fände.
Ganz leise nur, ganz lieb will ich sie nehmen
Und träumend halten, Deine lieben Hände,

Als wären sie zwei weiße Chrysanthemen.

Wien. Stefan Zweig.

# Meier-Graefe.

Man wird finden, daß große Historiker sich vor der geschichtlichen Darstellung eines gegenwärtigen Zustandes hüten. Denn es hat sich noch immer gezeigt, daß sie einer Gegenwart gegenüber um so leichter irren, je besser sie die Triebkräfte in Vergangenheiten zu erkennen vermögen; daß sie schlechte Politiker sind. Ihre Stärke besteht darin, daß sie den Zeiten rein erkenntnißmäßig betrachtend gegenüberstehen; als an den Fragen ihrer Zeit Betheiligte und als in dieser Zeit Handelnde können sie sich aber die nothwendige Ruhe objektiver Anschauung nicht bewahren. Unmerklich verkehrt sich ihnen, je näher sie der Gegenwart kommen, diese Ruhe in Leidenschaft, ihre Logik geht im Wunsch unter und ihr Urtheil in der Tendenz. Da sie an den in geschichtlicher Betrachtungweise erworbenen, für weite Zeitstrecken passenden Maßstab gewöhnt sind und ihn, als eine ihnen natürlich gewordene Denkform, auch auf den engeren Lebenskreis ihrer Jahrzehnte anwenden, entsteht leicht ein Mißverhältniß. Um so mehr, als sich die eigentlich treibenden Kräfte einer Zeit hinter Handlungen und Begebenheiten mannichfacher Art verbergen und fast immer erst im Rückblick klar erkannt werden können. Gelingt dem Historiker aber doch einmal die Objektivität seiner Zeit gegenüber, so wird sie immer auch durch einen Mangel an lebensvollem Gegenwartinteresse erkauft; die Sachlichkeit vor dem eigenen Leben bedingt eine schädliche Kälte.

Die wesentlichen Triebkräfte hinter den Metamorphosen des Tages erkennt dagegen der geborene Politiker; oder er ahnt sie doch und ist dieses ahnenden Gefühls so sicher, daß er danach zu handeln wagt. Nur ist er wieder in dem selben Maß der geschichtlichen Erkenntniß unfähig wie der Historiker der politischen. Beide bedürfen des umfassenden, ausgereiften, auf Totalitätgefühl gegründeten Wirklichkeitsinnes; aber während dieser Sinn beim Historiker der willenlosen Erkenntniß, der Betrachtung und Weltweisheit großen Stils dient, wirkt er im Politiker als Manometer des für die Zukunft arbeitenden Aktivitätbedürfnisses, als ein Diener des Willens. Jener sucht in einer Gegenwart, immer mehr oder weniger gewaltsam, Bestätigungen der in der Geschichte gefundenen Entwickelungsgesetze auf; Dieser sucht Bestätigungen für sein Wollen in der Vergangenheit.

Auf dem Gebiete der Kunstbeurtheilung tritt eine gewisse Verschiebung dieses Verhältnisses ein. Da Kunst eigentlich nur mit lebendigem Gegenwartempfinden erkannt und gemessen, nur mit dem Instinkt gewerthet werden kann, sieht sich der Kunsthistoriker immer im wesentlichsten Punkt im Stich gelassen. Die soziale oder politische Geschichte hat in der Hauptsache mit konkreten Dingen zu thun, mit Motiven und Charaktereigenschaften der Völker, die, mittelbar oder unmittelbar, in den Thatsachen erkennbar werden. Je

größer die Fülle dieser bekannten Thatsachen ist, desto leichter fällt die Motivation. Die Kunst aber handelt nur von den verschwiegenen, unaussprechbaren Empfindungen der Volksseele und ihre Werke können als Thatsachen, im Sinn jener sozialen oder politischen, nur sehr bedingt betrachtet werden. Deshalb kommt es für den Historiker darauf an, die in Kunstwerken kristallisirten Empfindungen in der eigenen Seele ästhetisch lebendig werden zu lassen, wie er jene sozialen Thatsachen logisch in sich lebendig werden läßt. Dies kann immer nur bis zu einem gewissen Grade gelingen, weil die Aesthetik, mehr als die Logik, zeitlich determinirt ist. Und dann wohnen in dem selben Geist auch fast nie die Fähigkeiten, im logischen Sinn historisch zu denken und im ästhetischen Sinn künstlerisch zu empfinden, beisammen. Ja, was für den Lebenden in alter Kunst recht eigentlich als lebensvoll und modern gilt, ist einer objektiven historischen Schätzung am Meisten hinderlich.

Das mag erklären, warum wir in der ganzen Literatur eigentlich nicht eine einzige Kunstgeschichte besitzen, die so absoluten Werth hätte wie die Werke der großen Geschichtschreiber. Archäologische Werke großen Stils besitzen wir; aber in ihnen ist gerade Das immer ausgeschaltet oder spezialisirt — und muß es sein —, was wir dann doch wünschen: die lebendige Aesthetik. Für diese ist ohne starken Subjektivismus Neuland nicht zu erwerben; und dieser Subjektivismus ist doch der ärgste Störenfried einer auf überlegene Sachlichkeit gegründeten historischen Monumentalität. Darum sehen wir die scharfe Arbeitstheilung und den Antagonismus zwischen Aesthetikern und Kunstgelehrten. Der Kunsthistoriker muß dem Aesthetiker Unwissenschaftlichkeit vorwerfen und Dieser beschuldigt Jenen mit Recht, er lasse in seinen Untersuchungen die Hauptsache, die aesthetische Empfindung, unberücksichtigt oder er weise ihr doch nur eine untergeordnete Stellung an. Der Kunstschriftsteller kann historisch motiviren: dann müssen alle sozialen, religiösen, wirthschaftlichen und geschichtlichen Grundlagen gezeigt, muß die Kunst als ein auf diesem Boden allein in der besonderen Form möglicher Organismus bewiesen werden; oder er kann ästhetisch betrachten: dann ist Alles auf lebendige Empfindung gestellt und nichts hat Geltung, als was dem fortschreitenden Lebensgedanken dienen kann.

Darum habe ich Bedenken gegen den Titel des Buches, das Meier-Graefe uns geschrieben hat: „Entwickelungsgeschichte der modernen Kunst. Vergleichende Betrachtung der Bildenden Künste, als Beitrag zu einer neuen Aesthetik.“ (Hoffmanns Verlag in Stuttgart.) Der Obertitel widerspricht dem Untertitel, weil man nicht eine Vergangenheit und Gegenwart objektiv abmalen und zugleich auch bewußt einer Zukunft dienen kann. Gewiß kann auch eine streng historische Darstellung solchen Dienst leisten; aber dann geschieht es nicht mit der Absicht, nach gewisser Richtung zu überzeugen, sondern ist nur die natürliche Wirkung der Wahrheit und Tüchtigkeit der Arbeit.

Der bedeutsame Inhalt des Buches entspricht denn auch dem zweiten Titel; es ist keine Entwickelungsgeschichte, weil die sozialen und kulturellen Zeitbedingungen nicht systematisch als Grundlagen der Kunst dargestellt worden sind. Meier-Graefe bemüht sich vielmehr, die Theile der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart zu sammeln und zu gruppiren, die unserem vorwärtsweisenden Lebensgedanken nützlich werden können. So wird dem Leser ein Wesentliches des modernen Kunstgeistes vor Augen gestellt, so absichtvoll und leidenschaftlich überredend, daß der Verfasser gerade dadurch beweist, wie sehr er ein Wollender und wie fremd ihm die Denkform des Historikers ist. Die natürliche Folge dieser kämpfenden Aesthetik ist, daß sich die Gründe und Beweisführungen nicht logisch in sich selbst halten wie eine Architektur, sondern sich immer auf ein in heftiger Lebensarbeit erworbenes und geschärftes subjektives Gefühl des Verfassers beziehen. Der Werth dieses Gefühles also bestimmt Werth oder Unwerth des Buches; und deshalb ist es nöthig, zu untersuchen, wie weit der Träger dieses Lebens- und Kunstgefühls als ein Vertreter des lebendigen Geistes unserer Zeit betrachtet werden darf.

Man kann Meier-Graefe mit dem denkbar geringsten Vorbehalt einen modernen Menschen nennen; er ist in seiner Kraft und in den durch diese Kraft bedingten Schwächen ganz ein Kind unserer Zeit. Die Meisten, die den Ehrgeiz haben, modern zu heißen, sind doch immer nach einer Seite an eine wohlthätige Konvention, an eine beruhigende Ueberlieferung oder auch nur an gemüthliche Gewohnheiten gebunden. Von all solchen Fesseln hat der in Paris lebende Deutsche sich frei gemacht; er folgt nur einem mühelosen Instinkt. Jedes Philisterium hat ja auch seine guten Seiten; es ermöglicht die Wohlthat der Selbstbegrenzung, ohne die nur Wenige nützlich zu leben vermögen. Die absolute Vorurtheillosigkeit ist eine gefährliche Situation, worin es nur Menschen ohne Schwindelgefühl, Sentimentalität und — so verkehrt es klingt — mit unbegrenztem Vertrauen zum Leben aushalten. Diese letzte wichtige ideale Eigenschaft ist es, die das Buch Meier-Graefes adelt. Wenige werden so sorglos wie er ablehnen, was selbst Aufgeklärten als unumstößlich gilt; selten wird ein Radikaler so rücksichtlos und oft auch vorschnell ganzen Lebenskomplexen die Daseinsberechtigung absprechen und einem als der Entwickelung hinderlich erkannten Künstler so kategorisch gegenübertreten; aber selten wird man auch in unserer Zeit einen so starken Instinkt im Dienste des Idealismus finden. Es giebt nicht viele Dinge, woran dieser Vielerfahrene noch glaubt; aber an die Kunst glaubt er mit ganzem Herzen. An sie klammert er sich mit allen Organen und es ist ein Anblick, des Aufmerkens werth, zu sehen, wie diese entgötterte Seele Gott in ihrer Weise lobt.

Bezeichnend für die Art dieses Modernen, die Aufgaben der Zeit zu erfassen, ist sein Verhältniß zu Goethe, den auch er für seine Entwickelungs-

gedanken in Anspruch nimmt. Der Name dieses Großen ist ihm ein Symbol für alles sich logisch und organisch Entwickelnde, sich vernünftig Begrenzende, für Alles, was uns anhält, die Instinkte zu reinigen, die Sinne zu schärfen, die Welt als eine Einheit zu nehmen, worin Aeußeres und Inneres nicht trennbare Begriffe sind; ein Symbol für den Wunsch nach jener Klassizität, die sich immer ergiebt, wenn man nicht zu sein sucht, was man nie sein kann, sondern mit ruhiger Gelassenheit und heiterem Ernst die Dinge nimmt, wie sie einmal liegen, nicht romantisch davon schwärmt, wie die Welt sein sollte, sondern in allen Wirklichkeiten — den objektiven und subjektiven — thätig aufgeht. Meier-Graefe sucht, mit Goethe, das wünschenswerthe Verhältniß des Künstlers zum Leben darin, daß die Ideen aus der Wirklichkeit auf dem Weg durch die Sinne erworben und nicht als Wunsch und Traum hereingetragen werden, daß eine Objektivität erreicht werde, die eigentlich höchster Individualismus ist und daß Weltanschauung auch wirklich aus einer lebensvollen Anschauung der Welt hervorgehe.

Bei solcher Auffassung kommt dieser Schriftsteller zu ganz anderen Werthungen als die eigentlichen Goethebekenner, die immer von der goethischen „Harmonie“, als von einer sakrosankten Form, ausgehen, diese Form zunächst hergestellt wissen wollen, um sie dann, immer ein Wenig wie Prokrustes, mit Leben zu füllen, und die sich heute im Wesentlichen noch nach Goethes hundert Jahre alten Einzelurtheilen richten. Wenn die Aufgeklärtesten dieser Richtung theoretisch einen Monismus verkünden, so lebt Meier-Graefe, ohne viel Aufhebens davon zu machen, schon als Monist. Die daraus fließenden ästhetischen Werthungen geben dem Buch die Bedeutung, weil sie von einem Instinkt aufgestellt werden, der eine überraschende Unterscheidungsgabe, einen bei Deutschen ganz seltenen Spürsinn für das Lebensfähige in der Kunst besitzt und weil das Erkannte rücksichtlos ausgesprochen worden ist.

Zum ersten Mal wird in diesem Buch ohne alles Deuteln Partei ergriffen in dem Streit über die Frage: Manet oder Böcklin? Jeder dieser Namen steht für viele. Die meisten Kunstbeurtheiler weichen dieser Frage, deren Wichtigkeit weit über das ästhetische Problem hinausgeht, vorsichtig aus; Andere sagen: Beide, Manet und Böcklin; und beweisen damit, daß sie nicht ergründet haben, worauf es eigentlich ankommt. Die Leser der „Zukunft“ konnten in meinen Aufsätzen — sicher oft mit Unbehagen — seit einigen Jahren verfolgen, wie sehr auch mich dieses Problem beschäftigt; ich habe versucht, von den Wandlungen, die mich immer weiter von Böcklin entfernten, Rechenschaft zu geben. Das Fazit dieser und aller ähnlichen Versuche zieht nun Meier-Graefe mit folgenden absoluten Sätzen:

„Hier handelt es sich nicht um Böcklin, sondern um den ganzen Rest; und die Rücksicht auf den Einen würde zur Gewissenlosigkeit gegen Alle. Wie

ein Block liegt Böcklin vor der Zukunft, er, der gewiß dazu beitrug, manche lastende Vergangenheit von unseren Schultern zu schütteln. Los von Böcklin! Nicht, weil er deutsch ist. Es giebt deutschere Deutsche. Nicht, weil er Gemüth hat. Es giebt gemüthvollere Leute. Nicht, weil er dichtet. Es giebt größere Dichter. Weil er, wie man ihn heute hat, die Vergangenheit, gerade die deutsche, das Größte unserer alten deutschen Meister, verleugnet und weil er die Zukunft, die ein Goethe erhoffte und für die unsere Besten fielen, mit seinen blanken Brettern vernagelt; weil es keine Entwickelung mit ihm giebt, wenn man sich nichts weismachen will. Liebt lieber Ludwig Richter — Das kann nichts schaden —, liebt Genelli — Das kann Euch sogar helfen —, liebt meinetwegen Cornelius, — Das thut Ihr doch nicht. Liebt Schwind und Rethel! Und wenn Euch kräftigere Nahrung noththut, so nehmt Feuerbach, nehmt Marées. Erst wenn alle Anderen, die das Nothwendigste bringen und daher den Vortritt haben, so aufgenommen sind wie heute Böcklin, dann kann man wieder rathen, auch ihn nicht zu vergessen, der ihr Genosse war."

Das klingt stark. Aber ich mag es anstellen, wie ich will — und die Jugendbegeisterung steht auch jetzt noch mahnend neben mir —: ich halte diese Schlußfolgerung für richtig und nothwendig. Böcklins Kunst lähmt, führt zur Traumsäligkeit und macht durch ihre fixe Idee einer verführerischen modernen Romantik für ein Leben im goethischen Sinn untüchtig; sie brutalisirt die Sinne und setzt an die Stelle der vielen Möglichkeiten ein einziges Axiom. Der Name Böcklin steht für eine ganze Geistesrichtung, wozu auch Nietzsche, der wie ein Gregers Werle durch unser Leben geht, gehört; und ein Wenig auch Richard Wagner. Leider sind Meier-Graefes Kapitel über die Gefahren des rauschsüchtigen Geniethumes viel zu kurz und flüchtig, als daß sie den ungeheuren Stoff erschöpfen könnten. Nur wer sich das Geschriebene selbst zu ergänzen vermag, versteht, wie es gemeint ist.

Was immer ich heute mit dem Auge wahrnehme, erinnert mich an gesehene Bilder; ich vermag nur noch mit den Augen gewisser Maler und, von ihnen geleitet, auch wohl in ihrem Sinn selbständig zu sehen. Ein schwüler Sommertag im Freien erinnert an Monets oder Cézannes Farbenlyrik; das Nackte läßt an Renoir oder Rodin denken; sitze ich irgendwo Menschen gegenüber, so sehe ich sie mit Manets Auge. Bilder von Gaugin habe ich noch nie gesehen, sondern nur ein paar Abbildungen jetzt, in diesem Buch; doch hat das Leben mir ihre stärksten Reize schon bestätigt. Ein Blick über Felder giebt die ungeheuren Weiten Van Goghs, ein Erlebniß im Gerichtssaal macht Daumier lebendig: alle Künstler dieser Art zeigen mir täglich Dinge, an denen ich sonst vorübergegangen wäre. Das Alles ist sicher nicht die große Kunst eines Rembrandt oder selbst eines Puvis oder Delacroix; der fortreißende symphonische Zug ist nicht darin und nicht die brausende Tiefe, wie in den Werken eines Michelangelo. Aber diese Kunst wird mir doch zu einem Theil meines Lebens, ist mir stets gegenwärtig,

nimmt Theil an all meinem Thun und Lassen, zeigt mir in Allem die göttliche Zier; und „wie mirs gefallen, gefall' ich auch mir." Was geben uns dagegen Boecklin oder Nietzsche? Ich denke an den Einen nur in der Galerie, an den Anderen nur am Schreibtisch. Den Zusammenhang ihrer Kunst, ihrer Art, das Leben zu erfassen, mit meinem Leben muß ich konstruiren; und auch dann will es nie stimmen. Einst saß auch ich vor Boecklins Bildern und träumte mich weit fort. Aber lobt die Träumerei das Kunstwerk? Genießt Der Beethovens Symphonie würdig, dem die Musik Mittel ist, die Phantasie zu irgendwelchen Lieblingplätzen der Erinnerung oder des Wunsches zu lenken? Musik soll man mit den Ohren, Malerei mit den Augen aufnehmen.

Aber trotz Meier-Graefe bleibt das letzte Wort über Boecklin immer noch zu sagen. Die letzten abschließenden Worte sind überhaupt eigentlich über Alles noch zu sagen, was in dem Buch behandelt wird. Am Besten erschöpft sind die Themata: Klinger, der richtig, Hildebrand, der vielleicht etwas zu hoch geschätzt wird, Leibl, bei dem auch die Würdigung um eine Linie eingeschränkt sein könnte, und Liebermann, dem sein gutes Recht wird. Alles Andere ist mehr impressionistisch behandelt. Aber das Buch will auch nicht erschöpfen, sondern Ordnung ins Gewühl der ästhetischen Begriffe bringen. Und nach dieser Richtung darf man sich den Motivirungen und dem Instinkt dieses großen Connaisseur anvertrauen. Er ist durch fast alle Einwände, die gemacht werden können, erlebend hindurchgegangen. Die Kunstempfindung ist immer von einer merkwürdigen und fast einzig dastehenden Treffsicherheit; der architektonische Ausbau des Gedachten ist dagegen oft mangelhaft. Was bei den impressionistischen Malern die jagende, hastige Technik ist, die keinen Augenblick verlieren darf, damit sich nichts von der Empfindung verflüchtigt, ist bei dem Schriftsteller ein eiliger, nervöser Stil, der die Gedankengänge nicht monumental gliedert und mehr andeutet als klar darstellt. Das wird die Goethegemeinde ungoethisch nennen; und dagegen wird nicht viel zu sagen sein. Der Mangel ist aber mehr Schicksal als Fehler; Monumentalität kann nur durch Preisgabe solcher Eigenschaften erworben werden, die, bei der Nothwendigkeit steter Empfindungbereitschaft, die wichtigsten sind. Daß der Moderne sich seines Zustandes bewußt ist, zeigen die Dithyramben über die monumentale Raumkunst der Markuskirche.

Die Fähigkeit des Autors, durch ganz überzeugende Vergleiche Lichter auf verwickelte Zusammenhänge zu werfen und ästhetische Werthe zu messen, muß als eine ethische Eigenschaft von bedeutender Kraft bezeichnet werden. Denn sie setzt nicht nur eine gerade gewachsene Seele voraus, sondern auch eine große Liebe zur Kunst und eine feine Reizbarkeit für Alles, was Menschenbrust bewegt. Und so kommt es, daß diese moderne Aesthetik auf einem anderen Wege ins Historische hineinragt, daß dem Leser doch Etwas wie

eine Entwickelungidee dargeboten wird. Von der Art, wie die aus ihrer Zeit organisch hervorwachsenden Kunstwerke, von Ingres bis Renoir und Denis, von Manet bis zum Neo-Impressionismus, auf eine unendlich resonanzfähige Seele wirken, aus dem Widerklang, den die schönen Wahrheiten in einem hingegebenen Gemüth erwecken, von dieser Art einer subjektiven Reaktion schließt man unwillkürlich auf die historische Entwickelungidee. Man spürt, daß das ästhetische Urtheil nur darum überzeugt, weil Etwas von dem Geiste, der die beurtheilten Kunstschönheiten in den verschiedenen Zeiten geschaffen hat, in ihm thätig ist; und wenn die historischen Kräfte so auch nicht logisch erklärt werden, so werden sie doch dem Gefühl poetisch angedeutet. Man muß das Buch zu lesen verstehen. Die eigentlich große Arbeit ist nicht während des Schreibens geleistet worden, sondern vorher; das Werk ist Ergebniß einer inneren Entwickelung und Zeugniß einer Wahrhaftigkeit, die sich nie gescheut hat, sich selbst zu korrigiren; es ist nicht nur „ein Beitrag zu einer neuen Aesthetik", sondern auch ein wichtiger Rechenschaftbericht über Sein und Schein unserer Kultur und ein Vorbild für Jeden, der sich von allen Halbheiten konsequent zu befreien sucht. Das Beste, was ich von diesem Buch sagen kann, ist: Mir ists zum Erlebniß geworden.

Friedenau. Karl Scheffler.



# Weddele.

Diese Geschichte wird mit einem drolligen Hausvogel anheben und in die Neunte Symphonie auslaufen. Und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, ausloben oder schwören, daß Niemand ahnt, wie ich diesen schwierigen Uebergang zu Stande bringe.

Also zuerst, um annähernd mit Schiller zu reden: Was heißt und zu welchem Ende studiren wir Weddele?

Das ist nämlich eine Kollektivbezeichnung für alle gefiederten Sänger und Schwätzer, die in meiner Familie jemals gehalten wurden. Als ich noch ein ganz kleiner Bube war, leistete ich in kindlicher Verquatschung des Wortes „Vögelchen" oder „Vögele" den Ausdruck „Weddele"; und seitdem hat sich dieser Terminus bei uns erhalten. So oft auch der Gegenstand wechselte — und viele Thränen habe ich im Lauf der Zeit über gestorbene Lieblinge geweint —: die Bezeichnung ist geblieben und in allen Phasen des Lebens hat mir ein Weddele treulich zur Seite gestanden. Seit etwa einem Jahr behauptet ein vortrefflicher Blauköpfchen Sittich diesen Ehrenplatz, der Schrecken aller Besucher, denen sein penetrantes Geschrei durch die Glieder fährt, das Entzücken für mich, der ich jeden seiner Rufe zu deuten weiß und zur Kakophonie seiner Aeußerungen die melodische Brücke des Verständnisses gefunden habe.

Zufriedenheit und Mißvergnügen, Behagen und Furcht: Das sind die Pole, um die sich das Seelenleben des Thieres dreht. Weddele präsentirt in dieser Hinsicht keinen höheren Typ, ja, er gehört nicht einmal zur Klasse der

gelehrigen Papageien und setzt all meinen Versuchen, ihm das „Sprechen“ beizubringen, äußerste Verstocktheit entgegen. Desto reichhaltiger ist die Skala seiner natürlichen Gefühlsäußerungen; und diese Kundgebungen, sammt den dazu gehörigen Interpretationen, sind es, die ich hier als „Beiträge zu einer Kritik des Piepens“ ankünde.

Eines Tages hatten sich bei mir Freunde zum Musiziren versammelt. Schon bei den ersten Akkorden produzirte Weddele ein solches Tohu-Bohu scheinbar regelloser, unverständiger Schreie, daß er beim schicklichen Anlaß einer Fermate in ein entfernteres Gouvernement der Hinterzimmer verbannt wurde. Daß Weddele auf Töne reagirte, stand nun freilich fest. Aber die ästhetische Bedeutung dieser Reagenz ahnte damals außer mir Keiner. Und während das Konzert seinen Fortgang nahm, während alle Theilnehmer die Pausen mit hochbedeutsamen Fachsimpeleien füllten, reifte in mir der Plan zu einer Kette von Beobachtungen, die zu dem Ergebniß: „Weddele als Kritiker“ zusammengestellt werden sollten.

Ist es nicht das höchste Ziel aller kritischen Unternehmungen, den objektiven Standpunkt zu gewinnen? Gewiß. Und ist auch nur die leiseste Möglichkeit vorhanden, ihn mit den üblichen Methoden zu erreichen? Ausgeschlossen. Wir verketzern, was wir vor wenigen Jahrzehnten gepriesen haben, wir beten an, was zuvor als Maximum der Scheusäligkeit erschienen wäre. In der fortdauernden Umwerthung aller Werthe bleibt nur ein Beständiges: daß Jeder Jeden für einen ausgemachten Esel hält, der in der Werthung musikalischer Dinge eine abweichende Meinung bekennt. Der Ausdruck Esel gestattet natürlich eine Fülle von Variationen, vom leichten Heupferd bis zum massiven Rhinozeros. Werden mildernde Umstände versagt, so komplizirt sich der Begriff bei temperamentvollen Beurtheilern mit dem des Lumpen und ehrlosen Schuftes, so zu verstehen, daß eine unglaubliche Gemeinheit dazu gehört, eine Musik anders zu hören als ein Anderer. Kein Zweifel, daß auch Weddele dieser Ansicht huldigt und in seinem Schreiregister äquivalente Titel vorräthig hält, — für Den, der sie versteht.

Aber irgendwie muß es doch ein musikalisches Normalempfinden geben, wenn nicht im Kreis der Menschheit, dann draußen. „Δός μοι ποῦ στῶ“: an einen Standpunkt außerhalb des Menschengetriebes dachte Archimedes, als er den festen Punkt ersehnte, und jenseits von mir und Dir, so meine ich, muß auch der musikalische Punkt liegen, von dem aus die jämmerlich quietschende Kritik von heute aus ihren verrosteten Angeln gehoben werden kann.

Für mich liegt dieser Punkt, wie man bereits wittert, im Weddele. Denn, vor Allem, er ist ein Vogel. Aus dem Vogellaut — darüber läßt Darwins Theorie keinen Zweifel — hat sich in Jahrmillionen der Gesang und die instrumentale Kunst entwickelt; und wenn Richard Wagner sagt: „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen als in der Liebe“, so spricht er damit im Grunde nur die Bestätigung dieser Theorie aus: als ein Liebeswerben trat der gegliederte, in Tonhöhen differenzirte Laut zuerst in die Erscheinung; und bis zum ersten Verkünder dieser tönenden Liebe, also bis zum Vogel, muß man zurückgehen, um den untrüglichen Werthmesser für musikalische Gebilde zu finden.

Das ist klar wie der Tag. Wenn ich im Uferlosen Richtung und Weg erkunden will, so befrage ich nicht den Passagier, sondern den Kompaß, der vor allem menschlichen Pfadfinden den Geist der Orientirung in sich trug. Freilich:

er hat an der Entwickelung nicht theilgenommen, er ist mit den Fortschritten der Kartographie und Geodäsie kein Anderer geworden; er ist eben nur geblieben, was er von Anbeginn war: kompetent.

Und so heißt es auch hier: Hinab zu den Müttern! Zu den Müttern des Gesanges, zu jenen Kreaturen, die aus holdem Schnabel ihre Flötentöne schon in prähistorischen Tagen bliesen; die ihre Hochzeiten mit melodischem Gepiepe feierten, als der brünstig brüllende Gorilla noch keine Ahnung davon hatte, wie sehr seinen menschlichen Nachfahren dereinst auf rheinischen Musikfesten die Trommelfelle zerrissen werden würden.

Aber eine erhebliche Schwierigkeit gab es zuvor zu lösen. Weddeles Aeußerungen mußten katalogisirt, auf ihren Sinn geprüft, nach ihrer Bedeutung einwandfrei festgestellt werden. Hundertfache Beobachtungen haben mich zu dem erwünschten Resultat geführt, als dessen wichtigste Substanz ich die Eindeutigkeit seiner Kundgebungen bezeichne. Mein Zwergpapagei sagt, was er sagen will, klar und bestimmt; in dieser Hinsicht gestatte ich Niemand, die Exaktheit meiner Forschungen anzuzweifeln. An Gründlichkeit übertreffen sie jedenfalls die Arbeiten vieler Kollegen, die Wunder was bewiesen zu haben glauben, wenn sie fürs Feuilleton ihre angeblichen Thier-Hör-Versuche entwickeln; da soll man mit Andacht lesen, daß ein Kameel die Ohren spitzt und ein Igel aus dem Winkel kriecht, sobald in der Nähe gegeigt, geblasen oder gepfiffen wird. Nein: zu solchen primitiven Spielereien habe ich meinen Liebling nicht erniedrigt.

Aus seinem umfangreichen Vokabularium notire ich zunächst die bedeutsamsten Sprachwurzeln: „Uih“, „Deia deia“, „Kru kru“, „Hattateia“, „Quä quä“, „Rr rr“, „Wit wit wit“, „Hátitjäh!“ Auf die Hilfe der Notenschrift, die manche Ornithologen gern anwenden, verzichte ich hier um so lieber, als in Weddeles Sprache die konsonanten Umrisse klarer ausgeprägt sind als die vokale Füllung. Vermag ich die Originallaute in Buchstaben und Silben auch nicht ganz zutreffend zu fassen, so bieten diese Interjektionen doch annähernd genau das phonetische Abbild; und ich habe nur hinzuzufügen, daß sie in aufsteigender Linie die Reihenfolge der Stimmungen von Schmerz, Haß und Verachtung bis zur freudigsten Erregung darstellen. So weit das ordinäre Tagespensum in Betracht kommt, tritt die jauchzende Zustimmung „Hátitjäh“ fast nur bei ganz süßem Milchkaffee auf, für den Weddele eine an Abgötterei grenzende Verehrung hegt. Bis zu „Quä quä“, allenfalls bis „Wit wit wit“ versteigt er sich bei den Themen Kirsche, Banane oder Melone. Hat Weddele Grund, das Menu ernstlich zu bemängeln, etwa bei altbackenem Biskuit oder schlecht sortirtem Hanf, so monirt er mit „Kru kru“, während „Hattatoia“ offenbar besagen soll: „Heute nehme ich's noch, aber die Qualität muß sich entschieden bessern!“ „Uih“ ist geradezu ein revolutionärer Ruf, der das Ausbrechen der gefährlichsten Instinkte ankündet. Er ertönt eigentlich nur auf der untersten Stufe der eßbaren Möglichkeiten, dann aber auch, wenn der Vogel zu Badezwecken angespritzt wird oder wenn eine ältere Dame das Zimmer betritt; denn Weddele ist ein ausgesprochener Herrenvogel und seine Misogynie wächst im Quadrat zum Alter des weiblichen Objekts.

Nun kombiniren sich die lautlichen Kundgebungen mit allerlei körperlichen zu unendlichen Gruppirungen. Wenn er das linke Beinchen hebt und mit dem Schnabel zwischen den Zehen polkt, so entspricht diese Bewegung seinem Ein-

verständniß mit den umgebenden Thatsachen. Zerrt er an den Gitterstäben oder zupft er das Papier am Boden des Bauers, so meldet er damit eine Nuance der „Unstimmigkeit" (so sagt man jetzt nach Thielmann). Alle Zwischenstufen und Uebergänge von der Chamade bis zur Fanfare, von verdrossenster Nörgelei bis zum Hurra-Enthusiasmus liegen im Bereich seiner akustisch-optischen Mittheilungen, von denen ich hier nur die eindringlichsten erwähnt habe.

Jüngst, in einer traulichen Dämmerstunde, ging ich daran, die Ergebnisse meiner Beobachtungen am musikalischen Exempel zu erproben. Scheinbar unabsichtlich öffnete ich das Klavier und begann, zu spielen, ohne von Weddele Notiz zu nehmen. Der hockte ruhig auf seiner Stange und schenkte zunächst dem Präludium gar keine Beachtung. Als ich aber in das Frühlingslied von Mendelssohn einbog, ließ er ganz zart die Zwischenbemerkung „Wit wit wit" fallen. Ich glaubte zuerst, mich verhört zu haben. Nochmals begann ich das selbe Lied ohne Worte, aber genau an der selben Stelle und von da mit etwas entschiedenerem Accent meinte mein Genosse: „Wit wit wit".

„Weddele", rief ich, „Du paßt nicht auf! Das ist von Mendelssohn, einem total überwundenem Melodienfex, der heute im Kreis der Zünftigen nur noch als ein jämmerlicher Schmachtlappen angesehen wird. Also blamire Dich nicht im ersten Anlauf! Piepe anders, piepe moderner!"

Der Sittich hob sich ein Wenig, kraute mit dem Schnabelhaken in seinem grünen Brustlatz, was bei ihm bedeutet: „Von Diesem noch einmal", und als ich im Stücke fortfuhr, behauptete er mit dem Tonfall der Selbstverständlichkeit: „Wit wit wit!" Er war offenbar mit sich im Reinen darüber, daß diese Musik so viel werth sei wie eine gute Kirsche, also zur Klasse der schätzbaren Genüsse gehöre. Halt, dachte ich: hier mußt Du wohl einen fundamentalen Irrthum berichtigen. Weddele gehört als Vertreter der primordialen Sängerzunft vielleicht einer ganz vorsintfluthlichen Richtung an und kapirt nur ganz Primitives. Zur Probe spielte ich ein Fragment aus einer Motette von Palestrina, die denkbar einfachste Tonfolge, die in ihrer Schmucklosigkeit den Menschen wie ein Klanggebilde aus grauer Vorzeit anmuthet. Weddele rührte sich nicht und hüllte sich in absolutes Schweigen. Er war also kein Fanatiker der Reaktion, da er sonst zweifellos mit einem seiner Jubelschreie sich zum Urmenschen Palestrina bekannt hätte. So weit durfte ich also nicht zurückgreifen, wenn ich das kritische Bewußtsein Weddeles auslösen wollte.

Dagegen debutirte er mit einem bedingten „Hattateia", als ich ihm Sebastian Bach vorsetzte. Leiser und unentschiedener bei der Chromatischen Phantasie, offenkundiger bei einigen Präludien aus dem Wohltemperirten Klavier. Ja, als ich beim ersten die bekannte Oberstimme von Gounod hinzufügte, kletterte Weddele die Sprossen im Käfig mehrfach auf und ab, eine untrügliche Begleiterscheinung des Grundgedankens: „Nicht übel; gefällt mir!" Wiederholte Proben nach der selben Richtung ergaben mir, daß Weddele den Beginn der wahren Kunstmusik etwa auf das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts nach Christus festsetzt.

Diese Experimente hatten wohl eine Stunde gewährt. Weiter ging es zunächst nicht; denn der Vogel gab zu verstehen, daß er vorerst genug hatte. Ich mochte anschlagen, was ich wollte, Klassik, Romantik oder was immer: die musikalische Uebung als solche wurde abgelehnt. Der Vogel sprang auf den Boden

und wühlte Sand auf, was er stets thut, wenn er mich prinzipiell tadeln will. Er streikte einfach; und ich entnahm hieraus die allgemeine Sittich-Regel: Ein Konzert darf nicht länger als eine Stunde dauern. Das ist nun freilich eine höchst philiströse Ansicht, die die Autorität meines kleinen Rezensenten in den Augen unserer Philharmoniker nicht besonders stützen wird. Aber gleichviel. Ich verzeichne hier nur die Thatsache, daß man mit einer „abendfüllenden" Symphonie von Mahler, mit einer da capo gespielten „Neunten" nach Hans von Bülows unsterblichem Rezept oder mit einem Programm, das die acht letzten Sonaten von Beethoven enthält, beim Weddele kein Glück haben würde.

Für den nächsten Tag hatte ich ihm ein ganz apartes Vergnügen zugedacht. Ich wollte den Papagei in die Hochplateaux einführen, worin die Musikheiligen der jüngsten Tage, die prachtvollen blonden und brunetten Bestien schweifen, die sich von Melodie und Tonalität so glücklich losgerungen haben. Ein Fest- und Feiertag erster Ordnung für Weddele! Wie würde er sich freuen, endlich einmal eine symphonische Dichtung von Richard Strauß, eine Suite von Vincent d'Indy, eine Klangseelenmalerei von Charpentier kennen zu lernen! Der süßeste Milchkaffee konnte dagegen nicht aufkommen.

Aber ich hatte mich verrechnet. Nie in meiner Praxis habe ich so viele schneidende „Uihs" gehört wie in dieser Musikstunde. Und dazu ein Papiergereiße, ein Trommeln an den Gitterstäben, wie ich es nur einmal vorher erlebt hatte, als ich ihm in Forscherlaune ein Stückchen Salzhering in den Käfig reichte. Schließlich kam es zum Aeußersten. Ich war eben dabei, ihm eine musikalische Offenbarung Hans Pfitzners vorzuführen, als sich der Sittich kopfüber in den Wassernapf stürzte, um zu baden. Ich muß hierbei erwähnen, daß Baden und Selbstmord für meinen Vogel, wie ich ihn kenne, ziemlich kongruente Vorstellungen sind. Denn er nimmt es im Punkte der Wasserscheu mit den ärgsten Kanalrebellen des preußischen Landtages auf.

Vor den Richterstuhl der Ganzmodernen gezerrt, würde Weddele nach dieser Probe jedenfalls die Kassirung cum infamia zu gewärtigen haben. Für mich liegt der Fall natürlich anders, da ich ja aus philosophischen und physiologischen Gründen dahin gelangt war, das Vogelorakel über Menschenweisheit zu setzen. So bleibt denn bestehen, daß jene Tonstürmer nicht etwa meinen Stubengenossen überwunden, sondern im Gegentheil von ihm ein wahres Sedan erlitten haben. Und es bleibt abzuwarten, ob sie sich davon in den Augen der Mitwelt jemals erholen werden.

Weddele sah mit dem durchnäßten und angeklatschten Gefieder schauderhaft aus und ich mußte ihm eine längere Pause gewähren, um ihm die Rückkehr zum Normalzustand zu ermöglichen. Als er ganz trocken war, versuchte ich es in bänglicher Erwartung mit Richard Wagner. Triumph! Der Bayreuther bestand, Alles in Allem, mit einer ausreichend guten Censur. Bei „Winterstürme wichen dem Wonnemond" gab es das langentbehrte „Wit wit", beim „Waldweben" sogar ein beifallsfreudiges „Hätitjäh!" Weddele hatte die Stimme der Natur verstanden. Allerdings darf ich auch nicht verschweigen, daß gewisse Details, wie die große Keilerei aus dem zweiten Akt der Meistersinger, auf entschiedenes „Deia deia" stießen. Da Weddele eigentlich ein großer Raufbold ist und für die Reize des Rowdythumes viel übrig hat, so kann er nicht am Dra-

matischen Anstoß genommen haben, sondern ausschließlich an der musikalischen Illustration. Erwiesen scheint also, daß er tonmalerische Pöbeleien nicht liebt, mögen sie auch sonst kontrapunktische Bedeutsamkeiten enthalten.

Chopin und Schumann schnitten sehr gut bei ihm ab, Chopin zumal mit der Berceuse und dem Mittelsatz des E-moll-Konzerts, Schumann mit einigen Novelletten und Liedern. Bei Chopin fiel mir noch eine Eigenthümlichkeit auf. Während Weddele sonst den Eintritt wiegender Rhythmen häufig mit hüpfenden Bewegungen begleitet, versagten diese Impulse hier völlig. Er zog vielmehr ein Füßchen an den Leib und begnügte sich mit seiner wohlwollenden Piepkritik. Ich weiß hierfür nur die eine Deutung, daß Chopin seines Erachtens nichts zum Tanzen ist, selbst wenn man ganz nackte Beine hat, wie Weddele oder Miß Duncan.

Beethoven gegenüber hielten sich seine Rezensionen vorwiegend zwischen „Kru kru“ und „Quä quä“. Also kein unbedingter Erfolg. Ich schreibe Das hauptsächlich dem Umstand zu, daß Beethovens beste Musik, die orchestrale, den Transport aufs Klavier sehr schlecht verträgt, namentlich bei einem Tastenstümper, wie ich einer bin. Relativ gut behauptete sich noch der Trauermarsch aus der Eroika und die Pastorale. Mit dem Finalsatz der Neunten Symphonie aber mußte ich entschieden den Rückzug antreten. Da fing Weddele an, mit Sand zu schmeißen. Ich habe mir vorgenommen, ihn gelegentlich einmal in die Philharmonie mitzunehmen; vielleicht gewinnt er einen günstigeren Eindruck von der Sache, wenn Nikisch dirigirt. Es wäre mir ungemein tröstlich, wenn bei diesem Anlaß das schmerzlich vermißte „Wit wit wit“ nachgeliefert würde.

Von Mascagnis Musik habe ich bisher nur das Intermezzo aus der Cavalleria mit dem Sittich geprobt. Da steckte Weddele sein Köpfchen unter den Flügel und schlief so fest ein, daß ich an seinem Aufkommen zweifelte. An diesem Tage spielten wir nicht weiter ...

Aber am nächsten gab es zwei Komponisten, die ich bis dahin rein vergessen hatte: Schubert und Mozart. Und nun begann der Sittich, eine Koloratur von zahllosen „Hätitjähs“ loszulassen, die in Verbindung mit Brustkratzen, Zehenpolken und Stangenklettern den Superlativ aller Wonnegefühle bezeichneten. An einigen Stellen traf er sogar Anstalten, mitzusingen, so weit es ihm seine bescheidenen vokalen Mittel erlaubten, — kurz, es war klar, daß er sich voll und ganz, unentwegt und zielbewußt zu diesen beiden Komponisten bekannte. Traurig, aber wahr! Da setzte ich nun a priori eine außermenschliche Instanz als höchsten Appellhof ein und muß am Schluß der Untersuchung erkennen, daß ich nichts vor mir habe als einen blitzdummen Piepmatz. Oder sollte am Ende ...?

Nein, ich wage es gar nicht auszudenken, daß heute, wo wir, dank den transszendenten Ueberkomponisten, endlich wissen, was Musik ist, daß heute noch Mozart und Schubert als Schönheitideale bestehen könnten. Zum Mindesten klafft hier zwischen „Uih“ und „Hätitjäh“ eine Lücke, die für einen modern empfindenden Menschen mit meiner Prämisse noch nicht zu überbrücken ist. Vielleicht liegt es daran, daß ich nur den einen Sittich zur Verfügung habe. Der mag über den Dingen stehen: unfehlbar ist auch er nicht. Man ergänze also das Material durch Prüfung vieler Sittiche. Erst das Fazit aus der Massenbeobachtung kann die vollgiltige Wahrheit zu Tage fördern. Behält dann mein Vogel Recht, so veranstalte ich einen Neudruck seiner gepiepten Thesen mit der lapidaren Ueber- und Unterschrift: „Also sprach Weddele!“

Alexander Moszkowski.



# Gustav Ratzenhofer.

Oft sprach ich hier über Ratzenhofer, den lebenden und freudig schaffenden. Ich ahnte nicht, daß mir, dem um vier Jahre älteren Mann, die schmerzliche Pflicht zufallen werde, dem verstorbenen Freund hier einen Nachruf zu widmen. Am achten Oktober ist der Zweiundsechzigjährige gestorben.

Ein österreichischer Philosoph! Viele hatte Oesterreich nicht; einzelne wohl. Zum Beispiel Mach und Riehl. Aber Mach könnte eben so gut ein deutscher, italienischer oder französischer Philosoph, Riehl eben so gut ein Engländer sein. Etwas besonders Oesterreichisches ist an ihnen nicht. Ratzenhofer aber war ein österreichischer Philosoph; und als solcher mußte er Soziologe werden. Denn Soziologie ist die Wissenschaft von den „Wechselbeziehungen" menschlicher Gruppen. Nun giebt es solche Wechselbeziehungen überall; doch nicht überall sieht man sie so deutlich. Es ist, als ob diese Gruppen anderswo gleich gefärbt wären, alle im selben Grau, so daß sich ihre Beziehungen zu einander dem Auge des Beobachters nicht zeigen. Hier aber, in Oesterreich, ist jede dieser Gruppen anders, jede grell gefärbt. Ihre Beziehungen fallen ins Auge; man kann sie leichter studiren. Daher war für Soziologie in Oesterreich ein besonders günstiger Boden und ein genialer Philosoph wie Ratzenhofer mußte Soziologe werden.

Nun hatte Ratzenhofer außer der Gabe des scharfen Beobachtens noch eine zweite unschätzbare Eigenschaft: einen unbezähmbaren Wahrheitdrang. Was er sah, mußte er aussprechen. Das that er auch; und so entstand seine „Politik" (1893); ein echt österreichisches Werk, weil die darin niedergelegten Beobachtungen nur in Oesterreich gemacht werden konnten. Er schildert den Kampf der nach Nationalität, Konfession, Erwerb, Besitz, Stand und Klasse verschiedenen sozialen Gruppen und hat, als Erster von allen Staatstheoretikern, den Muth, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen. Das ist sein unvergängliches Verdienst. Die zünftigen Staatsrechtslehrer mögen ihn nur totschweigen: die Wahrheiten, die er zuerst aussprach, werden leben und gelten, wenn die Werke der Totschweiger längst Mottenfraß geworden sein werden. Ratzenhofer hat zuerst deutlich ausgesprochen, was eigentlich das „politische Interesse" jeder sozialen Gruppe ist. Jede soziale Gruppe „trachtet, sich zu entwickeln und zu erhalten", sagt er, „und was diesen Werde- und Entwickelungprozeß zu fördern vermag, ist das Interesse der sozialen Gruppe". „Es ist der Logos aller politischen Erkenntniß; was außer ihm in der Politik angerufen wird, ist Selbsttäuschung, Phrase oder Lüge". Das sagt Ratzenhofer; und was brüllen die Parteien seit Jahrtausenden? „Für Gott, Vaterland und Thron!"

Aber Ratzenhofer begnügt sich nicht mit einer Konstatirung der That-

sachen der Politik; in seiner „Soziologischen Erkenntniß" (1898) weist er uns die Naturnothwendigkeit und Naturgesetzlichkeit dieser Thatsachen nach. Er thuts in seiner Lehre vom „inhärenten Interesse". Das steckt in jedem Wesen, von den Mikroben bis zum Menschen, und in den sozialen Gruppen und leitet, sei es ihnen unbewußt oder bewußt, all ihr Thun und Lassen. Sogar das Denken des Menschen ist von diesem inhärenten Interesse, in dem sich die „Urkraft" manifestirt, abhängig. Die „Soziologische Erkenntniß" enthüllt uns daher alle Politik als einen Naturprozeß, der sich mit der selben Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit vollzieht wie das Kreisen der Planeten und der Blutumlauf in thierischen Organismen.

Den Zusammenhang dieses „inhärenten Interesses" mit der „Urkraft" und deren Wesen weist uns Ratzenhofer in seinem dritten Werk nach: „Der positive Monismus und das einheitliche Prinzip aller Erscheinungen" (1899). Damit versucht er, wie er selbst erklärt, seine „Untersuchungen zu den äußersten Grenzen der Erkenntniß auszudehnen", da „nur diejenige wissenschaftliche Einzelforschung Vollgiltigkeit erlangt, die mit den allgemeinen Prinzipien des Seins in einen systematischen Zusammenhang gebracht werden kann." Allerdings stellt uns Ratzenhofer an diesen „äußersten Grenzen der Erkenntniß" als letzte Ursache aller Erscheinungen eine „Urkraft" entgegen, deren Herkunft er uns nicht näher erkären kann. Ich gestehe, daß ich selbst (vor Jahren in diesen Blättern) mich dieser „Urkraft" gegenüber etwas skeptisch verhalten habe. Doch hat ein längeres Nachdenken mich dahin gebracht, anzuerkennen, daß diese „Urkraft" vor allen bisher angenommenen letzten Prinzipien und Ursachen der Erscheinungen mindestens einen großen negativen Vorzug hat; nämlich den: man kann ihr nichts andichten, was nicht in den uns umgebenden Erscheinungen thatsächlich zum Ausdruck gelangt. Das ist jedenfalls für die Wissenschaft ein großer Gewinn, da es sie davor schützt, auf theologische und metaphysische Abwege zu gerathen.

Nachdem Ratzenhofer in diesen drei Werken das Wesen und die Entwickelung des Alls mit Inbegriff des Menschen, seiner Psyche und der sozialen Welt aus einem einheitlichen Prinzip als einen gewaltigen Naturprozeß nachgewiesen hat, mußte er auf die Frage gefaßt sein: „Wo bleibt die Moral? Wenn alle Handlungen der Menschen unabänderlichen Naturgesetzen unterliegen, wenn jeder Gedanke, jede Absicht, jede Begierde, jede Leidenschaft, jedes Gefühl naturgesetzlich bedingt sind: was ist dann gut, und was böse? Was gerecht und was ungerecht? Was edel und was gemein?" Auf diese Fragen der Moralisten und Ethiker antwortete er in seiner „Positiven Ethik" (1901). Ohne den Boden der Naturwissenschaft zu verlassen, weist er die Entwickelung der Begriffe Gut und Böse nach. Seine Ethik ruht auf dem Grunde des Darwinismus und der Soziologie, verwirft die früheren Ableitungen der

Moral, sei es aus Offenbarungen, aprioristischen Ideen oder kategorischen Imperativen und willkürlich konstruirten Forderungen; er erklärt vielmehr das allmähliche Entstehen aller sittlichen Ideen aus der Entwickelung des organischen, psychischen und sozialen Lebens. Freilich stimmt eine solche „positive Ethik“ weder mit der Katechismus-Moral unserer Schulen noch auch mit der herrschenden Ethik der „praktischen Philosophie“, wie sie an den Universitäten gelehrt wird, wohl aber mit der Wirklichkeit überein. Mit dieser aber ist unsere offizielle Morallehre in unheilbarem Widerspruch. Die offizielle Morallehre sagt: Du sollst nicht töten! Kaum haben aber die Schüler, denen man dieses Moralgebot einprägte, die Schule verlassen, so beginnt man, sie zu Soldaten zu drillen, deren Pflicht und Aufgabe ist, Menschen zu töten. Dieser Widerspruch muß ja den Tolstoismus und die Weltfriedensduselei, also den barsten Unsinn, erzeugen. Die „Positive Ethik“ ist mit der Wirklichkeit nicht in Widerspruch: sie erkennt auch die Naturnothwendigkeit und Naturgesetzlichkeit des Krieges und seine kulturelle Bedeutung an. Sie verschmäht jede Lüge und Selbsttäuschung.

Nach der Auseinandersetzung mit den Moralisten blieb Ratzenhofer noch Eins übrig: die Haltbarkeit seines ganzen Systems an dem Probirstein der Erkenntnißtheorie zu prüfen. Diese Prüfung unternahm er in seinem letzten Werk, der „Kritik des Intellektes“ (1902). Wie befriedigend sie für sein ganzes System ausfiel, habe ich im Februar 1903 hier gesagt.

Nach dieser erkenntnißtheoretischen Ueberprüfung der Grundlage seines Systems schien Ratzenhofers Lebenswerk im Wesentlichen beendet. Noch aber dachte der Rüstige nicht an Feierabend. Ihm erschienen die bisher veröffentlichten Werke nur als eine Vorbereitung für sein Hauptwerk: ein System der Soziologie. Und mit jugendlicher Begeisterung und unermüdlicher Energie schritt er an die Ausführung dieses Planes. Als er seine „Politik“ als „Theil der Soziologie“ herausgab, nahm er als Grundlage die Soziologie, wie er sie gerade in der Literatur vorfand. In den achtziger Jahren waren meine soziologischen Untersuchungen — „Der Rassenkampf“ und dann mein „Grundriß der Soziologie“ — erschienen. Ratzenhofer stimmte im Wesentlichen mit mir überein und fand diese Arbeiten als „Grundlage“ für seine „Politik“ brauchbar. Später erst glaubte er, in unseren Fundamenten Sprünge und Lücken zu entdecken; und als er die „Kritik des Intellektes“ beendet hatte, war ihm der Plan gereift, selbst eine „Soziologie“ zu schreiben. Mitten in dieser Arbeit traf ihn die Einladung, auf dem Weltkongreß der Wissenschaften in Saint Louis in der Sektion für Social Structures das Referat zu übernehmen. Nichts konnte ihm erwünschter sein. In froher Stimmung fuhr er im September übers Meer und hielt in Saint Louis über „Die Probleme der Soziologie“ einen Vortrag, in dem er in großen Zügen die

Aufgabe skizzirte, die unsere Soziologie heute zu lösen hat. Der Vortrag fand in den Kreisen der amerikanischen Soziologen allgemeinen Beifall. Ermuthigt durch diesen Erfolg und kräftig angeregt durch mannichfache Eindrücke, wollte er in der Heimath sein Werk vollenden. Leider ist er dazu nicht mehr gekommen. Auf der Heimreise erkrankte er und starb auf hoher See. Bald danach wurde er auf dem hietzinger Friedhof in Wien bestattet. Die offizielle Gelehrtenwelt war nicht vertreten. Für sie existirte Ratzenhofer noch nicht. Sie ist erst bei Kant. Als Kant lebte, studirte sie Puffendorf. Man muß froh sein, wenn sie in hundert Jahren bei Ratzenhofer angelangt ist.

Wer aber offenen Auges die Entwickelung der Staatstheorien Europas seit dem Alterthum überschaut, Der gewahrt, wie an jedem Brennpunkt der europäischen Geschichte eine Staatstheorie aufblitzt und gleich einer leuchtenden Feuergarbe weithin, oft auf Jahrhunderte hinaus, die denkende Menschheit über die wichtigsten Probleme des Staates orientirt. Im Zeitalter Philipps von Makedonien und Alexanders des Großen, als die auf dem Gipfel ihrer Kultur angelangte griechische Staatenwelt von diesen nordischen Herrschern in ihrer Unabhängigkeit bedroht wurde und Alexander sich anschickte, nach Asien vorzudringen, in dieser für die Geschichte Europas und Asiens so bedeutsamen Zeit entstand die „Politik“ des Aristoteles, die bis heute ihren wissenschaftlichen Werth nicht verloren hat. Als nordische Herrscher die Freistaaten Italiens bedrohen, entsteht, im fünfzehnten Jahrhundert, eine mächtige Bewegung der Geister, die sich in den politischen Schriften Machiavellis Luft macht. Und wieder war es im folgenden Jahrhundert der Kampf des Feudalismus gegen die Monarchie in Frankreich, der, an einem Wendepunkt der politischen Geschichte nicht nur Frankreichs, sondern Europas, ein politisches Werk ersten Ranges: Jean Bodins „Republik“, erzeugte. Als dann im siebenzehnten Jahrhundert England seine große Revolution erlebte, waren die gegensätzlichen politischen Werke von Hobbes und Locke die Früchte dieser Bewegung. Wieder vergingen hundert Jahre. Die französische Revolution kam: und Montesquieus „Geist der Gesetze“ war ihr vorausgegangen. Eine in ihren Erwartungen getäuschte „Gesellschaft“ überlebte den Fall Napoleons und suchte bei der Restauration Trost. Da entstand Comtes Gesellschaftlehre. Der ungeahnte Aufschwung des englischen Industrialismus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erweckte den Lobredner und Propheten des „industriellen“ Zeitalters: Herbert Spencer. Der Kontrast, den der Anblick ausgebeuteter Arbeitermassen und ungebührlich bereicherter Unternehmer bot, trieb Karl Marx, sein „Kapital“ zu schreiben. Und endlich rief der große österreichische Nationalitätenkampf Gustav Ratzenhofer auf den Plan. Wenn dieser Kampf längst beendet sein wird, werden künftige Geschlechter sich noch der in dem Lebenswerk dieses Denkers gehäuften Schätze freuen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

# Anzeigen.

**La tradition ancienne et les Partisans d'Erasme.** Von Theodor Papademetracopoulos, Professor der Philologie in Athen. P. D. Sakellarios, Athen. 1903.

Seit mehr als drei Jahrhunderten, seit Erasmus Rotterdamus seinen Dialog über die griechische Aussprache — ob im Scherz oder im Ernst, weiß man nicht — geschrieben hat, wird darüber gestritten, wie das Griechische während der klassischen Zeit des Alterthumes ausgesprochen wurde. Besonders lebhaft ist dieser Streit während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen. Philologen, die nicht in Griechenland leben, haben bis zum Jahr 1888, seit die dritte und letzte Auflage des Buches von Friedrich Blaß (über die Aussprache des Griechischen) erschien, diese Frage ganz einseitig behandelt. Sie erfanden Beweise für die Richtigkeit der erasmischen Lehren. Wie ich schon im Oktober 1901 in dieser Zeitschrift zeigte, beweisen die Streiter gegen die überlieferte Aussprache, daß sie die überlieferte, die heute in Griechenland übliche Aussprache nicht kennen, also nicht Griechisch sprechen, ja, nicht einmal Griechen griechisch sprechen gehört haben. Charakteristisch ist, daß Herr Professor Blaß in der Vorrede zu seinem Buch sagt, er wolle gegen die modernen Griechen, „die an der Aussprache ein nationales Interesse haben oder zu haben glauben," nicht polemisiren. Aehnliche Bemerkungen gegen die Griechen findet man bei jeder Gelegenheit in seinem Buch, besonders da, wo ihm gewisse Thatsachen nicht zu seinen Beweisen passen. Auf drei Wegen ist zu erkennen, wie die Alten während verschiedener Zeitabschnitte das Griechische ausgesprochen haben. Wir können die Inschriften studiren, die vom siebenten vorchristlichen Jahrhundert an erhalten sind, oder die Schriften der alten Grammatiker seit dem dritten Jahrhundert vor Christus; oder wir können uns an die heutigen griechischen Volksdialekte halten. Sie weisen Spuren der ältesten Dialekte auf, die nicht in das Attische, nicht in die κοινή übergegangen sind. Ueberlieferungen von Wörtern und Redewendungen Homers in heutigen griechischen Volksdialekten hat K. Kontopoulos in einem schönen Buch gesammelt. Seit die Philologen sich überall dem Studium der Inschriften widmen, ist eine neue Auflage des Buches von Blaß nicht erschienen. Blaß wußte fast gar nichts von den Inschriften und das Wenige, was er wußte, paßte nicht zu seinen Erfindungen; die alten Grammatiker waren ihm, trotz aller Mühe, die er sich gab, nicht zugänglich und von der wirklich gesprochenen Sprache, die er so sehr verachtet, wußte er eben so wenig wie von den Inschriften und den alten Grammatikern. Für diese Behauptungen liefert er selbst die Beweise. Was er über die griechische Aussprache der alten Zeit vorbringt, ist ihm von zwei Dänen brieflich mitgetheilt worden; und über die heutige griechische Sprache und Aussprache hat ihm Psicharis, von dem er sehr viel hält, brieflich Mittheilungen gemacht, die er in seinem Buch verwerthet. Psicharis ist bekanntlich der Hauptvertreter der Malliaren, welche die gemeine Alltagssprache der Eseltreiber zur Schriftsprache erhoben sehen wollen. Die Proben von heutigem Griechisch, die ihm Psicharis gab, sind allerdings heutiges Griechisch, aber das vulgärste, das die Arbeiter an einigen Orten Griechenlands im Alltagsverkehr gebrauchen. Es entspricht dem alltäglichen Deutsch der ungebildeten Leute, die es freilich für das

„reene" Deutsch halten. Papademetracopoulos ist, wie kein Anderer, berufen, mit seinem Buche den Erasmiern den Gnadenstoß zu geben. Die Erforschung der Inschriften, der alten Grammatiker, der Dialekte hat er sich zur Lebensaufgabe gemacht und schon in einem sehr umfangreichen Werk in griechischer Sprache (Βάσανος τῶν περὶ τῆς ἑλληνικῆς προφορᾶς Ἐρασμιῶν ἀποδείξεων. Athen 1889) die Resultate seiner und der Forschungen Anderer veröffentlicht. In der französischen Ausgabe des Ende vorigen Jahres erschienenen Buches ist Alles zu finden, was gründliche, echt wissenschaftliche Forschung bis jetzt über das Verhältniß der heute üblichen griechischen Aussprache zu der Aussprache des klassischen Alterthumes festgestellt hat.

New-York. Professor Dr. A. Rose.

**Das nächste praktische Ziel der Abstinenzbewegung.** Verlag von Deutschlands Großlege II des J. O. G. T. bei P. Jebsen in Flensburg. 15 Pfg.

Die Abstinenzbewegung, die von Tag zu Tag wächst, ist die Reaktion auf eine ungeheure gesellschaftliche Unverschämtheit. Es ist allerdings richtig, daß über das Maß der Giftwirkungen des Alkohols die Gelehrten noch nicht völlig einig sind. Das bedeutet aber nur, daß noch nicht mit völliger Sicherheit feststeht, ob Alkoholmengen, die so klein sind, wie sie im praktischen Leben niemals vorkommen, dem völlig gesunden Menschen zu allen Zeiten und unter allen Umständen nachweislich schaden. Ueber die Thatsache aber, die allein für das wirkliche Leben von Bedeutung ist, sind nicht nur die Gelehrten, sondern alle vernünftigen Menschen einig, über die sehr einfache Thatsache nämlich, daß der Alkohol, und zwar Branntwein, Bier und Wein, so, wie er von der überwältigenden Mehrheit der Nicht-Abstinenten Deutschlands heute genossen wird (ganz besonders der tägliche Genuß auch von Wein und Bier in noch so kleinen Mengen), absolut schädlich ist. Wer nun trotzdem an diesen Narkotizis festhält, hat Das zunächst nur mit seinem eigenen Gewissen abzumachen; in Deutschland ist heute noch Niemand in der Lage, ihn und seine Nachkommenschaft vor den schädlichen Folgen seines Unverstandes zu bewahren und das böse Beispiel zu verhindern, das er giebt. Ganz anders aber wird die Sache in dem Augenblick, wo der für seine Person an den Gebrauch dieser Narkotika Gewöhnte anfängt, sie im gesellschaftlichen Verkehr Anderen, Verständigeren, aufzudrängen, wenn er also diese Verständigeren moralisch nöthigt, auch zu dem von ihm geliebten Alkohol zu greifen. Dann begeht der Freund des Alkohols eben eine ungeheure gesellschaftliche Unverschämtheit. Diese Unverschämtheit macht sich heute noch im geselligen Verkehr aller Kreise unseres Volkes aufdringlich breit. Die ganze Größe dieser Frechheit wird erst dann klar, wenn man sich vorstellt, die Sklaven des Opiums oder des Morphiums zwängen uns in ähnlicher Weise zum Genuß ihrer Gifte, wie sie für das Alkoholgift heute auf der Tagesordnung ist. Das ist der Grundgedanke, von dem aus mein Vortrag verstanden werden will. Der Vortrag zeigt, daß die Unverschämtheit nur von einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Personen ausgeht, nämlich von den geborenen Plebejern aller Stände. Er zeigt weiter, daß diese Frechheit, wenn sie das Narkotikum Alkohol durch das Mittel des Spottes aufnöthigt, den schärferen Namen der Ehrlosigkeit verdient. Er zeigt endlich, daß die Abstinenzbewegung berufen ist, der Herrschaft der Unverschämten ein Ende zu machen: Denn: „An jedem einzelnen Abstinenten, der sich bei irgend

einem gesellschaftlichen Zusammensein einfindet, beißt sich der spottende Plebejer die Zähne aus, wie ein Hund an einem Stück Eisen."

Landrichter Dr. jur. Hermann M. Popert.

**Das Christenthum und die moderne Frauenbewegung. Breslau, W. Köbner. 60 Pfennige.**

Der erste Teil, „Bibel und Frauenfrage", zeigt, wie geistliche Erklärer vielfach, um die Frauenbewegung bibelgerecht erscheinen zu lassen, den Bibelsprüchen Zwang antun, während in Wahrheit diese Bewegung als moderne soziale Strömung ganz außerhalb des Gesichtskreises der Bibel liegt. Der zweite Theil, „Christliche Ehe und Ehe der Zukunft", behandelt den unlösbaren Widerstreit zwischen dem christlichen Postulat der Unauflöslichkeit der Ehe und dem modern-ethischen, auch frauenrechtlerischen Postulat der dauernden Seelengemeinschaft der Ehegatten.

Dr. Max Thal.

**Poes Werke. In zehn Bänden. Herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag.**

Die Erscheinung Poes ist so bedeutend, weil sie die erste Kreuzung des amerikanischen Geistes mit dem europäischen war. Der Amerikanismus Poes lag in seinem Sinn für die neue Wirklichkeit, die zu seinen Tagen erstand und aus dem traditionenlosen Boden der neuen Welt naturgemäß viel früher und stärker schießen konnte als aus dem kulturdurchsetzten der alten. Und Poes Europäismus wiederum lag in der Fülle der Vergangenheitwerthe, die er aufgespeichert in sich trug, gleichsam als ob er alle Stadien der Menschheitentwickelung selbst mit erlebt und sie nun zu ihrem feinsten Extrakt in sich gesammelt hätte. Einmal scheint seine Dichtung wie von weit herzukommen, nicht aus modernem und nervösem oder brutalem Milieu, sondern aus antikem und idyllischem Gefilde, aus dem Orient und aus Hellas: Gestalten gehen durch sie hindurch, die von der edelsten Klassik, Handlungen geschehen in ihr, die von der echtesten Romantik sind. Und dann wieder repräsentirt sie rein und scharf unsere moderne Stahl- und Eisenkultur, ja, zieht sogar bereits, Jahrhunderte vorwegnehmend, ihre äußersten und möglichsten Konsequenzen: eine Katharsis löst sie aus, die die der rauschenden Großstadt ist, eine Mystik entlädt sie, die, statt von Gott und Göttern, von Elektrizität und Technik Zeugniß ablegt. So ist Poe ein Bild und Beispiel unserer eigenen Wandlung zu einem veränderten Menschenthum und die deutsche Ausgabe seiner Werke kann nichts Anderes wollen, als dieses Bild und dieses Beispiel vor unseren Augen wiederholen. Dieser Gesichtspunkt hat wenigstens, nach der inhaltlichen wie nach der formellen Seite, ihre Redaktion bestimmt. Man wird, wenn man jetzt Poe gegenübertritt, wohl erkennen, was aus den Theil- und Splitterausgaben zu erkennen bisher nicht möglich war: daß er, in der Aeußerung als Uebergangsnatur noch, der erste moderne Mensch überhaupt war und daß er als Dichter die gesammte Weiterbildung der Dichtung in ihrem spezifisch modernen Sinn vorbereitet oder eingeleitet hat. Im Uebrigen will die Ausgabe weniger der Literatur und der äußeren Forschung als dem Genuß und der inneren Bereicherung dienen. Aus einer Ausgabe soll man einen Menschen kennen lernen, nicht eine Summe von Werken.

Paris. Arthur Moeller-Bruck.

# Die Verstaatlichung des Bergbaues.

Diese Zeilen sind noch vor der Landtagsdebatte geschrieben, in der die Hibernia-Angelegenheit entweder begraben oder zunächst einbalsamirt werden konnte. Begraben unter ungeheuren Kosten; denn ohne erhebliche Einbuße wären die Aktien im Nominalbetrag von 28 Millionen nicht loszuschlagen, für die, auf Geheiß des Handelsministers, ungefähr 70 Millionen Mark gezahlt worden sind. Oder einbalsamirt wegen des manchesterlich angehauchten Bedenkens, der Staat dürfe nicht mit neun Zwanzigsteln eines großen Aktienkapitals spekulativ wirthschaften. Die Staatsaktion der Herren Möller und Gutmann ist und bleibt aus einer ganzen Reihe von Gründen anfechtbar; moderne Menschen aber sollten sich vor der veralteten Anschauung hüten, nach der Preußen alle Unternehmungen um Gottes Willen nur ja seinen Bürgern, seinen Geschäftsleuten zu überlassen habe. Der Zorn, der nach der Enthüllung der Absicht, die Hibernia ihren Besitzern wegzunehmen, entstand — durchaus nicht nur in Rheinland-Westfalen —, ist hundertmal richtig begründet worden; nur wurde leider manchmal vergessen, daß der Kaperbrief, der dem Direktor der Dresdener Bank ausgestellt wurde, noch härter beurtheilt werden müßte als das von dieser Bank selbst zu verantwortende Handeln. Das Institut des Herrn Gutmann ist schließlich eine Erwerbsgesellschaft; und wenn sie auch die Freiheit des Aktienwesens und des offenen Marktes durch ihre Manipulationen so arg verletzt hat, wie es in der Geschichte der europäischen Banken glücklicher Weise nur selten vorgekommen ist, so haben ihre Leiter doch vielleicht ein Recht zu der Frage: Welche Großbank würde an unserer Stelle anders gehandelt haben? Man darf ja nicht bestreiten und soll deshalb auch nicht verschweigen, daß die selben Bank- und Börsenkreise, die wegen des Ueberfalles noch immer entrüstet sind, auch die übrige Hochfinanz jeden Augenblick ähnlicher Thaten für fähig halten. Ganz sicher hat aber der Versuch, durch Aufkaufen des Aktienkapitals das Publikum aus seinem Besitz zu drängen, stets als eine Täuschung des öffentlichen Vertrauens gegolten. Unter den Gründen, die für die Ablehnung sprachen, ist einer bisher übrigens nicht laut genug betont worden, obgleich er der menschlich wichtigste ist. Die Industriellen sind von dem Verlust ihres Selbstbestimmungrechtes bedroht und stehen vor der Gefahr, auf ihre freie Arbeit verzichten zu müssen. Früher, in naiveren Zeiten, hätte man wohl weniger von der angeblich zu niedrigen Staatsofferte und mehr von der Freude an einer großen, weithin wirkenden Thätigkeit gesprochen, die um keinen Preis feil sei. Diese Zeiten sind vorbei. Heute lautet die erste Frage immer: Wie viel?

Nehmen wir aber einmal an, Wolf und Lamm weideten einträchtiglich neben einander. Nehmen wir an, Aktionäre und Aufsichtrath seien gleichmäßig entzückt von dem Abfindungmodus (8 Prozent in preußischen Konsols). Auch dann wäre doch nur ein Privatkonflikt vermieden, der allein durch unkluge Gewaltthätigkeit ins öffentliche Interesse gerückt worden ist. Wenn der Handelsminister den geraden Weg gewählt, seine Offerte der Hibernia-Verwaltung direkt vorgelegt und zugleich veröffentlicht hätte, so daß die Gesammtheit der Aktionäre, nicht nur das Finanzkonsortium, sich sofort eine Meinung bilden konnte: was wäre dann erreicht gewesen? Es ist denkbar, daß die Regirung dann die Hibernia bekommen hätte. Der innere Widerspruch dieser Verstaatlichungaktion wäre aber

auch dann noch geblieben. Man muß eben auch hier den Kern aus der Schale lösen; sonst erkennt man nicht, um welchen Gegenstand eigentlich gestritten wird. Schon seit Jahrzehnten wird von den meisten modernen Gelehrten die sozialpolitische Forderung vertreten, Alles, was unter der Erde ruht, müsse dem Staat, der Gemeinschaft der Bürger, gehören. Entscheidend ist dafür nicht das populäre Schlagwort von der Verbilligung der unterirdischen Rohstoffe, sondern die Ansicht, daß diese Werthe der Gesammtheit, nicht dem Einzelnen, dem Volk, nicht den Monopolisten nutzbar gemacht werden müßten. Zum ersten Mal versucht der Staat nun, energisch in den Hauptsitz unserer Kohlenindustrie vorzudringen: und da stehen die ernsten, modernen Sozialpolitiker vor einer schwer zu beantwortenden Frage. Die Mehrheitparteien des Landtages schienen von vorn herein geneigt, sich die Sache leicht zu machen; in blindem Haß gegen die Schlotbarone und Finanzkönige, deren Großmacht sie in märchenhaften Dimensionen sehen, möchten sie noch radikaler vorgehen als selbst viele Radikale. Sachkundige Leute pflegen gewissenhafter zu sein; sie schnappen nicht nach jedem Köder, in dem sie ein lange schon liebevoll von ihnen empfohlenes Prinzip wittern, sondern prüfen die Speise zunächst einmal von allen Seiten, ehe sie anbeißen. Ihre Pflicht ist, zu fragen, ob die Zeit für die Erfüllung ihrer sozialpolitischen Wünsche schon gekommen sei. Und ich glaube, daß sie antworten müssen: Nein; noch ists viel zu früh. Die Regirung, die das auf dem Wunschzettel Erbetene jetzt schnell auf den Weihnachtstisch legen will, hat bewiesen, daß sie nicht leistungfähig genug ist, um das geplante Werk vollbringen zu können. Jeder ehrliche Mensch, mag er nun aus der Theorie oder aus der Praxis kommen, muß doch verlangen, daß etwas Ordentliches, Ganzes geleistet werde. Wenn der preußische Fiskus aber im Ruhrkohlengebiet so weiterwirthschaftet, wie er an der Saar bis heute gewirthschaftet hat, dann ist mit Sicherheit zu erwarten, daß nur Pfuscharbeit geliefert wird.

Eine Rechnung, in die man die wichtigsten Posten einzustellen vergißt, muß falsch werden. In unserer rheinisch westfälischen Kohlenindustrie ist eine Menge außerordentlich starker Intelligenzen thätig; sie hat durch ihren Unternehmermuth, ihre kaufmännische Tüchtigkeit Erfolge zu verzeichnen, die überall Bewunderung oder Neid erregt haben, und man muß ihr zugestehen, daß sie auch für die Angestellten in löblicher Weise zu sorgen bemüht ist. Die Regirung würde die Ruhrzechen durch Beamte verwalten lassen und es ist nicht anzunehmen, daß unter diesen neu anzustellenden Beamten kein einziger wäre, der nicht schon in den fiskalischen Saargruben gezeigt hat, was er kann. Offen muß aber ausgesprochen werden, daß an der Saar wenig geleistet wird. Noch nie habe ich von erfahrenen Männern, die beide Gebiete, Saar und Ruhr, gründlich kennen, die Behauptung gehört, die Wirthschaft stehe in beiden Bezirken auf gleicher Höhe. Jeder unparteiische Fachmann rühmt die gewaltigen — sozialen, technischen und kommerziellen — Fortschritte, die im Ruhrbecken zu sehen sind; jeder erklärt, das Saarrevier (wo der Fiskus doch den Moselkanal nicht zu hindern sucht) bleibe weit dahinter zurück. Kaufmännische Sitten, die sich schwer — zum Beispiel: bei der erbetenen Lösung kleinerer Lieferungverträge — zu dem nöthigen Entgegenkommen entschließen können, wären im Verkehr mit den Interessenten der Ruhrkohle kaum auch nur mit dem Schein eines Erfolges anzuwenden. Die Preistaktik, die — wieder ein Beispiel — in Basel die Kohle nur gerade um so viel

billiger abgiebt, daß die englische (via Genua-Gotthard) um ein Minimum theurer bleibt, ist sicher nicht geeignet, die Beliebtheit des Fiskus zu erhöhen. Mit langsamer Umständlichkeit folgt er, wenn an der Ruhr ein technischer Fortschritt gemacht ist; die Gehälter der Beamten, die Löhne der Arbeiter sind niedriger und der Prozeß Hilgers hat gelehrt, wie nah das Verhältniß zwischen Behörde und Arbeitern die Formen des Despotismus streift. Wenn die Leute aus dem Osten nur bessere Behandlung suchen, hat es wenig Zweck für sie, ihre Heimath mit den Gefilden Saarabiens zu vertauschen. All die hier angedeuteten Mißstände beweisen die Engherzigkeit unserer fiskalischen Politik. Die Hauptsache aber, das Hauptbedenken bleibt stets: dem preußischen Staat fehlen die zu gedeihlichem Betrieb des Ruhrkohlenbergbaues tauglichen Menschen. Die Menschen, die er zur Verfügung hat, sind da zu brauchen, wo Alles gewissermaßen mechanisch funktionirt, wo man mit Fleiß, Gewissenhaftigkeit, straffer Zucht und Ehrlichkeit auskommt; für die sehr komplizirten Bedürfnisse der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie sind aber ganz andere Persönlichkeiten nöthig. Wird diese Industrie, ehe unsere Fiskalsitten und unser Beamtenmaterial sich gründlich geändert haben, verstaatlicht, so ist die unvermeidliche Folge eine wirthschaftliche Reaktion, die gar nicht ernst genug genommen werden könnte und über die nur unsere Konkurrenten sich zu freuen hätten.

Nun könnte man einwenden, der Handelsminister spreche ja nur von der Hibernia und versichere in seiner Vorlage, von weiterreichenden Verstaatlichungplänen sei gar nicht die Rede. Wir müssen annehmen, daß der Minister glaubt, was er sagt, und nicht nur die Absicht hat, die gereizten Nerven der Montanindustrie und der Börse mit einem Pülverchen zu beruhigen. Was aber bedeutet Glauben und Wollen einer einzelnen Excellenz, eines ganzen Ministeriums da, wo es sich um Grundfragen des Rechtes und der Wirthschaft handelt? Minister kommen und gehen, steigen und fallen; die einmal geschaffenen Rechtsverhältnisse aber tragen in sich selbst den Keim und Drang zu organischer Weiterentwickelung. Man müßte sehr kurzsichtig sein oder absichtlich die Augen schließen, um mit Herrn Möller und dessen Geheimräthen zu glauben, die Verstaatlichung der Hibernia könne zugleich Anfang und Ende der ganzen Campagne sein. Ich wenigstens bin überzeugt, daß sie nur der erste Schritt zur Fiskalisirung des ganzen Ruhrgebietes sein könnte. Manches Jahr würde freilich verstreichen, bis dieses Ziel erreicht wäre. Wer aber glaubt denn, selbst in einem Jahrzehnt werde der preußische Fiskus all die Eigenschaften erworben haben, die einem modernen Industriellen, Sozialpraktiker, Kaufmann unentbehrlich sind?

Selbst wenn wir nicht mit der Thatsache rechnen, daß der Kohlenbedarf unserer Staatsbahnen beständig wächst, müssen wir erkennen, daß die Hibernia allein diesen Bedarf nicht zu decken vermag. Auch die in der Vorlage verheißene Preisverbilligung wäre nicht leicht zu erreichen; denn die umworbene Bergwerksgesellschaft gehört dem Kohlensyndikat an, dessen Dauer noch für neun Jahre durch Vertrag festgelegt ist. Zwar ist den Hüttenzechen das Recht eingeräumt, ihren Selbstverbrauch an Kohle nach eigenem Ermessen, ohne Rücksicht auf die Syndikatssätze, zu regeln; noch aber wissen wir nichts davon, daß dieses Recht auch Eisenbahnzechen zugesprochen sei. Wo Hüttenzechen durch Erweiterungen und Anschlüsse von Eisenwerken ihren Selbstverbrauch vergrößert haben, sind ja

schon Schwierigkeiten entstanden; die Herren in Essen halten eben zäh an Wortlaut und Sinn des Syndikatsvertrages fest. Selbst wenn die Hibernia verstaatlicht würde, wäre damit die Verbilligung der Preise also noch lange nicht gewiß. Ueberhaupt wäre erst zu erweisen, daß unser Kohlensyndikat zu theure Preise fordert; wer nicht nach Popularität hascht und nüchtern die Verhältnisse prüft, würde wahrscheinlich finden, daß der Vorwurf unberechtigt ist. Da die Industrie allein die Kohlenrente nicht bezahlen kann, verlöre das Syndikat, das doch zweifellos die Interessen des größten deutschen Arbeitmarktes vertritt, den Boden unter den Füßen, wenn es sich darauf einließe, seinen wichtigsten Kunden den preußischen Staatsbahnen, beträchtliche Preiskonzessionen zu machen. All die Leute, die, aus Geschäftsinteresse oder auf der Jagd nach einem lohnenden Leitartikelstoff, dieses Syndikat nun schon seit Jahr und Tag schmähen, würden sich erstaunt die Augen reiben, wenn sie eines Morgens einen Trust erstehen sähen, der sie dann lehren könnte, daß wirkliche Gefahren doch schlimmer als eingebildete sind.

Einstweilen stehen die beiden Gruppen, die Freunde und die Feinde der Verstaatlichung, einander noch in Wehr und Waffen gegenüber, von dem leidenschaftlichen Wunsch erfüllt, bis zum letzten Mann zu kämpfen. Wer wird siegen? Die Antwort scheint mir nicht ganz leicht zu finden; nicht leichter jedenfalls als die, ob schließlich Rußland oder Japan siegen wird. Der Führer der Hiberniamannschaft wird an der Börse für klüger und geschickter gehalten als Kuropatkin; doch gegen harte Thatsachen vermag auch die klügste Umsicht einer Persönlichkeit manchmal nichts. Nach meiner Ueberzeugung ist in finanziellen Kämpfen dieser Art eine kompakte Minorität eine so große und beständige Gefahr, daß selbst eine Majorität, wie das Hibernia-Konsortium sie, mit oder ohne Kapitalserhöhung, besitzt, dagegen nicht ausreichenden Schutz verleiht. Und wenn diese starke Minorität dem Staat gehört, wird die Gefahr natürlich noch viel größer. Gerade in unserem Fall. Der Staat kann seine Gegner nicht nur auf hundert Wegen chicaniren: er ist ja auch der wichtigste Abnehmer, der Hauptkunde des Kohlensyndikates, das an der Spitze der ihm gemachten Opposition steht. In den Tagen der Eisenbahnverstaatlichung lagen die Dinge anders. Die Privatbahnen, die sich nicht verstaatlichen lassen wollten, brauchten auf den Fiskus, der für sie nicht ein werthvoller Kunde war, keinerlei Rücksicht zu nehmen. Jetzt aber ist die Situation schwieriger. Der Eisenbahnminister braucht durchaus nicht unter allen Umständen im Ruhrbezirk seine Kohle zu kaufen. Die Regirung der Vereinigten Staaten hat ja auch, ohne sich an ihren heimischen Stahltrust zu wenden, Schiffbaubestandtheile in Europa bestellt. Nach Alledem scheint mir, daß es viel mehr auf die Haltung des Kohlensyndikates als auf die Gefühle und Wünsche der Bankdirektoren ankommt und daß man über den endgiltigen Erfolg im Kohlenkrieg nichts prophezeien sollte, bevor man sich klargemacht hat, welche starke Stütze der Minorität die Gewalt und die Kundeneigenschaft des Staates verleiht.

**Pluto.**

❦

Auf eine mir in zehn Briefen gestellte Frage antworte ich, daß ich den jungen Herrn Siegfried Jacobsohn noch immer für den begabtesten Theaterkritiker Berlins halte, für einen redlichen, gemeiner Handlung unfähigen Menschen; und daß ich dieses Urtheil nächstens ausführlich begründen werde.

**M. H.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.




Berlin, den 10. Dezember 1904.

# Panoptikum.

Marquis Gaston Alexandre Auguste de Galliffet, der vierundsiebenzigjährige Chasseur d'Afrique, muß ein paar fidele Novembertage verlebt haben. Vor vier Jahren sah ich ihn im pariser Kriegsministerium, durch das damals noch die Gespenster der Dreyfuslegende spukten. Klein, aber straff; ein Kavalleristenkopf und die soignirten Händchen eines Damenlieblings. Diese weiße Hand hat den communards das Todesurtheil geschrieben und manche schlanke Hüfte gekost. Der letzte General des Kaiserreiches; auf Schlachtfeldern und in Schlafzimmern ein lustiger Sieger. Bayard à l'oreille fendue und homme à femmes; Kriegsromantik und Galanterie, ein Duft von fernen Ländern (Mexiko, El Golea) und Boudoirwohlgerüche gemischt. Unsere keusche Tugend kennt diesen Greisentypus nicht. Im Gespräch gab er sich dem Besucher als derben Troupier. Jeder Zoll der alte Soldat, der nur sein Handwerk versteht, sich im politischen Getriebe unbehaglich fühlt und froh wäre, wenn ihm Einer von der Galeere hülfe. Daß er sich ins Ministerium schleppen ließ, war ein Patriotenopfer. (Wer fand je einen Minister, der anders sprach?) Die munteren Augen begleiteten solche Rede mit verrätherischen Kommentaren und in den Mundwinkeln zuckte es wunderlich. „Heute will mich ein Hitzkopf interpelliren. Vielleicht falle ich über Bord. Das wäre ein Glück für mich. Aber die Leute würdens bereuen. On leur donnera André." Nein: dieser Mann, der so klar die Ursachen des Unglücks von 1870 erkannte, dem über die neusten Sprünge deutscher Politik sogar sehr gescheite Sentenzen entschlüpften, sehnte sich nicht nach Ruhe. Der liebte die Macht und schied so ungern von ihr wie alle Minister, die täglich von ihrem Ruhebedürfniß reden. Doch mußte es sein.

Zwischen Waldeck und Millerand gings nicht mehr lange; seine Freunde hatten nie begriffen, wie er in diese Gesellschaft gerathen war. Der Marquis suchte und fand einen guten Abgang. On vous donnera André. Die Reiternase hatte den Feind gerochen. General André kam; und schien nicht wieder gehen zu wollen. Priesterfeind und Demokrat; von den Sozialisten gehätschelt, von den Offizieren verachtet; in seinem dicken Fell zäh und beharrlich. Jetzt erst, nach vier langen Jahren, hat Galliffet die Freude erlebt, ihm den Genickfang geben zu dürfen. Ich kann mir vorstellen, mit welcher Wonne der kokette Herzenbrecher der Aufforderung des Kriegsgerichtes folgte, als Zeuge im Prozeß Dautriche auszusagen, der endlich das zur Revision des Prozesses Dreyfus nöthige fait nouveau schaffen sollte. Vier Generalstabsoffiziere trügerischer Handlungen angeklagt. Mit all seiner Verve, mit Brusttönen und Sarkasmen zeugte Gallifet für die Beschuldigten. Das funkelte, stob und prasselte nur so. Der Kriegsminister mußte die Anklage fallen lassen und war durch diesen Irrthum bös blamirt. Um die selbe Zeit kam, gewiß nicht ohne Mitwirkung des schlauen Marquis, heraus, daß André von der Freimaurerloge Auskunft über die politische Gesinnung, den außerdienstlichen Wandel der Offiziere erbeten, erhalten und danach das Avancement geregelt hatte. Fromme Katholiken, die über die Herrschaft der Freimaurer stöhnten, waren Jahre lang ausgelacht worden; nun zeigte sich, daß der Grand-Orient den Heerführern das Konduitezeugniß schrieb. Die Enthüllung so unwürdiger Spionirerei hätte ein Stärkerer nicht überlebt. General André wurde in der Kammer geohrfeigt und mußte, trotz dieser rohen That, schnell vom Schauplatz abtreten. Verachtung kann nur Einer tragen, der nicht verächtlich ist. Wir hätten den Mann gern noch länger am Werk hastiger Desorganisation gesehen. Kein französischer Kriegsminister war je deutschen Blicken so wohlgefällig. Sein Nachfolger ähnelt ihm hoffentlich; der Börsenmakler Berteaux, ein radikaler Halbsozialist, der vor zwei Jahren in einer Kammerrede den Landpfarrern nachsagte, sie überfüllten die Wähler mit Wein und führten sie dann in die Kirche, dans un état tel qu'ils se sont mis à vomir dans toute l'église et notamment dans le bénitier, si bien que les bonnes dévotes, qui sont venues tremper leurs doigts dans ce mélange, ont cru qu'un nouveau miracle s'était accompli et qu'on avait changé l'eau en vin. Nach solcher Rede kann man in Frankreich Kriegsminister werden; auch wenn man, wie der Boulevardwitz höhnt, sein Leben lang weniger courage gezeigt als courtage empfangen hat. Die Grundmauern der Kirche müssen im Lande Ludwigs des Heiligen schon recht morsch geworden sein; sonst würde es an der

Spitze seiner zärtlich geliebten Armee nicht Männer dulden, deren einziger Rechtsanspruch auf diesen Posten in unersättlichem Priesterhaß besteht.

*

Im Januar 1900 hatte ich einen Sturm im Palais Bourbon erlebt. Waldeck=Rousseau wurde umheult, Millerand von den Genossen, die ihn seitdem längst als elenden Bourgeois verfluchten, umjauchzt; so wüst war der Lärm, daß der Abgeordnete Clovis Hugues dem geschniegelten Präsidenten Deschanel zurief, er möge seiner Menagerie Ruhe gebieten. Hier, dachte ich, haben die Minister es wirklich schwer; jeden Augenblick müssen sie auf den ärgsten Hohn, die leidenschaftlichste Widerrede gefaßt sein. Ich kannte den wiener Reichsrath noch nicht. Im November 1904 lernte ich ihn kennen; an den Tagen, wo über den innsbrucker Konflikt geredet wurde. Mehr geschrien als geredet. Die pariser Stimmung war dagegen mild. „Ihnen glauben wir kein Wort!" „Benehmen Sie sich anständig!" „Ihre Verfügungen organisiren den Totschlag!" „Frechheit!" „Der spricht nie ein wahres Wort!" „All Ihre Statthalter sind Mörder!' Das waren noch nicht die schlimmsten Zwischenrufe, die der Ministerpräsident hören mußte. Und ruhig, ohne sich zu regen, hörte. In Paris hätte solche Sitzung zu zehn, zwanzig Duellen Anlaß gegeben. So wills dort die Sitte, deren Gebot selbst der Sozialdemokrat Jean Jaurès sich nicht entziehen kann. Zweimaliger Kugelwechsel. Der gebildete Mensch hütet sich, den Gegner auch nur zu streifen. Niemand wird verletzt, doch die Ehre ist reparirt; von Konvenienz wegen. In Oesterreich sind Zweikämpfe zwischen Politikern selten. Herr Ernst von Koerber müßte während der Parlamentszeit täglich mindestens fünfzig Kugeln aus dem Lauf schicken, wenn er jeden Beleidiger vor die Waffe fordern wollte. Er hat ein anderes Mittel. Ruhig, als hörte und sähe er nichts Ungewöhnliches, steht er im Sturm, nimmt jeden Schimpf regunglos hin und wartet mit Engelsgeduld, bis der Orkan ausgerast hat. Keine leichte Leistung für einen offenbar nervösen, abgearbeiteten Menschen. Einmal nur fährt er wild auf; als der dicht neben ihm sitzende Abgeordnete Wolf ihm Kränkung ins Gesicht schreit, droht er: „Wagen Sie sich nur an mich! Wagen Sie es nur!" So zuversichtlich klingts, als wisse der Drohende ganz genau, wie dieser Wilde zu bändigen ist. Sonst aber bleibt er still; wahrt den Schein der Gelassenheit. Ein vornehmer Herr, den die Amtspflicht leider in schlechte Gesellschaft zwingt und der die Hoffnung aufgegeben hat, den Ton dieser Leute bessern zu können. Wienerische Eleganz leisester Sorte. Nicht so graziös wie der alte Galliffet, doch viel ernsthafter. Ein Arbeiter, kein Blender. Die Stimme ist spröd und trägt nicht weit; aber Alles, was der Minister

sagt, ist verständig, reiflich erwogen und nur von dem Pflichteifer bestimmt, dem Staatsinteresse nach bestem Wissen zu dienen. Auch im Privatgespräch macht Herr von Koerber den Eindruck eines gründlich gebildeten, sehr klugen, ungemein kultivirten Mannes. Sehnt auch er sich nach Ruhe? Diskrete Seufzer deuten es an. Ein Junggeselle, der mit seiner Mutter zusammenlebt und keine großen Bedürfnisse hat. Statt sich in Hansens schönem Haus schimpfen zu lassen, könnte er zwischen guten Büchern sitzen, reisen, sich der Ringstraßenpracht freuen. Was hält ihn im Joch? Amor fati? Patriotisches Pflichtgefühl? Wille zur Macht? Trotz dem Seufzer glaube ich nicht, daß er gern gehen würde.

Noch weniger freilich, daß sich für das schwierige Amt ein Besserer fände. Am Hof, im Bereich altspanischer Sitte, hätte ein Hochadeliger wohl leichteres Spiel als der nicht durch Geburt, nur durch die Noth am Mann in die Höhe gehobene Beamte, der mit all seiner Tüchtigkeit den Schwarzenbergs, Liechtensteins, Windisch-Grätz nicht imponirt und mancher Hoheit stets nur die arme Bureauschreiberseele bleibt. Unter Fürstenhüten gedeihen selten aber starke Verwaltungtalente; und ein empfindlicher Grande hielte es in diesem unwahrscheinlichen Parlament nicht lange aus. Herr von Koerber ärgert die Grobiane durch seine unbeirrbare Ruhe, seine „leidenschaftlose Beharrlichkeit", die Politur seiner Umgangsformen; doch wenn er sich reizen ließe, wäre es vollends um ihn geschehen. Mir scheint er, der vielleicht noch mehr Diplomat als Staatsmann ist und gewiß ein sehr brauchbarer Botschafter geworden wäre, der rechte Mann für Oesterreichs Uebergangszeit. Die ists. Wer diese Monarchie schon im Sterben wähnt, wird Enttäuschung erfahren. Als ein Sozialdemokrat neulich in einer Rede, deren Schroffheit unseren sanften Reichstag zum Wuthgeheul aufgepeitscht hätte, das Haus Habsburg schalt, fiel ihm Keiner ins Wort; und als der Ministerpräsident sich am nächsten Tage zur Abwehr erhob, waren die Deutschen fast sämmtlich dem Sitzungsaal fern geblieben und Herr von Koerber mußte sich mit dem Beifall der Polen, einzelner Feudalherren und Christlich-Sozialen begnügen. „Den Radetzky-Marsch haben wir satt," hieß es in der Wandelhalle. Das sind schlimme Symptome. Ans Sterben gehts trotzdem noch lange nicht. Deutsche, Slaven, Welsche messen einander mißtrauischen Blickes, träumen heute von Expansionen und Erobererzügen und glauben morgen ihr Leben gefährdet; sie sind an die von der Zeit gewirkten Veränderungen ihres Besitzstandes noch nicht gewöhnt und deshalb immer „beunruhigt"; über ihre Entwickelungmöglichkeiten, über Umfang und Grenzen ihrer Kraft nicht klar genug, um sich, wie Herr von Koerber ihnen räth, noch in Fährniß mit dem Urwienerwort zu trösten: „Mir san mir." Ein starker Stamm ist durch Gesetzes-

paragraphen und Statthaltereiverordnungen nicht zu entwurzeln, ein schwacher nicht mit frischem Lebenssaft zu versehen. Auch Volkheiten bleibt die Pflicht nicht erspart, sich selbst ihr Schicksal zu schmieden. Ich zweifle, ob selbst ein Bismarck jetzt Oesterreich helfen könnte, ob er, um den Mischkessel nicht überkochen zu lassen, sich nicht am Ende mit Taaffes Rezept beschiede: Fortwurschteln, bis die Stunde zum Handeln geschlagen hat. Koerber thuts meist mit klugem Takt; und daß er manchmal mehr versprechen muß, als er halten kann, ist die Folge der heiklen Situation, nicht eines unzuverlässigen Charakters. Seine oft wiederholte Mahnung, dem nationalen Streit nicht die nationale Wirthschaft zu opfern, hat nicht genützt. Die Sozialdemokratie hat einstweilen wenig Aussicht auf Erfolg und wäre, auch wenn das Wahlrecht nach bismärckischem Muster erweitert würde, noch lange nicht mächtig genug, um die hadernden Bourgeoisien der Deutschen und Czechen zur Verständigung gegen einen gemeinsamen Feind zu zwingen. Doch die Verständigung naht. Im Leben der Staaten sind Jahrzehnte nicht mehr als im Dasein der Individuen ein Wintertag. Zwei kräftige Völker werden nicht ewig über die Gerichtssprache des inneren Behördenverkehres und ähnliche Quisquilien streiten Sie müssen bald merken, daß sie Wichtigeres zu thun haben. Nicht im brandrothen Rebellenkleid bedroht sie der Feind. Seine Farben sind Roth-Weiß-Grün. Der Magyar ist gefährlicher als der Czeche. An Ungarns, nicht an Böhmens Himmel leuchten dem Habsburgerreich des Schicksals Sterne.

Ungarn will los von Oesterreich, will höchstens noch die Personalunion, aber nicht länger die „gemeinsamen Angelegenheiten". Und es ist, weil die Magyaren und Pseudomagyaren alle anderen Nationalitäten aufgesaugt oder geknechtet haben, durch Einheit des Wollens jetzt stärker als das polygene Konglomerat der im wiener Reichsrath vertretenen „Königreiche und Länder". Darüber darf uns das schrill herübertönende Echo der Parlamentsskandale nicht täuschen. Ob die rücksichtlose Brutalität des Grafen Stefan Tisza, der Kolomans echtbürtiger Sohn und jedenfalls eine verwegene Herrschernatur, ein ganzer Kerl ist, den Sieg erringt, ob Tiszas Nachfolger Wekerle oder Szell, Andrassy oder Apponyi heißt: das Land will seinen Willen und wird ihn, früh oder spät, durchzusetzen versuchen. Das ist das eigentliche, letzte Ziel der Obstruktion, die von der liberalen Mehrheit nun, wie in England einst unter Gladstone, dem Freisten der Freien, durch die clôture unmöglich gemacht werden soll. Eine Lebensfrage des Parlamentes — soll die legal gewählte Mehrheit oder tyrannische Willkür der Minderheit herrschen? —, doch eine Episode nur in der Volksgeschichte. Das Auge, das durch die Oberfläche dringt, merkt,

daß hier um Höheres gekämpft wird als um das Recht, den Reichstag zu obstruiren: daß der Kampf über das Tempo der Trennung von Wien entscheiden soll. Magyarenhochmuth waffnet sich gegen Oesterreich. Und in Oesterreichs Lager raufen die Führer, die Mannschaften und Troßknechte Tag und Nacht.

*

In dieses Reich politischer Disparitäten ward unser Graf Posadowsky entsandt, auf daß er einen Handelsvertrag schließe. Ein vortrefflicher Mann, der ernsteste, gründlichste, den wir zu versenden haben; und für solche Mission doch so ziemlich der ungeeignetste. Wäre ein Rechner nöthig gewesen, wir hätten sicher einen Tänzer geschickt; nun forderte das Amt einen leichtblütigen Tänzer: und ein Schreibtischrechner, ein homme de chiffres (wie Witte ihn genannt haben soll) wurde erwählt. Kein Aederchen von einem Diplomaten. Für Wien nicht viel passender als unser angestammter Arthur Stadthagen für Peterhof. Bei seinem langen Bart fehlt ihm die rechte Lebensart (nur die österreichischen Stils natürlich; denn er gilt in der Heimath Köllers und Möllers als ein feiner, artiger Herr). Wiener Grafen tragen nicht so lange Bärte, so ostelbische Röcke. Erste Folge: der gewissenhafte Sozialpolitiker, der bei uns kordial Posa genannt wird, wurde drüben als Doppelgänger des unseligen Grafen Trast bespöttelt. Das war noch kein Unglück. Aber der kantige, schwerfällige Norddeutsche fand sich in der wärmeren Kulturzone, im Walzertakt gar nicht zurecht. Kannte weder das Geistesklima noch die Persönlichkeiten, auf die es ankam. Statt in einem Ringstraßenhotel abzusteigen, zog er in die innere Stadt; weils billiger ist? Nichts Weltmännisches. Keine leichte Hand. Kaum je ein Lächeln auf dem zerarbeiteten Gesicht. Unkundig diplomatischer List. Den Handelsvertrag, den wir in Norderney mit Rußland geschlossen haben, kennen die Leute hier nicht, dachte er; und von mir sollen sie nichts darüber erfahren. Als ob man aus Petersburg für ein paar Goldrollen nicht noch ganz andere Geheimnisse beziehen könnte ... Anfangs ganz aufgeknöpft und für jeden Interviewer so flink zu haben, daß die Herren am Ballplatz und im Handelsministerium schon unruhig wurden und flüsterten: „Der wirthschaftet noch schlauer mit der Presse als wir.“ Dann, als Graf Tisza sich schwierig zeigte, jäher Stimmungwechsel. Hypernervös, reizbar und heftig. In den Redaktionen wurden die merkwürdigsten Aeußerungen erzählt. Da war das Verhalten einer Zeitung unanständig genannt, einer anderen vorgeworfen worden, daß sie dem hohen Reisenden „regelmäßig das Konzept verderbe“. Ergebniß des Irrglaubens, daß die wiener sich wie die berliner Presse behandeln lasse. Auch Epigramme über Oesterreich wurden herumgetragen. Und schließ-

lich in Hast die Koffer gepackt. Kein Würdenträger kam zum Abschied auf den Bahnhof. Die letzten Unterredungen sollen nicht sehr erquicklich gewesen sein. Der arme Graf hatte mit der Sicherheit des Erfolges die Ruhe verloren.

Manche berliner Excellenz reibt die Hände und gönnt dem unbequem Ernsthaften die Schlappe. Da aber Alles gelernt sein will, auch die Diplomatie, dürfen wir vielleicht fragen, warum gerade Graf Posadowsky, der in Posen Landeshauptmann war und als Staatssekretär mit den Angelegenheiten des inneren Reichsdienstes beschäftigt ist, mit dieser Mission betraut werden mußte. Daß unser Botschafter am wiener Hof, als Kavallerist und Generaladjutant, für handelspolitische Transaktionen nicht taugt, ist kein zureichender Grund. Mußte es überhaupt ein Minister sein? Etwa, weil Witte selbst an die Nordsee gekommen war? Sergej Juljewitsch kam nicht als Finanzminister (hätte als Finanzminister den Vertrag gar nicht unterzeichnet), sondern auf speziellen Wunsch seines Kaisers, der den Vertragsabschluß als besondere Gefälligkeit von ihm erbeten hatte. Witte wußte genau, daß er den fertigen Vertrag heimbringen würde; keinen Rußland sehr günstigen, doch einen, der seinem Herrn, rebus sic stantibus, genügte. Wo solche Gewißheit fehlt, empfiehlt es sich, höchstens einen Botschafter, nicht einen Minister der Möglichkeit einer Blamage auszusetzen. Wenn man sie ihm nicht wünscht.

Keine Angst übrigens! Der Handelsvertrag mit Oesterreich ist so gut wie sicher. In beiden Reichen war man von vorn herein entschlossen, die Schwierigkeit der Verhandlung künstlich zu übertreiben und eine kurze Widerspenstigenkomoedie nicht zu scheuen. Sonst, dachte man, schelten hüben und drüben die Agrarier: Ihr habt nicht laut genug auf den Tisch gehauen. Jetzt hat persönliche Verbitterung die Situation ein Bischen erschwert. Doch Alles kommt in schönste Ordnung. Spätestens, wenn der alte Vertrag gekündigt und den Wangenheimern bewiesen ist, daß der Muth zum Aeußersten nicht gefehlt hat.

*

Zu Haus ist Alles schon in schönster Ordnung. Der lippische Thronstreit durch Schiedsvertrag dem Reichsgericht zugewiesen; der Marmorfritz von den Yankees gnädig rezipirt; der Roland des Meisters Leoncavallo in Sicht. („Finden Sie auch, daß es ein Fehler war, den Stoff von einem Italiener komponiren zu lassen?“ So fragte der Kaiser neulich einen Operndirigenten; und fügte hinzu: „Wem sollte ich ihn denn geben, da Wagner und Neßler doch tot sind?“) Die erste Etatsberathung verlief im Reichstag noch friedlicher als sonst. Herr Bebel hatte einen schlechten, Graf Bülow einen guten Tag. Der Sitzungbericht verzeichnet dem Kanzler mindestens zwei Dutzend Heiterkeiten.

Und seine Rede war dennoch vernünftig, nüchtern, fast von allem Phrasenstuck frei. Nur über die unwirksamen Schalmeientöne, die er den Briten blies, wird noch Einiges zu sagen sein. Im preußischen Landtag gehts noch gemüthlicher zu. Die Mehrheit apportirt, was verlangt wird; im Nu sogar die Hibernia-Vorlage. Die Kommission hat sie schon angenommen; das Plenum folgt sogleich. Wer ließe sich ein so einträgliches Geschäft auch entgehen? Preußen zahlt für 27 Millionen Aktien 70 Millionen Mark und erhält dafür kein einziges Recht, keinen Sitz in der Verwaltung, keine Kontrolbefugniß. An Verstaatlichung ist nicht zu denken, denn die Mehrheit ist auf Jahre hinaus festgelegt, und dem Minister bleibt nur die hehre Pflicht, mit dem theuer erkauften Staatsaktienposten den Kurs auf der wünschenswerthen Höhe zu halten. Bei der Reichsbank zahlt das profanum vulgus und die Regirung herrscht unumschränkt; bei der Hibernia liefert die Regirung eine Minoritätbetheiligung von 70 Millionen und die Privatverwaltung macht, was sie will. Ein Riesenerfolg Theodors des Großen, der noch immer nicht verstanden hat, daß es sich längst nicht mehr um die Hibernia handelt, sondern um einen Posten unklug gekaufter Bergwerksaktien, noch immer nicht begreift, daß die Gesellschaft ihr bedrohtes Leben zu vertheidigen wagt, noch immer die Leitung der Dresdener Bank rühmt, die ihm zuerst die qualifizirte, dann die einfache Mehrheit verhieß, beide Versprechen nicht hielt und dafür Ersatz eines Theiles der muthwillig heraufbeschworenen Prozeßkosten und außerdem fast anderthalb Millionen an Provision bekommt. Von Preußen, nicht von Möller & Co. Kein verständiger Mensch hätte geglaubt daß der Landtag diese zwecklose Vorlage annehmen werde. Doch; einer: der verstorbene Herr Tertullian, der wohl für ähnliche Fälle das Wort geprägt hat: Credibile, quia ineptum est. Kein Abgeordneter zweifelt, daß es gescheiter wäre, die drei Gewaltigen auf ihrem Aktienstoß sitzen zu lassen. Aber: „Wir können der Regirung in dieser Sache keine Schwierigkeiten machen." Amen. Verstaatlichung? Wer spricht noch davon? Der Minister will ja nur, „Gewehr bei Fuß, abwarten, bis die Gemüther sich beruhigt haben". (Thomas Theodor sollte uns den Namensvetter mit der Geduldflinte zeichnen). Will einstweilen auch gar nicht ins Kohlensyndikat. Will nur die Aktien kaufen, damit nicht Andere der hohen Ehre theilhaftig werden, fünf Jahre mindestens in hilfloser Minorität zu schmachten. Und die würdigen Vertreter des Preußenvolkes stimmen begeistert zu ... Cook oder Stangen sollten Winterreisen arrangiren, um der Menagerie Bourbon, den budapester Wütherichen und wiener Schreihälsen zu zeigen, wo der wahre Parlamentarismus blüht.



# Kunstschaffen und Kunstbesitz.*)

Ob es möglich ist, Kunstwerke hervorzubringen, hängt nicht in erster Linie vom Vorhandensein künstlerischer Begabungen ab. Gäben diese den Ausschlag, so müßten überall, wo Menschen aus schöpferisch veranlagter Rasse wohnen, zu jeder Zeit Kunstwerke entstehen können. Daß Dies nicht der Fall ist, lehrt ein Blick über Länder und Zeiten. Es giebt weite Gebiete, in denen Millionen Menschen aus edelster Rasse hausen und wo doch kein Bild, keine Statue, kein Gedicht, keine Partitur wächst. Im engern Vaterland haben wir Punkte wie Berlin, München, Düsseldorf mit fieberhafter Produktion, daneben große und reiche Städte und weite, gesegnete Landstrecken ohne jegliche Kunst. Und jenseit unserer Grenzen giebt es ungeheure Länder, von unserer Rasse bewohnt und doch völlig ohne Kunstschaffen.

Das selbe Schauspiel bietet ein Blick über die wechselnden Zeiten. Es giebt Zeitalter, in denen ein Hochwald den Boden deckt, der kurz vorher und bald nachher kahl und öde daliegt oder nur von Haide und Gestrüpp verhüllt. Um 1510 hatten wir in Deutschland Maler und Bildhauer höchster Macht; dreißig Jahre später gab es deutsche Kunst in ihrem Sinne nicht mehr.

Die Ursachen dieser Erscheinung lassen sich zum Theil nachweisen. Daß es in Sibirien noch keine Entwickelung der künstlerischen Talente geben kann, ist leicht einzusehen. Wird dort ein Mensch mit gewaltiger Lebensenergie geboren, so findet er auf dem neuen Boden ein so unermeßliches Gebiet der Bethätigung im praktischen Leben und so wenig Bedürfniß für die Aeußerungen künstlerischen Vermögens, daß seine Kraft sich den nächstliegenden Aufgaben zuwenden muß; er wird Kaufmann, Bergbauer, Ingenieur. Für Kunst giebt es noch keine Möglichkeit. Schwieriger ist es, die Ursachen zu bezeichnen, weshalb in einem Volk, das große Kunst schon hervorgebracht hat, der Schaffenstrieb einschlafen kann. Man möchte an die Erfahrungen des Landwirthes denken, der auf dem selben Acker nicht auf die Dauer die selbe Frucht ziehen kann.

Wie viele reiche deutsche Städte leben noch unter dem Gesetz von Sibirien?

Es scheint, als ob die Physiologen Recht haben, die das Vorhandensein einer besonderen Art der Begabung leugnen und als angeboren nur die Schöpferkraft ansehen, die in einem Zeitalter Bildende Kunst, in einem andern Wissenschaft, in einem dritten Politik hervorbringt oder Krieg, Handel oder Industrie organisirt. Wohin die angeborene Kraft sich wendet, wird danach von den äußeren Umständen bedingt. Daß es so mit der Bildenden Kunst bestellt ist, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Ob Kunstwerke möglich sind und begehrt werden und wer sie begehrt, wird vom Zustande der Gesellschaft bestimmt.

---

*) Aus dem Manuskript des Jahrbuches der Hamburgischen Kunstfreunde.

Ein Jägervolk, ein Hirtenvolk, ein Volk von Ackerbauern haben für Kunst keinen Bedarf. Sie entsteht erst in der Stadt. Ihre Voraussetzung ist die Entwickelung des Handwerkes und die Theilung der Arbeit. Der Jäger, der Hirt, der Bauer können künstlerische Anlagen wohl als Dilettanten ausüben, aber nicht entwickeln. Dazu bedarf es der geistigen Reibung in der Enge des städtischen Lebens. Es giebt nur städtische Kunst, selbst heute noch.

Im städtischen Gemeinwesen war der erste Besitzer und Pfleger der Kunst der Priester, der dem Heiligthum vorstand. Er blieb lange auf diesem Platz, nachdem neben ihm andere Mächte aufgestanden und vergangen waren, in Europa bis zur französischen Revolution. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Kirche die Hüterin aller lebenden Kunst. Sie baute ihre Kirchen in dem Baustil, der der neuste war. Die modernsten Bildhauer meißelten ihre Gottes- und Heiligengestalten, der Maler der neusten Richtung malte ihre Decken und Wände und stellte seine frischesten Bilder auf ihre Altäre. Die Entwickelung der Kunst vollzog sich am und im Heiligthum.

Es ist ein seltsames und nachdenkliches Zeichen, daß seit der französischen Revolution die Kirche begonnen hat, sich von der lebenden Kunst zurückzuziehen. Sie will die Künstler nicht mehr voranführen, sondern bemüht sich, sie in alte Zeiten zurückzuleiten. Sie baut ihre Heiligthümer im romanischen oder gothischen Stil. Sie läßt die Wände und Altäre in der Formen- und Farbensprache einer längst vergangenen Zeit ausmalen und der Bildhauer, der für sie schafft, muß sich bemühen, die Modellirung und die Faltengebung mittelalterlicher Vorfahren nachzuahmen. Für die lebendige Kunst zählt die Kirche heute nicht mehr. Sie ist ihr vielmehr feindlich geworden, weil sie von den Architekten, Malern und Bildhauern, die ihr dienen, den Archaismus fordert.

Das ist für diese Künstler ein ungeheures Hemmniß; denn die seelische Unfreiheit, in der sie schaffen, lähmt ihre Kraft und macht sie, wie jede Nachahmung, im tiefsten Grunde unfruchtbar. Zahllose künstlerische Kräfte wurden und werden heute noch für das Bedürfniß der Kirche in der Formensprache vergangener Epochen erzogen. Von der eigentlich großen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts ist dagegen im Dienst der Kirche überaus wenig entstanden und von den höchsten Kunstwerken des neunzehnten Jahrhunderts besitzt die Kirche fast nichts.

Unserer Kunst ging eins der werthvollsten Gebiete verloren, als sie aus dem Heiligthum weichen mußte. Die meisten und die bedeutendsten Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissancezeit sind im Dienste der Religion entstanden. Die von der Kirche getragene Kunst besaß Eigenschaften, die später, unter der Herrschaft anderer Mächte, verloren gingen.

Vom zwölften Jahrhundert ab erhob sich als Schützer der Kunst und als Besitzer von Kunstwerken neben dem Priester der Fürst und theilte diese

Rolle mit ihm, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, bis zur französischen Revolution. Zuweilen vereinigten sich Beide in einer Person, so bei den Päpsten in Rom und bei den geistlichen Kurfürsten und den reichsunmittelbaren deutschen Fürstbischöfen in Bamberg, Würzburg, Mainz, Trier, Köln, Münster, deren Residenzen kleine Rome wurden.

Auch der Fürst verlangte ein Höchstes an Leistung. Aber die Kunst, die in der Kirche die Thaten Gottes und der Heiligen zu schildern gehabt hatte, war im Palast angewiesen, das Wesen des Fürsten auszudrücken. Diese fürstliche Kunst begann vom sechzehnten Jahrhundert an, die Führung zu übernehmen. Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hat sie dann die religiöse Kunst in ihren Bann gezogen. Die Kunst, die von der Kirche gepflegt wurde, nahm höfische Formen an. Fürst und Adel sammelten obendrein im größten Stil. Fast alle bedeutenden Tafelbilder der Meister des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sind einmal in fürstlichem Besitz gewesen. Die großen Staatsgalerien Europas bilden den letzten Niederschlag davon. Was der Fürst für seine Galerie suchte, war Qualität. Im Uebrigen erwies er sich als völlig vorurtheilsfrei. Er nahm, wenn die eine Bedingung erfüllt war, in seine Sammlung auf, was es irgendwo in der Welt Gutes gegeben hatte, die Heiligenmalerei der Italiener so gut wie die Bauernmalerei der Holländer. Darin war das Beispiel Ludwigs des Vierzehnten, der verächtlich von den magots gesprochen hatte, nicht maßgebend geworden.

In Deutschland war mit dem vierzehnten Jahrhundert ein dritter Stand auf kurze Zeit zur Vormacht gelangt: das Bürgerthum. Am Anfang des sechzehnten war es in Deutschland, im siebenzehnten in Holland der Träger der Kunst. Vom Bürgerthum des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet es sich durch aristokratische Gesinnung.

Für die Kunst brach mit dem bürgerlichen Zeitalter ein neuer Lebensabschnitt an. Zunächst änderten sich die wirthschaftlichen Verhältnisse der Künstler. Der Bürger hatte nicht das Bedürfniß, Originale zu besitzen, wie die Kirche oder der Fürst. Er hatte keine Paläste zu schmücken, selten einmal ein Rathhaus; und in protestantischen Ländern, dem eigentlichen Sitz des Bürgerthumes, fiel der Schmuck der Kirchen weg. In Deutschland waren deshalb schon im fünfzehnten Jahrhundert die Künstler gezwungen, nach Techniken zu suchen die ihre Kunst in die Häuser brachten. Fast um die selbe Stunde wurden der Holzschnitt, der Kupferstich und der Buchdruck von Deutschen erfunden oder entwickelt. Nun erst, vom Standpunkt der bürgerlichen Kunst aus, läßt sich deutlich erkennen, was unter jedem ihrer Hauptpatrone von der Kunst an Leistungen gefordert war, unter welchen äußeren Bedingungen sie geschaffen wurden und welchem Zweck.

Unter dem Priester hatte sie das Heiligthum zu erbauen und zu schmücken.

Die Malerei hatte es nur mit den höchsten Dingen zu thun. Was sie gestaltete, hatte in der Phantasie des ganzen Volkes schon gelebt als Heilsgeschichte, als Legende, als Mythus. Sie redete nicht von unbekannten, sondern von lauter bekannten Dingen, brauchte nach keinem Stoff zu suchen, sondern nur die Form zu finden oder vielmehr abzuwandeln. Alle Leidenschaften hatte sie auszudrücken, wie sie in den Legenden vorkommen, unendliche Geschichten hatte sie zu erzählen; und die Menschen mußte sie so schön bilden, wie sie es vermochte, denn sie standen vor der Seele des Volkes wie der Königssohn und die Königstochter des Märchens.

Der Künstler wußte, wenn er für das Heiligthum arbeitete, genau, wohin sein Werk kommen sollte. Er erdachte es für die Form, Größe und Beleuchtung der Wand, für die er es malte, er kannte und studirte sorgfältig den Platz, den sein Altarbild schmücken sollte. Die Kunst war nach modernen Begriffen äußerlich ganz unfrei. Der Stoff wurde dem Künstler gegeben, der Raum genau zugemessen, der Typus war überliefert.

Das blieb in den äußeren Grundlagen unter den Fürsten unverändert. Der Raum war gegeben, der Stoff wurde vorgeschrieben. Aber der Künstler war noch gebundener. Die biblischen Stoffe und Legenden hatte er in sich getragen, so lange er denken konnte; sie gehörten ihm zu eigen wie allen Volksgenossen. Dagegen mußte er die Mythologien, die die Decken der Paläste schmücken sollten, die Allegorien und die geschichtlichen Ereignisse, die er an den Wänden darzustellen hatte, erst erdenken oder lernen. Und allen diesen Stoffen fehlt das Rührende, Erhebende, Erschütternde, was die religiösen Stoffe hatten. Es fehlten oder waren sehr selten die tragischen Accente, das Dämonische und Furchtbare. Die Kunst verlor an Umfang, Ernst und an bewegender Macht. Sie gewann alle die Eigenschaften, die das Hofleben am Menschen entwickelt, die Anmuth, Grazie, Würde, Vornehmheit.

Und während unter dem Priester die Kunst noch in der Hauptsache eine Blüthe lokaler Entwickelung gewesen war, wurde sie unter dem Fürsten, der sie nahm, wo er sie vorfand und sich, wenn er in Deutschland wohnte, ohne viel zu wählen, Franzosen, Italiener oder Holländer kommen ließ, international.

Vom Priester wie vom Fürsten war der Künstler abhängig. Er mußte ausführen, was ihm aufgetragen wurde. Das scheint ein Hemmniß; in der That sind jedoch viele der höchsten und in sich freisten Kunstwerke, die wir kennen, als Aufträge entstanden. Man thut gut, nicht zu vergessen, daß der Priester und der Fürst in künstlerischen Dingen erfahrene und in der Regel noch obendrein wohlberathene Kenner waren, die der Künstler durchaus nicht als Schwachköpfe und Nullen behandeln durfte.

Seine Stellung änderte sich unter dem Bürger. Er wurde ganz frei. Er konnte, wenn er nicht gerade einen Rathhaussaal auszumalen oder als Bildniß-

maler einen Auftrag hatte, machen, was er wollte. Und er konnte, wenn die Zeiten schlecht waren, verkommen oder verhungern und hat von dieser Freiheit nach Herzenslust Gebrauch gemacht.

In dieser Freiheit hat nun aber der Genius die Möglichkeit gefunden, von jedem Zwang, von jeder Kontrole, die der Priester oder der Fürst ausübten, befreit, sich zum ersten Mal aus tiefstem Herzensgrunde auszusprechen. Dürer in seinem Marienleben und seinen Passionen, Holbein in seinem Totentanz, Rembrandt in seinen Radirungen haben der Kunst das Gebiet des Ergreifenden und Erschütternden, des Stimmungvollen und Innigen, des Ahnenden und Sehnsüchtigen, des Phantastischen und Wilden erst eigentlich erobert. Weder die priesterliche Kunst noch die höfische hatten Raum dafür. Für sie stand das Dekorative so hoch, daß alles Andere sich ihm einfügen mußte und unmöglich wurde, so weit es nicht darin aufging. In der bürgerlichen Kultur ging dieses dekorative Element der Kunst verloren.

Damit haben wir in großen Zügen die Besitzer von Kunstwerken vor der französischen Revolution überblickt.

Wer hat nun im neunzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage die Kunstwerke gekauft oder bestellt und welcher Art waren sie?

Nicht die Kirche. Sie hat ungeheuer viel gebaut, hat dem Maler und Bildhauer Aufträge gegeben, mehr als zuvor, aber sie hat damit noch keine Kunst besessen, weil die Kräfte, die für sie thätig waren, nicht im Stande waren, Kunst zu schaffen. Auch die Fürsten spielen keine oder eine geringe Rolle. Sie bedeuten nicht mehr als ein wohlhabender Bürger und oft nicht einmal so viel. In Kopenhagen, zum Beispiel, sind die großen Maezene ein Brauer, der gewaltige Museen antiker und moderner Kunst zusammengebracht hat, ein Tabakhändler, ein Zahnarzt, nicht der König, nicht der Adel. Kunstpflegende Fürsten wie die Könige von Bayern und Preußen sind Ausnahmen. An die Stelle der Fürsten war als Besitzer von Kunstwerken ihr Erbe, der Staat getreten. Er kauft Bilder für seine Museen, bestellt Wandbilder, baut Verwaltungpaläste, errichtet Denkmäler.

Aber es herrscht in seiner Art, Kunst zu erwerben und zu besitzen, ein großer Unterschied gegen die fürstliche Zeit. Während der Fürst darauf aus war, die tüchtigsten Künstler an sich zu ziehen und überall Qualität zu suchen, weiß der Staat sie nur ausnahmweise zu finden: denn er ist unpersönlich. Wir haben tausendmal erlebt, daß seine Kommissionen, die er einsetzt, Gelegenheiten verpassen, und kaum einmal unter tausend — und mehr zufällig —, daß sie sie benutzen. Die besten Bilder, die im neunzehnten Jahrhundert gemalt wurden, sind nur ganz vereinzelt einmal geraden Weges in den Besitz des Staates gelangt. Der Staat wird mit ungeheuren Mitteln künftig erwerben müssen, was er im neunzehnten Jahrhundert mit dem Fuß bei Seite gestoßen hat. Ich spreche natürlich nur von der lebenden Kunst.

Zum Staat gehören eigentlich auch die Gesellschaften und Vereine, die dem öffentlichen Wesen dienen. Sie haben im Ganzen wenig für die Kunst geleistet, aber bei gutem Willen oft sehr viel geschadet, weil sie die Mittelmäßigkeit, die ihrer Bildung entsprach, gefördert haben. Die Gesinnung und das Bedürfniß des Bürgerthumes haben im neunzehnten Jahrhundert nicht ausgeglichen, was der Künstler am Priester und König verloren hatte. Nur ganz Vereinzelte hatten Bedürfniß nach Kunst. Eigentliche Aufgaben hat weder das Bürgerthum noch seine Vertreter, Stadt oder Saat, gestellt. Wo ein Museum bestand, hat es die Entstehung von Kunstwerken nicht veranlaßt, sondern nur gesammelt, was von selbst entstand, und bis in die letzten Jahre in erster Linie das Mittelmäßige.

So konnte der Künstler sich vollständig von allen Verbindungen mit dem realen Bedürfniß lösen. Er schuf nicht mehr für die Kirche, nicht mehr für den Fürstenpalast, nicht mehr fürs Bürgerhaus und Rathhaus, überhaupt nicht mehr für konkrete Zwecke, sondern nur noch für abstrakte: das Museum, die Ausstellung und den Kunsthändler. Diese Drei spielen in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die ausschlaggebende Rolle. Sie waren Kirche und Palast, Priester und Fürst für den Künstler. Schon bei den Holländern, im siebenzehnten Jahrhundert, haben diese Zustände vorgespukt. Aber es lag eine wesentlich verschiedene Stimmung zu Grunde: das ganze Volk war von einer leidenschaftlichen Liebe zur Malerei erfüllt. Davon zeigte sich im neunzehnten Jahrhundert keine Spur.

Welch ein Abstand gegen die realen Zustände früherer Zeiten! Keiner, der ein Bild malte, wußte mehr, in welchen Raum es kommen würde. Er mußte es malen, daß es überall paßte. Das Museum des neunzehnten Jahrhunderts hat freilich keinen Künstler wesentlich beeinflußt oder gar erdrückt. Es spielte im Ganzen eine völlig passive Rolle, die jedoch nicht nothwendig in seiner Natur liegt.

Die Ausstellung dagegen hat sich zu einer Geißel des Künstlerthumes ausgebildet. Sie besitzt das Kunstwerk nur kurze Zeit, sie gewährt ihm keinen bestimmten Raum. Aber sie verlangt vom Künstler mehr, als Priester und König jemals fordern durften. Für die kurzen Monate ihrer Dauer müssen die Besten sich ihr Leben lang ausmergeln und ihr demokratisches Prinzip verleiht einer solchen Ueberfülle von Auchkünstlern und Scheinkünstlern einen Vorwand zur Existenz, daß man wünschen möchte, das ganze Ausstellungwesen könnte durch einen Volksbeschluß abgeschafft werden.

Der Kunsthändler aber ist, wie die Ausstellung, auf vielen Gebieten ein unumschränkterer Herrscher, als jemals Priester und König gewesen waren. Man kennt die Kontrakte, die er in schweren Stunden des Kampfes selbst den Größten abrang. Im Guten und Bösen war er allmächtig. Wann ist es jemals

möglich gewesen, daß ein weitblickender, kühner Kunsthändler wie Durand-Ruel in Paris einfach Alles oder nahezu Alles erworben hätte, was eine ganze Schule von Künstlern in einem Zeitraum von dreißig Jahren geschaffen hat?

Für den künstlerischen Genius sind diese Zustände oft genug verhängnißvoll geworden. Er hat nie so einsam dagestanden wie in dieser Zeit, einsam und erhaben dem Unverstand der Masse gegenüber. Viele Charakterzüge des modernen Künstlers erklären sich daraus. Er konnte nicht dienen, weil es den Herrn nicht mehr gab, und nun philosophirte er, daß kein Künstler dienen dürfe, und das Ergebniß war das berühmte l'art pour l'art. Kunst geht Euch nichts an, riefen sie der Masse zu, Kunst ist nur für die Künstler. Das ist heute noch der eingestandene Standpunkt vieler der Besten. Andere haben dem Herrn gedient, der da war, und sie sind eines Sklaven Sklave geworden.

Und welchen ungeheuren materiellen Aufwand treiben wir, um diese Zustände zu erzeugen und zu erhalten! So viele Millionen, wie die staatlichen und städtischen Budgets des Deutschen Reiches alljährlich für falsche Erziehung und falschen Besitz enthalten, so viel vergeudete Volkskraft. Im Privatleben geht es nicht anders; nur schwellen die Summen da ins Unwahrscheinliche an. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, braucht man nur irgend ein Gebiet zu prüfen, zum Beispiel: das der Bildnißmalerei. Auch sie hat keinen Herrn, keinen Anschluß; sie wächst in unserer deutschen Kunst auf der Schattenseite. Wir haben keine deutsche Bildnißmalerei, nur einzelne, sehr wenige deutsche Bildnißmaler, die gezählt werden dürfen. Und nicht nur sind bei uns die künstlerisch wirklich Leistungfähigen sehr dünn gesät. Es fehlt an Mittelgut und sogar an einem tüchtigen Handwerkerthum. Es giebt zahlreiche deutsche Städte von drei- bis fünfhunderttausend Einwohnern und darüber, in denen überhaupt nicht ein einziger Bildnißmaler von seiner Kunst leben kann; höchstens eine oder zwei Damen. Diese Thatsache, die sich mit Namen belegen läßt, hat etwas Entsetzliches. Seit vielen Jahrhunderten ist eine solche tiefe Barbarei in einem alten Kulturlande zum ersten Male zu beobachten. Wenn irgend ein Merkmal die Verkommenheit der künstlerischen Gesinnung, die Abwesenheit jedes ernsten Bedürfnisses zu bezeichnen geeignet ist, so ist es diese. Für unsere Kunst und für unsere Künstler haben wir es schmerzlich zu beklagen, daß Dem so ist. Denn wohl noch niemals wäre einem Künstlergeschlecht der feste Boden des Bildnisses so nöthig gewesen wie heute."

So trostlos es um die Pflege des künstlerischen Bildnisses in Deutschland bestellt ist, so ungeheuer hoch ist die Summe, die alljährlich vom deutschen Volk für das Bildniß ausgegeben wird: in der Photographie. Eine Statistik liegt nicht vor, aber es sind Hunderte von Millionen. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen. Eine Stadt von drei- bis fünfhunderttausend Einwohnern pflegt rund hundert wohlhabende Photographen zu haben, deren jeder

ein Einkommen besitzt, wie es so sicher und so groß nur sehr wenigen, wirklich zählbaren deutschen Künstlern beschieden ist. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland so viele Künstler giebt, die durch ihre Kunst in auskömmlichen Verhältnissen leben, wie es Photographen in einer beliebigen deutschen Großstadt gelingt. Nun giebt es aber Photographen in guten Verhältnissen bis in die Kleinstädte und Dörfer hinab. Und für jeden Photographen könnte es einen Künstler geben; denn was für Bildnißphotographie aufgewandt wird, gebührt eigentlich der Kunst. Die Millionen, die regelmäßig jedes Jahr in jeder deutschen Großstadt für die Photographie da sind, haben weder Athen noch Venedig, Nürnberg, Amsterdam zur Zeit ihrer höchsten Blüthe jährlich und regelmäßig für große Kunst aufgewandt. Man weise irgendwo eine Stadt nach, die es dauernd dazu gebracht hätte, hundert Künstler gleichzeitig in Wohlstand zu erhalten. Nun kommt aber hinzu, daß diese Hunderte von Millionen nicht nur umsonst verpufft werden, denn es wird durch sie absolut kein Werth erzeugt, sondern daß die so alle Begriffe übersteigenden Kapitalien, in jedem Jahrzehnt vielleicht ein paar Milliarden, lediglich zur Verderbung des Geschmacks dienen. Denn im Verhältniß zum Photographen erst offenbart sich der ganze Tiefstand des künstlerischen Empfindens in unserem Volk. Fragt man den Photographen, so wird er gestehen, daß er, was ihn anlangt, viel lieber geschmackvoll und künstlerisch arbeiten möchte. Aber das Publikum verträgt es nicht

Dies photographische Bildniß ist heute der eigentliche Kunstbesitz unseres deutschen Volkes. Für diesen Besitz hat es Milliarden geopfert und wird es weitere Milliarden hergeben. Es ist in den meisten Häusern das Einzige, was an Kunst erinnert, und seine Macht reicht von der Stube des Hausknechtes im Keller bis zur Dachkammer des Dienstmädchens. Nun wird obendrein kein Kunstwerk so oft, so genau, so mit Hingebung und Liebe betrachtet wie diese elende Bildnißphotographie der Freundin, des Freundes, der Eltern und Geschwister und des eigenen Ichs. Und was diese Bildnisse enthalten, dringt in die Gesinnung ein. So lange wir diese Bildnißphotographie haben, können wir keine künstlerische Bildnißmalerei erwarten, weil die Gesinnung fehlt, die sie tragen soll. Die Photographie zerstört alle Aufrichtigkeit. Wer an ihre Schmeichelei gewöhnt ist, kann überhaupt die Wahrheit nicht mehr vertragen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das letzte Jahrzehnt hat einen Ansatz zur Besserung gebracht; aber wie viel bleibt noch zu thun! Daß wir in diese Zustände hineingeboren sind, ist unser Unglück, nicht unsere Schuld. Mitschuldig werden wir erst, wenn wir darin verharren.

Hamburg. Professor Dr. Alfred Lichtwark.



# Vom Teufel Vorkauer.

„... denn Alles, was entsteht,
ist werth, daß es zu Grunde geht."
(Mephisto.)

„Nun kenn' ich Deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts vernichten
und fängst es nun im Kleinen an."
(Faust.)

Neulich kaufte ich in dem kleinen Laden des benachbarten Waldkurorts Kipsdorf ein paar Ansichtpostkarten, die mir in einem bedruckten Umschlag überreicht wurden. Auf diesem waren zu lesen: einige Dutzend Vierzeiler, gereimte Postkartengrüße, zum Theil neckisch, zum Theil burschikos oder auch sentimental, kurz, eine reiche Auswahl. Sogar echte Schnadahüpferln befanden sich darunter, auf daß Liebhaber der Salontirolerei ihren Freunden in Leipzig, Zwickau oder Chemnitz steierische oder oberbayerische Jodlergrüße aus dem Erzgebirge senden konnten. Ich dachte: Himmlischer Vater, erbarme Dich!

Der Feind, der umhergehet wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge, ist ein verhältnißmäßig harmloser Gesell, denn sein Brüllen kündet ihn aus der Ferne an und warnt. Die Gefahr, die als solche erkannt ist und wehrhafte Kräfte gegen sich mobil gemacht hat, ist schon halb überwunden. Die Verheerungen des Alkohols, des Wuchers, der rücksichtlosen Ausbeutung durch den Kapitalismus u. s. w. hatten ohne Zweifel den Höhepunkt ihrer Bedrohlichkeit überschritten, sobald sie als Lebenszerstörer öffentlich gekennzeichnet und bekämpft wurden. In guter Waffenrüstung und wachsam kann man seinen Feinden getrost entgegentreten. Die unheimlichsten Gefahren lauern da, wo ein Verderber sich unter der Maske der Freundschaft einschleicht, wenn man nämlich der Maske traut und den gefälligen Verräther bereitwillig aufnimmt.

Auch der Nervenzerstörer und Gehirnlähmer Alkohol und der in materiellen Ruin stürzende Wucher pflegen im Mäntelchen freundschaftlicher Gefälligkeit vorzusprechen; aber diese Bösewichte werden eben bereits steckbrieflich verfolgt, so daß man doch im Allgemeinen auf der Hut ist. So ist es auch mit den giftigen Bazillen, die uns Epidemien bescheren. Dagegen treibt ein kleiner Teufel ganz ungestört sein Wesen unter uns; er hat ein überaus harmloses Gesicht, gefällig, gutmüthig, bedeutunglos. Er befindet sich, wie unzählige seiner Genossen, im Gefolge des Geldteufels und ist bei aller Unscheinbarkeit ein gerieben Halunke. Er nennt sich Müh-Ersparer und schmeichelt sich unter diesem anständig klingenden, Vertrauen erweckenden Namen überall ein; unter Brüdern heißt er: Vorkauer.

Alle Teufeleien würden uns ja nichts anhaben können, wenn nicht unsere Schwächen so gute Angriffspunkte lieferten. Vorkauer bedient sich einer der

elementarsten und verbreitetsten dieser Schwächen: der Bequemlichkeit. Die Generäle im Heere der Zerstörungsgeister suchen dem Hang des Menschen zu unbedingter Ruhe nicht immer entgegenzuwirken, sondern finden vielfach gerade ihre Rechnung darin, ihn kräftig zu unterstützen. In dieser „Branche" arbeitet nun Vorkauer still und stetig. Seines wackeren Strebens Ziel ist: Erschlaffung, Verkümmerung, Verdummung der Menge.

Vorkauer gehört zu den Kulturteufeln. Das heißt: er gedeiht am Besten dort, wo die sogenannte Kultur schon recht vorgeschritten ist. Einfaches Bauernthum und unkultivierte Länder sind kein Boden für ihn. Er, der sich Müh-Ersparer nennt, giebt sich fälschlich für einen Bruder der Sparsamkeit aus, die, wie die Ordnung, zu den segensreichen Himmelstöchtern gehört; aber die Mutter dieser Beiden ist die Weisheit, während die Mutter Vorkauers, wenn er überhaupt eine hat, nur Thorheit heißen kann. Er spart allerdings thatsächlich Mühe, allein wo er schon lange mit großem Erfolg thätig gewesen ist (wie in England), da begiebt es sich, daß man eine vertausendfachte Mühe aufwenden muß, um das gähnende Scheusal zu bekämpfen,das hinter ihm herschleicht: die Langeweile.

Also Vorkauers Thun besteht im Bequemmachen, im Mundrechtmachen. Wie die guten Heinzelmännchen aus dem Märchen, nimmt er den Leuten die Mühe der Arbeit ab. Bei den Kindern fängt er an, ja, schon bei den Müttern der Kindlein, denen er Kunstmilch für die Säuglinge anpreist, um ihnen das unbequeme Stillen zu sparen. Dann läßt er Spiele und Spielzeug bis aufs Tüpfelchen ausgestalten, so daß die Kleinen ihren Denkapparat und ihre Einbildungskraft nicht im Mindesten anzustrengen brauchen. Je „kompletter" Alles ist, desto mehr reizt es gedankenlose Eltern zum Kauf. Vorkauers unablässige Sorge ist es, daß die nützliche Gedankenlosigkeit zunimmt. In der Schule kann das Werk meist fortgesetzt werden. Das Wissen wird den Schülern gut vorgekaut und zu glatten, fertigen Lehrsätzen zusammengeknetet. Sie brauchen die dargereichten Bildungportionen nur zu sich zu nehmen und zu behalten. (Manche erbrechen sie leider!) Die Arbeit des Verdauens ist überflüssig, denn die Nahrungstoffe sind, gleich manchen Präparaten moderner Hygiene, vorverdaut worden. Der Magen des Gedächtnisses wird tüchtig angefüllt, die Denk- und Urtheilsfähigkeit bleibt unentwickelt und verschrumpft in günstig verlaufenden Fällen ganz. Nachher ist es meist ein Leichtes, auch dem Erwachsenen seinen Hausbedarf an Lebensweisheit und Moral vorgekaut und vorverdaut darzureichen, so daß nur zugelangt zu werden braucht. Das geschieht der Bequemlichkeit halber ohne Nachprüfung. Die dem Vorkauer ergebenen Staatsbürger merken gar nicht, daß sie nicht selbst denken, nicht selbst urtheilen, nicht selbst schaffen können. Das Schablonen- und Automatenwesen sagt ihnen zu und giebt ihnen obendrein das erhebende Gefühl: „wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht." Ja, ist es nicht famos? Man drückt auf einen Knopf und

herausspringt ein Täflein Chokolade oder Kölnisches Wasser oder Cigarren, — oder was man sonst etwa brauchen könnte; man bewegt ein Hebelchen und kann eine mit quäkender Stimme gesungene berühmte Arie hören oder sonst etwas Beliebtes; das mechanische Klavier trommelt Bravourstücke und es giebt auch bereits mechanische Instrumente, die den Schein erwecken, als musizire man selbst; man knipst und hat ein der Natur sprechend ähnliches Konterfei gefertigt; man liest die Leitartikel seiner Zeitung und hat eine fertige Meinung über Politik und Welthändel; man will den fernen Lieben einige Zeilen senden und enthält gratis zu den Ansichtkarten, was man etwa schreiben möchte, vorgedruckt, noch dazu in poetischer Form. Besitzt man nur den nöthigen Heerdensinn, so ist das Alles wirklich ganz wunderschön.

Vorkauerchen reibt sich die Pfoten: die Sache ist gut in Gang. Dummheit und Gedankenlosigkeit bilden ja den Ackerboden, auf dem alle Teufelei am Besten gedeiht, zumal wenn er reichlich mit Dünkel gedüngt ist.

Bei diesem infernalen Treiben ist das offizielle Feldgeschrei: Fortschritt!" Aber die geheime Parole heißt: „Stillstand und Rückschritt". Denn das ohne eigene Anstrengung zu Stande gebrachte Können ist elender Schein und das ohne gründliches eigenes Durcharbeiten erworbene Wissen ist toter Gedächtnißballast, unfähig, fortzuzeugen, und jeder ohne eigenes ernstes Bemühen ergaunerte Erfolg ist Spiegelfechterei der Hölle.

Ein Vertheidiger der Methode Vorkauers könnte behaupten, daß sie auch etliche nicht unerhebliche Tugenden züchte, als: Unterordnung, Bescheidenheit, Genügsamkeit. Wenn Das richtig wäre, so hätten wir die Tugenden von Knechten und Hörigen gewonnen. Was unter Vorkauers Leitung aber unaufhaltsam einschrumpfen muß, ist die Kraft der Persönlichkeit, die Kraft überhaupt: im Urtheilen, im Werthen, im Handeln, im Entschließen, im Lieben. Denn jede Kraft verkümmert, wenn sie nicht benutzt wird.

Wer darum des Menschen geistiges Wachsthum wirklich will, Der macht ihm nicht Alles bequem und leicht. Ich sage Euch: Hütet Euch nicht vor Denen, die Euch zu Anstrengungen nöthigen, sondern vor Denen, die Euch alle Steinchen aus dem Weg räumen!

Man braucht noch nicht einmal mehr zu sein als Sportsman, um schon zu wissen, daß es nur eine kraftzeugende Lust giebt: das Ueberwinden von Hindernissen, und nur einen Weg zu dieser Lust: Anstrengung.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.



# Die Brüder.

„Wir saßen in der Laube“, erzählte mein Freund, „Pauw, Wouter und ihre Mutter und ich. Wir hatten einander seit Jahren nicht gesehen. Ich kam eben von der Reise.

Pauw war ein großer, blonder Junge, intelligent und scharfsinnig, Wouter kleiner, runder, lustiger; er schien wohl um zehn Jahre jünger zu sein. Trotzdem waren sie höchstens um ein paar Jahre auseinander. Die Mutter, die noch hübsch und jugendlich war, als ich ins Ausland ging, erkannte ich kaum wieder; so hatte sie der Kummer angegriffen. Ein Kummer, an dem man zu Grunde gehen könnte. Erst war ihre jüngste Tochter gestorben, dann der Mann, dann noch eine Tochter, dann ein Sohn. Vier Todesfälle in acht Jahren; entsetzlich, nicht wahr? ... Die Frau hörte ernsthaft auf unsere Gespräche. Das Lachen hatte sie verlernt. Manchmal sagte sie ein Wort, blickte freundlich von Pauw zu Wouter, von Wouter zu Pauw, immer mit dem selben ruhigen, wohlwollenden Interesse. Erinnerungen waren um sie und in ihr, an die graue, mordende Krankheit . . .

Gegen halb Zehn — ich sollte über Nacht bleiben — stand sie auf, um mein Zimmer in Ordnung zu bringen.

Wir blieben in der Laube. Auf dem Tisch brannte eine kleine Lampe, die einen behaglichen Schein verbreitete.

Pauw rauchte eine Cigarette, Wouter hing müde in seinem Stuhl. Das Gespräch schleppte sich träg fort. Um uns her sang das leise Rauschen der Blätter in dem dunklen Garten. Die matt erleuchteten Fenster des Hauses schimmerten durch die schwarzen Baumsilhouetten. Wir schwiegen. Das feurig rothe Pünktchen der Cigarette leuchtete durch den Tabaksqualm.

Da sah ich, wie Pauw sein bleiches Gesicht dichter über den Tisch neigte. Unruhig klang seine Stimme. ‚Du bist so still, Wouter.‘

‚Ich? Ich?‘ Wouter fuhr mit einem Ruck empor; er stellte sich harmlos fröhlich.

‚Ja, Du. Du warst schon vorhin so, als Mutter noch da war; fehlt Dir Etwas?‘

‚Aber nein . . .‘

‚Warum sagst Du denn nichts?‘

‚Warum sagst Du nichts?‘

Und Beide lachten laut auf. Es berührte mich unangenehm, sie in der Dunkelheit der Laube so lachen zu hören; ihre Gesichter waren kreideweiß.

‚Mir scheint‘, hub Pauw wieder an, ‚daß Du schon seit ein paar Tagen sehr zerstreut bist, abwesend, — wie soll ichs nennen? In Dich selbst gekehrt. Ich wollte es nicht sagen, während Mutter da war. Du leugnest es ja allerdings, aber . . . aber . . .‘

‚Ach, Du bist verrückt!‘ Wouter lachte.

Beim Schein der Lampe öffnete er seine Cigarentasche, nahm ruhig eine Cigare heraus und schnitt die Spitze ab. Lustig beleuchtet das flammende Streichholz sein Gesicht, sein rundes, junges Gesicht.

Wir rauchten jetzt alle Drei. In breiten Schichten zog der Dampf in das

Blätterdach hinauf; wir schwiegen. Aus dem Hause klangen die Stimmen der in der Küche sitzenden Dienstboten.

Noch einmal beharrte Pauw: .. . . Es ist doch nichts passirt? Geschäftlich etwas? . . .'

,Was fällt Dir eigentlich ein?' fuhr Wouter auf; ,wenn ich Dir doch sage, daß nichts los ist! Ich werde Dich doch nicht belügen.'

,Nun, nun', meinte der Andere vorwurfsvoll: ,was für große Worte! Warum bist Du denn gleich so gereizt? Ich frage doch nur aus Interesse. Ist Das denn ein Grund, um so aufzufahren?'

,Fahre ich denn auf?' fragte Wouter erregt. ,Ich könnte viel eher sagen, daß Du auffährst; ich bin so ruhig und so gelassen wie Willem' (Willem bin ich nämlich).

,Schön; dann irre ich eben', sagte Pauw nachgiebig; ,um so besser, um so besser.'

,Aber da Du nun doch einmal darüber sprichst', begann Pauw wieder, ,möchte ich Dir doch sagen, daß, wenn ich manchmal still und in Gedanken versunken bin, es aus ganz anderen Gründen ist, als Du vielleicht annimmst. Komisch, nicht wahr? Während er sich über mich Sorgen macht, mache ich mir welche über ihn.'

,Haha', sagte Pauw mit hartem Lachen: ,Das ist ja eine ganz patente Komoedie; sehe ich denn so schlecht aus, daß Du Dich meinetwegen beunruhigst? Ich fühle mich so gesund wie ein Fisch im Wasser.'

,Du sahst heute Abend angegriffen aus. Du radelst viel zu lange.'

,Na ja, nun sieht mans mal so recht: ich habe heute überhaupt nicht geradelt.'

,Nicht geradelt? Aber Du thusts doch sonst jeden Tag.'

,Keine Lust heute. Zu warm.'

,Ach so. All right. Ist Das nicht zum Totlachen, Willem? So sprechen wir sehr oft mit einander.' Sie lachten und rauchten schweigend weiter.

Pauw lag in seinen Stuhl zurückgelehnt und blies Rauchringe in das Blätterdach der Laube. Wouter saß ruhig paffend da. Langsam erlosch die kleine Lampe. Aufmerksam sahen wir danach, bis auch der letzte zaghafte Schein verglommen war. Eine angenehme Dunkelheit entstand ringsum. Da störte uns die Mutter: ,Nicht zu lange draußen bleiben, Wouter . . Du hast einen Katarrh weg, ehe Du dran denkst.'

Und wieder frappirte mich Wouters Gereiztheit. ,Unsinn, Mama! Son zartes Püppchen bin ich doch nicht! Ihr behandelt mich ja gerade, als ob . . . als ob . . .'

Das Gespräch stockte. Wir gingen hinein.

Pauw führte mich in mein Zimmer und blieb noch eine Weile zögernd, mit dem Leuchter in der Hand, stehen. ,Weißt Du: vorhin wollte ich es nicht sagen, aber im Ernst: ich beunruhige mich Wouters wegen sehr; siehst Du denn nichts Auffallendes an ihm?'

,Ich? Nein; nichts.'

,Nichts? Es ist aber doch so; ich irre nicht . . .'

,Was meinst Du denn eigentlich?

,Vaters Krankheit . . .'

,Aber wie kommst Du denn darauf? Er sieht ja brillant aus.'

‚Ach, bester Freund, ich kenne die Symptome; wir haben Lehrgeld bezahlt. Bei Truus und Heine habe ichs langsam kommen sehen. Diese trügerische Gesundheit, den Appetit, das fieberhafte Trinken, die Reizbarkeit . . .'

‚Unsinn, . . Du wirst . . .'

Wir schwiegen plötzlich. Wouter war hereingekommen.

‚Was habt Ihr noch so viel zu reden?' fragte er mißtrauisch.

‚Ich sagte ihm nur Gute Nacht. Wie neugierig Du bist! Gute Nacht, Willem, schlaf gut!'

Jetzt blieb Wouter im Zimmer zurück. ‚Ihr spracht gewiß über mich, nicht wahr?' fragte er unruhig.

‚Ach Unsinn! Wie kommst Du darauf?'

‚Ich hörte meinen Namen.'

‚Keine Spur . . .'

‚So . . . Ich dachte nur so . . . Brauchst Du noch was? . . . Denkst Du auch daran, Deine Stiefel herauszustellen? . . . Dann gute Nacht . . . Sag' mal: findest Du nicht, daß Pauw sehr mager geworden ist? Du hast ihn lange nicht gesehen . . .'

‚Pauw? Der ist ja nie dick gewesen . . .'

‚Nun, ich finde aber, daß er in letzter Zeit sehr mager geworden ist; er macht mir Sorgen.'

‚Dir auch?'

‚Was meinst Du damit?'

‚Na, Ihr seid wunderlich. Der Eine ängstigt sich um den Anderen.'

‚Unsinn! Von mir ist nicht die Rede. Ich fühle mich famos. Aber er . . . Er ist nie stark gewesen. In den letzten Monaten fängt er an, Vater so ähnlich zu sehen. Eine frappante Aehnlichkeit . . .'

‚Geh Du nur ruhig schlafen . . .'

‚Nein, wahrhaftig, Willem, es ist keine Einbildung. Ich habe mit dem Arzt darüber gesprochen, habe ihm Etwas zur Untersuchung mitgegeben. Du weißt schon . . . Schlecht ausgefallen!' Er hatte sich an den Tisch gesetzt und starrte mit besorgtem Blick ins Kerzenlicht.

Ich nahm die Sache leicht, um ihn heiter zu stimmen. ‚Ihr seid zwei Thoren', sagte ich lachend; ‚lauter Einbildung! Und der darf man nicht nachgeben. Einbildung ist die schlimmste Krankheit.'

‚Wäre es nur Einbildung!' sagte er bedrückt. ‚Aber man irrt nicht leicht, wenn man schon so viele liebe Menschen verloren hat . . . Und unsere arme Mutter, die nichts sieht!'

Er war fortgegangen. Ich blieb allein in meinem Zimmer, öffnete das Fenster und sah die schwarzen Umrisse der Laube im Garten. Einbildung ist eine Qual, dachte ich; und mir ward das Seltsame dieser beiden Vermuthungen, dieser beiden Aengste klar.

Aber kurze Zeit darauf sah ich Beide dahinsiechen, Beide sterben, Beide die eigene Krankheit verleugnend, Einer um den Anderen verzweifelnd besorgt . . . Und den ersten Abend in der Laube werde ich nicht leicht vergessen."

Traurig schwieg der Erzähler.

Amsterdam. Hermann Heijermans.



# Selbstanzeigen.

**Taine: Reise in Italien. Band I, Rom und Neapel. Band II, Florenz und Venedig. Eugen Diederichs, Leipzig.**

Taines „Reise in Italien“ ist im Jahre 1865 erschienen und seitdem in allen Ländern unserer Kultur zu einem vielgelesenen und allgemein beliebten, ja, zu dem Buch über Italien geworden. Meine Uebersetzung ist die erste, die in Deutschland unternommen wurde. Die Abschnitte, in denen Taine die damaligen gesellschaftlichen und politischen Zustände Italiens schildert, sind mit nur drei oder vier kleinen und unwesentlichen Auslassungen beibehalten, denn es entspricht im Tiefsten der Richtung seines Geistes, den Schmetterling nicht ohne die Puppe zu betrachten. Ueber den Stil des Buches ist zu sagen, daß er sich wesentlich von dem der „Philosophie der Kunst“ unterscheidet. Es sind Briefe. Diese losere und flüchtigere Knüpfung der Sprache habe ich in der Uebertragung wiederzugeben versucht. Möge ihr das selbe Schicksal wie der Uebersetzung des anderen Werkes beschieden sein. Ernst Hardt.

❦

**Schulmeister Wackerath. Roman. Johannes Räde in Berlin.**

Verschlossen in die Mauern des Seminars, fremd der Welt, für die er wirken soll, bereitet Georg Wackerath sich auf seinen Beruf vor. Ein Lehrer will er sein, Erzieher seines Volkes. Er will die Jugend auf die lichten Höhen der Menschheit führen. So tritt er nun, voll seines Traumes, in die Welt; da zeigt sie sich ihm nackt und bloß in aller Widrigkeit. Das umschleiert ihm die Seele, daß er den Weg nicht finden mag, der ihn ans Ziel seines Leben führen soll. Aus dem Weltenstürmer wird ein Zweifler, ein Verzweifelnder. Doch im Kampf ringt er sich durch. Er findet die Harmonie, die auch im Brausen des Sturmes erklingt. Nach Jahren, die er in der Fremde verlebte, tritt er von Neuem an sein Werk, um Sieger zu sein, ob auch das Leid gerade zu dieser Stunde an seiner Seele rüttelt, ob auch das Weib, dessen Liebe er zu spät erkannt, ihm verloren ist. In stillen Stuben, in die das Auge der Welt nicht blickt, auch nicht blicken mag, wird solcher Kampf gekämpft, solches Leid erlitten. Wilhelm Kotzke.

❦

**Emile Verhaeren: Ausgewählte Gedichte. In Nachdichtung von Stefan Zweig. Buchschmuck von Theo van Rysselberghe. Berlin, Schuster & Löffler. 300 numerirte Exemplare.**

Verhaerens Werk hier in eine Essenz von einigen Zeilen zu pressen, geht nicht gut an. Also nur ein paar Gründe, die mich zu dieser Nachdichtung führten. Verhaeren scheint mir nicht nur, seit von Verlaines geistvollem Sokrateskopf der Kronreif der französischen Lyrik gesunken ist, der einzige Lyriker dort drüben, der sich schon heute sein Stück Weltliteratur umgepflügt hat, sondern auch ein würdiger Gast, den gerade wir besonders höflich empfangen sollten. Denn durch das fremde Idiom hindurch hat der Vlame Verhaeren ein Leben lang um deutsche Denkweise — den edlen goethischen Pantheismus — gekämpft und sah in unverleugnetem „Barbarenthum“ Unverständniß und Chauvinismus verzärtelter Par-

nassiens auf sich herabrasseln. Noch heute gilt er in Frankreich als der „poète de demain“. Aber ich hoffe, wie man bei uns zuerst seinen Landesgenossen Maurice Maeterlinck und die ganze deutsche mystische Gewalt seiner Dichtung erkannte, so wird man auch Emile Verhaeren willkommen heißen, in dessen Versen das Fieber und die Exaltation des modernen Lebens bebt, wie in keinem Zweiten von heute. Freilich ist meine Nachdichtung nur Auswahl — und wenn Nachdichtung meist schon Verminderung ist, so giebt eine Auswahl sicherlich nur einen Umriß —, aber gerade dadurch, daß ich nur charakteristische Verse wählte, sie in natürlich ansteigender Stellung ordnete, auch metrisch jede Eigenart nachzuahmen suchte, so lange es sich mit künstlerischem Ausdruck vertrug, glaube ich, die Entwickelunglinie Verhaerens in volles und klares Licht gestellt zu haben.

Wien. Stefan Zweig.



# Der kleine Jacobsohn.

Vor ein paar Wochen nannte ich Herrn Siegfried Jacobsohn, den Redakteur der „Welt am Montag“, unseren begabtesten Theaterkritiker. Den begabtesten; nicht: den besten. Reifere Männer schreiben in Berlin übers Theater; Leute, die mehr gelernt, mehr erlebt haben und deshalb ruhiger urtheilen. Doch unter Allen kenne ich Keinen, der einen so starken Instinkt für das auf der Schaubühne Nöthige und Mögliche, eine so leidenschaftliche Liebe für die Theaterkunst mitbringt. Die meisten berliner Rezensenten lieben das Theater nicht. Manche überschätzen es, fordern von ihm Stunden weihevoller Esoterikerfreuden und sind empört, wenn ihnen nur loses Spiel gezeigt wird. Andere haben solche Illusion eingesargt und rümpfen die Lippe, so oft ein noch nicht Enttäuschter schnödes Spektakelvergnügen erwähnt. Fast Alle ächzen, wenn Pflicht zur Abendfron ruft, und ihre Seele ist dann natürlich kein rein gestimmtes Instrument, dessen Saiten auch eine leise Hand zu schönem Ton rühren kann. Sie wollen vom Theater, nicht fürs Theater leben; sie verachten es, gehen nur hinein, wenn sie müssen, und empfinden die Zumuthung, zweimal, dreimal in einer Winterwoche neue Stücke spielen zu sehen, als eine kaum erträgliche Last. Warum sie trotzdem Theaterkritiker geworden sind? Weil man zum Leben Geld braucht; auch der Philosoph, Soziologe, Artist und Menschheitmagister. Und weil die Rezensirerei noch leidlich bezahlt

wird. Man bekommt sein Freibillet, sitzt seine drei Stunden ab, schreibt zwanzig, nach großen Abenden am nächsten Vormittag noch hundert Zeilen, ist ein umworbener, von jeder Tischdame ehrfürchtig begrüßter Herr und hat den größten Theil seiner Zeit für das Höhere, das Lebenswerk frei. Sarcey, den diese Stolzen gern, ohne ihn recht zu kennen, verhöhnen, ging achtunddreißig Jahre lang jeden Abend ins Theater, saß jeden Sonnabend von Sieben bis Drei am Schreibtisch, um seinen Lundi zu liefern; und schrieb ihn mit Lust, mit nie geminderter Freude am Nachgeschmack farbigen Spieles. Si je ne fais pas mon feuilleton, sagte er, c'est que je serai mort; et je crois bien que je ressusciterai pour l'écrire. Darin ähnelt ihm Herr Jacobsohn. Der ginge, glaube ich, auch am Liebsten jeden Abend in ein Theater oder Konzert und freut sich aufs Schreiben gewiß wie ein Kind auf den Nikolaustag. Das macht ihn noch nicht zum guten Kritiker. „Wer im Rampenreich richten will, muß die Biologie des Theaters im Kopf haben, genau wissen, was zwischen Leinwänden möglich ist und erstrebt werden kann, und darf in der Werkstatt des Regisseurs und des Spielers kein Wildfremdling sein. Seminarbildung, selbst gründliche Literaturkenntniß genügt nicht." Vor zwei Jahren schrieb ichs (als Herr Sudermann seinen Fabelbrei angerichtet hatte) und schloß mit den Sätzen: „Der Theaterkritiker muß die Geschichte der Weltdramatik und der Schauspielkunst durchforscht, die Technik der szenischen Künste erlernt und, weil ihm sonst die Vergleichsmöglichkeit fehlt, mit eigenen Augen gesehen haben, was auf den wichtigsten Bühnen Europas geleistet wird. In Berlin kenne ich Keinen, der diese Forderung erfüllt. Deshalb hat Keiner weiterwirkenden Einfluß. Deshalb stoßen wir auch in den Kritiken tüchtiger Schriftsteller so oft auf die unsinnigsten Irrthümer und Trugschlüsse und lesen über die Hauptarbeit, die nur dem geübten Blick sichtbare des Regisseurs, fast nie ein gescheites Wort, lesen, daß die Regie meisterhaft, das Spiel aber schlecht war. Deshalb heulen die Theaterschreiber, lächeln die Schauspieler spöttisch, selbst wenn sie gelobt werden; denn wen kann ein Lob freuen, das gestern der aufgeblasenen Unfähigkeit gespendet wurde?" Was ich da forderte, konnte auch Herr Jacobsohn nicht erfüllen; natürlich nicht: er war noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt und kannte nur, was auf berliner Schaugerüsten zu sehen war. Aber er hatte den sicheren Instinkt, den Sinn für das Wesentliche, redlichen Lerneifer und die bis in den Fanatismus schwärmende Liebe. Daraus konnte Etwas werden. Im Haus Mauthners, der in ihm den sauberen Menschen und das selbständige Talent schätzte, lernte ich ihn im Winter 1902 kennen, las seitdem wohl so ziemlich Alles, was er schrieb, und kam, trotzdem mir Vieles mißfiel, zu der

Ueberzeugung: Hier erwächst uns endlich der ganz seiner Sache hingegebene, leidenschaftlich ins Metier verliebte Theaterkritiker, den wir brauchen, der berlinische Sarcey, nach dem ich so lange schon seufze.

Nun ist er des Plagiates beschuldigt worden. Herr Gold, ein österreichischer Journalist, hat im Berliner Tageblatte den Beweis veröffentlicht, daß ungefähr zwanzig Zeilen, die er vor sieben Jahren drucken ließ, im September und November 1904 von dem jungen Herrn Jacobsohn fast wörtlich wiederholt worden sind. Unter erschwerenden Umständen. Was der Wiener über Fräulein Sandrock geschrieben hatte, schreibt der Berliner über Frau Duse und Herrn Bassermann; Worte, die eine von der Heldin des sudermännischen Schauspieles „Heimath" gewirkte Stimmung ausdrücken sollten, werden angewandt, um den Eindruck zu schildern, den der „Traumulus" der Herren Holz und Jerschke gemacht hat. Andere Dramen, andere Mimen. Und die Konfrontirung der Sätze lehrt, daß hier nicht blinder Zufall gewaltet haben kann. Eine böse Geschichte. Jeder lächelt, wenn er die Behauptung liest, Herr Ury habe vor fünfzehn Jahren seinem Protektor Liebermann den Weg zur rechten Malkunst gewiesen —, dem selben Liebermann, der damals schon ein paar seiner berühmtesten Bilder gemalt hatte und seitdem in jedem Jahre beweist, daß er Meisterliches vermag. Auch Männer von der Kraftfülle Lamprechts und dem Talent Muthers kommen über die Beschuldigung, abgeschrieben zu haben, leicht hinweg: sie weisen auf ihre Arbeitleistung und schreiten weiter. Doch ein Anfänger, der noch nichts hinter sich hat, ein blutjunger Zeitungschreiber, auf den Mancher mit Neid blickt, Mancher auch mit berechtigtem Groll: da ist der Spruch rasch gefällt. Dieb, Strauchräuber, elender Wicht. Vier Wochen lang hört mans schon in allen Tonarten. Die Wuth will sich gar nicht erschöpfen. Ein Gezeter, als gebe es im Holzpapierreich kein erbärmlicheres Subjekt als den kleinen Jacobsohn. Hundertmal ward er totgesagt, von Bekannten und Unbekannten, und doch wird immer wieder auf ihn losgedroschen. Prügelt man Tote? Und ist es anständig, ein armes Menschenkind noch zu schimpfen, das, wenn es gefehlt hat, sicher schon hart genug bestraft worden ist?

Ich würde Herrn Jacobsohn, auch wenn er abgeschrieben hätte, nicht zum Tod verurtheilen. Er bliebe mir auch dann noch ein ungewöhnlich begabter Schreiber, bliebe der Achtung würdiger als Leute, die ihre Feder vermiethen und in deren Meinungmacherei man stets das Streben spürt, sich behaglich zu betten. Aber ich glaube nicht, daß er abgeschrieben hat. Ich habe die Anklage und die Rechtfertigung geprüft und glaube, daß er unschuldig ist. Er hat über Frau Duse und Herrn Bassermann schon früher geschrieben:

enthusiastisch, mit klarer Erkenntniß ihrer Wesenszüge. Warum soll er plötzlich nun, um sie noch einmal zu charakterisiren, den Ausdruck gestohlen haben? Er hats nicht gethan. Mit den Worten des Herrn Gold zeichnet er das Verhältniß, in dem die Heldin der „Heimath“ zu ihrem Vater, ihrem Kind, ihrer Kunst steht; zeichnet das mimische Spiel und den Ton der Frau Duse. Das ist der schlimmere Fall. Ueber den Traumulus des Herrn Bassermann schreibt er achtundvierzig Zeilen, die kein Meisterstück, aber gute, tief eindringende kritische Arbeit geben, und fügt dann acht Zeilen an, die dem Oesterreicher gehören und sagen sollen, daß gewisse Schauspielerleistungen nicht „in Worten aufzufangen“ sind. Dieses Absätzchen war überflüssig; wenn es fehlte, war der Werth des über Stück und Spiel gefällten Urtheils nicht gemindert. Eher gemehrt; denn nur kindliche Ueberschätzung der Schauspielerei kann wähnen, das auf der Bühne Dargestellte lasse sich nicht in Worten wiedergeben. Einerlei; die Sätze stimmen fast wörtlich überein. Und der selbe Mensch, der über seinen Lieblingspieler eben noch so klug gesprochen, das Wesen, die Tragik einer ihm neuen Gestalt so richtig erkannt hat, soll sich nun hingesetzt und Silbe vor Silbe den alten Artikel eines Durchschnittsschreibers abgeraubt haben? Ohne auch nur den Versuch zu machen, die Spur zu verwischen? Ich glaube es nicht. Der Angeschuldigte sagt, sein Gedächtniß habe ihm den bösen Streich gespielt. Um berliner Theaterverhältnisse (deren Entwickelung er erst seit sechs, sieben Jahren bewußt miterlebt) einer früheren Zeit in verschiedener Spiegelung zu sehen, habe er einen Riesenhaufen alter Kritiken durchgelesen, die kranken Augen allzu sehr angestrengt und bald üble Folgen gespürt. „In meinem Gedächtniß, von dessen Stärke und Zuverlässigkeit fast Jeder Proben erhält, der eine Weile mit mir verkehrt, schlummerten Worte, Bilder, Sätze und ganze Satzfolgen fremder Autoren, die (gemeint sind die Sätze, nicht die Autoren) durch die geringste Assoziation geweckt wurden“. Das klingt Manchem unwahrscheinlich; mir nicht. Die ganze Gedächtnißkunst, sagt Erdmann, „ist eigentlich in der einen Regel enthalten: Interessire Dich! Und so weit mnemotechnische Anweisungen Erfolg haben, kommen alle darauf hinaus, daß, wogegen wir gleichgiltig sind, mit Solchem vertauscht oder verbunden werde, was uns mehr am Herzen liegt.“ Herrn Jakobsohn liegt nur Eins am Herzen: nur für das Theater interessirt er sich; und Alles, was damit zusammenhängt, haftet fest in seinem frischen, noch nicht abgenutzten Gedächtniß. Zehnmal habe ich gehört, wie er Mauthner, den er inbrünstig bewundert, aus dessen alten Kritiken, wenn das Gespräch ihren Gegenstand streifte, ganze Absätze wörtlich hersagte. Trotzdem er 1881 geboren ist, weiß er zuverlässig, wer 1875 im

Hoftheater Wallensteins Kürassiere und Duncans Kämmerlinge gespielt hat. Nichts Anderes drängte sich in dieses Kindergedächtniß, dessen Umfang gar nicht einmal groß zu sein braucht. Die zur Entschuldigung angeführte Thatsache ist also erweislich wahr. Wie aber kommts, daß gerade Sätze des Herrn Gold, der (ich urtheile nach ein paar Zeitschriftenartikeln, die ich von ihm kenne) ein achtbarer Schreiber, doch durchaus keine starke Persönlichkeit ist, sich dem Gedächtniß des Jacobsöhnchens so eingeprägt haben? Auf meine Frage erhielt ich die Antwort: „Ich kann den Grund selbst nur vermuthen. Als Herr Gold nach Berlin gekommen war, sahen wir einander recht häufig; ich besuchte ihn, als er im moabiter Krankenhaus lag, so oft es sein Zustand und meine Zeit erlaubten, und brachte ihm Bücher hinaus. Auch er kannte meine Gedächtnißkraft und sprach mir in Briefen selbst mehrmals sein Staunen darüber aus. Sein alter Artikel über die Duse war dann so ziemlich das Erste, was ich von ihm las; und natürlich war mirs ungemein interessant, die literarischen Fähigkeiten eines Menschen, mit dem ich lange verkehrt hatte, endlich kennen zu lernen. Vielleicht hat deshalb mein Gedächtniß diese Sätze mit so verhängnißvoller Treue bewahrt." Möglich. Zwei Literaten, die Beide beim lieben Bahr einen Kursus durchschmarutzt und im Stil eine gewisse Schulverwandtschaft erworben haben. Der Jüngere liest endlich Etwas vom Aelteren. „So macht Ders!" Liest noch einmal. Die Intimität ist zwar tot, doch das Interesse geblieben. Die Erinnerung vergleicht die Gestalt dem gedruckten Wort, den Schreiber dem Menschen; und kerbt sich die Sätze ein, die solchen Vergleich gestatten. Zwei Literaten, die sich selbst, zwei Konkurrenten, die einander belauern ... Mir scheint es, bei diesem Gedächtniß, möglich.

Kann ein so zuverlässiges Gedächtniß aber vergessen, daß es fremdes Eigenthum aufbewahrt? Lange Satzgebilde zwar, doch nicht den Namen des Bildners festhalten? Das ist nicht leicht zu glauben. Der junge Herr, sagt Mancher, mag ein so starkes Interesse und ein so gutes Gedächtniß haben, daß er ganze Sätze, ohne sie auswendig zu lernen, behält; dann aber muß er auch wissen, woher er sie hat. Müßte, nicht: muß. Wo sichs um Funktionen feiner Hirnorgane handelt, soll man vorsichtig urtheilen; irgend eine Reizung kann die Ursache von Abnormitäten werden, die der Verstand der Verständigsten auf den ersten Blick nicht begreift. Und die Literaturgeschichte kennt allerlei praecedentia. Lessing hat als junger Mensch, wo er ihn gestapelt fand, fremden Besitz an sich gerissen; hemmte uns nicht Pietät, so müßten wir sagen, er habe wie ein Rabe gestohlen. Ist ihm (nach dem Vorgang des Professors Paul Albrecht, des irren Mediziners und Philosophen) zuzutrauen, daß ers wissent-

ich that, mit bewußter Absicht plagiirte und plünderte? Wahrscheinlicher dünkt mich, daß er sein glaubte, was Anderen gehörte. Neuere Beispiele. In der Tragoedie „Der Vater“ (von Strindberg, dessen Genie doch gewiß nicht an fremden Thüren zu betteln, zu spitzbübeln braucht) stehen Sätze, die Shylock gesprochen hat. Vielleicht ists Absicht, sollte gezeigt werden, daß im Kampf der Geschlechter heute der Mann so gehetzt, getreten, zur Rachsucht gestachelt wird wie im Rassenkampf einst der venezianische Jude; vielleicht hat die selbe Assoziation auch die selben Worte im Gedächtniß geweckt. Im „Rosenmontag“ des Herrn Hartleben kommt, in einem Gespräch der Verliebten, ein Satz aus Kellers „Grünem Heinrich“ vor. Plagiat? Nicht anzunehmen. Selbst Herrn Gabriele d'Annunzio, dessen parfumirte Künstelei ich nicht liebe, traue ich nicht zu, daß er, wie ihm im Mercure de France neulich vorgeworfen ward, mit Wissen und Willen Maupassants Schatzkammer ausgeraubt hat. Zutrauen: Ich weiß kein passenderes Wort. Im Grunde ists eine Vertrauensfrage. Wenn ich meine Uhr in der Tasche eines Menschen finde, den ich kenne, für redlich halte und der mich versichert, daß ein Irrthum ihn mein Eigenthum nehmen ließ, dann glaube ich ihm, mögen noch so viele Indizien gegen seine Versicherung zeugen. Herr Jacobsohn ist mir nicht befreundet, steht mir nicht einmal sehr nah und schätzt, wie ich glaube, meine Arbeit nicht sehr hoch; aber ich halte ihn (und nicht ich allein) für reinlich und würde, daß er ein Gauner ist, erst glauben, wenn mirs unzweideutig bewiesen wäre.

Er braucht nicht zu stehlen; denn er ist nicht arm. Ein noch nicht Vierundzwanzigjähriger, der sich durch rüde Ungezogenheit verhaßt gemacht hat und dennoch von Mauthner als Nachfolger empfohlen, von großen Zeitschriften („Neue Rundschau“, „Zeit“, „Zukunft“) zu kritischer Mitarbeit aufgefordert, von dem klugen Verleger Albert Langen für die Lieferung eines Theaterbuches ausersehen wird, kann, mit all seinen Mängeln, nicht ohne ungewöhnliche Begabung sein. Kein Unparteiischer wird an Jacobsohns Schreibfähigkeit zweifeln; mir ist auch seine Urtheilsfähigkeit gewiß. Er hat mich nach Theatervorstellungen manchmal ein Stück Weges begleitet und über Drama und Aufführung dann ein sicheres, klares Urtheil gezeigt. Das Selbe könnte Mauthner bezeugen, der den jungen Mann länger kennt. Wenn nun Einer zum Urtheil und zum Schreiben befähigt ist, hat er das Plagiiren nicht nöthig. Thut ers in einer schwachen Stunde, an einem Tage der Mattigkeit trotzdem, dann wird er wohl pfiffig genug sein, sich nicht ertappen zu lassen. Täglich wird mehr abgeschrieben, als die Einfalt ahnt; doch die Spur beinahe stets sorgsam verwischt. Welcher Politiker oder Essayist fand, wenn er überhaupt beachtet wird,

nicht schon hundertmal seine Gedanken, Einfälle, Stilwendungen in Leitartikeln, Parlamentarierreden, Feuilletons wieder? Ganz selten nur könnte er den Diebstahl, die unlautere Entlehnung beweisen. Die Sätze werden ein Bischen anders frisirt; und der Spruch könnte höchstens lauten: Non liquet. Oft habe ich während der letzten Jahre in den Schriften angesehener Zunftmediziner Gedanken gefunden, die Schweninger, der Verfehmte, seit Dezennien ausspricht, oft in Rezensionen ganze Ideenkomplexe aus Mauthners „Kritik der Sprache". Hätten die Beiden sich darob beklagt, so wäre die Antwort gewesen: „Größenwahn. Habt Ihr die Vernunft etwa gepachtet? Giebts unter der Sonne denn Neues? Wir schätzen Eure Weisheit sehr gering und nur Zufall ists, reiner Zufall, daß unser Denken Eures an einem Punkt streifte." Dagegen wäre nichts zu machen. Und Herr Jacobsohn, der schreiben kann und geschickt ist, sollte nicht im Stande sein, gestohlenes Gut sicher zu hehlen, ein paar Sätze, die er gerade braucht, so umzustülpen, daß Niemand ihm den Diebstahl nachzuweisen vermag? Er ist blutjung und deshalb von bewunderten Vorbildern abhängig. (Viel Stärkere warens und hundert Philologen schwitzen bei der Arbeit, solche Abhängigkeit im Werk der Größten zu zeigen.) Er hat, wie die meisten Anfänger, Doktoren und Dichter, Komoedianten, Schreiber und Kanzelredner, Vieles ungeprüft übernommen; und die Herren Bahr, Brahm, Hart, Mauthner, Schlenther (und mancher Andere) könnten leicht wohl mit dem Finger auf die Stellen deuten, die ihnen nachgeschrieben sind. Aber ich habe nie bemerkt, daß er nach Urtheilen und Stilreizen herumschnüffelt, habe ihn sogar seinem Idealkritiker kühn widersprechen gehört. Und kann nicht glauben, daß er einen Aermeren bestohlen hat, von dem er wissen mußte: Der liebt mich nicht mehr und paßt mir auf den Dienst.

Mancher Dramatiker, Thespiskärrner und Mime hat Grund, ihm das Schlimmste zu wünschen; denn gar zu unsäuberlich ging er oft mit ihnen um. Doch er thats nicht, um auf ihre Kosten Witze zu reißen, nicht aus persönlichem Ressentiment noch in der Absicht, als Blutrichter gefürchtet zu werden. Thats, weil er jung ist und von jedem Vergleich zwischen Ideal und Wirklichkeit enttäuscht ward, so grimmig enttäuscht, daß er seine Wuth ausbrüllen mußte. Rechte Jugend, liebe Leute, ist immer ungerecht. Der Räuberdichter bespie die Weltordnung, weil sie nicht seinem Traum glich; ein kleiner Rezensent möchte den Spieler zerstampfen, der ihm nicht den Knaben Karl seiner Kinderphantasie giebt, den Stückemacher, der ihm die Bretter der moralischen Anstalt zu schänden scheint. Wollt Ihr solches Ungestüm nicht, so laßt nur Reife schrei-

ben, die schon die Resignation zu kühler Gerechtigkeit erreicht haben; verzichtet dann aber auch auf den Genuß ungezügelter Kraft, blinden Willens zum Haß und zur Liebe. Als Sarcey alt war, schilderte er einmal, wies ihm in der Jugend erging; ihm und allen Kameraden. Man setzt sich an den Schreibtisch und will ruhig urtheilen, wie der Richter auf seinem Amtssitz, will kalten Blutes jedes Wort wägen. Peu a peu la plume s'anime comm ed'elle-même, le sang circule plus vite et fouette la main et les expressions montent et s'accumulent, l'une traînant l'autre à sa suite et la seconde enchérissant sur la première. On est emporté par la fougue de l'article comme par un cheval lancé au galop. Puis le lendemain arrive; on est de sens rassis; on se relit avec étonnement. Eh quoi! On a été si sévère, si tranchant; on a tout renversé, foulé aux piéds; on a passé les bornes de la justice en allant plus loin que sa pensée. Ists gar so fürchterlich? Ich liebe Leidenschaft, auch wo sie irrt, ziehe sie allzu kluger Bedächtigkeit vor, die nach Günsten und Vortheilen schnappt. Und Alter schützt nicht vor Sünde. Selbst der gute, milde, Alles verstehende, Alles verzeihende Herrmann Bahr, der vor zwei Jahren gegen die Rohen zum Kampf rief und, als Meister des Stils, das Härteste sonst weislich verschweigt, selbst er hat den armen Herrn Fulda neulich einen „gierigen Jobber" genannt, „der mit Meinungen hausirt, wie Andere mit alten Kleidern". Aerger hats unser kleiner Jacobsohn selten getrieben. Selten so arg. Denn er hat nicht, wie ich jetzt las, „jeden Montag geschimpft". Den feinsten Künstlern — den Herren von Hofmannsthal, Hauptmann, Schnitzler — erwies er Reverenz; die stärksten Spieltalente — die Herren Matkowsky, Bassermann, Vollmer, Sauer, die Damen Lehmann, Eysoldt, Höflich, Wangel, Dumont und Durieux — hat er herausgefunden und hitzig bewundert. Auch erkannt und anerkannt, daß Berlin nie ein von so ernstem, gewissenhaftem Künstlergeist geleitetes Schauspielhaus hatte, wie es Herr Max Reinhardt geschaffen hat. Sein kleines, im Herbst bei Langen erschienenes Buch „Das Theater der Reichshauptstadt" bietet durchaus keine Sammlung von Schimpfreden. Lest es; Ihr werdets nicht bereuen. Der Betrachter hat keinen sehr hohen Standpunkt gewählt; doch von seinem Hügelchen sieht er klar rückwärts und vorwärts, kündet, oft in kraftvollen, öfter freilich in krausen Sätzen, was er gesehen hat und zu sehen wünscht, und beweist auf jeder Seite eiferndes Verständniß für die Sache; auch den ernsten Willen gerecht zu sein. Und wieder sage ich: Wer mit dreiundzwanzig Jahren dieses Büchlein schreiben konnte, braucht nicht zu stehlen.

Laßt ihn weiterarbeiten. Hetzt ihn nicht aus dem Hofstübchen, dessen Wärme er sich mühsam erfront hat. Ein kränkliches Menschenkind, dem nicht allzu viele Freuden erblühen. Theater, Bücher, Musik; Bücher, Musik, Theater. Einer, der keine fette Redakteurpfründe sucht, sich nicht beliebt machen, in die Gunst Mächtiger einschmeicheln will. Der auf alle Luxusgenüsse, auf manchen anregenden Umgang verzichtet, um selbständig zu bleiben. Das Vergnügen, ein Stück, eine Rolle noch einmal zu sehen, durch Darben erkauft. Seinen Lieblingen selbst, wenn das Gewissen dazu zwingt, derb die Meinung sagt. Und von der rage du métier ganz besessen ist. Gröblich hat er, seit ich ihn kenne, selten geirrt; hätte nie, zum Beispiel, wie neulich sogar Mauthner, in der Stadt, die Matkowsky hat, den runzeligen Oberlehrer Sommerstorff für Hebbels Siegfried empfohlen. Das Beste hat er immer empfunden oder, mit richtigem Kinderinstinkt, gewittert. Und wo er irrte (Herrn Sudermann wie einen Tropf, Herrn von Wildenbruch wie einen Dilettanten, Herrn Brahm wie einen Schmierendirektor, Herrn Reicher wie eine brave Mittelmäßigkeit behandelte), sprach leidenschaftlich überzeugte Jugend aus ihm. Bescheiden fand ich ihn stets; ehrlich unzufrieden mit seiner Leistung und höchst erstaunt, wenn ich (oder gar sein Mauthner) sie lobte. Ich wünsche ihm, daß er dieses Gefühl eigener Unzulänglichkeit nie verliere; auch jetzt nicht, wo er noch ungerechteres Urtheil erlebt, als er oft gesprochen hat, und er vielleicht wähnt, daß nur starkes Selbstbewußtsein ihn stützen kann. Ich weiß eine festere Stütze. Arbeiten Sie, kleiner Jacobsohn! Zeigen Sie, was Sie können. Ihre schöne Hitze sollen Sie nicht verlieren. Aber ich rathe Ihnen, jeden Satz, den Sie niedergeschrieben haben, unerbittlich zu prüfen, vor jedem sich ohne zärtliche Schonung zu fragen: Kann ich ihn morgen noch, noch in acht Tagen vertreten? Und ferner: Gehört er auch mir? Ist er mein Eigen, nicht erlesen? Ist die Empfindung nicht etwa, der Gedanke, sein Ausdruck nur Gedächtnißbildern entlehnt?

Ich kann die Unschuld Jacobsohns, den Alle jetzt schelten und Alle doch lasen, nicht erweisen. Nur sagen, daß seine Schuld mir nicht bewiesen, nicht einmal wahrscheinlich ist. Und daß ich, trotz allem Gezeter, nicht zögern werde, ihn hier sprechen zu lassen. Denn ich glaube an sein Talent, an den Ernst seines Wollens und habe nicht das Herz, einen Vierundzwanzigen zu den Toten zu werfen, weil er auf einem Weg abgefaßt worden ist, den der kräftiger ausschreitende Fuß des jungen Lessing nicht zu meiden vermochte.

✠

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 17. Dezember 1904.

# Strafprozeßreform.

Als ich im Frühjahr eine Fortsetzung meiner hier begonnenen Betrachtungen über die Reform des Strafverfahrens in Aussicht stellte, hatte ich gehofft, dieses Versprechen weit früher erfüllen zu können. Und heute möchte ich die Erfüllung gern noch länger verzögern, — so lange wenigstens, bis endlich etwas Zuverlässiges über die Reformpläne der Strafprozeßkommission des Reichsjustizamtes verlautet. Denn der Zweck dieser Betrachtungen eines Praktikers würde leichter erreicht, wenn sie schon an bestimmte Gesetzgebungvorschläge anknüpfen könnten. Doch die Pythia bleibt stumm. Zwar heißt es von Zeit zu Zeit offiziell, die Kommission tage wieder einmal und hoffe, ihre Arbeiten in etwa Jahresfrist zu beenden; doch über den materiellen Inhalt ihrer Beschlüsse, ja, sogar über die Hauptzielpunkte ihres Reformwerkes bewahrt sie vornehm und unnahbar das von Horaz so hoch gepriesene silentium fidele. Ich kenne die Gründe dieses Schweigens nicht; und ich, an meinem bescheidenen Theil, begreife auch nicht, was es irgend schaden könnte, wenn die sachkundigen Fachgenossen über den materiellen Stand der Arbeit unterrichtet würden, wie es doch bei den Verhandlungen der Kommissionen unserer Parlamente allgemein üblich ist. Das Vertrauen, daß die Kommission überhaupt etwas Brauchbares zu Stande bringen werde, hat unter dieser Geheimnißkrämerei schon gelitten. Man munkelt vielfach, daß bei ihren Abstimmungen selbst über grundlegende Fragen häufig das zufällige Fehlen eines Mitgliedes entscheide und daß auch die Herren des Reichsjustizamtes den Verhandlungen nur noch mit dem skeptischen Lächeln der Resignation zuschauen. Schade, wenn es wahr wäre. Das Reformwerk ist so dringend; und in der Kommission fehlt es doch nicht an erfahrenen und wohlgesinnten Männern, die den Sitz des Uebels erkennen und vor einem grundsätzlichen Bruch mit unheilvollen bureaukratischen Vor-

urtheilen eben so wenig wie vor einem entschlossenen Widerstand gegen gewisse Lieblingmeinungen und populäre Schlagwörter des Tages zurückschrecken würden.

Vor diesen Gefahren aber, die dem Reformwerk von rechts und links drohen, möchte gern auch ich warnen, so ernst und eindringlich, wie es die Pflicht von Jedem fordert, in dem die Erkenntniß von der unermeßlichen Bedeutung einer gesunden, gerechten, volksthümlichen Strafrechtspflege für das gesammte Leben eines Volkes zu heiliger Ueberzeugung erstarkt ist.

Ich will hier kurz ein paar Hauptgrundsätze nennen, von denen nach meinem Urtheil und dem zahlreicher kundigen Berufsgenossen jede mögliche Neugestaltung des Strafprozesses unbedingt beherrscht sein muß.

Die jetzige Organisation der Strafgerichte ist widerspruchsvoll und in sich unmöglich. Unser Strafverfahren kennt nicht weniger als fünf zum Theil grundverschiedene Gestaltungen des Spruchgerichtes erster Instanz: das Amtsgericht in der Besetzung mit einem Einzelrichter, das Amtsgericht als Schöffengericht, die Strafkammer des Landgerichtes in der Besetzung mit fünf gelehrten Richtern ohne Schöffen, das Schwurgericht und die vereinigten Strafsenate des Reichsgerichtes. Dazu treten die Strafkammern der Landgerichte als Berufunginstanz mit drei oder fünf gelehrten Richtern; endlich die Strafsenate der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichtes, jene mit fünf, diese mit sieben gelehrten Richtern. Diese systemlose Buntscheckigkeit der Organisation trägt die unheilvolle Kompromißnatur ihres Ursprunges an der Stirn. Am Schlimmsten ist es um die Spruchgerichte erster Instanz bestellt; hier mindestens ist eine prinzipiell einheitliche Gestaltung anzustreben: und zwar in der dreifachen Gliederung des kleinen, mittleren und großen Schöffengerichtes. Wenn ich mich damit unumwunden als einen grundsätzlichen Gegner wenigstens der in Deutschland herrschenden Form des Schwurgerichtes bekenne, so hoffe ich, von vorn herein dem vulgären Vorurtheil zu begegnen, ein Anwalt schätze den Werth einer Strafprozeßform einzig nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit der Freisprechung seiner Klienten. Diese Wahrscheinlichkeit ist ja bei den Schwurgerichten nach alter Erfahrung am Größten.

Dem Laienelement kann ein weitreichender Antheil an der Strafrechtspflege nicht mehr vorenthalten werden; namentlich auch nicht an der Aburtheilung der wichtigsten Strafsachen: der mittleren, über die jetzt nur gelehrte Richter entscheiden. Aber das Laien- und das Richterelement müssen unbedingt zu einem einheitlichen Organismus verschmolzen, die frische, unverkünstelte Lebenskenntniß des Laien muß der wissenschaftlich-technischen Berufsschulung des Juristen zu Leben zeugender Wechselwirkung gesellt werden. Von dieser Doppelforderung — allgemeine Heranziehung der Laien zur Rechtsprechung und Beseitigung des Schwurgerichtes — würde ich mir auch nicht die kleinste Konzession abdingen lassen.

Einem Schöffengericht, wie ich es mir vorstelle: zusammengesetzt aus einer Mehrheit von verständigen, erfahrenen, unabhängigen Schöffen — die gefunden werden können und müssen — und einer Minderheit von Berufsrichtern, den besten und erprobtesten, unter der Leitung des ausgezeichnetsten von allen, den der Staat aus Hunderten zu dem höchsten und schwersten seiner Aemter, zu der höchsten und schwersten Aufgabe eines Menschen auserwählt hat: einem solchen Gericht würde das Vertrauen der Rechtsgenossen nicht mangeln, das sich die Strafkammer, wie man sagt, nicht zu erringen gewußt hat.

Aber woher willst Du das ideale Menschenmaterial für Dein ideales Schöffengericht nehmen? Giebt es denn überhaupt solche Schöffen, solche Richter, solche Vorsitzende? Und giebt es sie: wie soll man sie finden? Es wäre schrecklich, wenn es sie nicht gäbe. Nicht auf die Güte der Paragraphen kommt es ja an, sondern vor Allem darauf, daß wir gute Richter, gute Staatsanwälte, gute Vertheidiger bekommen; auch Vertheidiger. Und wir haben Männer genug, die an Intelligenz und Charakter den schwersten Aufgaben der Strafrechtspflege vollauf gewachsen sind. Man braucht sie nur zu finden und an die rechte Stelle zu setzen. Man breche nur mit dem kindischen Vorurtheil, das Strafrecht sei ein Recht zweiter Klasse, der Strafrechtsjurist kranke, im Vergleich mit dem Civiljuristen, an einer capitis diminutio und die Strafrechtspflege sei ein leider nothwendiges, aber höchst minderwerthiges Anhängsel der Rechtsordnung. Warum sehnen sich gerade die tüchtigsten und strebsamsten unter den Richtern stets aus der Strafkammer in den reinen Begriffshimmel der Civilkammer, — als ob es eine vornehmere Aufgabe sei, über Geld und Gut als über Freiheit und Ehre seiner Mitbürger zu Gericht zu sitzen? Warum glaubt der Civilanwalt, wenn er sich je aus der Grunerstraße nach Moabit verirrt, sich geradezu entschuldigen zu müssen: „Sie wissen, ich übernehme sonst nie Vertheidigungen, aber . . . ", als ob ein guter Vertheidiger nicht auch ein guter Jurist, aber noch viel mehr sein müßte? Dieser Kastenhochmuth des in der Wolle gefärbten Civiljuristen, der auf uns Kriminalisten herabschaut, wie der Kavallerist auf den Kameraden vom Train, wirkt sehr schädlich. So lange die Strafrechtspflege das mißachtete Stiefkind des Juristenstandes bleibt, werden auch die Klagen über die durchschnittliche Minderwerthigkeit unserer Strafrechtsjuristen nicht verstummen.

Mit der Forderung: Gebt uns gute, gebt uns die besten Richter, die Ihr habt, hängt eine andere eng zusammen: die Forderung nach geschäftlicher Entlastung der Gerichte. Es ist ein wahrer Jammer, mitanzusehen, welches ungeheure Kapital an Menschenkraft in unserer Strafrechtspflege alltäglich in den nichtigsten Thätigkeiten vergeudet wird. Nur ein Fall aus der Praxis. Eine Polizeiverordnung gebietet, daß gewisse Fuhrwerke ein Schild mit Namen und Wohnort des Besitzers tragen müssen. Einem Bauern reißt während der

Fahrt die Namenstafel ab. Er kann sie nicht sogleich wieder befestigen, wird angezeigt, bekommt einen Strafbefehl über eine Mark, erhebt Widerspruch: und nun wird diese weltbewegende Sache vor drei gerichtlichen Instanzen ausgefochten. Bis das Kammergericht in diesem Fall das letzte Wort sprach, waren folgende Personen darin amtlich thätig gewesen: der Amtsvorsteher, der den Strafbefehl erließ; beim Schöffengericht der Vorsitzende, zwei Schöffen, der Amtsanwalt und der Gerichtsschreiber; in der Berufunginstanz drei gelehrte Richter, ein Staatsanwalt und ein Gerichtsschreiber; in dritter Instanz fünf Richter und ebenfalls je ein Staatsanwalt und ein Gerichtsschreiber. In Summa: achtzehn Beamte, wenn ich richtig zähle; und dabei habe ich die Beamten, die die schriftlichen Arbeiten und die Zustellungen zu besorgen hatten, den Referendar, der beim Kammergericht den Vortrag hielt, und — wie billig — die Vertheidiger noch nicht einmal mitgezählt. Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß vor deutschen Gerichten täglich viele hundert Fälle von ähnlicher Wichtigkeit den Geist von tausend gelehrten Beamten beschäftigen. Wenn sich doch all diese Zeit und Kraft für die gründliche Behandlung von Fällen aufsparen ließe, die es wirklich verdienen, von deren Entscheidung das Wohl und Weh von Menschen abhängt und die den eindringendsten Scharfsinn, die gespannteste Aufmerksamkeit, die unermüdlichste Geduld, die feinste psychologische Spürkraft des Richters erheischen! Wie mag es in solchem Fall dem Angeklagten zu Muth sein, wenn er die schlecht verhehlte Ungeduld des Vorsitzenden merkt, der ihn und die Zeugen nie ganz ausreden läßt? „Das gehört nicht zur Sache." „Fassen Sie sich kürzer." „Das wissen wir Alles schon." „Wir haben noch mehr zu thun." „Das können Sie uns zum Schluß sagen." Oft verstummt der Angeklagte dann schließlich ganz und verläßt den Saal mit dem bitteren Gefühl: Sie haben Dich verurtheilt, aber Du und Deine Zeugen seid ja auch gar nicht zum Wort gekommen. Das sind die Erfahrungen, die in der Brust des Einzelnen das Vertrauen zur Rechtspflege entwurzeln. Ein sächsischer Strafrichter, Direktor Weingart, führt in seiner jüngst erschienenen Kriminaltaktik aus der Zuschrift eines Zeugen an eine Zeitung die folgenden Sätze an: „Bei meiner Vernehmung wurde ich, der vereidigte Zeuge, durch die Art des Vorgehens, Einredens und Wortabschneidens durch den Vorsitzenden zu einer ganz falschen Darstellung des Falles gedrängt. Das heißt: es war unmöglich, das Ereigniß, meine Darstellung und die Auffassung des Gerichtes kongruent werden zu lassen. Es wurde dadurch in mir ein eigenthümlich befangenes, unfreies und ungemüthliches Verhältniß zum Richter geschaffen, das mir Brust und Kehle zuschnürte und auch gleichsam das Gehirn belastete." Weingart bemerkt dazu so kühl wie treffend, der Zeuge hebe richtig hervor, wie man es nicht machen dürfe. Das scheint mir auch. Und ich bin überzeugt, daß dieses

„Dreinreden und Wortabschneiden", worüber nicht nur der von Weingart citirte Zeuge klagt, nicht der Ungeschicklichkeit oder gar bösem Willen entspringt, sondern lediglich dem ungeduldigen Bestreben, „fertig zu werden". Woher soll der Richter denn auch auf die Dauer Geduld und wieder Geduld, woher ungeschwächte Aufmerksamkeit und Spannkraft nehmen, wenn sein Kalender schon auf Wochen hinaus voll mit Terminen belastet ist, wenn er an jedem Termintage so und so viele Sachen abmachen, bis spät in den Nachmittag hinein in der giftigen Luft des Sitzungsaales ausharren muß? In dieser Tretmühle muß sich die tüchtigste Kraft rasch abnutzen, der schärfste Geist stumpf werden, das regste Interesse erlahmen.

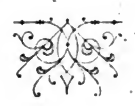
Nicht nur der Angeklagte ist zu bedauern, wenn er die Ladung zum Termin bekommt, und sehen muß, daß die Sache, die sein ganzes Sinnen und Denken erfüllt, mittags um Zwölf ansteht und er dann am Verhandlungtage auf dem Terminzettel liest, daß seiner Sache, der zehnten unter fünfzehn, eine ganze halbe Stunde eingeräumt ist. Nein: auch der Richter ist zu beklagen, dem zahllose unwichtige Sachen Zeit und Kraft für die großen Aufgaben seines Berufes nehmen. Wie ist diesem Uebel abzuhelfen? Ich kann heute keine bestimmten Vorschläge formuliren. Aber um dem Vorwurf zu begegnen, daß sich über solche Uebelstände zwar gut reden lasse, daß sie aber unvermeidlich seien, möchte ich doch darauf hinweisen, daß schon durch die mir vorschwebende Umwandlung der mit fünf Berufsrichtern besetzten Strafkammer in ein mit zwei Berufsrichtern und drei Laien besetztes mittleres Schöffengericht der Richterbestand einer heutigen Strafkammer für zwei und ein halbes Schöffengericht hinreichen würde. Auch auf andere Weise können die mittleren Strafgerichte beträchtlich entlastet werden.

Ich denke dabei besonders an eine Ausdehnung des Privatklageverfahrens auf die leichteren Fälle des Hausfriedensbruches, der Sachbeschädigung, auf alle Verletzungen von Patent- und Musterschutzrechten. Warum sollten sich diese Sachen für das Privatklageverfahren weniger eignen als die zum Theil so schwierigen und komplizirten strafrechtlichen Thatbestände des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb? Auch bin ich Ketzer genug, um den orthodoxen Glauben an das alleinseligmachende Legalitätprinzip bei Erhebung der öffentlichen Anklage keineswegs zu theilen. Es ist wirklich nicht nöthig, daß in allen, auch den kleinsten Deliktfällen unbedingt von Amts wegen angeklagt werden muß. Mag man, wenn die Staatsanwaltschaft nicht einschreiten will, dem Verletzten die subsidiäre Privatklage verstatten. Der vermeintlich sakrosankte Grundsatz, daß jeder Bruch der öffentlichen Rechtsordnung, wenn er zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft kommt, unbedingt seine Sühne durch öffentliche Strafe finden müsse, ist ja doch durch die Einführung der Privatklage auf weiten und wichtigen Gebieten des Rechtslebens schon längst durchbrochen worden. Auch

dieses unglückliche Legalitätprinzip ist eins von denen, die nicht auf strafrechtlichen, sondern auf rein politischen Motiven beruhen. Man wollte damit der gefürchteten Willkür der Staatsanwaltschaft einen Riegel vorschieben. Ich habe von solcher Willkür bei uns in Preußen, wo das Legalitätprinzip erst mit der Reichsstrafprozeßordnung eingeführt wurde, nie Etwas bemerkt. Ich fürchte sie heutzutage erst recht nicht, wo alle Behörden (wenn sie es auch nicht merken lassen) vor der öffentlichen Meinung zittern.

Aus Alledem folgt mein wichtigstes Postulat: Einheitliche Organisation der Strafgerichte, und zwar nach dem Prinzip des Schöffengerichtes, nicht des Schwurgerichtes; Entlastung der Strafgerichte von unbeträchtlichen Sachen; Besetzung der Strafgerichte mit den besten, intellektuell und sittlich erprobten, durch keine Rücksicht gebundenen Richtern.

Wilmersdorf. Justizrath Dr. Erich Sello.



# Felix.

Draußen, in der Küche, schlug die alte Schwarzwälderuhr ihren vierten Viertelstundenschlag. Ich legte die Feder aus der Hand und lehnte mich in den Stuhl zurück, ein Bischen müde, ein Bischen erschlafft, um die zwölf Kukuksrufe durch die Nacht zu hören. Plötzlich flog schrill ein Klang auf; die Flurglocke im Vestibul schwang aufgeregt hin und her. Kathrin kam hereingestürzt; die Nachthaube saß schon auf ihrem runzligen Kopf; ob der Herr Doktor geläutet habe. Ich schob den Lehnstuhl vom Tisch und ging ans Fenster. Unten auf der Straße stand ein Mensch und blickte zum Licht in meinem Fenster auf. Kathrin mußte den Mantel umnehmen und mit dem Küchenleuchter zum Thor. Eine Minute später saß Einer im Schein meiner Lampe und sah mich aus athemlosen Augen an.

„Du hast mich lange nicht gesehen. Vielleicht hast Du mich vergessen. Ich weiß: ich habe mich nicht um Dich gekümmert, all die Jahre; aber wer kanns verlangen, daß man die ganze Schaar seiner Schulkameraden im Auge behalte, die ihren guten, ordentlichen Weg gegangen sind, — Grade, Diplom, Karriere? Du warst mir nicht viel mehr als Einer, mit dem man ein paar Jahre lang den selben Zwang ausgehalten hat. Hättest Du aufgemuckt gegen ihn, dann wärst Du mir wahrscheinlich sympathischer gewesen. So habe ich Dich vergessen. Erinnerst Du Dich an Würsching? Der jetzt im Zuchthaus sitzt? Wir waren in Paris Jahre lang Freunde, auch dann noch, in London. Gut; ich werde Dirs später erklären.

warum ich jetzt noch bei Dir sitze. Ich bin heruntergekommen. Vielleicht wäre Alles glücklicher abgelaufen, hätte ich gelebt wie Du, der Du noch in Deiner alten Stube bist. Nur die Verhältnisse um Dich her haben sich langsam gebessert. Ich bin wie toll durch Europa: ja, ich war auch in Afrika drüben, aber nicht gar lange; denn es war bei der Fremdenlegion. Glaube nicht, ich hätte etwas Unehrliches begangen in all diesen Jahren! Du mußt es mir glauben: nichts vor Eurem Gesetz, nichts vor meinem. Nichts! Im blödsinnigsten Hungern: nichts, niemals. Das merke Dir; denn ich bin zu Dir gekommen, um Hilfe zu finden."

Er fuhr sich durchs Haar, trank ein Glas Wasser aus, das auf dem Schreibtisch stand, und preßte die Finger um Lippen und Kinn. Seine Auge saßen tief, zwischen den Bartstoppeln auf seinen dünnen Wangen glitzerten schon helle. Ich rückte näher an ihn heran, räusperte mich unmerklich, fand aber nicht den Muth, zu sprechen.

„Du warst ein guter Mensch auf der Schule; und weich. Ich wundere mich, daß Du trotzdem so gut durchs Leben gekommen bist. Jetzt habe ich eine Pause gemacht, um zu hören, was für Worte Du mir sagen wirst. Als hätte ich nicht ganz sicher gewußt, Du würdest kein einziges sagen, weils so schwer ist, in solchen Fällen einen anderen Ton als einen mitleidigen zu finden. Ich weiß Alles so genau, durchschaue Alles so klar ... Also höre. Seit ein paar Wochen bin ich wieder hier. Mein Zimmer in der Wohnung der Eltern hat mein junger Bruder bezogen. Den kannte ich fast gar nicht. Er war ein störriges, überreiztes Kind gewesen und wurde seit seiner frühesten Kindheit in der Schweiz erzogen. Als vor zwei Jahren mein Vater starb, kam er zurück; er ist ein Mensch geworden wie Du, wie Alle, wie Die, von denen ich die Ausnahme bilde. Ich mußte also in einem Gasthof Wohnung suchen, in meiner Vaterstadt. Ich kam in meine Vaterstadt, um heimzukehren; aber ich mußte Abend vor Abend ins schlechte Gasthofzimmer zurück. Eine Woche nach meiner Ankunft bemerkte ich auf dem Thor des Elternhauses einen Zettel: ‚Zimmer zu vermiethen'. Die Dienstmannswitwe im Erdgeschoß hatte ihren Kostgänger ans Militär verloren. Ohne daß Die oben es merkten, miethete ich die Kammer. Ich mußte mich an den scheelen Blicken der Bewohner vorbeidrücken, als Hausherrnsohn, der mit einer Kammer ohne Licht vorlieb nehmen muß. Es war ein dummer Streich; doch ich hatte mir vorgenommen, zu sehen, wie weit das Recht der Erstgeburt von diesen braven Bügern verhöhnt werden würde, denen ich das Leben dankte. Das Leben! Keins der besten. Aber schließlich: ich hatte an dem ihren im Lauf der Jahre, ohne zu wollen, auch so Manches verdorben. Und Vater, Mutter, Schwester: macht Drei; das Exempel dürfte stimmen. Ich war ja auch der Ausgestoßene, dem man die Thür geöffnet hat. Dafür darf Einer, wie Du, schon durchs Joch kriechen, sagte ich mir; und ich duckte mich tiefer, als es nöthig war, so oft ich durch die niedrige Thür in meine Kammer schlich. Dann setzte ich mich aufs Bett und sann und grübelte, — Stunden lang. Oder ich blickte, wenn die Frau nicht zu Haus war, durch das Küchenfenster hinauf in den ersten Stock, wo ich daheim war, und sah die Dienstboten aus und ein gehen, sah einmal meine Schwester im neuen Pelz (der seit einer Woche das Unterhaltungthema bei Tisch lieferte), mit ihrem lachenden Kindchen, das die buntbebänderte Amme heimtrug, und einmal sah ich meinen jungen Bruder; er lehnte an der Brüstung, zupfte an seinem hübschen Schnurrbärtchen und blickte, eine Cigarette zwischen den Zähnen, gerade auf das Fenster hinab, hinter dem ich

verborgen lag. Am Abend dieses Tages ging ich zum Essen hinauf und setzte mich höflich, schweigsam und zuwartend wie immer, auf den Platz am Tischende. Nach dem Braten that ich den Mund auf und sagte: ‚Ich wohne seit fünf Tagen bei der Dienstmannswitwe unten.‘ Einige Augenblicke lang sprach Niemand ein Wort. Endlich sagte der Mann meiner Schwester, der als Gast da war: ‚Wir wissens; und es ist traurig, daß Du Das Deiner Mutter anthust‘. Ich steckte ein Stück Brot in den Brot, kaute daran und brachte es auch hinunter. Dann sagte ich: ‚Die Dienstmannswitwe hat einen Liebhaber; die Wohnung ist klein; meine Kammer grenzt an ihr Zimmer; ich kann die Nächte nicht schlafen.‘ Dann schwieg ich wieder. Ich sah, wie meine Mutter die Hand vor die Augen legte. Mein Bruder schlug die Augen nieder und sagte leise: ‚Du hättest Dein Zimmer im Hotel nicht verlassen sollen‘. Ich hob den Kopf und fing leise zu lachen an, ganz leise. Dann lauter; immer lauter. Schließlich saß ich allein an dem großen Tisch und schüttelte mich vor Lachen. Alle waren von ihren Stühlen aufgestanden und hatten sich in den Salon begeben. Alle Thüren um mich waren zu. Das Stubenmädchen kam aus der Küche herein, sah sich verwundert um und ging hinaus. Ich saß noch, ich glaube, fünf Minuten lang, da und hatte den Mund voll Brot. Aus dem Salon hörte ich Etwas wie unterdrücktes Schluchzen, dazwischen aufgeregte Worte. Mich überkam das heftige Gelüsten, die Gesichter der Dienstleute zu sehen, der Köchin, des Stubenmädchens, der Aufwaschmagd. Ich holte mir aus dem Vorzimmer auf Zehenspitzen meinen Hut und Mantel und ging durch die Küche. Unten war das Thor noch offen. Ich hatte keine Lust, mich in die Dienstmannswohnung zurückzubegeben. Ich hatte noch Geld in der Tasche und nichts wäre leichter gewesen, als in einem anständigen Restaurant das Abendessen zu beenden. Aber ich zog vor, in eine Spelunke zu gehen, und goß mir ein Glas Fusel in den abscheulich schwarzen Brei, der hier Kaffee hieß. Ich saß bis Mitternacht. Als ich die Stufen zur Straße hinaufging, hatte ich meinen Plan festgezimmert im Schädel sitzen; beschlossen, diese Nacht nicht zu Bett zu gehen und Alles im Kopf bis ins letzte Detail auszudenken, ehe ich den ersten Schritt zur Ausführung wage. Ich ging zur Donau hinunter, wo es ganz ruhig war, und dachte nach. Etliches wollte nicht klappen. Plötzlich kamen mir zwei Männer entgegen. Sie gingen ganz langsam und dicht an mir vorbei. Ich hörte den einen sprechen. Ich erinnere mich genau an jedes Wort. Er sagte: ‚So hat er angefangen, erst seine Leute vor den Kopf gestoßen, um nichts und wieder nichts; dann deklassirt er sich aus freien Stücken, treibt sich in Luderschänken herum und schließlich, — na ja. Ich kann sagen: Recht ist ihm geschehen, mit seinen sieben Jahren Gefängniß. Ich kann für einen solchen Kerl kein Mitleid aufbringen‘.“

Mein Schulkamerad schwieg jetzt und sah mich scharf an. „Ich entsinne mich“, sagte ich, nachdem ich meine Fassung wiedergefunden hatte. „Ich ging eine Nacht an dem Ufer spaziren. Ich ging mit Kolinsky. Ein Mann kommt uns entgegen. Das warst also Du. Wir sprachen von einem Klienten, den Kolinsky einige Tage vorher ex offo vertheidigen mußte . . .“

„Ja. Recht ist ihm geschehen,“ nickte mein Schulkamerad; „Du reicher, gutherziger Mensch sprachst diese Worte, damals, in der Nacht. Vielleicht hat der Mann mit seinen sieben Jahren Etwas durchzuleiden gehabt, ehe er . . . Einerlei: Recht ist ihm geschehen. Deklassirt hat er sich. Also ich habe Dich gleich erkannt.

obwohl nur vom Wasser her ein Wenig Licht kam. Euch zu folgen, zu hören, was Ihr weiter sprechen würdet: dazu fehlte es mir an Kraft. In den Knien war mirs ganz weich geworden. Ich schleppte mich zu den Kaistufen, die hinunter zum Wasser führen. Mein ganzer Plan hatte einen Stoß bekommen. Nämlich: mir war Aehnliches schon einmal begegnet. In Afrika. Ich schlich an einem Offizierzelt vorüber, bei Nacht. Ich hatte mit vier Anderen beschlossen, diese Nacht zu desertiren. Die drin im Zelt spielten Karten. Plötzlich sagt Einer ganz laut Etwas, das sich völlig wie eine Antwort auf meinen Gedanken anhört. Ich kriegte es mit der Angst. Die vier Anderen wurden in dieser Nacht erschossen. Meinen Plan wird Niemand je zu hören bekommen. Ich habe ihn aufgegeben, dort auf den Kaistufen. Er war offenbar im Wahnsinn gefaßt; es war Blut dabei und das Haubenband einer Amme. Heute bin ich nüchtern und sehe klar, wie noch nie im Leben. Die Nacht und den folgenden Tag bis zur Dämmerung trieb ich mich herum. Dann schlich ich in die Wohnung der Dienstmannswitwe. Sie warf mir meine Siebensachen vor die Füße. Ich solle meine Woche bezahlen und schauen, daß ich weiterkomme. Die oben hatten ihr gekündigt; in drei Tagen müsse sie fort. Daraus, daß das Weib nur mich beschimpfte, meine Familie aber glimpflich wegkam, folgerte ich, sie müsse eine befriedigende Abfindungsumme bekommen haben. Der Liebhaber saß am Herd und hörte zu. Ich kniete nieder und packte meine Habe schweigend in den Leinwandkoffer. Zwischen den Sachen lag ein Brief. Schrift meines Schwagers. Da die Beiden neugierig zusahen, beschloß ich, den Brief großartig ins Herdfeuer zu werfen, ungeöffnet. Aber ich besann mich: er könnte Geld, einen Check enthalten. Das würde ihnen doch noch mehr imponiren. Ich riß den Umschlag auf; nichts fiel heraus; da warf ich den Brief ungelesen ins Feuer und ging, ging aus meinem Elternhaus.

Vor dem Thor stand ich still. Wohin? Unwillkürlich zogen mich die Füße nach der Richtung unserer Schule, diesem tausendmal gegangenen, tausendmal mit dem Ränzel auf dem Rücken gegangenen Weg zu. Da lagen sie vor mir, all die guten Straßen, mit Licht in den Fenstern, hinter den kunstvoll durchbrochenen Vorhängen. Jemand griff mir an die Schulter. Es war der Liebhaber. Da er die nächsten drei Nächte in der Kammer verbringen wollte, in der ich gehaust hatte, könne ich seine Schlafstelle einnehmen, sagte er mir; sie sei hier in der Nähe. Ich nahm an und er führte mich hin. Er war ein hübscher junger Mensch, stark und gutmüthig. Wir waren im selben Alter und schlossen Freundschaft. Er war der Sohn eines Tagelöhners und unterstützte seine Eltern. Er war Tischler und am Abend Billeteur im Lustspieltheater. Damit er seine Abende frei habe, versah ich seinen Billeteurdienst. Das war meine Gegenleistung. Und da — zwei Tage, nachdem ich mein Heim verloren hatte, in der Stadt meiner Kindheit — sah ich, in einer Livree, die mich an die Parquetthür fesselte, oben in einer Loge des ersten Ranges meine ganze Familie bei einer französischen Posse lachen.

Eine Woche später trug ich mich mit der Absicht, mein letztes Geld an ein gutes Abendessen mit Wein in einem feinen Restaurant zu wenden. Ich ging ins ‚Jägerhorn'. Der Portier wies mich grob ab, denn meine Kleidung war schadhaft. An diesem Abend begann für mich eine Zeit von Erlebnissen, die ich mir in meinen afrikanischen Zelten nicht hatte träumen lassen. Ich lungerte, bei den Markthallen, vor den Wagenschlägen, bei Nachtkaffeehäusern; ich schlief mit den Obdachlosen; beim

Elevator schleppte ich Kornsäcke; verkaufte Abendblätter vor den Fabriken; einmal, in einer Vorstadt, ließ ich mich von einer Dirne mitnehmen, weil ich seit zwei Tagen nichts gegessen hatte. Stellungen zu verlangen, meinen Kopf, meine Arme oder Füße besseren Leuten anzutragen, wagte ich nicht. Wie sollte ich vor sie treten? Der Jägerhorn-Portier hatte mich abgewiesen. Aber dies Eine höre: nicht ein einziges Mal habe ich die Annoncen der Zeitungen nach meinem fettgedruckten Taufnamen durchgesehen; und vor den Straßen, die mein Bruder und mein Schwager auf dem Weg nach ihrem Bankbureau passiren mußten, täglich, zu sicheren Stunden, denn ich wußte, sie hielten ihre Amtszeit strikt ein, vor den Straßen machte ich einen weiten Bogen, wenn ich in der Gegend war. Bei Alledem arbeitete mein Kopf fieberhaft. Das Problem: wie mich ernähren, wie nur oben bleiben, kostete das Räderwerk mehr Umdrehungen, als es werth ist. Einmal war ich darauf verfallen: die Dienstmannswitwe in ihrem neuen Quartier aufzusuchen, meinen Antheil an der Abfindungsumme zu fordern; ich hatte ein Recht darauf. Das stand fest. Dann, dachte ich, wird sie ja um diese Zeit auch allein sein. Ich gab es auf. Die Bestie war gewaltthätig. Und mit der Polizei ... Es war schon ein Auskunftmittel; aber verfrüht. Bei all dem Forschen nach der Ursache meines Elends fiel ich immer wieder auf die eine: der verfluchte Portier war an Allem schuld. Das wars, was mir den Muth genommen hatte, mich vor Leuten meiner Gesellschaftklasse zu zeigen. Denn die reine materielle Noth tötet nicht, sondern erhöht die Empfindlichkeit in einem so veranlagten Menschen. Vielleicht war im Grunde auch Dies nur die Ursache, weshalb meine Familie nichts von mir zu befürchten brauchte. Aber der verfluchte Portier war ein Genosse meines jetzigen Standes und an ihn mußte ich mich halten. Das stand mir fest. Im Uebrigen wurden meine Gedanken nachgerade vag und unsicher. Mein Gehirn verlor sich in ein Gewirr wie von Schlingpflanzen, obwohl es doch oft genug, im Ausland, damals in London, in Afrika gar, Zeit und Anlaß gehabt hätte, sich zu akklimatisiren. Doch ich war mit Hoffnungen heimgekehrt, hatte einige Abende lang an einem gedeckten Tisch unter einer vertrauten Lampe mitgegessen. Es fiel schwer. Als ich mit einer wohlabgerundeten Reihe von Erwägungen zu einem Ende gelangt war, ging ich, ruhig und besonnen, ins ‚Jägerhorn‘ und verlangte, den Portier zu sprechen. Der Lohndiener sagte mir Bescheid. Der Portier war wegen ungebührlichen Betragens gegen die Gäste vor einigen Tagen entlassen worden. Ich dankte und ging. Meine Kleidung war sehr, sehr schlecht, aber der neue Portier öffnete mir die Thür, als ich hinausging. Draußen wurde mir weich und weh; ich weinte, seit Jahren wieder einmal, ich weinte und schüttelte mich vor Zorn und Ohnmacht. Dennoch: ein Hauch der großen Gerechtigkeit war mir ja wieder entgegengeweht, — und ich hatte ihn so lange nicht mehr verspürt. Bald fand ich meine Besonnenheit wieder. Also dieser Tölpel, dieser fortgejagte Rüpel hatte mein Selbstgefühl zu untergraben vermocht! So kinderelend und hilflos war ich geworden, daß der erste beste Lümmel mein Leben in eine Bahn stoßen konnte, auf der ich jetzt immer haltloser vorwärts, abwärts geglitten war! So unsicher zu sein! Keiner Gesellschaftklasse mehr anzugehören, nicht der einen von Geburt her, nicht der anderen von Lebens wegen!

Du, der Du Karriere gemacht hast, sicher und unabhängig bist, Dich nicht zu schämen brauchst, den Menschen frei ins Gesicht zu schauen, Du wirst nicht verstehen, was ich empfunden habe, als ich mit gesenktem Kopf durch die Straßen

ging. Denn Schmach saß mir im Genick und ich schaute nicht vom Boden auf. Ich sah nicht, wußte nicht, wo ich ging. Ich stieß an Menschen, an Bäume, wäre fast überfahren worden. Leute, die mir entgegenkamen, an mir vorbei gingen, hielten mich für einen Betrunkenen. Feine Frauenschuhe machten einen weiten Bogen um mich; grobe Stiefel kamen ganz nah vorbei; ich taumelte, denn ich wurde gestoßen, im Dialekt meiner Vaterstadt wurde ich, ihr Kind, roh beschimpft. Aber es war gut, so zu gehen. Nicht die Menschen zu sehen, sie nur zu hören. Die Masken widerten mich ja an; viel wahrhaftiger gaben sich die Menschen, hörte man sie nur, hörte sie ein Elender, von dem sie doch weder Gutes noch Böses zu erwarten hatten. Das Merkwürdigste ist, daß ich Manches hörte, was auf mich Bezug hatte. Hier und dort hörte ich etwas Wissenswerthes, das mir jetzt erst Aufschluß über meine äußere und innere Existenz gab, Aufschluß sogar über zweifelhafte Dinge, die mir im Moment durch den Kopf gegangen waren. Ganz schlau dachte ich erst, diese Dinge mir zu Nutzen zu machen. Da sprachen zwei Leute von einem Plan, den ich lange schon gehegt hatte. Ich lief, um zuvorzukommen, und nur die Unsicherheit meines Auftretens hinderte mich, das Vorhaben auszuführen, das ja doch nur auf mich Bezug hatte. Ueberall waren Stellen besetzt, als ich mich meldete, Bauten gerade beendet, Transporte soeben abgegangen, Uebersetzungarbeiten vergeben; denn ich trug kein Bedenken mehr, mich Hoch und Nieder anzutragen, Seit dem Erlebniß im „Jägerhorn‘ nicht mehr. Einmal war ich nah daran, zum Militär zu gehen, weil zwei säbelrasselnde Beinepaare mich gestreift hatten; aber ich bedachte mich noch rechtzeitig. Dieser Stand ist doch zu dicht bei der Polizei. Das wollte ich mir doch fürs Ende aufsparen. Als ich eine Weile mit knurrendem Magen so herumgerannt war, sah ich ein, daß all diese Bemühungen zu keinem Ende führten. Was half's denn, daß Alle ringsum meinen Fall besprachen, wenn sie doch nichts Richtiges für mich ausfindig machen konnten? Ich sah ein, daß all die Leute eben so jämmerlich unsicher durchs Leben stolperten wie ich. Nirgends Etwas zu fassen. Nirgends haltbare Zustände. Ueberall Vermuthungen, so dünn wie Spinnengewebe; ein jämmerliches Herumtappen. Dies — so sonderbar es klingt — gab mir meinen Muth zurück. Ich fing an, jetzt wieder mit erhobenem Kopf durch die Menschen zu schreiten. Da war ja noch Etwas, das mich ihnen gleichstellte, vielleicht sogar über sie erhob. Ich gehörte keiner der Klassen mehr an, in deren Enge sie sich ihr Leben lang herumschlugen. Ich stand über Allen, kraft meiner Verlassenheit. Und ich machte nun das Experiment, ob ich mich auch als den Stärkeren erweisen würde.

Ich versuchte, für Alle zu denken. Ich will Dir Das erklären. Ich dachte intensiv über irgend einen Punkt, der mich berührte, über eine brennende Existenzfrage nach und horchte dann hin, was die Leute dazu sagen würden. Hörte auch wirklich, was die Leute auf der Straße dazu sagten."

Draußen vor der Thür war ein Geräusch vernehmbar. Mein Schulkamerad wandte den Kopf, warf ihn dann in den Nacken und schrie mit Weiberstimme zur Zimmerdecke hinauf: „Herr Doktor, er ist ja verrückt, der Mensch, den Sie zu nachtschlafender Zeit zu sich hinein gelassen haben!" Darauf sah er mich an und lachte leise: „Das denkt sich Deine Magd nämlich in diesem Augenblick."

Ich machte eine Geste, doch mein Schulkamerad legte seine feuchtkalten Finger auf meine Hand und drückte sie hinunter.

„Keine Ungeduld: gleich bin ich zu Ende. Und auch, weshalb ich zu Dir kommen mußte, wirst Du sogleich erfahren. Alle Leute auf der Straße beantworteten meinen heimlichen Gedanken. Ist man erst so weit, daß man sich über alle Menschen erhoben hat, so ist Das unausbleiblich. Auf hundert Meter Entfernung konnte ich mir genau die Worte vorsagen, die zwei Menschen in dem Augenblick sprechen werden, da sie an mir vorüberkommen. So mußte es ja geschehen, denn es stand im Zusammenhang mit meinen Gedanken. Ich ging herum und wußte. Denke Dir diese Manie, zu wissen, Mittelpunkt zu sein. Das war also das Ergebniß aller Leiden gewesen. Die Krone muß erkämpft werden. Was war ich damals doch für ein Schwächling gewesen, auf den Kaistufen bei Nacht! Zufällige Dinge schlugen an mein Ohr wie Wind: jetzt hatte ich den Zufall in meine Gewalt gebracht. Wer Das erreicht hat, macht die Gesetze. Alles, was draußen vorging, stand unter meinem Gesetz, unter dem Gesetz meines Geschickes. Nun bin ich bald fertig. Ich sagte: stand; denn ich habe die Herrschaft aus meinen Fingern verloren. Wie Das kam? Irgendwie hat meine Familie Kenntniß von dem Aufschwung erhalten, den ich genommen hatte; ich war auch gar nicht erstaunt, als heute morgens in mein sorgsam geheim gehaltenes Quartier ein Brief geflogen kam. Handschrift des Schwagers. Hier. Lies."

Ich nahm das Papier aus der Hand meines Schulkameraden und las: „Dein Bruder ist krank. Seit Du von Hause fort bist, bildete er sich ein, Du verfolgest ihn wegen der Stube, die er jetzt bewohnt. Oft schrie er nachts aus dem Schlaf so laut auf, daß Deine Mutter im vierten Zimmer davon erwachte Gestern nach Mitternacht lief er, von einem Alb gehetzt, im Hemd auf den Korridor und schrie in den Hof hinunter, Jemand sei unter seinem Bett verborgen und wolle ihm ans Leben. Das ganze Haus lief zusammen. Er stand da und klapperte mit den Zähnen. Am Morgen ordnete der Arzt an, er solle unverzüglich ins Krankenhaus gebracht werden, nur fort, um jeden Preis fort aus dem Zimmer, in dem er wohne. Er liegt im Krankenhaus. Deine Mutter ist bei ihm. Er ist sehr krank. Du kannst heimkehren. Dein Zimmer ist frei."

Ich faltete das Blatt und wagte nicht, meinem Schulkameraden ins Gesicht zu blicken. Als ich die Augen zu ihm hob, saß der elende Mensch da und seine dünnen Wangen, sein ungepflegter Stoppelbart waren naß von Thränen. Ich beobachtete sein Gesicht, Hände, Haltung und erkannte die Symptome. Ehe ich zu Worten kam, sprach er wieder. „Das ist also das Ende. Ich bin nicht mehr Herr über die Anderen, weil ich meine Herrschaft über mich verloren habe. Im Grunde sind wir vielleicht weiter nichts als mehr oder minder verirrte Muttersöhne: was weiß ich? Gewiß ist nur: Die da draußen, auf den Straßen, reden und reden Zeug, das mich nicht mehr angeht. Um mich ists geschehen, denn ich weiß nichts mehr. Darum bin ich zu Dir gekommen; jetzt. Du hast mir damals als Erster geholfen, am Donauufer; hilf mir auch jetzt! Du bist der Einzige, der mir helfen kann, in diesem Augenblick, denn Du bist der Einzige, von dem ich noch glaube, er könne mir helfen!"

„Ich werde Dir helfen," sagte ich und ergriff seine Hände. „Du bist krank, Freund, aber ich will Dich gesund machen. Du bleibst bei mir; ich habe ein Zimmer für Dich und gesunde Nahrung; die fehlt Dir und die sollst Du haben."

Er schüttelte den Kopf und riß seine Hände los. „Güte!“ schrie er auf und lief hastig durch das Zimmer. „Das ist das Einzige, wozu Ihr mittelmäßigen Menschen Euch noch anraffen könnt. Güte! Zu spät. Was fange ich heute mit ihr an? Anderer Dinge wegen bin ich zu Dir gekommen. Obdach, Essen! Bin ich ein Thier? Ich war was Anderes, als ich ohne Obdach und ausgehungert herumlief, diese Tage. Das darfst Du mir glauben. Kein Thier; mehr als ein Mensch. Ich suche Hilfe bei Dir und Du denkst, ich ließe mich mit Obdach und Nahrung abfinden!“

Ich überlegte. Was war da zu thun? Wir schwiegen Beide. Durch die Milchglasscheibe der Thür konnte ich Kathrins angepreßte Haube sehen. Es war einige Minuten lang still im Zimmer. Am Ofen in der Ecke saß der elende Mensch, gebrochen von der Erregung, in die ihn die letzten, gebrüllten Worte geworfen hatten. Auf der Straße, vor meinem Fenster, kamen und gingen Leute. Von Zeit zu Zeit drang ein lautes Wort in die Stille und lag fest zwischen uns Beiden und der Horcherin.

„Ich habe einen Ausweg gefunden“, begann ich und stand auf. Aber mein Schulkamerad hatte plötzlich den Kopf gehoben und flüsterte: „Still ... Still!“ Mit aufgerissenen Augen und hoch hinaufgezogenen Brauen horchte er zum Fenster hin. Ich konnte nichts hören. Auf Zehenspitzen war er ans Fenster gegangen. Kathrin hatte sacht die Thür geöffnet und stand bleich vor Entsetzen da. Nach wenigen Sekunden waren von der Straße her Schritte zu hören. Sie kamen näher, kamen bis vors Haus. Ein paar Stimmen riefen Etwas in die Luft.

„Das sind nur die Studenten“, sagte ich; „fast jede Nacht wiederholt sichs nun seit Wochen. Sie schreien zu einem Kollegen in den dritten Stock hinauf, ob er in ihre Kneipe mitkommen will!“

Mein Schulkamerad hatte das Ohr an die Scheibe gedrückt und stieß mit der Faust zornig nach hinten, als fordere er Ruhe.

„Du da oben! Kommst Du endlich?“ riefen die Studenten.

„Du da oben!“ flüsterte mein Schulkamerad.

„Wir sind zu Vieren; bei Nagel steht eine Kufe voll Wein; herunter mit Dir! Hörst Du?“

„Vier sinds, Stufen, vier steinerne Stufen vom Kai hinab ... Gleich ... gleich komme ich!“ Er blickte in die Stube zurück. Sein Gesicht hatte den Ausdruck gewechselt. Die Worte kamen, frohlockend fast, aus einem Gesicht, das leuchtete. „Sogleich, gleich bin ich unten!“ rief die Stimme aus dem dritten Stock herab.

Sein Hut und Mantel lag auf dem Fußboden, neben dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte. Mit einem Satz war er an Kathrin vorbei. Unten hörte ich das schwere Thor in den Angeln kreischen.

Ich riß das Fenster auf: „Felix!“ schrie ich, so laut ich konnte. Die vier Studenten wichen zurück und sahen dem Rennenden nach. Fort stürzte er, in der Richtung des Stromes. An der Ecke war er verschwunden.

„Felix!“ schrie ich noch einmal.

Kathrin kam, schloß das Fenster und bekreuzte sich. Die Thür stand offen. Aus der Küche tönte ein einzelner Ruf der alten Schwarzwälderuhr herein.

Arthur Holitscher.



# George Eliot.

Die fruchtbarste und erfolgreichste englische Romanschriftstellerin des viktorianischen Zeitalters, George Eliot (Mary Anne Evans), stand dem größten Philosophen dieser Epoche, dem am zehnten Dezember 1903 aus dem Leben geschiedenen Herbert Spencer, viel näher, als man auf Grund der bisher bekannten Zeugnisse annehmen durfte. Erst die im Frühjahr 1904 veröffentlichte Autobiographie Spencers giebt uns vollen Aufschluß über Entstehung und Artung dieses Verhältnisses, das für beide Teile beglückend und ersprießlich war. Fama tuschelte mit der ihr eigenen vorlauten Beschnüffelungsucht, Spencer liebe Miß Evans und wolle sie heirathen. In Wirklichkeit handelte es sich, wie die Autobiographie jetzt zeigt, um ein Freundschaftverhältniß des Philosophen zur Dichterin, wie man es inniger und zarter nicht leicht ersinnen kann. Man weiß, daß George Eliot die Herzensfreundin von George Henry Lewes, dem Biographen Goethes und angesehenen Historiker der Philosophie, war. Lewes und George Eliot setzten sich über das Zischeln aller Lästerzungen mit einer Souverainetät hinweg, die das vielbesprochene und vielverleumdete Verhältniß adelte. Herbert Spencer gleitet in seiner Autobiographie mit einer Zartheit und Delikatesse des Empfindens über dieses Verhältniß hin, die um so angenehmer auffallen und von dem widerlichen Behagen anderer Schilderer dieser Beziehungen abstechen, als Spencer offenbar eine tiefe Neigung für Miß Evans hegte, aber die seelischen Prioritätrechte seines Freundes Lewes achtete. Spencer versäumt keine Gelegenheit, George Eliot, wo es nur immer angeht, in seine Autobiographie einzuflechten. Mit Genugthuung hebt er mehrmals hervor, daß er ihr die Anregung zur epischen Dichtung gegeben habe, und im zweiunddreißigsten Kapitel berichtet er mit inniger Befriedigung, wie die Eliot ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut habe, sie sei seinem Rath gefolgt und arbeite jetzt an ihrem ersten Roman.

In Gemeinschaft mit meiner Tochter, stud phil. Helene Stein, gebe ich (im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart) Weihnachten den ersten Band der autorisirten deutschen Uebersetzung dieser Autobiographie heraus. Im Einverständniß mit Herrn Harden lasse ich hier ein paar Absätze aus dem ersten Band — das Kapitel heißt „Ein verlorenes Jahr" — folgen.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Ich erwähnte schon öfters den Namen von Miß Evans, die damals noch wenig bekannt war, heute aber weltberühmt ist. Meine Bekanntschaft mit ihr geht auf den Hochsommer 1851 zurück. Bei Chapmans lernte ich sie kennen. Sie besuchte oft die Ausstellung und verhandelte damals mit der Westminster Review, der sie Beiträge liefern sollte. Unsere Beziehungen waren schon gegen Ende 1850 freundschaftlich gewesen. Wie wir zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, standen, zeigt ein Brief, den ich im April dieses Jahres an Lott schrieb: „Ich stand in letzter Zeit in freundschaftlichem Verkehr mit Miß Evans, von der ich Dir sagte, daß sie die Uebersetzerin von Strauß und die geistig höchststehende Frau ist, die mir jemals begegnete. Die

Größe ihres Geistes, ihre Weiblichkeit und persönliche Eigenart fesselten mich den ganzen Abend an ihre Seite." Als ich diesen Brief schrieb, boten sich mir noch andere Gelegenheiten, mit Miß Evans zusammenzutreffen. Von meinen Freibillets für die italienische Oper und andere Theater machte ich nun mehr als je Gebrauch; denn ich hatte das Vergnügen, Miß Evans zu begleiten.

Ihr Aeußeres hatte wohl Etwas von der Männlichkeit, die ihrem Intellekt anhaftete. Sie war nur von mittlerem Wuchs, aber kräftig gebaut. Der Kopf war größer als sonst bei Frauen; auch hatte er eine Eigenschaft, die ihn von anderen Köpfen merklich unterschied: die auffallend regelmäßigen Umrisse. Die meisten Köpfe weisen entweder flache oder konkave Stellen auf. Ihr Kopf dagegen war gleichmäßig konvex. Das Gesicht, dessen Ausdruck in ruhigen Momenten höchst reizvoll war, erschien wie umgewandelt, wenn sie lächelte. Das Lächeln vieler Menschen bedeutet einfach Heiterkeit. Mit ihrem Lächeln aber verband sich gewöhnlich ein Ausdruck von Sympathie, entweder für die angelächelte oder für die mitlachende Person. Ihre Stimme war ein ziemlich starker Kontraalt. Ueber diese Stimme müßte ich eigentlich Genaueres sagen können, weil wir damals oft zusammen sangen. Aber durch ihre Gewohnheit, den Ton zu dämpfen, kam ihre ganze Kraft kaum jemals zur Geltung. Ihre Stimme klang immer sanft.

Als sie ihren Kinderglauben verloren hatte, fühlte sie Jahre lang einen Zwiespalt in ihrem Geist. Aber diese Wallungen schwanden; ihre Natur rang sich zur Harmonie durch. Ihre stete Selbstbeobachtung versetzte sie manchmal in üble Laune. Ein einziges Mal nur sah ich sie heftig; sie wars nicht ohne Grund, aber sie wars im Uebermaß. Wenn sie sich auch in ihrer Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit über jedes Unrecht aufregte, so war sie doch duldam gegen menschliche Schwächen und immer zur Verzeihung bereit. Ließ sie sich zu einem vorschnellen Urtheil hinreißen, so kam es vor, daß sie Abbitte leistete. Aus diesem Zug schließe ich, daß sie beständig ihren Fehlern nachforschte. Einst klagte sie über quälendes Doppelbewußtsein: Alles, was sie sage und thue, sei bei ihr von Regungen der Selbstkritik begleitet. Natürlich bewirkte diese Eigenschaft Selbstunterschätzung und Mangel an Selbstvertrauen.

Die meisten regen Geister scheinen, mehr oder minder deutlich, die Anzeichen eines Doppelbewußtseins zu spüren. Das eine Bewußtsein beobachtet, so zu sagen, das andere, lobt oder tadelt. Verschiedene überzeugende Fälle haben mich in den letzten Jahren bestimmt, die „Dualität des Geistes" anzunehmen, insofern sie die Fähigkeit der beiden Geisteshemisphären bedeutet, unabhängig von einander zu wirken. Im Traum bin ich oft Phänomenen begegnet, die sich durch keine andere Annahme erklären lassen; und eine Erfahrung gab dann den Ausschlag. Als ich eines Morgens erwachte, war ich meines Bewußtseins mächtig genug, um mit Sicherheit zu konstatiren, daß ich wach

sei. Dennoch träumte ich weiter; und das wache Bewußtsein beobachtete eine Weile mein Traumbewußtsein. Noch manches Beispiel wäre anzuführen, das beweist, daß die beiden Gehirnhemisphären getrennt funktioniren. Daß eine begrenzte Spezialisirung stattfindet, ist bereits von Anderen erwiesen worden. Mir scheint jedoch, daß noch eine weitere Spezialisirung bestehen muß. Vielleicht besorgt die eine Bewußtseinshemisphäre die einfacheren, die andere die komplizirten Gedankenassoziationen; dann würden beide Sphären sich in die Arbeit theilen. Kann es nicht ein bicerebrales Denken geben, wie es ein binokulares Sehen giebt?

Vielleicht machte solche Anlage es Miß Evans schwer, ihre Fähigkeiten und Kenntnisse schnell zu voller Geltung zu bringen; allmählich erst vermochte man sie zu entdecken. Miß Evans besaß ein sehr starkes Gedächtniß und die Gabe rascher Auffassung. Ihre schöpferische Phantasie, die Gestalten schuf und Seelen entblößte, war im Alltagsleben nicht so bemerkbar. Ihre spekulative Begabung neigte zum kritisch-analytischen mehr denn zum synthetischen Denken. Immerhin mußte ihr philosophischer Geist auffallen. Ich habe wenige Menschen gekannt, mit denen ich mich so gut über philosophische Fragen unterhalten konnte. Die Begabung für abstraktes Denken verbindet sich beim Manne nur selten mit der konkreten Darstellung. Unter Frauen vollends wird man nicht oft eine finden, die, wie sie, Beides verband.

In früheren Tagen mochte sie wohl manchmal lebhaft gewesen sein. Seit ich sie kannte, war sie es nicht mehr; und nur selten auch war sie zum Witz, zum Humor gestimmt. Der Hauptzug ihres Wesens war Gleichmuth. Sie verbarg scheu jede Gemüthsbewegung, jede Spur geistiger Anstrengung. Ihre Kraft schien immer latent zu bleiben. Was sie an Gedanken aussprach verrieth große und mühelos produzirende Intelligenz. Solcher Fähigkeit mußte sie sich bewußt sein; dennoch fehlte ihr alles Selbstvertrauen. Mußte sie eine abweichende Meinung äußern, so that sies oft in halb apologetischer Art. Ihr Mangel an Selbstvertrauen war wohl auch schuld daran, daß sie damals meinen Rath, Romane zu schreiben, nicht befolgte. Ich fand in ihr alle zu solchem Werk nöthigen Eigenschaften vereint: scharfe Beobachtungsgabe, auffallende Kraft der Analyse, eine ungewöhnliche Fähigkeit, sich rasch in den Geisteszustand Anderer zu versetzen, das große Mitleid, Witz und Humor, endlich eine umfassende Bildung. Sie selbst aber traute der Kraft nicht.

Im Lauf des Frühjahres kamen wir auf Comtes Philosophie positive zu sprechen und auf ihre Anregung las ich die einleitenden Kapitel, die Exposition. Das war keine leichte Aufgabe für mich. Meine Sprachkenntniß reichte allenfalls zum Durchblättern von Romanen (in denen ich sprachlich schwierige Stellen überschlug), nicht aber für diesen Zweck. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich damals über Comtes Lehre von den drei Sta-



dien, dem theologischen, dem metaphysischen und dem positiven, dachte. Ich hatte mich noch nie mit diesem Gegenstand beschäftigt und verhielt mich daher weder ablehnend noch zustimmend. Doch über Comtes Klassifikation der Wissenschaften hatte ich mir sofort eine eigene Meinung gebildet: ich lehnte sie ab. Miß Evans war sehr erstaunt; ihr war diese Klassifikation unanfechtbar erschienen. Ungern nur ließ sie sich zu einer Auseinandersetzung herbei und sprach später, da mein Standpunkt von ihrem weit so entfernt war, überhaupt nicht mehr von Comtes Philosophie.

Da man uns so oft zusammen sah, stellten die Leute Vermuthungen an. Gewöhnlich genügt der Welt eine ganz geringe Wahrscheinlichkeit, um daraus positive Schlüsse zu ziehen; hier lag große Wahrscheinlichkeit vor; und so wurde denn behauptet, ich sei in sie verliebt und werde sie bald heirathen. Beide Vermuthungen waren falsch.

Eines Tages — ich glaube, wir sprachen von meinen Social Statics — äußerte sie ihr Staunen darüber, daß ich, der doch so viel denken müsse, keine Runzeln auf der Stirn habe. Vielleicht, antwortete ich, kommts daher, daß ich mir den Kopf nie zerbrach. Da rief sie: „Solche Vermessenheit ist mir noch nicht vorgekommen!“ Ich bat sie, erst zu hören, wie ichs meine. Die Art meines Denkens erfordere eben nicht die konzentrirte Anstrengung, die dem Denker die Stirn runzelt. Ich habe mich nie an ein einziges Problem gemacht und so lange gegrübelt, bis die Lösung gefunden war. Wenn ich von Zeit zu Zeit zu Schlüssen gelangte, warens nie Antworten auf kurz vorher gestellte Fragen, sondern mühelos erreichte Endergebnisse von Gedanken, die allmählich aus einem Keim hervorgewachsen waren. Ich merkte mir eine Thatsache, wenn ich las oder direkt beobachtete. Ich hatte einen gewissen Sinn für die Bedeutung solcher Beobachtungen. Sie schienen mir nicht etwa sofort allgemein giltig; doch Instinkt und Interesse trieben mich zu Thatsachen von allgemeiner Geltung. Ich konnte, zum Beispiel, über den Bau dieser oder jener Gattung von Säugethieren lesen, ohne daß mir ein bestimmter Eindruck davon zurückblieb; stieß ich aber auf die Thatsache, daß die Säugethiere — selbst so ungleichartige wie Walfische und Giraffen — fast ausnahmelos sieben Nackenwirbel haben, so fiel mirs auf und blieb im Gedächtniß haften. Solchen generellen Wahrheiten hing ich dann, nach der Art meiner Begabung, manchmal eine Weile nach und prüfte ihre Tragweite. Acht Tage später wurde ich vielleicht wieder daran erinnert. Neues Nachdenken folgt, neue Erkenntniß; neue Beispiele stellten sich ein. Wieder vergeht eine Weile. Wenn ich mir dann Rechenschaft über meine Beobachtungen ablege, erweitert sich der Gedanke, die Beispiele häufen sich, eine Generalisation wird möglich, aus verschwimmenden Umrissen entsteht ein fester Begriff, entsteht, ohne bewußte Absicht und ohne merkliche Anstrengung, eine zusammenhängende Theorie. Meine Gedanken

entwickelten sich wie von selbst, schritten, ohne daß ich sie vorwärts drängte, von Stufe zu Stufe. Darum fand Miß Evans auf meiner Stirn keine Runzeln. Und als wieder drei Jahrzehnte in ernster Gedankenarbeit verstrichen waren, war meine Stirn noch immer fast ungefurcht. Herbert Spencer.



# Das alte Dorf.

Am Abhang, wo die Felder sich zum Strom niederbreiten, liegt ein reiches Dorf mit großen Höfen. Zu jedem Hof gehört Stallung, Schuppen und Tenne und auf jedem Gehöft sitzt ein wohlhabender Bauer mit Familie und Vermögen. Schöner ist kein Dorf in ganz Norrland. In gewaltigen Linien erhebt sich dahinter der Tannenwald. Im Winter funkelt an seinem Himmel das Nordlicht, im Sommer steht die Sonne, ohne unterzugehen, am Firmament und treibt die Saat aus der Erde empor.

Geschlecht auf Geschlecht hat in diesem Dorf gelebt und nur Wenige von Denen, die hier geboren sind, haben den Weg hinaus gesucht. Und von draußen gekommen sind auch nur die Frauen, die sich die Männer heimgeholt haben. Nach und nach, als die Zahl der Menschen wuchs, ward waldwärts und stromwärts, auf und ab, neues Land urbar gemacht. Alter Brauch hat sich im Dorf erhalten, und wenn Zwei in Zwietracht leben, so wird die Sache vom Aeltesten geschlichtet. Keiner will, daß Dorfangelegenheiten von Fremden abgehandelt werden.

Aber rings im Land geht eine Sage, wie einst das erste Haus im Dorf erbaut ward. Niedrig und unscheinbar soll es gewesen sein, und wo es gestanden hat, erhebt sich jetzt ein hohes Gebäude mit vielen Stuben, von denen nur wenige benutzt werden. Das Haus liegt unten am Hang, zunächst am Strom, und von der Treppe aus kann man die Wirbel in dem tiefschwarzen Wasser sehen, wenn der Strom hoch geht.

Dies ist die Sage, die erzählt wird:

In alten Zeiten — viele hundert Jahre sollen seitdem vergangen sein — entbrannte ein junger Mann in Liebe zu einem Mädchen, das reicher und vornehmer war als er selbst und das ihm die Eltern deshalb nicht zur Frau geben wollten. Die beiden jungen Leute ließen aber nicht von ihrer Liebe; offen und im Geheimen suchten sie einander. Und als die Mittsommersonne flammte, saß das Mädchen einsam auf dem Säter. Der Geliebte besuchte sie dort und sie vermochte nicht, ihn gehen zu heißen. Zehn Tage und zehn Nächte lang ging die Sonne nicht unter, und als sie endlich zu sinken begann und die Dämmerung wieder fiel, hatte das Mädchen Zeit, an all das Geschehene zu denken. Und als der Geliebte sie verlassen hatte, weinte sie die langen Abende hindurch und hörte, wie um sie der Wald seufzte.

Als es Herbst ward, merkte der Vater, daß die Tochter sein Verbot übertreten hatte. Der Winter verging, ohne daß er zu ihr sprach oder sich irgend Etwas merken ließ. Denn das Mädchen war sein einziges Kind und er liebte es sehr. Darum ergrimmte er auch. Und als das Kind geboren war, sagte er zu ihr: „Nimm Dein Kind und geh aus meinem Haus! Das Kind, das Du geboren hast, ist Deine und meine Schande und findet kein Obdach bei mir.“

Die Tochter blickte den Vater an und begriff, daß sie keine Gnade zu erwarten habe. Rathlos nahm sie ihr Kind auf den Arm und ging in das Haus, wo der Mann wohnte, der des Kindes Vater war. Dem sagte sie des Vaters Worte. Sie hatte nichts bei sich als das Kind und ein Bündel, in das sie, mit dem einzigen Buch, das sie je gelesen, ihre Kleider gepackt hatte. Der Mann nahm den Knaben auf seine Arme, küßte ihn und lachte. Er führte sie hinein und war glückselig. Denn er hatte zuvor getrauert, weil er der Geliebten in ihrer Noth nicht nah sein konnte.

Am folgenden Tag nahm er sein Bischen Habe und schnallte es auf sein Pferd. Büchse, Werkzeuge und Kessel, eine warme Decke und einen Schlafsack aus Fell. „Hier können wir nicht bleiben“, sagte er. Das Weib verstand ihn. Und sie wanderten mit einander aus, hinweg durch die Wälder. Das Weib saß mit dem Kind im Arm auf dem Rücken des Pferdes, das der Mann am Zügel führte. Wenn das Thier müde war, stieg sie ab und ging, während der Mann das Kind auf den Armen trug.

Es war zeitig im Frühjahr; die Nächte waren kühl. Sie wanderten nordwärts und errichteten ihr Lager auf nacktem Feld. Am siebenten Tag gelangten sie zur Stromebene, wo jetzt das Dorf liegt. Im Sonnenglanz lag vor ihnen der Strom; am Hang erblickten sie eine Wiese, auf der das Gras zu grünen begann. Da hob der Mann die Last vom Rücken des Pferdes und sagte: „Hier wird Gott uns eine Heimath schenken. Hier verachtet uns Keiner“.

Dem Weib erschien es in diesem Augenblick, als habe sie das Selbe gedacht, und es kam ihr vor wie ein Glück, daß die Menschen sie ausgestoßen hatten. Als der Mann einen Reisighaufen zusammengetragen hatte, machte das Weib Feuer; und unter freiem Himmel stieg der Rauch auf vom ersten Herd, an dem zwei Menschen in der Wildniß zusammen saßen. Das Kindchen schlief am Feuer. Wieder flammte die Sommersonne über dem Glück der Zwei, und wo keine bösen Worten sie erreichten, fühlten sie keine Sünde. Und als der Herbst kam, stand am Strom eine Hütte und im Eckschrank über dem Renntierfell lag das einzige Buch.

Sechs Söhne erwuchsen dem Paar in der ersten Hütte, sechs Söhne, deren jeder sein Land bebaute und sich ein Weib nahm. Von ihnen stammen die Bewohner des Dorfes an dem Stromufer, über dem der Wald so dicht steht. Es ist lange her, seit Dieses geschah. Vergessen sind die Namen der Beiden, die mit einander in die Wildniß wanderten, um dem Fluch zu entfliehen. Die aber im Dorf am Stromufer wohnen und bauen, sind Kinder ihrer Liebe und ihrer Kraft.

So meldet die Sage.

Arild. Gustaf af Geijerstam.



# Selbstanzeigen.

**Der neue Kurs in der Philosophie. Wiener Verlag.**

Ich habe in meiner kleinen Schrift versucht, von der Erkenntnißtheorie ausgehend, über sie hinauszugelangen, ohne in die Metaphysik zu verfallen. Ein solcher Versuch auf rein psychologischem Wege, ohne Zuhilfenahme allgemeiner Konstruktionen, ist meines Wissens bisher nicht unternommen worden. Bisher gab es nur reine Erkenntnißtheorie ohne allgemeine Philosophie oder allgemeine Philosophie ohne Erkenntnißtheorie. Die Kant-Feier hat neben vielen unerfreulichen Dingen auch eine erfreuliche Erscheinung gezeitigt: der Kritizismus rückte wiederum in den Vordergrund. Aber der Kritizismus bedarf um so dringender einer Revision, als jetzt von verschiedenen Seiten der Ruf erschallt: „Zurück zu der Philosophie vor Kant!“ Das heißt: Zurück zu Spinoza und Leibniz, wiederum hinein in die alte Metaphysik und Dogmatik. Dagegen muß Stellung genommen werden. Im Kampf gegen die verführerischen Künste der metaphysischen Betrachtungweise genügt Kant nicht mehr. Zurück also zu Hume. Dies Zurück ist aber zugleich ein Vorwärts. Wer sich zu Hume bekennt, bekennt sich auch zur immanenten Philosophie, zu Kaufmann und Schuppe, zu Mach und Avenarius. Aber auch Das genügt nicht. Die Erkenntnißtheorie Humes kann nicht umgestoßen werden; aber man kann auf diesem Fundament weiter bauen. Nicht allein künstlerische, sondern vernunftgemäße Erwägungen zwingen uns, Fragen aufzuwerfen, die weder der formale Kritizismus Kants noch der analytisch-monistische Kritizismus Humes beantworten kann. Ueber-erkenntnißtheoretische Probleme tauchen auf, philosophische Probleme, die die Erkenntnißtheorie nicht lösen kann und die dennoch aller Metaphysik bar sind. Auf der Basis der Erkenntnißtheorie muß ein neues psychologisches Gebäude errichtet werden. Nicht: Zurück zu Kant, nicht: Zurück zu Hume darf die Parole lauten. Die formal-rationalistische Denkweise Kants muß beseitigt, die analytisch-monistische Humes muß ergänzt werden durch den psychologisch-synthetischen Kritizismus. Das ist der „neue Kurs“ in der Philosophie. Diese kleine Schrift ist jedoch nur ein Programm zu einer neuen Philosophie, nicht die neue Philosophie selbst. Die ganze Untersuchung, die hier angezeigt wird, ist nur die populäre Einleitung zu einem dreibändigen System; daher das Skizzenhafte und bewußt Lückenhafte der meisten Ausführungen. Ich werde danach trachten, in meinem Lehrgebäude überall diese Lücken zu ergänzen. Aus meiner jetzigen Darstellung könnte man folgern, daß ich mich in Bezug auf erkenntnißtheoretische Probleme ganz einseitig Mach und Schubert-Soldern anschließe. Davon kann keine Rede sein. Schon die Thatsache, daß ich so verschieden geartete Denker citire, beweist es.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

❦

**Der Parademarsch.** Eine ärztliche Betrachtung. **Vortrag, gehalten auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte (Abtheilung für Militärsanitätwesen). Dresden, Paul Alicke, 1904. 75 Pfennige.**

Mein Vortrag über den Parademarsch hat in der Tagespresse mehr Beachtung gefunden, als mir lieb sein kann. Denn der Inhalt war entweder mißverstanden oder nach Bedarf zurechtgefärbt worden. Ich veröffentliche deshalb

den Wortlaut des Vortrages; und hoffe, mit der nüchternen Sachlichkeit meiner Gründe auf Betheiligte und Unbetheiligte nicht ohne Eindruck zu bleiben.

Kötzschenbroda. Dr. Franz Thalwitzer.

**Rebellen. Ein sozialer Roman. Wien, Moderner Verlag.**

Das Buch ist ein Gruppenroman und — ich bekenne es! — nicht „literarisch" und auch nicht tendenzlos. Die Gruppen, die es schildert, sind die Revoltirenden gegen die heutige Gesellschaft, die Anarchisten, Sozialisten, Individualisten, Frauenrechtlerinnen, Tolstoisten, Zionisten u. s. w., kurz, Alle, die sich bedrückt oder unbefriedigt fühlen und sich empören. Die Handlung vollzieht sich in Zürich und ein großer Theil des Buches ist dem Leben und dem Wollen der russischen Revolutionäre gewidmet. In dem Buch sind zum größten Theil Personen aus dem Leben festgehalten, die mir für eine bestimmte Gruppe typisch oder charakteristisch erschienen sind. Ein zutreffendes Urtheil glaube ich da zu besitzen, denn ich habe (in Zürich, Genf und Paris) lange Jahre unter ihnen und mit ihnen gelebt, nicht als ein Don Quixote, der auf „Studien" erpicht ist, auch nicht als kritikloser Mitgänger, sondern als ein mitfühlend Prüfender. Bei der Wiedergabe des Geschehenen habe ich weder idealisirt noch karikirt, sondern mich bemüht, es rein menschlich zu erfassen und es weiteren Kreisen menschlich näher zu bringen. Dabei hatte ich die Absicht, landläufige falsche Vorstellungen zu zerstreuen; und in diesem Sinn hat das Buch Tendenz. Ich habe mich bemüht, dem Ganzen die Form eines spannenden, dramatisch bewegten Romans zu geben, weiß aber, daß er mir künstlerisch noch nicht geglückt ist. Es ist eben nur ein Versuch zu dem mir vorschwebenden sozialen und kulturkritischen Massenroman, der unsere Zeit, ihr Ringen und Gähren in kinematographenartigen Bilder vorführt und — eben weil er modern, Das heißt: wirklich zeitgemäß ist — über die von Zola geschaffene Schablone gleichgiltig hinweggeht. Wenn das Buch dazu beiträgt, Diesen oder Jenen das Gährende und Ringende unserer Generation verstehen und objektiver betrachten zu lassen, dann hat es die von mir gewollte Wirkung erreicht.

Wien. Karl Morburger.

**Tibet und die englische Expedition. Mit zwei Karten und acht Vollbildern. Halle. Gebauer & Schwetschke 1904.**

Der Einzug der Engländer in Lhassa hat den mystischen Bann gebrochen, der seit Menschenaltern über dieser Stätte lag. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat damit für Tibet überhaupt die Stunde geschlagen, wo auch dieses Reich, das letzte noch bisher verschlossene in Asien, sich dem Weltverkehr öffnen und sich damit in das große Netz der modernen Kulturgemeinschaft einordnen muß, mit dem die Energie der weißen Rasse den Erdball umspinnt. Dieser Vorgang ist geographisch und politisch von gleich hohem Interesse. Geographisch, weil er den größten auf der bewohnten Erde vorhandenen Erdraum, auf dem noch Entdeckungen großen Stils zu machen sind, der Forschung öffnet; politisch, weil sich immer deutlicher der weitreichende Einfluß offenbart, den der Dalailama, der buddhistische Papst, auf die Völkerwelt Inner- und Ostasiens übt, und weil dieser Einfluß voraussicht-

lich der Macht dienstbar werden wird, der es gelingt, ihre Oberherrschaft über Tibet an die Stelle der chinesischen zu setzen. Mein Buch soll in kurzer, übersichtlicher Zusammenfassung über Das orientiren, was wir heute über Tibet, seine Landesnatur, sein Volk und seine Geschichte, trotz der Abschließung, bereits wissen, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse, die für die englischen Pläne von Bedeutung sind. Ich konnte eigene Beobachtungen benutzen, da ich 1898 im Sikkim-Himalaya gereist bin. Ich kenne also aus eigener Anschauung die Basis der englischen Operationen und auch Einiges von Rasse und Kultur der Tibeter, da die Bevölkerung Sikkims ihnen in beiden Stücken nah verwandt ist und namentlich die buddhistischen Bergklöster dieses Gebietes, deren Besuch der Hauptzweck meiner Reise war, bereits der tibetischen Lamakirche angehören.

Dresden. Dr. Georg Wegener.

**Neue Garben.** Verlag von Albert Langen in München.

Noch zwei Proben:

Kinderhändchen.

Uns hat kein Gott ein Kindchen zuerkannt
Und kann doch nichts mein Trübsein so verringern
Wie eine dicke, weiche Kinderhand
Mit Amorgrübchen und mit drolligen Fingern,

Die noch ganz dumm nach allen Dingen langt,
Dreist, ohne Angst und voller Weltvertrauen,
Ein muthiges Händchen, dem vor gar nichts bangt,
Weil alle Dinge so vertraulich schauen.

Drum, wenn mein Glücksbedürfniß Träume spann,
Sah ich ein Kind an Vaters Knie sich schmiegen.
Und meines Kindchen Händchen fühlt' ich dann
Tröstend und warm in meinen Händen liegen.

Traum! Traum! Du liebes Händchen Du,
Versagst Du Dich mir jetzt, um einstens drüben
Der Seele mein am Thor zur ewigen Ruh'
Den schweren Riegel hilfreich wegzuschieben?

Vorlesung.

Das Zimmer war voll Dämmerdufts gewesen,
Da hat der Dichter Verse vorgelesen.

Nun schwieg er still. Der Greis sprach in das Schweigen:
„Viel tiefer Sinn ist Deinen Versen eigen.“

Da sprach die junge Frau: „Ich kann nichts sagen;
Ich fühl' mein Herz in Deinen Versen schlagen.“

Da sprach das Kind: „Wie Deine Worte klingen!
Ich hörte Dich so gern noch weitersingen . . .“

Prag. Hugo Salus.

# Der Fall Jacobsohn.*)

Lieber Herr Harden, man hat Sie wohl berichtet, wenn man Ihnen sagte, daß ich vom ersten Augenblick an zu Denen gehörte, die den Fall Jacobsohn in das Gebiet des Pathologischen zu verweisen wünschten. Allerdings lag das pathologische Moment für mich schon nach dem ersten Eindruck anderswo als dort, wo man es vielfach heute zu suchen scheint. Ich sagte mir nämlich: Hier ist ein junger Mensch, der sich im Laufe weniger Jahre durch zweifellose Begabung und außerordentlichen Fleiß einen höchst geschätzten Namen als Kritiker erworben hat und dem nun plötzlich schriftstellerische Vergehen vorgeworfen werden, zu denen für ihn, nach Wesen und Umfang seines Talentes, keinerlei Nöthigung vorliegen konnte und von denen er auch mit absoluter Sicherheit wissen mußte, daß sie auf die Dauer weder unbekannt noch unbesprochen bleiben würden. Wenn er also trotzdem dieser Vergehen schuldig wurde, so giebt es dafür nur eine einzige Erklärung: zeitweiliges Versagen der Urtheilskraft auf Grund einer psychischen Störung, die mir am Verständlichsten wurde, wenn ich sie als gegensätzlich zum Krankheitbilde der Hypochondrie aufzufassen suchte. Während man nämlich bei der Hypochondrie als charakteristische Grundlage für eine Reihe von Symptomen eine Entfesselung der Ideen-Assoziationen in der Richtung betrachten kann, daß durch einen oft geringfügigen Reiz eilige und unaufhaltsame Gedankenfolgen ausgelöst werden, die sich auf allerlei entfernte gefahrvolle Möglichkeiten beziehen, schien es mir im Fall Jacobsohn, als wenn hier auch die nächstliegenden Erwägungen über die höchst wahrscheinlichen Folgen einer innerhalb des schriftstellerischen Berufes als unerlaubt geltenden Handlung ausgeschaltet würden. Und ich will gleich hinzusetzen, daß mir bisher der Anlaß fehlt, von dieser ersten Auffassung abzugehen. Weder leuchtete mir der Erklärungversuch Jacobsohns in der „Welt am Montag" ein noch scheint mir die sogenannte „Lösung des psychologischen Räthsels" durch Herrn Arthur R. H. Lehmann auf den Fall Jacobsohn mit genügender Sicherheit anwendbar. Herr Lehmann citirt Fälle von außergewöhnlich gesteigertem Gedächtniß unter sonst normalen Geistesverhältnissen und ferner Fälle von außergewöhnlichen Gedächtnißsteigerungen im Verlauf gewisser Gehirnkrankheiten oder solcher Krankheiten, bei denen es sekundär zu hyperämischen Störungen im Gehirn (im Sprachcentrum oder in der Nähe des Sprachcentrums) kommt. Daß alle von Lehmann citirten Beispiele an sich vollkommen einwandfrei sind, versteht sich von selbst; nur geben sie meiner Empfindung nach keinen Aufschluß über den Fall Jacobsohn. Worin besteht denn das Charakteristische und höchst Eigenthümliche dieses Falles, wenn man ihn, wie

*) Ein Brief des Dichters (der Doctor medicinae und Praktischer Arzt ist) und eine Ergänzung des im vorigen Heft („Der kleine Jacobsohn") Gesagten.

Jacobsohn selbst und wie Lehmann, als chronische Affektion in der Nähe des Sprachcentrums auffassen will? Besteht es in dem stupenden Gedächtniß, das sich in der konstanten Fähigkeit ausspräche, Wort- und Satzfolgen, die vor langer Zeit gelesen oder gehört wurden, bewußt zu reproduziren, oder darin, daß die Reproduktion solcher Wort- und Satzfolgen zwangartig in Folge gewisser vorübergehenden Reizzustände im Sprachcentrum auftritt? Oder handelt es sich hier um eins jener (gewiß nicht sehr häufigen) Phänomene, wo im Verlauf eines hysterischen Anfalles, einer fieberhaften Erkrankung oder irgend eines anderen krankhaften Zustandes, der einen Reiz in oder neben dem Sprachcentrum auslöst, Wort- oder auch Tonfolgen reproduzirt werden, die der Kranke in gesundem Zustand gar nicht oder mindestens nicht so genau reproduziren könnte wie unter dem Einflusse seiner Krankheit? Diese Fälle sind beinahe immer mit Amnesie verbunden. Das heißt: die betreffenden Kranken erinnern sich nachher nicht des Umstandes, daß sie in ihrem Anfall die Wort- oder Tonfolgen reproduzirt und wiedergegeben haben. Und ferner werden diese Wort- und Tonfolgen mit mathematischer Genauigkeit, ja, um bei dem Vergleich Lehmanns zu bleiben, ähnlich wie von einem Grammophon abgeschnurrt. Gewiß aber giebt es auch Uebergangsfälle, wo die Reproduktion der Wort- oder Tonfolgen nicht unbewußt, sondern nur mechanisch, also unter einer gewissen Kontrole des Bewußtseins und ohne nachfolgende Amnesie, erfolgt. In all diesen Fällen aber ist der Ersatz eines Wortes innerhalb der reproduzirten Wortfolge durch ein anderes unter Mithilfe des Urtheilsvermögens nach den bisherigen Erfahrungen ausgeschlossen. Gerade dieser Vorgang aber tritt bei Jacobsohn ein; und man müßte es geradezu als das Eigenthümliche dieses Falles ansprechen (wenn wir ihn eben als chronischen Reizzustand in der Nähe des Sprachcentrums auffassen wollen), daß erstens innerhalb des mechanischen Ablaufes einer reproduzirten Wortfolge (wie sie sich in den unter Verdacht stehenden Kritiken vorfinden) das eine oder das andere für den betreffenden Anlaß nicht geeignete Wort durch ein geeignetes (zum Beispiel: „Magda" durch „Traumulus") ersetzt wird und daß zweitens die Wortfolge regelmäßig dort, wo im mechanischen Ablauf Name oder Chiffre des wirklichen Verfassers stehen sollte, jäh abreißt. Nun sollte man aber wenigstens glauben, daß durch dieses plötzliche Einsetzen bewußter Urtheilskraft der Kranke aufgestört würde, etwa wie ein angerufener Nachtwandler, und selbst bemerken müßte, daß die unter Zwang reproduzirten Wortfolgen nicht von ihm herrühren. Wenn es sich aber so verhält, dann zieht Jacobsohn keinenfalls die nöthigen Konsequenzen daraus; denn die auf so seltsame Weise entstandenen Kritiken sind ja gedruckt und von Jacobsohn selbst unterzeichnet worden.

Nun hielte ich es ja nicht für unmöglich, daß durch die Macht eines neuen Eindruckes, trotz dem Zwang, mit dem alte Wortfolgen reproduzirt

wurden, gelegentlich die Substituirung eines Wortes durch ein anderes, passenderes erfolgen, ja, selbst daß einmal ein jähes Abreißen der Wortfolge gerade in dem Moment erfolgen könnte, wo die Chiffre oder der Name des ursprünglichen Verfassers zu erscheinen hätte. Aber solche Vorgänge als regelmäßige anzuerkennen, wehrt sich Alles in mir, was ich an Einsicht in gesunde und kranke Seelen besitze. Freilich kommt es weiter nicht in Betracht, daß ein Fall wie der Jacobsohns bisher meines Wissens weder publizirt noch überhaupt beobachtet worden ist; doch müßte er seine Logik in sich tragen, wie alles Menschliche. Jacobsohn erzählt in seiner früher erwähnten Erwiderung einen Vorfall, der nur gegen seinen eigenen Erklärungversuch auszunützen ist; er erzählt, wie er sich einmal auf irgend eine Anregung im Gespräch hin sofort erinnert habe, was ein bestimmter Kritiker bei einer bestimmten Gelegenheit über einen bestimmten Schauspieler geschrieben hatte. In diesem Fall hat also Jacobsohn eine logische Wortfolge nicht nur bewußt reproduzirt, sondern er hat auch gewußt, auf wen sich die Wortfolge bezog und von wem sie herrührte. In den Fällen, die man ihm zum Vorwurf macht, ist gerade das Gegentheil bemerkenswerth: er reproduzirt, wenn schon nicht unbewußt, doch gegen seinen Willen und trotz dem Bedürfniß, eigene Worte zu finden, er glaubt, diese Wortfolgen selbst gefunden zu haben, ersetzt aber zugleich die für den neuen Anlaß nicht passenden Eigennamen und Ausdrücke durch die richtigen, die in den Rahmen der neuen Kritik hineinpassen. Vor diesem Ineinanderspielen von Wahnsinn und Methode wollen sich meine Zweifel nicht beruhigen; und darum kann ich mich vorläufig den Erklärungversuchen des Falles Jacobsohn, die ihn als eine chronische Affektion in der Nähe des Sprachcentrums deuten wollen, nicht anschließen. Aber wie fern es mir liegt, Jacobsohn durch meine Zweifel verletzen zu wollen, sollen Sie gleich hören. Gerade sein Rechtfertigungversuch ist mir ein neuer Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung seines Zustandes; denn dieser Versuch scheint mir nichts als eine Unüberlegtheit mehr. Und im Interesse der Zukunft Jacobsohns, an die ich glaube, wünschte ich, mit dieser Meinung Recht zu behalten. Denn wenn Jacobsohns Krankheit wirklich auf dem unwiderstehlichen Zwang zu mehr oder minder unbewußten Reproduktionen auf Grund einer chronischen Affektion in der Nähe des Sprachcentrums beruhte, so müßte man den jungen Mann auf unbestimmte Zeit hinaus, wenn nicht auf immer, für die Wiederaufnahme seiner kritischen Thätigkeit verloren geben; hat es sich aber, wie ich eben glaube, nur um jenes Gegentheil von Hypochondrie gehandelt, das ihn zu Unvorsichtigkeiten und Unüberlegtheiten gelangen ließ und das nur als pathologisch und nicht als unredliches Beginnen gedeutet werden dürfte, so bin ich überzeugt, daß Siegfried Jacobsohn, der begeisterte Freund des Theaters, der glänzende Stilist und der unter normalen Umständen so selbständige Kritiker,

für alle künftigen Zeiten vor einer Wiederkehr ähnlicher Anfälle gefeit ist und seine Feder bald wieder mit Glück und Ehren führen wird. Denn wenn auch ein Dutzend oder zwanzig oder hundert Stellen in seinen Kritiken nicht von ihm selbst herrühren: wie Vieles bleibt trotzdem noch übrig, woraus die Fähigkeiten dieses Dreiundzwanzigjährigen unverkennbar zu uns sprechen! Nicht der Fall an sich, der sich hier ereignet hat, scheint mir tragisch: er wird es nur dadurch, daß man ihn gar zu leicht gegen den Betroffenen ausnützen und besonders auf Grund jener nicht glücklichen Erklärungversuche ihm die Wiederaufnahme seiner Thätigkeit unmöglich machen könnte. Und darum wünschte ich in Jacobsohns eigenstem Interesse, daß er sich selbst meiner Auffassung zuwende, nach der mir die Möglichkeit einer Wiederkehr seiner psychischen Störung so gut wie ausgeschlossen scheint. Meine besten Wünsche sind bei ihm.

Mit herzlichem Gruß Ihr aufrichtig ergebener

Wien. Arthur Schnitzler.

# Wies gemacht werden mußte.

Der selbe Staat, der sich bisher unter Schmerzen und vergeblich bemüht, seine Rente zu hohen Kursen gut zu klassiren, hat sich seit einiger Zeit selbst ein Konkurrenzpapier geschaffen. Das ist kein Scherz. Wer anders hat denn das Signal zu der neuen Berechnung gegeben, nach der die Aktien unserer großen Kohlenwerke nicht mehr auf die Dividende hin gekauft, sondern die Kurse so gesteigert werden, daß man ein Anlagepapier mit 4 bis 4½ prozentiger Verzinsung vor sich hat? Diese Metamorphose vollzog sich in den ersten Augusttagen und die nüchternsten Börsenleute antworten, wenn man nach ihrer Meinung fragt, daß sie an einen Rückgang der jetzigen Bewerthung nicht glauben. Dieser Rückgang würde natürlich aber beginnen, wenn wieder einmal ganz schlechte Zeiten kämen, Produzenten und Händler nichts zu thun hätten und in der Rheinprovinz und Westfalen nur bange Seufzer zu hören wären. Solche Perioden sind ja schon öfter dagewesen. Auch auf diesem Gebiet folgen fetten magere Jahre. Sogar den Grubenarbeitern geht es manchmal leidlich; dann dürfen die Aktionäre sich hoher Dividende freuen. Schon im nächsten Jahr aber kann das Bild völlig verändert sein: Betriebseinschränkung, Arbeiterentlassungen und nicht ein halbes Prozentchen zu vertheilen. Das schwerste Mißgeschick ist uns ja lange erspart geblieben: aber wir haben keine Garantie, daß es nicht wiederkehrt. Allen Respekt vor der klugen Politik unseres Kohlensyndikates: doch in schweren Geschäftskrisen hat es sich bisher nicht zu bewähren gehabt. Gegen heftige Kursschwankungen ist noch immer kein Mittel erfunden worden; auch die weiseste Weisheit scheint dagegen ohnmächtig zu sein. Noch nicht fünf Jahre ists her, da stiegen, im April 1900, Hibernia-Aktien auf 257; bis zum September desselben Jahres waren sie schon wieder auf 182 gefallen. Gelsenkirchener schwankten damals zwischen 230 und 177, Harpener zwischen 245 und 167. Vorher und nachher haben wir dieses Steigen und Fallen sehr oft erlebt. Fast jedesmal behauptete dann die Industrie, die Börse habe die Schwankungen künstlich erzeugt, und fast jedesmal mußte sie später zugeben, die Börse habe die Entwickelung richtig vor-

ausgewittert. Diese Lehre darf auch Der nicht vergessen, der dem Börsentreiben mit kritischem Blick zuschaut. In all diesem Auf und Ab gab es freilich immer Großkapitalisten — manche von ihnen treiben die Anlagethätigkeit ja wie eine Wissenschaft —, die, sobald nur gegen Elementarunfälle durch eine ausreichende Schadenreserve Sicherheit geschaffen war, die besten Kohlenaktien wie ein Rentenpapier betrachteten. Kohle, sagten sie, muß man haben: also muß auch die Ertragsfähigkeit größer sein als bei Hüttengesellschaften. Das war ein falscher Schluß. Man hatte nicht an die Raumfrage gedacht. Sie genügt, um in schlechten Zeiten aus der Kohle nicht viel Besseres als eine Schleuderwaare zu machen. Dazu kommt, daß auch die schlimmste Konjunktur oft nicht vor der Nothwendigkeit theurer Grubenbauten schützt. Das Alles hat aber die Kohlenschwärmerei sehr ernster Kapitalisten nicht gemindert. In den Großstädten bilden sie eine bestimmte, auf dem Markt bekannte Käufergruppe. Sie hatten das Risiko nach der Erfahrung einzuschätzen, behielten bei gutem Kursstand aber noch immer eine Verzinsung von 6 bis 7 Prozent.

Diese alte Auffassung der Verhältnisse mußte sich (Das liegt im Wesen der Spekulation) von Grund aus ändern, als man erfuhr, der Staat wolle die Hibernia kaufen. Aus der Offerte ging hervor, daß die Regirung den Reingewinn der Bergwerksgesellschaft als eine feste, von keiner Gefahr bedrohte Rente ansehe. So glaubte das Publikum; und vergaß nur eine Kleinigkeit: für die Bemessung der Abfindungsumme war ein wichtiger Faktor, daß künftig der Staat einen großen Theil seines Ruhrkohlenbedarfes zu billigerem Preis beziehen würde. Das galt aber nicht für die anderen großen Kohlenbergwerke, deren Aktien trotzdem stiegen. Das ganze Kursniveau dieses Gebietes hat sich in ein paar Monaten geändert. Der berühmte Scharfblick unserer lieben Geheimräthe hatte diese Entwickelung natürlich nicht vorausgesehen. Diesen Naiven genügt ja auch die Thatsache, daß die Bücher der Dresdener Bank nichts von Käufen der „Direktoren und Freunde" melden. Für die Mitwisser des großen Geheimnisses wars aber gleichgiltig, ob sie Hibernia, Gelsenkirchener oder Harpener kauften: bis zu einer gewissen Höhe mußte jedes dieser Papiere die anderen mitziehen. Das weiß zwar der kleinste Börsenmakler; dem preußischen Handelsminister ist diese einfache Wahrheit aber noch nicht aufgegangen.

Ist der hohe Kursstand nun berechtigt? Nein. Die anderen Kohlenaktien sind ja nicht, wie die der Hibernia, festgelegt. Und wenn es wirklich zum Friedensschluß käme, würde das Bankenkonsortium sich hüten, seine 30½ Millionen wieder in Bergwerkspapieren festzulegen. Die Herren Fürstenberg und Genossen haben ja nicht einen amerikanischen Trust geschaffen, der höhere Kurse erzwingen will, sondern einen, der ihnen die Möglichkeit der Nothwehr bieten soll. An Aussichten fehlt es in diesem Jahr nicht. Der russisch-japanische Krieg muß über kurz oder lang unseren Eisen- und Stahlwerken Aufträge zuführen, die den Kohlenbedarf wesentlich steigern werden. Auf dauernd hohe Dividenden darf man also, ohne sich Illusionen hinzugeben, rechnen. Die Kurse sind aber so, daß man aus ihrem Stand auf den Glauben an eine feste Verzinsung schließen muß; und dieser Glaube, den man namentlich unter Bankiers häufig findet, könnte am Ende doch irren. Das Kohlensyndikat, das über die Lage das beste Urtheil haben muß, schweigt natürlich. Verschiedene Gesellschaften sind vereinigt, einzelne Zechen sind stillgelegt worden; sollen wir in diesen und ähnlichen Vorgängen Symptome einer Höherentwickelung oder nur nothwendige Abwehrmaßmaßregeln erblicken? Das Syndikat wird sich durch

die heftigsten Angriffe vermuthlich nicht zwingen lassen, seine Preise zu reduziren. Das thut man selbst in schlechten Jahren nicht gern, weil solche Reduktion, wie die Erfahrung lehrt, das ganze Gewerbe pessimistisch stimmt. Die Männer, die jetzt in Essen herrschen, werden vor öffentlichen Meinungen nicht zurückweichen. Leicht aber haben sies nicht; denn der Versuch, jede Preiserhöhung als eine Volksausbeutung hinzustellen, ist ja fast stets wirksam. Die letzte Erhöhung traf nur ein paar seltene Sorten, ließ die Industrie im Allgemeinen ziemlich unberührt und wurde trotzdem vielfach hart getadelt.

Der Handelsminister hat im Landtag dem Syndikate das beste Zeugniß ertheilt. Nur die Möglichkeit, daß unvernünftigere Leute an die Spitze träten, ließ ihn nach eigenem Bergwerksbesitz trachten. Auch behauptete er, erst die gelsenkirchener Fusionen hätten in ihm (und zwar binnen wenigen Tagen) den Hibernia-Plan gereift. Schon Monate lang aber wurde damals im Ruhrrevier über neue große Interessengemeinschaften verhandelt und in den Zeitungen erzählt, Kapitalsanhäufungen bis zu 150 Millionen stünden bevor. Die Thatsache der gelsenkirchener Fusionen durfte unsere Bureaukratie also eigentlich nicht überraschen. Die wichtigsten und komplizirtesten dieser Verschmelzungprozesse wurden übrigens auch erst begonnen, als der Hibernia-Krieg erklärt war, und sollten dem Minister zeigen, daß man sich im Ruhrkohlenrevier zu wehren wisse; man wollte beweisen, daß Kohle und Eisen, wenn es nöthig ist, zusammenkommen und eine Macht bilden können, gegen die auch der Herr Staat nichts vermag. Ganz so, wie der Minister ihn dargestellt hat, war der Verlauf der Sache also nicht. Aber er konnte sagen, was er wollte: der Erfolg war ihm sicher. Eine wunderlich gemischte Mehrheit lauschte seinen Worten. Kulturkämpfer und Centrumsleute, Börsenfeinde und Männer, die neidisch auf die Leistungen der westlichen Industrie und der berliner Großbanken sehen. Und Herr Möller war schlau genug, nicht von den Aktionären, sondern nur von den Bankmächten zu sprechen. Auch an ihnen will er keinen Treubruch begangen haben; wenn er ihn zugestanden hätte, wäre der Beifall seiner Mehrheit eher noch stärker als schwächer gewesen. All diese vortrefflichen Volksvertreter halten es offenbar für eine Ehrenpflicht und für die wichtigste Aufgabe eines Ministers, die Banken und die Börse zu ärgern. In diesem Fall aber ist die Börse gar nicht und von den Banken nur eine Gruppe geärgert worden. Thut nichts: „Lebhafter Beifall.“ Von den geschädigten Aktionären war im Landtag überhaupt nicht die Rede.

Doch die Kritik hat in der Hibernia-Sache eigentlich schon Alles geleistet, was sie zu leisten vermochte. Nur eine Frage bleibt noch zu beantworten. Wie mußte Herr Möller es anfangen, um ohne unbillige Gewaltthat sein Ziel zu erreichen? Die meisten Börsenpraktiker werden geneigt sein, die Frage als unnöthig zu belächeln. Aber es giebt Beispiele genug, daß auch Techniker sich in neuen Situationen nicht gleich zurechtfanden. Ich meine: Einfalt wäre die beste Taktik gewesen. Je einfacher die Regirung die ganze Sache machte, je weniger sie komplizirt wurde, um so wahrscheinlicher war der Erfolg. Der Minister mußte, statt beständig nach feindlichen Ueberfällen auszuschauen, thun, was ihm Pflicht schien. Wenn er eine Offerte machte, die so verlockend war, daß sie die Bedenken beseitigte, waren alle Kunststücke überflüssig. Und seine Offerte war ja gut. Eine Rente von 8 Prozent in preußischen Konsols: solche Abfindung kann sich sehen lassen. Hat Herr Möller selbst nicht an die Wirksamkeit seines Angebotes geglaubt? Oder kennt er,

der doch lange im Geschäftsleben stand, nicht das Wesen der Börse? Wer eine Gesellschaft, ein Unternehmen erwerben will, wird die Aktien nie offen, zu steigenden Kursen, kaufen; thäte ers, so verlöre sein späteres Angebot ja viel von seinem lockenden Reiz. Er wird, wenn er klug ist, den Kurs nicht steigern, sondern drücken. Herr Möller mußte also die Seehandlung bitten, dafür zu sorgen, daß der Hibernia-Kurs eine Weile auf ungefähr 195 blieb. Das wäre damals, während der Sommerlethargie, weder schwer gewesen noch irgendwie aufgefallen. Warum wurde dieser Weg nicht gewählt? Wollte die Regirung sich um jeden Preis eine Mehrheit sichern? Das ist ihr nun, trotz allem Mühen, nicht gelungen. Oder wollte sie zu 195 kaufen und am Kurs dann selbst 40 oder 50 Prozent verdienen?

Was zu geschehen hatte, war Folgendes. Sonnabend, nachmittags, nach Schluß einer Börse, die den Kurs von 195 notirt hatte, mußte, ohne irgendwelche Konspiration mit einer Bank, der Verwaltung der Hibernia die Staatsofferte vorgelegt werden; vielleicht mit dem Hinweis, der Vorstand werde sich seiner Verantwortlichkeit sicher bewußt sein und gewiß nicht leichten Herzens den Aktionären rathen, ein so günstiges Angebot abzulehnen. Noch an dem selben Nachmittag war dann der vollständige Wortlaut der Offerte allen größeren Zeitungen mitzutheilen. Denn die Bedingungen mußten möglichst schnell und lückenlos bekannt werden. Sonntags ist die Börse geschlossen. Die Aktionäre konnten also in Ruhe die neue Situation überdenken, deren Ausnützung den Werth ihrer Aktien um 50 Prozent zu erhöhen vermochte. Montag erschien eine (von der Seehandlung bestellte) Erklärung sämmtlicher Reichsbankstellen: Wir kaufen vorläufig Hibernia-Aktien zu 246 bar. Will die Regirung aber nicht selbst Aktien kaufen, so wird Dienstag Hibernia von den Kursmaklern gestrichen. Das ist ohne besondere Unbequemlichkeit für die Börse zu machen. In jedem Fall waren die Aktienbesitzer dann drei Tage lang gegen fremde Ausnutzung einer unvorhergesehenen und noch ungeklärten Lage geschützt. Nach Ablauf der Schutzfrist beginnen an der Börse dann wieder die regelmäßigen Umsätze; natürlich zu viel höheren Kursen. Vielleicht versucht der Aufsichtrath, noch ein Bischen mehr herauszuschlagen; er giebt diesen Versuch aber auf, wenn die Regirung bestimmt erklärt, daß sie nicht höher geht. Bliebe er bei der Opposition, so hätte er die Aktionäre gegen sich (die dann ja keinen Grund hätten, der Regirung zu grollen) und dürfte nicht auf die Hilfeleistung der Banken rechnen (denen zur Eifersucht kein Anlaß gegeben wäre); auch müßte er fürchten, durch seine Halsstarrigkeit den Aktienkurs wieder zum Sinken zu bringen. Inzwischen würden Konsortien entstehen, die für die Regirung Aktien aufkaufen könnten. Ich glaube, daß dieser Weg schneller und sicherer ans Ziel geführt hätte als der vom Minister gewählte. Was hat Herr Möller schließlich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft denn erreicht? Eine kompakte Minorität, die wieder zu Listen greifen müßte, um der Mehrheit unbequem zu werden. Herr Möller glaubte, als Minister wie ein geriebener Generaldirektor handeln zu müssen. Der materielle Nutzen dieses Handelns erweist sich sehr als sehr gering; und das Ansehen der Regirung hat es im ganzen Gebiete der Industrie auf lange geschmälert. Der Minister hat mit der Miene gekränkter Unschuld im Landtag gefragt: „Wie sollte ichs denn anders machen?“ Jetzt kann er die Antwort lesen. Offenheit wäre die beste Taktik gewesen.

Pluto.

# Staat, Schule und Haus.

Ein österreichischer Hochschullehrer schickt mir eine Beschwerde, die auch in manchen Theilen unseres Reiches nicht undenkbar wäre. Er schreibt: „Durch die Tagespresse ist die Nachricht gegangen, der mit kaiserlichem Dekret vom neunundzwanzigsten September dieses Jahres zum Ordentlichen Professor der Physiologie an der Universität Innsbruck ernannte Professor der budapester Universität Dr. Franz Tangl habe kurz nach seiner Ernennung auf die innsbrucker Professur verzichtet und sei nach Budapest zurückgekehrt; als Ursache dieses Entschlusses wird angegeben, Professor Tangl habe Forderungen gestellt, die zu gewähren die österreichische Unterrichtsverwaltung nicht in der Lage gewesen sei. Daß Berufungen scheitern, weil zwischen den Ansprüchen, die gestellt, und den Mitteln, die gewährt werden, keine Einigung erzielt wird, ist eine Thatsache, die man bedauern, für die man aber oft keine der verhandelnden Parteien verantwortlich machen kann. Dieser Fall liegt jedoch wesentlich anders; schon der Umstand, daß es bis zur förmlichen Ernennung Tangls durch kaiserliches Dekret kam, macht die Annahme unmöglich, daß man es hier nur mit ergebnißlosen Verhandlungen zwischen Unterrichtsverwaltung und Professor zu thun habe, da, wenn einmal das Ernennungdekret dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt wird, die Verhandlungen gar nicht ergebnißlos gewesen sein konnten. Professor Tangl hatte schon vor seiner Berufung eine bestimmte Summe zum Zweck der unbedingt nöthigen Ausgestaltung des neuen Institutes verlangt, wie auch sein Vorgänger, Professor Zoth, in einer ausführlich motivirten Eingabe an das Ministerium dahingehende Vorschläge bereits gemacht und Forderungen in der selben Höhe gestellt hat. Der vom Ministerium mit den Verhandlungen betraute und daher auch verantwortliche Hofrath von Kelle hatte Tangl vor dessen Ernennung in höflichster Weise zugesagt, daß ein Theil der von ihm beanspruchten Summe unmittelbar nach der Ernennung, der Rest binnen einer Frist von zwei Jahren ihm zur Verfügung gestellt werden solle. Tangl hielt diese Zusage für vollwerthig; daß sie nur mündlich gegeben war: darin konnte er natürlich keinen Anlaß zu Bedenken finden. Nachdem er auf Grund dieser Versprechungen den Ruf nach Innsbruck angenommen hatte und die Sache bis zur förmlichen Ernennung gediehen war, erklärte ihm Hofrath von Kelle, der es nun nicht mehr mit einem freien Vertragskontrahenten, sondern bereits mit einem von ihm abhängigen Beamten zu thun zu haben glaubte, in schroffer Form, für 1904 sei überhaupt kein Geld verfügbar; für 1905 werde, wie er ‚hoffe', Tangl ‚Etwas' erhalten. Mußte Tangl im ersten Theil dieser Erklärung den Bruch eines gegebenen Versprechens erblicken, so waren auch die wenig aussichtvollen Worte des zweiten Theiles nicht danach angethan, in ihm den Glauben wiederherzustellen, die Verhandlungen seien auf der üblichen Grundlage von Treue und Glauben geführt worden. Dies und nichts Anderes ist der wahre Grund, warum Tangl, der dem Ruf nach Innsbruck, trotz der damit verbundenen materiellen Einbuße, gern gefolgt wäre, sich zu dem gewiß nicht leichten, aber um so charaktervolleren Schritt entschlossen hat, wieder an die budapester Universität zurückzukehren, der er bereits Lebewohl gesagt hatte. Für Jeden, der an der Entwickelung des österreichischen Hochschulwesens Interesse nimmt, wird dieser Fall lehrreich sein; er läßt vermuthen, daß die vielen Mißerfolge, die unsere Unterrichtsverwaltung bei Berufungen zu verzeichnen hat,

gewiß nicht auf den mangelnden guten Willen des Ministers, häufig auch nicht auf die Unzulänglichkeit der Geldmittel, um so öfter aber auf die unglückliche Hand untergeordneter Beamten zurückzuführen sind."

Nicht nur von den Universitäten kommen Klagen. Der kleine Artikel, den Professor Dr. Ludwig Gurlitt (unter dem Titel „Schule und Haus") im letzten Novemberheft veröffentlichte, hat mir viele Briefe ins Haus gebracht. Zwei davon, die zwei Standpunkte zeigen, will ich, auf Wunsch der Schreiber, heute publiziren:

Herr Scherk schreibt: „Schon 1901 habe ich in Ihrer Wochenschrift die Thatsache beklagt, daß die Eltern dem Schulleben der Kinder so fern bleiben ‚Wäre es zu viel', schrieb ich Ihnen damals, ‚wenn in jeder Schule eine Woche lang während eines Schulhalbjahres Eltern und Erzieher dem Unterricht ihrer Kinder beiwohnen dürften, ja, dazu eingeladen würden? An eine solche Woche müßte sich eine freie Aussprache zwischen Eltern und Lehrern schließen.' Ich begründete diese Vorschläge dann in einer selbst verlegten Brochure (‚Schule und Eltern') und wandte mich im Oktober 1902 mit einer Petition an den preußischen Kultusminister. In der (nach fast vier Monaten) ablehnenden Erwiderung hieß es: ‚Die bisher in öffentlichen Lehranstalten gemachten Erfahrungen haben mir nicht die Zuversicht zu geben vermocht, daß das von Ihnen vorgeschlagene Mittel für eine Belebung der Verbindung zwischen Schule und Haus als allgemeine Anordnung sich bewähren und für die von Beiden gemeinsam zu leistende Erziehung der Jugend als heilsam erweisen würde.' Seit Jahren habe ich Kinder in öffentlichen berliner Lehranstalten; aber von der Schule ist nie ein Versuch ‚zur Belebung der Verbindung zwischen Schule und Haus' gemacht worden. An welche ungünstige Erfahrung mag der Minister denken? Die Annahme meines Vorschlages würde nicht allzu schwere Opfer fordern. Freilich könnte während der ‚Elternwoche' nicht so viel wie sonst geleistet, das Pensum müßte also verschoben werden und die Lehrer hätten uns Eltern zwei Abende im Jahr zu schenken. Wäre damit aber die Eintracht beider Erzieher und unser besseres Verständniß für das Schulleben der Kinder zu theuer bezahlt? Die Schule soll ja nicht nur Wissen andrillen, sondern vor Allem den Charakter bilden. Dieses Ziel scheint mir aber nicht zu erreichen, wenn die Erziehungfaktoren einander nie gründlich kennen lernen und ‚das harmonische Zusammenwirken von Schule und Haus' nur in Direktorenreden und Schulprogrammen ein Feiertagsleben fristet."

Herr Professor Dr. David Coste, Direktor des wilmersdorfer Bismarck-Gymnasiums, schreibt: „‚Das deutsche Volk ist jetzt bei der Arbeit, sich völlig neue Erziehungverfahren zu schaffen oder doch vorerst im Geiste auszugestalten.' Herr Professor Dr. Ludwig Gurlitt, Oberlehrer, hats gesagt; also müssen wirs glauben. Unter dem viel versprechenden Titel ‚Schule und Haus' wird uns die neue Wahrheit vorgesetzt und wir erwarten nun Aufschlüsse über das zeitgemäße Thema. In schwärzestem Schwarz aber wird uns vorgemalt, wie die Schule nur Rechte, das Elternhaus nur Pflichten habe; nach einem Kontrakt, den die Eltern mit der Schule schließen müssen, einem Kontrakt, ‚mit dem verglichen, die Miethkontrakte berliner Hauswirthe reine Evangelien der Nächstenliebe sind'. Dieser furchtbare Kontrakt, der das arme Schulkind mit Haut und Haaren dem Moloch Schule ausliefert, heißt ‚Schulordnung', die der Vater unterschreiben muß; und durch diese Unterschrift begiebt er sich jedes Rechtes. Mit Verlaub, Herr Gurlitt: wie viele Schulordnungen haben Sie gelesen? Ich kenne einige; sie enthalten nichts als die

nothwendigen Bestimmungen, die einen länger, die anderen kürzer, die sich auf die äußere Ordnung der Schule, auch auf den äußeren Verkehr zwischen Schule und Elternhaus beziehen. Ich denke, jede größere Gemeinschaft muß eine Hausordnung haben, also auch eine öffentliche Schule. Glaubt Herr Gurlitt, sie entbehren zu können? Und es handelt sich doch hier nur um die äußeren Formen, nicht um Das, was in der Schule gelehrt wird, auch nicht um die Art der Erziehung. Will der Vater sich hiervon unterrichten oder Beschwerde führen — auch Lehrer und Direktoren sind Menschen und können fehlgreifen —, so stehen ja Direktoren und Lehrer in ihren Sprechstunden den Eltern zur Verfügung, wie Herr Gurlitt aus eigenster Praxis wissen müßte. Eine ruhige Aussprache hat schon oft ans Ziel geführt; und zum Glück sind ja nicht alle Väter und Mütter in so gereizter Stimmung wie Herr Gurlitt. Was haben solche Aussprachen überhaupt mit der Schulordnung zu thun? Durch die Unterschrift hat sich der Vater doch nur verpflichtet, die äußere Ordnung der Schule zu achten und seinen Sohn dazu anzuhalten. Herr Gurlitt freilich kennt ein wirkliches Zusammengehen von Schule und Elternhaus nicht; bei ihm ‚schreibt der Lehrer den Tadelzettel und der Vater verprügelt dafür den Jungen; er ist der Büttel der Schule. Er hat sein Schulgeld pünktlich zu zahlen; im Uebrigen heißt es: Maul halten!‘ Wo, Herr Gurlitt, haben Sie denn Ihre Erfahrungen gesammelt? Sie sind doch in einem westlichen Vororte von Berlin thätig; dort pflegt man sich sonst etwas weniger drastisch auszudrücken. Und kennen Sie wirklich nur Väter, die ihre Jungen wegen eines Tadelzettels verprügeln? Sind Sie nicht auch anderen begegnet, die sich mit der Schule in Verbindung setzen, wenn sie straft, und mit ihr gemeinsam den Jungen auf bessere Wege bringen? Ich kenne viele solche Väter und Mütter und freue mich jedesmal, wenn solche gemeinsame Arbeit — womöglich ohne Prügel — gelingt. Aber Herr Gurlitt hat ja auch ein Mittel, um die verrotteten Zustände mit einem Schlage zu ändern: ‚Man gebe in den lokalen Schulverwaltungen den Eltern der Schulkinder Sitz und Stimme. Das thut man schon längst in England.‘ Dann müßte sich Alles, Alles wenden. Der Staat giebt das Geld, die Gemeinde den Schulbeirath: und damit sind alle Klagen aus der Welt geschafft. Glauben Sie Das wirklich, Herr Gurlitt? Ich kanns mir kaum denken. Außerdem habe ich mir sagen lassen, daß in England und Nordamerika die Schulen, die diese Einrichtung haben, Stiftungen oder Privatanstalten sind, in der Schweiz rein kommunale Anstalten, über die natürlich der Stifter oder Eigenthümer mitzureden hat; das Schulunterhaltungsystem ist dort eben ganz anders als bei uns, wo der Staat das Schulwesen in der Hand hat, wie es für unsere Schulen nach ihrer historischen Entwickelung natürlich ist. Die freie Schule, die Herr Gurlitt will, kann er auch haben, wie das Beispiel des Landerziehungheimes in Haubinda und ähnlicher Institute zeigt; aber sie können nur aus privater Initiative hervorgehen und mit privaten Mitteln unterhalten werden. Möge Herr Gurlitt bald den Muth und die Mittel finden, sich aus den unhaltbaren Verhältnissen, die er schildert, in solche freie Thätigkeit hinüberzuretten und selbst eine Schule einzurichten, bei deren Ausbau ‚die Wünsche, Ansprüche, Bedenken und Hoffnungen der Eltern zum klaren Ausdruck kommen und sich Anerkennung erwirken.‘ Da kann er dann lehren, wie man es machen muß, und erwirbt sich hoffentlich Verdienste um das Vaterland, um die Zukunft des Staates, um Schule und Haus."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.




Berlin, den 24. Dezember 1904.

# Prozeß Berger.

Noch hat Frau Holle ihr Bett nicht wieder geschüttelt. Kein Schneehäufchen mehr zu sehen; garnicht, wie sichs die Kinder zur Weihnacht träumen. Bis zu den Lostagen, den Zwölften des Mythenspukes, ist aber noch Zeit; am Ende kann der gute Knecht die Schimmelchen doch vor den Schlitten spannen. Heute ists mild, fünf Grad über Null; und auf den Fahrdämmen ein feuchter Glanz. Nur am Getriebe merkt man, daß der vierte Advent vorüber ist und Abraham im Kalender steht. Kleine Läden sogar, deren Besitzer sonst die Tage einsam verseufzen, sind jetzt belebt; und durch die Waarenhäuser scheint ein breites Goldbächlein zu fließen. Auf dem Fußsteig hat kaum Einer die Arme frei und die Weiblichkeit schiebt sich, mit ihrer Packetlast, mühsam ans Ziel. O Du selige! Früher wars gemüthlicher. Der Budenmarkt mit ganzen Gassen beschneiter Leinwand und einem Düftegemisch, das man nie wieder riecht. Lampenöl, Schmalzkuchen, versengte Tannenzweige und Kohlendunst aus der Fußpfanne. Geputzte und zerlumpte Kinder bunt im Gedräng. Einmal doch im langen Jahr eine Annäherung der zwei Volkheiten, die, ohne einander zu kennen, in den Grenzen desselben Reiches, im Weichbild einer Stadt wohnen; flüchtig, aber nicht ohne jeglichen Nutzen. Solche Kinder giebts also? Hosenmätze, die kein warmes Winterkleid, und Mädel, die keine Boa haben? Und dieser Jammer haust dicht neben uns, so nah, daß er bis auf den Weihnachtmarkt keine Stunde hat? Da konnte bethlehemitische Stimmung entstehen. Vorbei. In einer anständig verwalteten Großstadt sind die Bereiche sauber getrennt und verwöhnte Nasen vor allzu widrigen Gerüchen bewahrt. Wer im Westen nistet, hat keine Vorstellung vom dunkelsten Ostberlin, vom Nor-

den und Süden der Peripherie. Selten führt sein Geschäft ihn über die Luisenstraße, den Alexanderplatz hinaus; und da sind noch lange nicht die letzten Häuser. Auch in der Krippenfestzeit ist die häßlichste Noth nicht zu sehen. Bettelvolk allenfalls; doch Bettler, schon von Klein auf lernen wirs, sind meist Schwindler, Arbeitscheue, die mit geheuchelter Verkrüppelung um Mitleid werben, oft in einer Lumpenmaskerade, die sie selbst abends bei voller Schüssel belachen. Und außer ihnen verdrießt nichts das Auge. An nicht sehr hellen Ecken manchmal eine Gemeindeschülerin oder ein noch jüngeres Würmchen mit Pfennigwaare: Schäfchen, Postkarten, Hampelmännern oder Christkerzen. Wenig Absatz; aber das Kind blickt munter drein und hat in der warmen Luft nichts auszustehen. Hart gewöhnt. Sein Päckchen hat schließlich Jeder.

Die Abendblätter. Da ist ein anderer Betrieb. In der Weihnachtwoche lahmt sonst der Straßenverkauf. Wer auf Geschenke birscht, vergißt gern, daß draußen irgendwo gerauft und gehadert wird, hats mit dem Allerneusten wenigstens nicht sehr eilig. Diesmal blüht das Wandergeschäft. Selbst die Hastigsten machen Halt, stapeln links die Packete, holen mit der Rechten den Nickel aus dem Schlund und klemmen die Abendzeitung zwischen die Bindfäden. In der Elektrischen ists ja hell; und wenn man nach Haus kommt, weiß man schon, wie heute die Sache steht. Die Sache: der Mordprozeß Berger. Achter Tag der Hauptverhandlung. Seit acht Tagen fast das einzige Gesprächsthema, bei Kommerzienraths und im Schusterkeller. Ueberall die Frage: Wird er verurtheilt? Beinahe überall die Antwort: Gethan hat ers sicher; aber klar bewiesen ist eigentlich noch nichts. Seit den schönen Kwileckitagen wurde nicht so neugierig nach der moabiter Straffabrik hingehorcht. Auch nichts Alltägliches. Mord, vielleicht Lustmord. Die Leiche des Opfers, der kleinen Lucie Berlin, zerstückelt im Wasser gefunden. Der That beschuldigt ein übler Geselle. Berger; vielfach vorbestraft; bezog einen Theil seines Unterhaltes von dem alternden Kontrolmädchen, mit dem er manches Jahr schon zusammenlebte. Ein Indizienbeweis, zwar von der Polizei künstlich gelöthet, aber so fein, daß kaum ein Luftlöchelchen bleibt. Und ein Zeugenheer, das die dicksten Felle zur Gänsehaut wandeln kann. Prostituirte und Zuhälter, im Superlativ edle Eltern und Schandkinder; der hundertjährige Großvater Sue hätte es kaum besser gemacht. Im Hintergrunde das Frauengefängniß, allwo die Kontrolirten ihre Sünden abbüßen. Und ringsum der dräuende Chor einer organisirten Zuhälterzunft. Den Leser überläufts. Das giebt es in unserer berlinischen Welt? Ein Haus, das hundertsechzig Miether herbergt, darunter so viele Strichgängerinnen, daß der Verwalter selbst die genaue Ziffer nicht an-

geben kann. Stellenlose Bummler, die ein aus dem Rinnstein gegabeltes Frauenzimmer mit Speck und Dreck in irgend eine Unzuchtbude verschleppen. Holde Damen, die sich an jedem Tag, den Gott werden läßt, für sechs, zehn Männer hinlegen und doch auf ihren Kerl eifersüchtig sind. Ordentliche Leute, die ihrem Mädel den Verkehr mit Huren erlauben und nichts dabei finden, wenn es den netten Zuhälter Onkel nennt. Das giebts? . . . Immer das selbe gruselige Staunen. Vor vierzehn Jahren Prozeß Heinze, vor fünf Jahren Prozeß Guthmann. Die öffneten noch schlimmere Höhlen dem Blick. Jedesmal wurde ein Weilchen gezetert, der Zustand als unwürdig und unerträglich verwünscht: und schnell dann wieder der Schleier über die ekle Fratze gezogen. Nur in Prozeßberichten darf von diesen Dingen geredet werden. Wenn gerade nichts Sexuelles auf dem Schwurgerichtsplan steht, ist die leiseste Erwähnung der Prostitution und ihrer bösen Begleiterscheinungen streng verpönt. Eine blödsinnige Sitte. Wer in unseren Zeitungen Parent-Duchätelet oder Jeannel, Tarnowskij oder Moll, englische oder deutsche Abolitionisten ausführlich citiren wollte, hätte lange zu suchen, bis er Unterschlupf fände. „Trotz der, wie wir zugeben, dezenten und wissenschaftlichen Behandlung können wir diesen Gegenstand unserem Leserkreis nicht zumuthen." Maupassants Petite Roque würde von den Wohlanständigen sicher nicht gedruckt. Wird in Moabit aber etwas blutrünstig Geschlechtliches durchleuchtet, dann muß Alles, auch das Unsauberste, geschwind ins Blatt. Mit fetten Abschnittüberschriften in das Blatt, das Tage lang herumliegt und auch Unmündigen erreichbar ist. Wenn Knirps Willy (oder das zehnjährige Lieschen) beim Morgenkaffee, während Papa und Mama sich anziehen, die Vermuthung liest, Bergers Gier sei erwacht, als er die kleine Lucie auf dem Fußboden liegen, strampeln, mit den Beinchen den Hund necken sah: was dabei durch die Kindsköpfe gehen und mit welchem Spürsinn oft in der ersten Pause diese höchst merkwürdige Geschichte in der Kameradschaft beschwatzt werden mag! Würde Willy und Lieschen aber auch nur bei Julia Kapulet betroffen, dann wäre im Hause der Teufel los.

Noch eine Zeitungsünde: die „Stimmungbilder". Der kahle Bericht, den bei uns alle Blätter im selben Wortlaut bringen, genügt manchen Verlegern nicht; sie möchten was Apartes. Da wird denn ein Auserlesener nordwestwärts geschickt, der die Stimmung fürs Abendblatt einfangen soll. Einzelne machens recht wacker; doch fast immer muß der Angeklagte die Zeche zahlen. Er hat einen Verbrecherschädel oder ein Raubvogelgesicht; sitzt apathisch oder zeigt auffallende Unruhe; ist wachsbleich oder fieberroth; glotzt stumpfsinnig vor sich hin oder läßt die umränderten Augen angstvoll durch

den Saal schweifen; und selten wird das beliebte Netz vergessen, „das sich dicht und dichter um ihn zusammenzieht." Da der arme Schächer von Tag zu Tag nervöser und kümmerlicher wird, giebts jeden Abend über sein ungemein verdächtiges Aussehen, seine „innere Gebrochenheit" Neues zu melden. Das geht wirklich nicht länger. Das heißt nicht, Stimmung malen, sondern, Stimmung machen; und gegen Einen, der, mag er das Ruchloseste gethan haben, doch schon arg genug dran ist. Könnt Ihr Bildner Euch nicht vorstellen, wie den eines Kapitalverbrechens Beschuldigten die lange Untersuchunghaft zermürbt? Welche Qual die mehrtägige Hauptverhandlung bereitet, in der auch der Unschuldige jedes Wort zehnmal wägen, vor jeder Zeugenaussage zittern muß? Soll er da auch noch seine Haltung und Miene bewachen und wie beim Photographen (bitte: recht freundlich!) hübsch gerade sitzen? Herr Landgerichtsrath von Pochhammer, der den Prozeß Berger mit ruhigem Takt leitet und den Mann im Holzkäfig wie einen Menschen behandelt, hat die Preßbotschafter höflich gebeten, ihre Prophetenkunst rasten und nur thatsächlich Festgestelltes drucken zu lassen. Vergebens. Die Stimmungbildergalerie muß erweitert werden. „Mit affektirter Ruhe, scheinbar stumpfsinnig, folgt der Angeklagte den Erörterungen der Sachverständigen." So siehts heute aus. Die Herren gewöhnen sich in den Jargon schlechter Staatsanwälte. Ist der Angeklagte unbeholfen im Ausdruck, durch das Kreuzverhör scheu gemacht, durch die Angst um Leib und Leben verschüchtert: sein wirres Gerede verräth deutlich die Schuld. Zeigt er Zuversicht, redet keck, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und hat auf jeden Einwurf eine pfiffige Antwort: die Frechheit dieses geriebenen Burschen muß allgemeine Entrüstung erregen. Versagt sein Gedächtniß: Schuldbeweis; ein anständiger Mensch weiß nach sieben Monaten noch ganz genau, was er an einem bestimmten Tag seines Lebens zwischen acht und neun Uhr vormittags gethan, wo er sich aufgehalten, mit wem er gesprochen, welchen Rock er getragen und wo er einen Cognac getrunken hat. Genügt sein Erinnerungvermögen jedem Anspruch: Schuldbeweis; nur ein abgefeimter Verbrecher konnte sich für jede Minute einen Alibibeweis ergrübeln. Hundertmal wurden uns solche Schlüsse gezeigt. Die Landpfleger der öffentlichen Meinung sollten unbefangener sein als ein von blindem Glauben berauschter Dutzendprokurator; sollten einsehen, daß die Art, wie ein seit dreißig oder vierzig Wochen eingesperrter Angeklagter sich in der Hauptverhandlung giebt, daß die Physiognomie, auf die sie sich noch meisterlicher als Gretchen verstehen, für Schuld oder Unschuld gar nichts beweist. Während der Voruntersuchung kommen alle Notizen auf geradem oder krummem Weg aus der Polizeistube oder aus einer Gerichtsschreiberei.

Vor der Hauptverhandlung wird ein Anklageextrakt veröffentlicht. Ehe er noch den Mund aufthun darf, gilt der Angeschuldigte Hunderttausenden schon als überführt, ist er ihnen zehnmal als Scheusal geschildert. Die Stimmungbilder, die ein Geschworener dem anderen hinüberreicht, hatten nur noch gefehlt.

Im Aerger habe ich das Blatt zerknittert. Den Inhalt wiederholt mir in der elektrischen Bahn aber mein Nachbar, den namentlich die „affektirte Ruhe“ des Zuhälters empört; und noch vor dem Kurfürstendamm kommt die hochnothpeinliche Frage, zum zehnten Mal seit dem Lazarustag: Würden Sie Berger verurtheilen? Keine sehr kluge Frage; denn wer judiziren soll, muß von der ersten bis zur letzten Minute der Verhandlung gefolgt und nicht auf kurze Berichte angewiesen sein. Gemeint ist ja aber auch nur, ob das öffentlich vorgebrachte Beweismaterial ausreichend scheint. Und da antworte ich, ohne zu zögern: Nein. Antworte am Abend nach der achten Schwurgerichtssitzung. Vielleicht wird Berger noch überführt; vielleicht bekennt er die That. Dann wäre der Zweifel verweht. Was bisher ans Tageslicht kam, dürfte niemals zu einem Spruch genügen, der einem Menschen das Leben nimmt.

In unserem Fall ists ein recht unsäuberlicher Erdenbewohner, an dem die Menschheit nicht einmal ein Paar rüstiger Arme verlöre. Faul, unredlich, im Dunst gemeiner Kneipen verludert. Der Hemdzins seines Mädchens nährt ihn; und stockt in Berlin das Geschäft, so wird auf den Provinzstrich gereist. Also das Unterste aus dem Korbe billiger Großstadtfrüchte. Aber dieser Zuhälter („Lude“, sagt man in Berlin) der ehrenwerthen Johanna Liebetruth soll ein Kind mißbraucht und getötet haben. Das klingt zunächst unwahrscheinlich. Jeder Sittenschutzmann weiß, „daß Luden nicht Freier auf Nutten sind;“ daß diese Gentlemen sich an bequemere Genüsse halten. Eine Perversion des Geschlechtstriebes ist immerhin möglich. Man denkt an den von Feuerbach dargestellten Fall Bichel, an den Marquis de Sade, an Menesclou und den Mörder von Whitechapel. Ein Zuhälter, von reifer Frucht übersättigt, ohne Hemmung vom Drang beherrscht: warum soll irre Brunst ihn nicht ins scheusäligste Verbrechen reißen? Doch hat kein einziger Zeuge auch nur behauptet, Berger sei pervers. Der normale Trieb war in dem Mann, trotz schon langer Laufbahn, noch so stark, daß seine Hanne auf Schritt und Tritt Grund zur Eifersucht fand. Nie hat er Neigung zu Kindern oder Halbwüchsigen gezeigt, nie etwa die kleine Lucie oder ein anderes Töchterchen der Lasterkaserne getätschelt oder unzüchtig berührt. Dabei ist zu bedenken, daß es in dieser Sphäre nicht zugeht wie im Haus Wirklicher Geheimer Räthe; daß hier ein sehr derber Griff oder gar eine saftige Zote noch nicht als Frevel gilt; und daß auch die

Kinder schon in sexualibus erschrecklich Bescheid wissen. (Kinder im Hurenhaus; der geilste Gorilla könnte drüber heulen.) Trotz Alledem: nichts; kein noch so winziges Symptom. Wir müßten also annehmen, dieser mit allen Salben geschmierte Lude habe eines Mittags, als er ein Bischen angekneipt und die Hanne im Weibergefängniß war, nach dem Kinde gelangt, um das er sich nie gekümmert hatte, das widerstrebende Mädchen abgeschlachtet, die Leiche versteckt. Das Alles soll in dem von der Liebetruth gemietheten, von Berger mitbewohnten Zimmer geschehen sein, an dessen Thür jeden Augenblick ein braver Hausgenosse klopfen konnte; ein paar Treppenflurschritte nur von dem engen Heim der Berlins, die ihr Kind bald doch vermissen und suchen würden. Möglich; aber nicht leicht zu glauben. Auch für einen Lüdrian und Zuhälter ists keine Kleinigkeit, kein Vortischspaß, ein Kind zu schänden, zu töten. Hätte er nicht ein fremdes, in ferner Gegend, gesucht? Unter den Augen der Eltern gemordet und sich der Gefahr sofortiger Entdeckung ausgesetzt? Ein einziges starkes Indizium zeugt wider den Angeklagten. In einem aufgefischten Reisekorb kleinsten Formates sind Blutspuren, Wollfädchen und Papierreste gefunden worden, die vom Kleid und von der Verpackung der Leiche zurückgeblieben sein sollen. Johanna Liebetruth hatte solchen Korb; und als sie aus der Haft kam, war er verschwunden. Wohin? Berger behauptet, ihn einer armsäligen Stundenliebsten geschenkt zu haben, die aber nicht zu ermitteln war. Lüge, sagt der Ankläger: der Mörder hat die Leiche in den Korb gepackt, ihn nachts aus dem Haus geschmuggelt und an einer einsamen Stelle ins Wasser geworfen; wir haben den Korb, kennen seine Herkunft, haben also auch den Mörder. Dagegen ließe sich noch Mancherlei einwenden. Erstens war bis jetzt nicht zu erweisen, daß es derselbe Korb ist; von der Sorte giebts Tausende, die nach gleicher Handwerksgewohnheit hergestellt werden und deshalb nicht zu unterscheiden sind. Zweitens kann die Frauenzimmergeschichte Schwindel und Berger dennoch unschuldig sein. Er mag den Korb wirklich irgendwo, für Bier oder Bettgunst, in Zahlung gegeben, die wüthende Hanne aber angelogen haben: und saß dann auf seiner Lüge fest Jeder Widerrufsversuch hätte den Verdacht nur gesteigert; und der Korb war vielleicht nicht mehr aufzutreiben. Berger hätte jedenfalls eine Riesendummheit gemacht, wenn er, statt den kleinen Leichnam in das Papiergewand einer öffentlichen Meinung zu wickeln, den Korb benutzt hätte, den seine Herbergerin, als sie aus dem Lesbierinnenparadies heimkam, vermissen mußte. Doch bleibts ein beträchtliches Indizium. Eins, das den Kopf kosten dürfte? Nein.

Und alles Uebrige wiegt federleicht. Polizeipsychologie und der aus hundert Prozessen bekannte Mordklatsch. Einer oder Eine hat in der Stunde, in der das Verbrechen geschehen sein soll (soll; sicher ist weder die Zeit noch der Ort der

That) ein verdächtiges Geräusch vernommen. Ein Kind hat in Berger den Mann erkannt, den es mit Lucie Berlin auf der Straße getroffen haben will; hätte ihn wahrscheinlich in jedem Angeschuldigten erkannt, den ein Kriminalkommissar es sehen ließ. Und das Zeugniß dieses Kindes habe dem Abgebrühten das Blut aus der Schläfe getrieben. Solche Geschichten können nur durch die besondere Akustik eines überhitzten Schwurgerichtssaales zur Wirkung kommen. Ein schlimmer Kunde, der viel auf dem Kerbholz hat, kann, trotz allem Unschuldbewußtsein, die Farbe verlieren, wenn auf der Polizei ihm der Mund eines zarten Kindes zuruft: Ich habe Dich mit dem Mädchen getroffen, das Du, nach von Dir beschworener Angabe, nur einmal im Zimmer und nie auf der Straße sahest. Wichtig und der Rede werth ist nur die Thatsache, daß die Liebetruth ihren alten Lagergefährten belastet hat. Nicht schwer; die That, sagt sie, sei ihm nicht zuzutrauen. Nährt trotzdem listig den Verdacht und rührt nicht den Finger, um den armen Lude aus der Schlinge zu lösen. Sie brauchte nur zu sagen, der im Wasser verquollene Korb komme ihr anders vor als ihrer: und die Grundmauer der Anklage wankte. Sie sagts nicht; so ähnlich war er, ganz so; und je öfter ich ihn sehe, desto sicherer werde ich, daß es mein Korb ist. Wer fordert da noch bündigeren Beweis? Die Bekundung der eigenen Buhle verdächtigt den Kerl. Die Zuhälter, spricht ein an den Zeugentisch gerufener Kriminalkommissar, sind fest organisirt und haben eine wahrhaft dämonische Macht über diese Weiber. Dennoch sagt hier eins gegen den Bettschatz aus; und gilt darum den Meisten als glaubwürdig. Nicht Jedem freilich. Die Mär von den nächtigen Zusammenhängen zwischen einer organisirten Zuhältergewerkschaft und der Dirnengilde hörten wir schon im Prozeß Guthmann. Sie klingt noch immer romanhaft. Im alten Paris, wo 1830 bei David das Zuhältermanifest des schönen Theodor Cancan erschien und der Polizei drohte, ihr Feldzug gegen die Mädchenausbeuter werde der Hauptstadt nur ein neues Spitzbubenheer von fünfzigtausend Mann schaffen, konnte man allenfalls noch an das Spukleben einer Würgerbande glauben; die berlinische Wirklichkeit zeigt flottirendes Lumpenproletariat, das sich höchstens zu Grüppchen vereint. Auch mit der dämonischen Macht der Männchen ists nicht gar so weit her. Gerade die Liebetruth hatte ihren Louis ordentlich am Halfterband. Und wenn andere Frauenzimmer auch oft von ihrem „Verhältniß“ gräulich geprügelt werden: gegen den Blaukoller kommt die Angst vor dem Rohsten nicht auf. Jeder Schutzmann, schrieb schon Tarnowskij, herrscht unumschränkt über die Prostituirten seines Reviers. Das ist die unvermeidliche Folge der Vogelfreiheit, in der diese Mädchen leben. Sie stehen nicht unter dem Gesetz, sondern unter Vorschriften, die morgen zu ändern sind und denen

auch, so lange sie gelten, nicht stets Gehorsam erzwungen werden kann. Die Prostituirte muß thun, was die Polizei heischt; und ist deshalb in Kriminalprozessen als Belastungzeugin nur mit äußerster Vorsicht zu verwerthen. Damit soll nicht etwa angedeutet werden, die Aussage werde ihr soufflirt; nein: sie hat selbst den dringenden Wunsch, so auszusagen, wie es der Polizei angenehm ist. Weil sie sich als zwar fleckige, aber haltbare Stütze der Staatsordnung erweisen will und weil Die vom Revier hundert Mittel haben, ihr das Bischen Leben noch saurer zu machen. Das Walten der Sittenpolizei steht in einem wunderlichen Kapitel verzeichnet, das nicht gern aufgeblättert wird. Diese geplagte Behörde muß sehr politisch zu Werke gehen und darf sich nicht allzu ängstlich an den Buchstaben halten. Seht Euch das Haus in der Ackerstraße an, die Massenherberge, wo die kleine Lucie Berlin aufwuchs. Da wimmelts von Dirnen. Alle Bewohner und Nachbarn wissens; wissen auch, daß nach dem Gesetz wegen Kuppelei mit Gefängniß bestraft werden soll, wer „gewohnheitmäßig oder aus Eigennutz durch seine Vermittlung oder durch Gewährung oder Verschaffung von Gelegenheit der Unzucht Vorschub leistet.“ Aber man drückt ein Auge zu; weil man muß. Wirthschaft, Horatio! Vom Ertrag der Unzucht fristet manche sittsame Familie das Leben; ohne ihn müßte sie unters Dach. Treibt die Prostituirten (die heute ja nicht zu entbehren sind, also auch wohnen müssen) aus den Häusern: und seht dann zu, wie viele Wirthe den Miethzins verlieren.

... Der vierte Advent ist vorüber. O Du fröhliche! Ehe die Christkerze brennt, werden wir wissen, ob der edle Berger geköpft, auf Lebenszeit eingesperrt oder zu neuer Bummelfahrt mit dem Mulattenemil freigelassen wird. Keine allzu wichtige Entscheidung; denn daß in acht von zehn Fällen das Sentiment, die Stimmung der Richter das Urtheil spricht, ist nicht seit gestern bekannt. Dann hören wir noch ein Weilchen Fürchterliches über den Abgrund, der sich (zum ersten Mal?) aufgethan hat, über die weiterfressende Entsittlichung des Volkskörpers (Das läßt sich natürlich noch viel schwungvoller ausdrücken), von der sozialen Gewissenspflicht, die Wohnungnoth in den Großstädten endlich zu lindern, und von der Nothwendigkeit, das Dirnenunwesen (anders gehts nicht) auszuroden. Sämmtliche Konsuln werden in hohem Ton an ihre Pflicht gemahnt; brauchen aber nicht zu beben. Der Prozeß, der solchen Gräuel zeigte, wird bald vergessen sein. Der Kleinleutewirth will pünktlich seine Miethe, das hungrige Männchen sein Amusirmädchen haben; „in jeder Preislage“. Johanna Liebetruth putzt, mit dem Nimbus der Kronzeugin, in der Ackerstraße ihr Bäumchen und ruft die Kindlein zur Bescherung. Frau Holle schüttelt ihr Bett: und Schneeflocken hüllen die schmutzigsten Straßen ins Feiertagskleid.

❦

# Ein Romantiker.

Die ganze lebende Generation seiner Landsleute vor seinen Richterstuhl fordern: Das ist ein kühnes Unterfangen. Oskar Ewald, ders in einem Buch thut (Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart, Berlin, Ernst Hofmann & Co.), darf wenigstens sagen, daß er die Angeklagten gründlich studirt und über ihren Zustand nachgedacht hat. Als Norm für den Urtheilsspruch dient ihm seine in Kant wurzelnde heroisch-idealistische Welt- und Lebensansicht, die er in diesem Werk übrigens nur zum Theil verräth; vielleicht enthält sein Buch „Nietzsches Lehre", das im selben Verlag erschienen ist, das ich aber nicht kenne, die Ergänzung. Sein Ideal ist die unsichtbare Kirche der autonomen, in der Einsamkeit sich selbst genügenden Menschen, sein Gott die Menschheit, nicht etwa das Menschengeschlecht oder die Summe aller Menschen, sondern die Idee der Menschheit, der zur Autonomie hinaufgeläuterte Mensch; seine Forderung die Persönlichkeit, der Individualismus; nicht der Individualismus der Libertiner und der Anarchisten, der Egoisten, die mit ihrem schlechten winzigen Ich Götzendienst treiben, sondern der sittlich gebundene Individualismus, der den Altruismus einschließt. Das Ich erscheint ihm durch sein bloßes Dasein zum Helden einer Tragoedie bestimmt, zum Kreuze verurtheilt: der ethische Mensch kann und darf nicht glücklich sein wollen. (Hier vor Allem wäre eine Ergänzung nöthig: die metaphysische Ursache dieses Verhängnisses müßte angegeben werden. Sie wird wohl auf Schopenhauer oder Hartmann hinauslaufen; wahrscheinlich auf Hartmann, der ja auch von Kant — und Hegel —, nicht von Schopenhauer abstammen will).

Die Methode nun, nach der Ewald bei der Beurtheilung unserer Zeit verfährt, ist künstlich und verwickelt und wird sich mit wenigen Worten nicht völlig klar machen lassen. Er zeigt, daß unserer Zeit das starke Kulturbewußtsein fehle. Sie gehöre weder zu den Zeiten, in denen Kulturreichthum im Stillen aufgehäuft wird, noch zu denen, die von solchem Reichthum entbunden werden. Doch lebe unser Geschlecht auch nicht ganz nutzlos: es habe ein Erbe zu verwalten, nämlich an der Lösung der Probleme zu arbeiten, die ihm die Romantik hinterlassen habe. Abweichend von der herrschenden Ansicht sieht er in der Romantik, der er auch Kant und das Beste von Goethe zurechnet, eine höchst produktive Periode, die, starke Empfindung, einen Reichthum an Stimmungen mit dem Reichthum philosophischer Gedanken erfüllend und befruchtend, die Idee des vollendeten Kunstwerkes geschaffen habe. Die vier größten Probleme der Romantik demonstrirt er an vier Männern, die selbst nicht eigentlich zu den Romantikern zu rechnen und deren Problemen so wenig gewachsen gewesen seien, wie nach seiner Meinung das heutige Geschlecht es ist: an Gentz, Grabbe, Lenau und Heinrich von Kleist erörtert er die Pro-

bleme des Staates, der Kunst, der Religion, der Erotik. Die Kritik dieses Verfahrens, des neuen Begriffes der Romantik und der Urtheile des Verfassers über die genannten vier Männer, über die Epigonen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und über die Modernen überlasse ich den Literaturkundigen und bemerke nur, daß diese Urtheile höchst amusant und meiner unmaßgeblichen Ansicht nach vielfach zutreffend sind (wenn auch zu stark ausgedrückt; ein selbst noch Grüner darf nicht von Gründeutschland sprechen). Die Herren Sudermann und Konsorten würden einen Heidenlärm darüber beginnen, wenn sie nicht kluge Geschäftsleute wären, die so was lieber durch Totschweigen unschädlich zu machen suchen. Ich selbst beurtheile die Herren milder, weil ich glaube, daß man ihnen Unrecht thut, wenn man an ihre Fabrikwaare den ästhetischen Maßstab anlegt. Sie sind Fabrikanten der Waare Unterhaltungstoff und insofern volkswirthschaftlich nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, als ein freilich nur unbedeutender Theil des Volkes mit dieser Waare sein Erholungbedürfniß befriedigt. Dichter können sie schon darum nicht sein, weil die Zeit der Versdichtung und der Bühnendichtung für uns vorüber ist. Wer bedeutende Gedanken auszusprechen hat, thut es in Prosa. Nur das Mittelding zwischen Poesie und Prosabelehrung: die psychologische und Lebensstudie in Roman- und Novellenform, ist noch zeitgemäß. Einen Grund des Wandels hat Georg Hansen, der Verfasser der „Drei Bevölkerungstufen“, entdeckt. Dichten heißt: Sprache schaffen. Ist die Sprache fertig, so giebt es nichts mehr zu dichten. Dante hat die italienische Sprache geschaffen, und was man nach ihm noch im Lande der Citronen sang, ist nicht der Rede werth. Die Epen- und Minneliederdichter des zwölften und des dreizehnten Jahrhunderts haben das Mittelhochdeutsch, Lessing und die Weimarer haben das Neuhochdeutsch geschaffen. (Dessen erste Schöpfung durch Luther ist in einer wüsten Zeit unpoetisch vor sich gegangen). Goethe selbst hat Das schon erkannt; er sagte einmal von den Epigonen, sie bildeten sich nur ein, daß sie dichteten; die Sprache dichte für sie.*) Darum halte ich es auch für verfehlt, wenn man, wie Ewald thut, eine ganze Zeit nach ihren belletristischen Erzeugnissen beurtheilt. Diese sind nur in einzelnen kurzen Perioden das wichtigste Kulturprodukt. Niemals ist in unserem Vaterlande Größeres geleistet worden als in der Zeit von Karl dem Großen bis zum ersten Salier; denn

*) Ich kann die Stelle im Eckermann nicht finden und schreibe darum eine andere, sie ergänzende ab. Im Januar 1827 war davon die Rede, daß keiner der jungen Dichter etwas Gutes in Prosa schreibe. Goethe sagte: „Das ist sehr einfach. Um Prosa zu schreiben, muß man Etwas zu sagen haben; wer aber nichts zu sagen hat, Der kann doch Verse und Reime machen, wo dann ein Wort das andere giebt und zuletzt Etwas herauskommt, das zwar nichts ist, aber doch aussieht, als wäre es Etwas.“

damals ist die deutsche Waldwüste in Kulturland und das germanische Naturvolk in ein Kulturvolk umgewandelt worden. Aber für Sprachschöpfung ließ die harte Arbeit weder Kraft noch Zeit übrig; was geschrieben werden mußte, wurde lateinisch abgefaßt; und mit dem halben Dutzend deutscher Sprachdenkmäler, die damals geschaffen wurden, beschäftigt sich heute, außer den Germanisten von Beruf, kein Mensch. So hat auch unsere Zeit wieder Wichtigeres zu thun, als zu dichten. Selbstverständlich ergießt auch heute jeder Jüngling — so weit es noch jugendliche Jünglinge giebt — seine Gefühle in Verse; aber wer unseren ernsthaften Geschäftsmännern und Berufsarbeitern zumuthet, solche Ergüsse zu lesen, verfällt dem Kladderadatsch.

Darf, von diesem Standpunkt aus betrachtet, die Berechtigung von Ewalds Unternehmen angezweifelt werden, so muß man ihm doch lassen, daß er bei der Ausführung viele gute und wahre Gedanken und viel nützlichen Denkstoff zu Tage gefördert hat. Ein paar Proben. „Eine Generation, die dem Unsterblichkeitgedanken kühlen Indifferentismus entgegensetzt, begiebt sich damit des Anspruches auf wahre Kultur. Denn sie mißt sich selber keinen bleibenden Werth bei; sie hat nicht einmal das Bedürfniß danach. Der Hinweis auf den Fortbestand und die Erhaltung in der Gattung ist ein elendes Surrogat." „Religiöse Toleranz und politischer Freisinn gehen nicht zusammen, sondern schließen einander vielfach aus." In Beziehung auf den Staat eignet er sich Nietzsches Ausspruch an: „Wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist." (Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß er unter den deutschen Literaturgrößen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eigentlich nur drei gelten läßt: Hebbel, Richard Wagner und Nietzsche; leider seien alle Drei allgemein und gründlich mißverstanden worden; Nietzsche freilich habe das Mißverständniß selbst verschuldet). Der Staat solle der Kultur dienen, gerathe aber dadurch in einen tragischen Widerspruch gegen sein eigenes Wesen, das antiindividualistisch und deshalb kulturfeindlich sei, denn alle Kultur entquelle überragenden Persönlichkeiten. Ja, der Staat selbst verdanke sein Dasein genialen Persönlichkeiten und sei ohne solche nicht denkbar, obwohl er sie bedrohe und unterdrücke. Und ein dritter Widerspruch liege darin, daß auch der höhere Mensch des Staates bedarf, sowohl um leiblich existiren als um geistig wirken zu können. Den folgenden Gedanken habe auch ich schon oft ausgesprochen. Obwohl ein Staat ohne staatsmännische Genies nicht groß werden könne, befördere seine Größe keineswegs die Erzeugung von Genies. Italien habe solche in größter Zahl hervorgebracht, als es in Kleinstaaten getheilt und zu einem großen Theil fremden Herren unterworfen war, und der Deutsche sei seit 1870 in der höheren und feineren geistigen Kultur „den anderen Völkern ein geistiger Vasall und sich selber ein Fremdling geworden." Ich füge hinzu, daß Kenner Italiens in der Zeit der Einigung ein ganz plötz-

lich eintretendes Sinken des geistigen Niveaus bemerkt haben. Im Gegensatze zum Staat sei die Kirche ihrem Wesen nach individualistisch (wozu etliche „aber" zu machen wären), doch sie „ist Staat geworden und geblieben. Das ist die Tragoedie von Jahrtausenden, eine viel tiefere Tragoedie, als Die wähnen, deren Weltanschauung sich aus ein paar politischen Randglossen zusammensetzt und die das Problem damit erledigt glauben, daß sie ‚Los von Rom!' rufen und die rührigen Sachwalter der Klerisei für alles Weltelend verantwortlich machen. Daß die Kirche Staat wurde, ist nicht Wirkung eines bösen Willens Einzelner, sondern ein immanentes Verhängniß." Auf die Frage, ob es einen Fortschritt gebe, antwortet Ewald: für das Genie giebt es keinen; das älteste der bekannten Genies, Homer, ist so groß wie das jüngste. Aber die Masse schreitet fort. Dazu bemerke ich, daß auch der Fortschritt der Masse vielfach nur Schein ist. Die moderne Arbeitstheilung und die mit dem beweglichen Reichthum fortschreitende soziale Differenzirung haben die unterste Schicht auf die Stufe der Thierheit hinabgedrückt; und daß diese Schicht nun wieder mit einem ungeheuren Aufgebot von politischen und privaten Veranstaltungen auf die Stufe der Menschheit emporgehoben wird, auf der in Homers Zeit jeder Sklave und im Mittelalter jeder Leibeigne lebte: Das erscheint als Fortschritt. In der Wirklichkeit beschränkt sich der Fortschrit auf die Technik und auf die Masse des Wissens; und an diesem Fortschritt hat das Genie so gut Theil wie der Mann aus dem Volk, denn auch Homer wußte nicht, daß die Erde ein Planet ist. Die Kräfte aber, deren Thätigkeit das höhere Menschenthum ausmacht, Denkkraft, sittliches Empfinden und ästhetisches Urtheil, ändern sich nicht und wachsen nicht. Am Wenigsten nimmt Das zu, woran Allen am Meisten liegt: das Glück.

Wie Ewald an Michel Angelo und Giordano Bruno zeigt, daß die Renaissance keineswegs eine Emanzipation des Fleisches, sondern eine Befreiung und Erhebung des Geistes gewesen sei und daß auf den verbrannten Philosophen nicht die Anhänger Herberts Spencer oder Haeckels, sondern nur die Jünger Platos ein Recht haben, möge man in dem Buch nachlesen. Nur zwei originelle Gedanken will ich erwähnen, ohne sie zu kritisiren. Raffael sei kein echter Renaissancemensch. Er habe nicht die Schönheit des Weibes geliebt; die Liebe zu dieser sei tragisch, weil sie der Sehnsucht nach einem Ideal entspringe, das nicht verwirklicht werden könne; Raffael habe die Mutterliebe verherrlicht, habe also im Anblick der Gattung sein Genügen gefunden, sei demnach nur Idylliker gewesen, während der echte Renaissancekünstler den Blick auf sich selbst richte, sich selbst Problem und dadurch tragisch werde. Und im Don Juan sieht Ewald den Bankerot des Madonnenkultus. Dieser habe Dante zu beseligen vermocht, der an die Verwirklichung seines Ideals nicht gedacht, vom Weibe für sich nichts begehrt habe; wolle Einer das Ideal kör-

perlich fassen (und Don Juan hasche nach so vielen Weibern, weil er in keiner einzigen sein Ideal finde), so müsse er an der Vergeblichkeit dieses Strebens zu Grunde gehen. Als eine gemeine Karikatur von Raffael erscheint bei Ewald, der in der Beurtheilung des Sexuellen Weininger nah steht, Zola wenigstens in einem seiner Romane. Unsere Zeit habe verlernt, in dem Begriff Menschheit eine Vernunftidee zu sehen; sie denke dabei nur an Ziffernsummen, Massen, an die Gattung. „Der Mensch kommt für sie nur insoweit in Frage, als er seine animalischen Funktionen erfüllt, für Selbsterhaltung und für Fortpflanzung Sorge trägt. Das Aufgehen in der Sexualität, in den Mysterien der Zeugung ist eben nicht blos in der Literatur, sondern auch in Wissenschaft und Philosophie heute auf der Tagesordnung. Ein Roman wie Fécondité darf nicht allein als senile Leistung des alternden Zola angesehen werden, sondern repräsentirt mit seiner beinahe idiotischen Apotheose des Kaninchenstalles den Geist eines Zeitalters, das sein ganzes Interesse dem Fortpflanzungsgeschäft zuwendet.“ Dann wendet er sich gegen die „evolutionistische Ethik“.

Thatsächlich ist die letzte Periode des Materialismus und des diesem verwandten Positivismus in der Wissenschaft schon abgelaufen und Ewalds Buch ist nur deshalb von Bedeutung, weil diese „Ismen“ in der nicht allzu schönen Literatur noch nicht abdanken wollen. Gericht über diese zu halten hat ihn sein kantischer Glaube an unbedingte Werthe sehr gut befähigt. Ob er jedoch und wie lange er mit seiner aus Kant, Nietzsche und Chamberlain gemischten Philosophie zu leben vermag, ist eine andere Frage. Der Durchschnittsmensch, auch das Durchschnittsgenie kann es nicht. Ewalds Autonomie ist eine Illusion, die der harten Wirklichkeit nicht Stand hält. Der Mensch soll sich nach ihm über die Natur erheben, aber er darf seine Religion nicht auf die Abhängigkeit von Gott gründen, denn damit gebe er seinen Werth preis. Der Mensch hat aber nur die Wahl zwischen der Abhängigkeit von der Natur und der von Gott. Will er nicht ein werthloses Atom, ein ohnmächtiger Spielball des um ihn tanzenden Atomenschwarmes, eine zum Platzen verurtheilte Seifenblase sein, dann muß er in einem ewigen und allmächtigen Wesen wurzeln. Nur wenn er sich und seinen Werth in Gott geborgen glaubt, ist er stärker als der Tod; kann er Das nicht, so ist er rettunglos der Naturkausalität verfallen. Sich in der Einbildung selbst zum Gott aufblähen: Das kann tragisch werden, wenn man Napoleon heißt; der absolute Skribent, der autonome Philosoph ist nur lächerlich. Ewald vermag seine Philosophie auch dadurch nicht zu retten, daß er den ewigen Werth vom vergänglichen Werthträger trennt. Die Anbetung von Begriffen oder Ideen ist der dümmste aller Götzendienste. Nicht die Güte in abstracto, sondern der gute Mensch hat Werth und die Wahrheit wie die Schönheit sind Phantasmagorien, wenn es die „lebendig-reiche Schöne“ und die ewige Wahrheit, die wir Gott nennen,

nicht giebt. Ewald versteht, mit Kant, die Autonomie ethisch. Nun: auch die ethische Autonomie des Menschen ist keine unbedingte, und ihre Form ist nicht der Kategorische Imperativ. Kant ist ohne Zweifel ein relativ autonomer Mensch gewesen, aber man muß sich darüber wundern, wie er mit dem „Du sollst", das fromme Eltern seiner Seele eingeprägt hatten und das der berliner Krückstock eben damals dem Preußenvolk einbläute, sein „Ich will" verwechseln konnte, das bei ihm, dem kühlen Denker ohne Sinnlichkeit, zufällig mit jenem „Du sollst" übereinstimmte.

Das Bild des einsamen Menschen ist bei Ewald so wenig deutlich wie das des Uebermenschen bei Nietzsche. Wenn er mit dem Worte: Der Religionstifter kommt aus der Wüste, weiter nichts meint, als daß große Gedanken und Pläne in der Einsamkeit reifen, so spricht er nur Altbekanntes aus. Denkt er sich aber einen von der menschlichen Gesellschaft Unabhängigen, der seine Weisheit aus sich selbst schöpft, dann ist auch Das Illusion. Der Jesus des Christenglaubens schöpft aus sich selbst, weil er Gott ist.

Neisse. Karl Jentsch.

# Das Hünengrab.

Es war um die Jahreszeit, wo das Haidekraut roth blüht. Auf der Sandhalde wuchs es in dichten Büscheln. Von niedrigen, baumähnlichen Stämmchen erhoben sich dicht sitzende grüne Zweige mit nadelharten, festen Blättern und kleinen, spät welkenden Blüthen. Diese schienen nicht aus dem gewöhnlichen saftreichen Blumengewebe zu bestehen, sondern aus trockenen, harten Schuppen. Sie waren sehr unansehnlich von Größe und Gestalt; auch war ihr Geruch nicht sonderlich. Als Kinder der offenen Haide hatten sie sich nicht in der vor dem Wind geschützten Luft entwickelt, in der die Lilien ihre Kelchblätter entfalten, auch nicht in dem üppigen Erdreich, aus dem die Rosen die Nahrung für ihre schwellenden Kronen schöpfen. Was sie zu Blumen machte, war eigentlich die Farbe; leuchtend roth waren sie. Den Farbe schenkenden Sonnenschein hatten sie reichlich gehabt. Sie waren keine bleichen Kellergewächse, keine schattenfrohen Stubenhocker. Die gesegnete Fröhlichkeit und Stärke der Gesundheit lag über der ganzen blühenden Haide.

Das Haidekraut deckte das karge Feld mit seinem rothen Mantel bis hinauf zum Waldessaum. Da erhoben sich auf einem sanft ansteigenden Bergfirst ein paar uralte, halb zusammengestürzte Grabhügel; und wie innig auch das Haidekraut sich an sie zu schmiegen suchte: es gab doch dort oben Risse, durch die große flache Felsenplatten durchschimmerten, Fetzen der rauhen Haut des Berges selbst. Unter dem größten Grabhügel ruhte ein alter König, Atle genannt. Unter den anderen schlummerten Die seiner Mannen, die gefallen waren, als die große Schlacht dort auf der Halde geschlagen ward. Nun hatten sie schon so lange dagelegen, daß die Angst und die Ehrfurcht vor dem Tode von ihren Gräbern gewichen war. Der Weg ging zwischen ihren Ruhestätten hindurch. Dem einsamen Nachtwanderer

kam nie in den Sinn, sich umzusehen, ob wohl zu mitternächtiger Stunde vom Nebel umhüllte Gestalten auf der Spitze der Grabhügel saßen und in stummer Sehnsucht zu den Sternen emporblickten.

Es war ein glitzernder Morgen, thaufrisch und sonnenwarm. Der Schütze, der seit dem Morgengrauen auf der Jagd gewesen war, hatte sich in das Haidekraut hinter König Atles Hügel geworfen. Er lag auf dem Rücken und schlief. Den Hut hatte er über die Augen gezogen und die Jagdtasche aus Fell, aus der die langen Ohren des Hasen und die gekrümmten Schwanzfedern des Auerhahns lugten, lag unter seinem Kopf. Pfeile und Bogen hatte er neben sich.

Aus dem Walde kam ein Mädchen, ein Bündelchen mit Essen in der Hand. Als sie auf die flachen Platten zwischen den Grabhügeln kam, dachte sie, was für ein guter Tanzplatz hier sei. Und sie bekam große Lust, ihn zu probiren. Sie warf das Bündelchen ins Haidekraut und begann, ganz mutterseelenallein zu tanzen. Sie wußte nicht darum, daß hinter dem Königshügel ein Mann lag und schlief.

Der Schütze schlief noch immer. Brennend roth stand das Haidekraut gegen den tiefblauen Himmel. Der Ameisenlöwe hatte seinen Graben dicht neben dem Schlummernden aufgeworfen. Darin lag ein Stück Katzengold und funkelte, als wollte es alle alten Stoppeln der Sandhalde in Brand setzen. Ueber dem Kopf des Schützen breiteten sich die Auerhahnfedern wie ein Federbusch aus und ihre Metallfarben schimmerten vom tiefsten Purpur bis ins Stahlblau. Auf den unbeschatteten Theil seines Gesichtes brannte glühender Sonnenschein. Aber er schlug die Augen nicht auf, um den Morgenglanz zu schauen.

Inzwischen fuhr das Mädchen fort, zu tanzen, und es drehte sich so eifrig, daß die geschwärzte Mooserde, die sich in den Unebenheiten der Platten angesammelt hatte, um sie schwirrte. Eine alte, trockene Fichtenwurzel, blank und grau vom Alter, lag ausgerissen im Haidekraut. Die nahm sie und schwang sich mit ihr herum. Spähne lösten sich aus dem modernden Baume. Tausendfüßler und Ohrwürmer, die in den Ritzen genistet hatten, stürzten sich schwindlig in die lichte Luft und verbohrten sich in die Wurzeln des Haidekrautes. Wenn die fliegenden Röcke die Haide streiften, flatterten daraus Schaaren von kleinen grauen Schmetterlingen auf. Die Unterseite ihrer Flügel war weiß und glänzte wie Silber; sie wirbelten wie trockenes Laub im Sturm auf und ab. Sie schienen nun ganz weiß und es war, als ob das rothe Haidemeer weißen Schaum emporspritzte. Die Schmetterlinge hielten sich ein kurzes Weilchen oben in der Luft. Ihre zarten Flügel zitterten so heftig, daß der Farbenstaub sich löste und als dünner, silberweißer Flaum auf das Haidekraut fiel. Da war es, als würde die Luft von einem sonnig glitzernden Thauregen durchrieselt.

Ringsum im Haidekraut saßen Heuschrecken und rieben ihre Hinterbeine gegen die Flügel, so daß es wie Harfensaiten klang. Sie hielten guten Takt und waren so eingespielt, daß Jeder, der über die Haide ging, die selbe Heuschrecke auf seiner Wanderung zu hören meinte, obgleich er sie bald zur Rechten, bald zur Linken hatte, bald vor, bald hinter sich. Aber die Tanzende war nicht zufrieden mit ihrem Spiel, sondern begann nach einem kleinen Weilchen, selbst den Takt zu einem Tanzspiel zu trällern. Ihre Stimme war schrill und spröd. Der Schütze wurde von dem Gesang aufgeweckt. Er wandte sich seitwärts, richtete sich auf dem Ellbogen auf und sah über das Hünengrab hinweg zu ihr, die tanzte.

Er hatte geträumt, daß der Hase, den er soeben getötet, aus der Jagdtasche gesprungen sei und seine eigenen Pfeile genommen habe, um auf ihn zu schießen. Er sah nun hinüber zu dem Mädchen, schlaftrunken, wirr von Träumen; nach dem Schlummer brannte sein Kopf in der Sonne. Sie war groß und hatte grobe Glieder; nicht hold von Angesicht, nicht leicht im Tanz, nicht taktfest im Gesang. Sie hatte breite Wangen, dicke Lippen und eine platte Nase. Sie war sehr roth im Gesicht, sehr dunkel von Haar, üppig von Gestalt, kräftig in den Bewegungen. Ihre Kleider waren dürftig, aber grell. Rothe Borten faßten den gestreiften Rock ein und bunte Wollgarnlitzen folgten den Näthen des Leibchens. Andere Jungfrauen gleichen Rosen und Lilien. Diese war wie das Haidekraut, stark, fröhlich, leuchtend.

Mit Freude sah der Schütze das große, prächtige Weib auf der rothen Halde tanzen, mitten unter zirpenden Grashüpfern und flatternden Schmetterlingen. Und wie er sie so ansah, lachte er, daß der Mund sich von einem Ohr zum anderen zog. Aber da erblickte sie ihn plötzlich und blieb unbeweglich stehen.

„Du meinst wohl, ich sei von Sinnen", war das Erste, was sie hervorbrachte. Zugleich erwog sie, wie sie ihn bewegen könne, über Das zu schweigen, was er gesehen hatte. Sie wollte nicht unten im Dorf erzählen hören, daß sie mit einer Fichtenwurzel getanzt habe.

Er war ein wortkarger Mann. Nicht eine Silbe brachte er über die Lippen. Er war so scheu, daß er nichts Besseres anzufangen wußte, als zu fliehen; obwohl er gern geblieben wäre. Hastig kam der Hut auf den Kopf und die Jagdtasche auf den Rücken. Dann lief er zwischen den Haidekrauthügelchen fort.

Sie packte das Eßbündelchen und eilte ihm nach. Er war klein, steif von Bewegungen und hatte sichtlich geringe Kräfte. Sie holte ihn bald ein und schlug ihm den Hut herunter, um ihn zu bewegen, stehen zu bleiben. Eigentlich hatte er die größte Lust, zu bleiben, aber er war ganz wirr vor Schüchternheit und floh in noch größerer Hast. Sie lief nach und begann, an seiner Tasche zu zerren. Da mußte er stehen bleiben, um die Tasche zu vertheidigen. Das Mädchen fiel ihn mit aller Macht an. Sie rangen und sie warf ihn zu Boden. „Jetzt wird ers Keinem erzählen", dachte sie und war froh.

Im selben Augenblick erschrak sie doch sehr; denn er, der auf der Erde lag, schien ganz bleich und die Augen drehten sich in ihren Höhlen. Er hatte sich aber nicht verletzt. Es war die Gemüthsbewegung, die er nicht vertragen hatte. Nie zuvor hatten sich so strittige und starke Gefühle in diesem einsamen Waldbewohner geregt. Er war froh über das Mädchen und zornig und scheu und dennoch stolz, daß sie so stark war. Er war ganz betäubt von Alledem.

Die große, starke Jungfrau legte den Arm um seinen Rücken und richtete ihn auf. Sie brach Haidekraut und peitschte sein Gesicht mit den steifen Zweigen, bis das Blut in Bewegung kam. Als seine kleinen Augen sich wieder dem Tageslicht zuwandten, leuchteten sie vor Freude beim Anblick des Mädchens. Noch immer schwieg er; aber die Hand, die sie um seinen Leib gelegt, zog er an sich und streichelte sie sanft.

Er war ein Kind des Hungers und der zeitigen Mühen. Trocken und bleichgelb, fleischlos und blutarm war er. Es rührte sie, daß er so verzagt war, er, der doch um die Dreißig sein mochte. Sie dachte, daß er wohl ganz mutter-

seelenallein tief im Wald leben müsse, da er so kläglich und so schlecht gekleidet war. Keinen hatte er wohl, der nach ihm sah, nicht Mutter noch Schwester oder Liebste.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der große barmherzige Wald breitete sich über das Oedland aus. Verbergend und schützend nahm er in seinen Schoß Alles auf, was bei ihm Hilfe suchte. Mit hohen Stämmen hielt er Wacht um die Höhle des Bären und in der Dämmerung dichter Gebüsche hegte er das mit Eiern gefüllte Nest der kleinen Vöglein. Zu dieser Zeit, da man noch Leibeigene hielt, flüchteten viele von ihnen in den Wald und fanden Schutz hinter seinen grünen Mauern. Er ward für sie ein großes Gefängniß, das sie nicht zu verlassen wagten. Der Wald hielt diese Gefangenen in strenger Zucht. Er zwang die Stumpfen zum Nachdenken und erzog die in der Knechtschaft Verkommenen zu Ordnung und Ehrlichkeit. Nur dem Fleißigen schenkte er die Gnade des Lebens.

Die Beiden, die sich auf der Haide getroffen hatten, waren Abkömmlinge solcher Gefangenen des Waldes. Sie gingen manchmal hinunter in die bebauten, bewohnten Thäler, denn sie fürchteten nicht mehr, in die Knechtschaft zurückgeführt zu werden, aus der ihre Väter geflohen waren; doch am Liebsten nahmen sie den Weg durch das Waldesdunkel. Der Name des Schützen war Tönne. Sein eigentliches Handwerk war, den Boden urbar zu machen, aber er verstand sich auch auf andere Dinge. Er sammelte Reisig, kochte Theer, trocknete Schwämme und ging oft auf die Jagd. Sie, die tanzte, hieß Jofrid. Ihr Vater war Köhler. Sie band Besen, pflückte Wachholderbeeren und braute Bier aus dem weißblumigen Porsch. Beide waren sehr arm.

Früher hatten sie einander in dem großen Walde nie getroffen, aber jetzt dünkte sie, daß alle Wege des Waldes sich zu einem Netz verschlängen, in dem sie hin und wieder liefen und einander unmöglich vermeiden konnten. Nie wußten sie nun einen Pfad zu wählen, auf dem sie einander nicht begegneten.

Tönne hatte einmal einen großen Kummer gehabt. Er hatte lange mit seiner Mutter in einer elenden Reisigkoje gehaust; aber als er heranwuchs, faßte er den Plan, ihr ein warmes Häuschen zu bauen. In all seinen Mußestunden ging er in den Holzschlag, fällte Bäume und spaltete sie in angemessene Stücke. Dann verbarg er das aufgehäufte Bauholz in dunklen Klüften unter Moos und Reisig. Er hatte im Sinn, seine Mutter sollte nicht früher von all der Arbeit Etwas erfahren, als bis er so weit war, die Hütte aufzubauen. Aber seine Mutter starb, ehe er ihr zeigen konnte, was er gesammelt, ehe er ihr auch nur zu sagen vermochte, was er thun wolle. Er, der mit dem selben Eifer gearbeitet hatte wie David, Israels König, als er Schätze für Gottes Tempel sammelte, trauerte bitterlich. Er verlor alle Lust an dem Bau. Für ihn war die Reisigkoje gut genug. Und doch hatte ers nicht viel besser in seinem Heim als ein Thier in seiner Höhle.

Als nun er, der bisher immer allein umhergeschlichen war, Lust bekam, Jofrids Gesellschaft zu suchen, bedeutete dieser Wunsch wohl sicherlich, daß er sie gern zur Liebsten und Braut haben wollte. Jofrid erwartete auch täglich, daß er mit ihrem Vater oder mit ihr selbst von der Sache sprechen werde. Aber Tönne brachte es nicht über sich. Man merkte ihm an, daß er von unfreier Abkunft war. Die Gedanken bewegten sich in seinem Kopf langsam, wie die Sonne, wenn sie über das Himmelszelt zieht. Und schwerer war es für ihn, diese Gedanken zu zusammen-

hängender Rede zu formen, als für einen Schmied, einen Armreif aus rollenden Sandkörnern zu schmieden.

Eines Tages führte Tönne Jofrid zu einer der Schluchten, wo er sein Bauholz verborgen hatte. Er riß Zweige und Moos fort und zeigte ihr die abgehauenen Stämme. „Das hätte Mutter haben sollen“, sagte er. Und sah Jofrid erwartungvoll an. „Dies hätte Mutters Hütte werden sollen,“ wiederholte er. Merkwürdig schwer fiel es dieser Jungfrau, die Gedanken eines jungen Gesellen zu fassen. Da er ihr Mutters Bauholz zeigte, hätte sie doch verstehen müssen; aber sie verstand nicht.

Da beschloß er, ihr seine Meinung noch deutlicher zu erklären. Ein paar Tage später begann er, die Stämme zu der Stelle zwischen den Grabhügeln zu schleppen, wo er Jofrid zum ersten Male gesehen. Sie kam, wie gewöhnlich, heran und sah ihn arbeiten. Sie ging jedoch weiter, ohne Etwas zu sagen. Seit sie Freunde geworden waren, hatte sie ihm oft einen guten Handgriff geleistet, aber bei dieser schweren Arbeit schien sie ihm nicht helfen zu wollen. Tönne meinte doch, sie hätte verstehen müssen, daß es ihre Hütte war, die er zimmern wollte.

Sie verstand es ganz wohl, aber sie spürte keine Lust, sich einem Mann von Tönnes Art zu schenken. Sie wollte einen starken, gesunden Mann haben. Es schien ihr ein schlechtes Auskommen zu versprechen, wenn sie sich mit Einem verheirathete, der so schwach und wenig begabt war. Und doch zog viel sie zu diesem stillen, scheuen Mann. Man denke doch, daß er sich so hart geplagt hatte, um seine Mutter zu erfreuen, und nicht das Glück genossen hatte, zur Zeit fertig zu werden. Sie hätte über sein Schicksal weinen können. Und nun baute er die Hütte gerade da, wo er sie tanzen gesehen. Er hatte ein gutes Herz. Und Das lockte sie und band ihre Gedanken an ihn; aber sie wollte durchaus nicht seine Frau werden.

Jeden Tag ging sie über die Haide und sah die Hütte aufragen, dürftig und ohne Fenster; der Sonnenschein rieselte durch die undichten Wände.

Tönnes Arbeit ging ungemein rasch vorwärts; aber er arbeitete nicht sorgfältig. Sein Bauholz war nicht in Kanten behauen, kaum abgerindet. In die Diele legte er gespaltene junge Bäume. Sie wurde sehr uneben und schwankend. Das Haidekraut, das darunter blühte — denn es war nun ein Jahr seit dem Tage vergangen, an dem Tönne hinter König Atles Hügel gelegen und geschlafen hatte —, steckte ganz verwegen seine rothen Trauben durch die Ritzen und die Ameisen wanderten ungestört aus und ein und musterten dies gebrechliche Menschenwerk.

Wohin Jofrid auch in diesen Tagen ihre Schritte lenken mochte: immer schwebte ihr der Gedanke vor, daß dort eine Hütte für sie erbaut werde. Ein eigenes Heim ward ihr bereitet, dort oben auf der Haide. Und sie wußte, daß, wenn sie nicht als Hausmutter einzog, der Bär oder der Fuchs dort hausen mochte. Denn so gut kannte sie Tönne, daß sie begriff: wenn sich zeigte, daß er vergeblich gearbeitet hatte, würde er niemals in die neue Hütte einziehen. Er würde weinen, der Arme, wenn er hörte, daß sie nicht dort hausen wolle. Es würde ein neuer Kummer für ihn sein, eben so groß wie damals, als seine Mutter starb. Aber er mußte wohl sich selbst die Schuld geben; warum hatte er sie nicht rechtzeitig gefragt? Sie glaubte, ihm müsse zum Verständniß schon die Thatsache genügen, daß sie ihm nie bei der Hütte half. Dazu hatte sie doch große Lust. Jedesmal, wenn sie weiches weißes Moos sah, wollte sie es ausraufen, um es in die lecken Wände

zu stopfen. Sie war auch geneigt, Tönne beim Mauern des Herdes zu helfen. Wie er dabei verfuhr, mußte sich ja aller Rauch in der Hütte sammeln. Aber es war ja gleichgiltig, wie es da wurde. Da würde keine Speise kochen, kein Trank sieden. Dumm wars doch, daß diese Hütte niemals aus ihren Gedanken weichen wollte.

Tönne arbeitete mit glühendem Eifer; er war gewiß, daß Jofrid die Absicht verstehen mußte, sobald nur die Hütte fertig war. Er grübelte nicht viel darüber nach. Er hatte vollauf mit Holzspalten und Zimmern zu thun. Die Zeit verging ihm rasch.

Eines Nachmittags, als Jofrid über die Haide gegangen kam, sah sie, daß eine Thür an die Hütte gekommen war und eine Steinplatte als Schwelle dalag. Da begriff sie, daß Alles nun fertig sei, und sie ward sehr erregt. Tönne hatte das Dach mit Hügelchen von blühendem Haidekraut gedeckt; und eine starke Sehnsucht ergriff sie, unter dieses rothe Dach zu treten. Er selbst war nicht bei dem Neubau und sie entschloß sich, hineinzugehen. Diese Hütte war ja für sie gezimmert. Sie war ihr Heim. Jofrid konnte der Lust nicht widerstehen, es anzusehen.

Drinnen sah es freundlicher aus, als sie erwartet hatte. Wachholder war über den Boden gestreut. Frischer Duft von Nadeln und Harz füllte den Raum. Die Sonnenstrahlen, die durch Luken und Spalten hereinspielten, spannen goldene Bänder durch die Luft. Es sah da aus, als wäre sie erwartet: in die Mauerspalten waren grüne Zweige gesteckt und auf dem Herd stand eine frischgefällte Tanne. Tönne hatte nicht sein altes Hausgeräth hineingestellt. Da war nur ein neuer Tisch und eine Bank, über die eine Elenhaut geworfen war.

Als Jofrid kaum noch über die Schwelle getreten war, fühlte sie sich schon von dem fröhlichen Behagen eines Heims umgeben. Friedlich und ruhig ward ihr zu Sinn, als sie so stand: von dort zu scheiden, schien ihr eben so schwer, wie fortzugehen und bei Fremden zu dienen. Jofrid hatte vielen Fleiß darauf gewandt, sich eine Art Aussteuer zu schaffen. Sie hatte mit kunstfertigen Händen Tücher gewebt, wie man sie braucht, um eine Stube zu schmücken; die wollte sie in ihrem eigenen Heim aufhängen, wenn sie eins bekam. Nun mußte sie denken, wie sich diese Tücher wohl hier ausnehmen würden. Sie hätte sie gern in der neuen Hütte probirt.

Rasch eilte sie heimwärts, holte ihren Leinwandschatz und begann, die farbenprächtigen Stoffstücke unter der Decke aufzuhängen. Sie stieß die Thür auf, so daß die helle Abendsonne auf sie und ihre Arbeit fiel. Sie regte sich eifrig in der Stube, geschäftig und munter, ein Heldenliedchen trällernd. Von Herzen froh war sie. Es wurde gar prächtig da drinnen. Die gewebten Rosen und Sterne leuchteten wie nie zuvor. Während sie arbeitete, hielt sie gute Ausschau über die Haide und die Hünengräber. Vielleicht kauerte Tönne jetzt hinter einem der Grabhügel und lachte sie aus. Der Königshügel lag gerade vor der Thür und dahinter sah sie eben die Sonne versinken. Immer wieder blickte sie hin. Ihr war, als müsse dort Jemand sitzen und sie betrachten.

Gerade als die Sonne so tief unten war, daß nur noch ein paar blutrothe Strahlen über die alte Steinhalde spielten, sah sie, wer es war, der sie betrachtete. Der ganze Hügel war kein Hügel mehr, sondern ein großer, alter Kämpe, der narbig und ergraut dasaß und sie anstarrte. Rings um sein Haupt bildeten die Sonnenstrahlen eine Krone und sein rother Mantel war so weit, daß er sich über die ganze Haide ausbreitete. Sein Haupt war groß und schwer, das Antlitz grau wie Stein.

Seine Kleider und Waffen waren auch steinfarbig und ahmten so genau die Schattirungen und das Moosflechtenkleid der Steine nach, daß man sehr scharf hinsehen mußte, um zu merken, daß es kein Steinhaufe war. Es war wie mit jenen Würmern, die Baumästen gleichen. Man kann zehnmal an ihnen vorbeigehen, ehe man merkt, daß, was man für hartes Holz gehalten, ein weicher Thierkörper ist.

Aber Josrid konnte sich nicht länger darüber täuschen, daß es der alte König Atle selbst war, der da saß. Sie stand in der Thür, hielt die Hand beschattend über die Augen und sah ihm gerade in sein Steingesicht. Er hatte sehr kleine, schräge Augen unter seiner hochgewölbten Stirn, eine breite Nase und einen zottigen Bart. Und er lebte, dieser steinerne Mann. Er lächelte und blinzelte ihr zu. Angst und bang wurde ihr; und am Meisten erschreckten sie seine dicken Arme mit den steifen Muskeln und die haarigen Hände. Je länger sie ihn ansah, desto breiter wurde sein Lächeln; und endlich hob er einen seiner pfundschweren Arme, um sie zu sich zu winken. Da floh Josrid heimwärts.

Als Tönne nach Haus kam und die Hütte mit bunten Tüchern geschmückt fand, faßte er so großen Muth, daß er seinen Fürbitter zu Josrids Vater schickte. Der fragte Josrid um ihre Meinung und sie willigte ein. Sie war sehr zufrieden mit der Wendung, die die Sache genommen hatte; wenn sie ihre Hand auch halb gezwungen schenkte. Sie konnte dem Mann doch nicht Nein sagen, in dessen Hütte sie schon ihre Aussteuer getragen. Doch sah sie zuerst nach, ob der alte König Atle wieder ein Grabhügel geworden sei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tönne und Josrid lebten viele Jahre glücklich. Sie standen in gutem Ruf. „Das sind gute Menschen", sagte man. „Seht, wie sie einander beistehen, wie sie zusammen arbeiten, seht, wie Eins nicht ohne das Andere leben kann!"

Tönne wurde mit jedem Tage stärker, ausdauernder und weniger langsam von Gedanken. Josrid schien einen ganzen Mann aus ihm gemacht zu haben. Meist ließ er sie entscheiden; aber er verstand mit zäher Hartnäckigkeit auch seinen eigenen Willen durchzusetzen.

Wo Josrid sich auch zeigte, gab es Scherz und Fröhlichkeit. Ihre Kleider wurden immer bunter, je älter sie wurde. Das ganze Gesicht war grellroth. Aber in Tönnes Augen war sie lieblich.

Sie waren nicht so arm wie mancher Andere ihres Standes. Sie aßen Butter zur Grütze und mengten weder Kleie noch Baumrinde ins Brot. Das Porschbier schäumte in ihren Humpen. Ihre Schaf- und Ziegenheerden vermehrten sich so rasch, daß sie sich Fleischnahrung gönnen konnten.

Einmal machte Tönne für einen Bauern drunten im Thal den Boden urbar. Als Der sah, wie Tönne und seine Frau in großer Fröhlichkeit zusammen arbeiteten, dachte auch er: „Das sind gute Menschen." Der Bauer hatte jüngst seine Ehefrau verloren, die ihm ein halbjähriges Kind hinterlassen hatte. Er bat Tönne und Josrid, seinen Sohn in Pflege zu nehmen. „Das Kind ist mir sehr theuer", sagte er, „drum gebe ich es Euch, denn Ihr seid gute Menschen." Sie hatten keine eigenen Kinder, so daß es sehr schicklich schien, dieses zu nehmen. Sie willigten auch ohne Zögern ein. Sie meinten, Vortheil davon zu haben, wenn sie das Kind eines Bauern aufzogen; auch erwarteten sie sich von einem Pflegesohn Freude für ihre alten Tage.

Aber das Kind wurde nicht alt bei ihnen. Ehe das Jahr um war, war es tot. Dies sei die Schuld der Pflegeeltern, sagten Viele, denn das Kind war besonders frisch und gesund gewesen, bevor es zu ihnen kam. Damit wollte aber Niemand sagen, sie hätten es vorsätzlich getötet; man meinte nur, daß sie Etwas auf sich genommen, was über ihr Vermögen gegangen war. Sie hatten nicht Verstand oder Liebe genug gehabt, um dem Kinde die Pflege angedeihen zu lassen, deren es bedurfte. Sie hatten sich gewöhnt, nur an sich selbst zu denken und für ihr eigenes Wohl zu sorgen. Sie hatten nicht Zeit, ein Kind zu betreuen. Sie wollten am Tage zusammen an die Arbeit gehen und nachts einen ruhigen Schlummer schlafen. Sie fanden, daß der Kleine zu viel von der guten Milch trinke, und sie gönnten es ihm nicht so wie sich selbst. Sie wußten aber nicht etwa, daß sie den Knaben schlecht behandelten. Sie dachten, daß sie gerade so für ihn sorgten wie rechte Eltern. Eher kam es ihnen vor, daß der Pflegesohn eine Strafe und Plage für sie gewesen war. Sie trauerten nicht über seinen Tod. Frauen pflegen ihre große Lust und Freude daran zu haben, mit Kindern umzugehen; aber Josrid hatte einen Mann, für den sie in vielen Stücken die Sorge einer Mutter tragen mußte, und begehrte deshalb nicht, noch Anderes zu betreuen. Gern sehen Frauen sonst auch die raschen Fortschritte der Kleinen; aber Josrid hatte Freude genug, wenn sie sah, wie Tönne sich zu Verstand und Männlichkeit entwickelte; sie freute sich daran, ihre Hütte zu segen und zu schmücken, freute sich an der Zunahme der Heerden und an dem Anbau unten auf der Haide.

Josrid ging auf den Hof des Bauern und sagte ihm, das Kind sei gestorben. Da sprach der Mann: „Nun ist es mir ergangen wie Dem, der so weiche Kissen in sein Bett legt, daß er bis auf den harten Grund sinkt. Gar zu gut wollte ich meinen Sohn hüten; und siehe: nun ist er tot!“ Und er war betrübt.

Bei seinen Worten begann Josrid, bitterlich zu weinen. „Wollte Gott, daß Du uns Deinen Sohn nicht gegeben hättest!“ sagte sie. „Wir waren zu arm. Er hats nicht gut genug bei uns gehabt.“

„Dies wollte ich nicht sagen“, antwortete der Bauer. „Eher glaube ich, daß Ihr das Kind verhätschelt habt. Doch ich will keinen Menschen anklagen; denn über Leben und Tod gebietet Gott allein. Nun ist es mein Wille, den Leichenschmaus meines einzigen Sohnes mit dem selben Aufwand zu feiern, als wenn ein Erwachsener gestorben wäre; und zum Gastmahl lade ich Tönne und Dich. Daraus mögt Ihr sehen, daß ich keinen Groll gegen Euch hege.“

So wohnten Tönne und Josrid dem Leichenschmaus bei. Sie wurden freundlich bewirthet und Niemand sagte ihnen ein böses Wort. Wohl hatten die Frauen, die die Leiche einkleideten, erzählt, daß sie jämmerlich abgefallen war und Spuren schwerer Vernachlässigung gezeigt hatte. Das konnte aber wohl auch von der Krankheit herkommen. Niemand wollte Schlechtes von den Pflegeeltern glauben. denn man hielt sie überall für gute Menschen.

Josrid weinte viel in diesen Tagen; namentlich, als sie die Frauen erzählen hörte, wie sie bei ihren kleinen Kindern wachen und sich für sie plagen mußten. Sie merkte auch, daß bei dem Leichenschmaus unter den Weibern beständig von Kindern gesprochen wurde. Einige hatten solche Freude an ihnen, daß sie gar nie aufhören konnten, von ihren Fragen und Spielen zu erzählen. Josrid hätte gern von Tönne gesprochen; aber die meisten Frauen sprachen gar nicht von ihren Männern.

Spät abends kehrten Josrid und Tönne von dem Leichenschmaus heim. Sie gingen sogleich ins Bett. Aber kaum waren sie eingeschlafen, als sie von einem leisen Wimmern geweckt wurden. Das ist das Kind, dachten sie, noch halb schlafend, und waren unwillig über die Störung. Aber plötzlich setzten sie sich Beide im Bett auf. Das Kind war doch tot. Woher kam dann dieses Wimmern? Als sie ganz wach waren, hörten sie nichts; aber sobald sie einzuschlummern begannen, vernahmen sie es wieder. Kleine, schwache Füßchen hörten sie über die Steinplatte vor der Hütte gehen, ein kleines Händchen tastete an der Thür, und da sie nicht offen war, wanderte das Kind wimmernd und tappelnd die Wand entlang, bis es vor ihrer Lagerstätte stehen blieb. Wenn sie sprachen oder sich im Bett aufsetzten, vernahmen sie nichts; aber wenn sie einschlummern wollten, hörten sie deutlich die unsicheren Schritte und das erstickte Schluchzen.

Was sie nicht glauben wollten, was ihnen aber in den letzten Tagen als Möglichkeit vor Augen gestanden hatte: nun wurde es ihnen zur Gewißheit. Sie sahen ein, daß sie das Kind getötet hatten. Wie wäre es sonst nachts umgegangen?

Von dieser Nacht an war alles Glück von ihnen gewichen. Sie lebten in steter Furcht vor dem Gespenst. Den Tag über hatten sie wohl einige Ruhe, aber in den Nächten wurden sie von dem Weinen und dem erstickten Schluchzen des Kindes so gestört, daß sie nicht wagten, allein zu liegen. Josrid ging oft weite Wege, um einen Menschen zu holen, der über Nacht in ihrer Hütte bleiben konnte. Kam ein Fremder, so hatten sie Ruhe; aber sobald sie allein waren, hörten sie das Kind

In einer Nacht, für die sie keinen Gast gefunden hatten und die sie, des Kindes wegen, wieder schlaflos verbrachten, stand Josrid aus dem Bett auf.

„Schlaf Du nur, Tönne“, sagte sie. „Wenn ich mich wach erhalte, wird sich nichts hören lassen.“

Sie ging aus dem Haus, setzte sich auf die Thürschwelle und überlegte, was sie thun sollten, um Ruhe zu finden; denn so konnten sie nicht weiterleben. Sie fragte sich, ob Beichte und Buße, Demüthigung und Reue sie von dieser schweren Heimsuchung befreien könnten. Da begab es sich, daß sie die Augen aufschlug und die selbe Erscheinung sah wie schon einmal zuvor von dieser Stelle. Der Grabhügel war zu einem Kämpen geworden. Es war eine dunkle Nacht; dennoch konnte sie deutlich sehen und vernehmen, daß der alte König Atle da saß und sie betrachtete. Sie sah ihn so genau, daß sie die mit Moos bewachsenen Armringe an seinen Handgelenken unterschied und wahrnehmen konnte, daß seine Beine mit gekreuzten Bändern umwickelt waren, zwischen denen die Wadenmuskeln schwollen.

Diesmal hatte sie keine Angst vor dem Alten. Er schien ihr ein Freund und Tröster im Unglück. Er sah sie gleichsam mitleidig an, als wolle er ihr Muth einflößen. Da dachte sie, daß dieser gewaltige Held einst seinen Tag gehabt hatte, an dem er die Feinde in Haufen auf die Haide niederstreckte und in den Blutströmen watete, die zwischen den Hügelchen brausten. Was hatte er da nach einem toten Manne mehr oder weniger gefragt? Wie tief hatte das Seufzen der Kinder, deren Väter er geschlagen, sein Steinherz gerührt? Federleicht hätte die Bürde von eines Kindes Tod auf seinem Gewissen gelegen.

Und sie vernahm sein Flüstern: die selbe Weise, die das alte, steinkalte Heidenthum zu allen Zeiten geflüstert hat. „Warum bereuen? Die Götter lenken das Geschick. Die Nornen spinnen des Lebens Faden. Warum sollten die Kinder der Erde trauern, daß sie gethan, was die Unsterblichen sie zu thun zwangen?“

Da ermannte sich Josrid und sagte zu sich selbst: „Was konnte ich dafür, daß das Kind starb? Gott allein ists, der Alles lenkt. Nichts geschieht ohne seinen Willen.“ Und sie dachte, daß sie das Gespenst am Besten abwehren werde, wenn sie alle Reue von sich fern hielt.

Aber nun öffnete sich die Hausthür und Tönne kam zu ihr heraus. „Josrid“, sagte er, „es ist jetzt in der Hütte. Es kam heran und klopfte an den Bettrand und weckte mich. Was sollen wir thun, Josrid?“

„Das Kind ist ja tot“, sagte Josrid. „Du weißt, daß es tief unter der Erde liegt. Das Alles sind nur Träume und Einbildungen.“ Sie sprach hart und abweisend, denn sie fürchtete, daß Tönne in dieser Sache zu weichherzig sein und sie dadurch ins Unglück stürzen könne.

„Wir müssen ein Ende machen“, sagte Tönne.

Josrid lachte grell auf. „Was willst Du thun? Gott hat es über uns gesandt. Konnte er das Kind nicht am Leben erhalten, wenn er wollte? Er wollte es nicht; und jetzt verfolgt er uns um dieses Todes willen. Sage mir, mit welchem Recht er uns verfolgt?“

Sie nahm ihre Worte von dem alten Steinkämpen, der finster und hart auf seinem Hügel saß. Es war, als habe er ihr Alles eingegeben, was sie Tönne erwiderte.

„Wir müssen eingestehen, daß wir das Kind vernachlässigt haben, und Buße thun“, sagte Tönne.

„Niemals will ich für Etwas leiden, das nicht meine Schuld ist“, sagte Josrid. „Wer wollte, daß das Kind sterbe? Ich nicht. Welche Art von Buße willst Du denn thun? Willst Du Dich geißeln oder fasten, wie die Mönche? Mich dünkt, Du kannst Deine Kräfte zur Arbeit brauchen.“

„Mit dem Geißeln habe ich es schon probirt“, sagte Tönne. „Es nützt nicht.“

„Siehst Du!“ sagte sie und lachte wieder.

„Da thut Anderes noth“, fuhr Tönne mit beharrlicher Entschlossenheit fort. „Wir müssen gestehen.“

„Was willst Du Gott sagen, das er nicht schon wüßte?“ höhnte Josrid. „Lenkt nicht er Deine Gedanken? Was willst Du ihm sagen?“ Sie fand nun, daß Tönne dumm und eigensinnig sei. So hatte sie ihn zu Beginn ihrer Bekanntschaft gefunden; aber dann hatte sie nicht mehr daran gedacht, sondern ihn lieb gehabt, wegen seines guten Herzens.

„Wir müssen dem Vater unsere Schuld gestehen, Josrid, und ihm Buße bieten.“

„Was willst Du ihm bieten?“ fragte sie.

„Die Hütte und die Ziegen.“

„Sicherlich fordert er volle Mannesbuße für seinen einzigen Sohn. Die läßt sich mit Allem, was wir besitzen, nicht bezahlen.“

„Wir wollen uns selber als Knechte in seine Gewalt geben, wenn er sich nicht mit weniger zufrieden giebt.“

Bei diesen Worten packte Josrid kalte Verzweiflung und sie haßte Tönne aus der Tiefe ihrer Seele. Alles, was sie verlieren mußte, stand klar vor ihr. Die Freiheit, für die einst die Ahnen das Leben gewagt, die Hütte, den Wohlstand, Ehre und Glück.

„Merke meine Worte wohl, Tönne“, sagte sie heiser, halberstickt von Schmerz: „der Tag, an dem Du Solches thust, ist mein Todestag.“

Dann ward kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt; aber sie blieben an der Thürschwelle sitzen, bis der Tag anbrach. Keiner fand ein Wort, um zu beschwichtigen und zu versöhnen. Beide fürchteten und verachteten einander. Eins maß das Andere mit dem Maß seines Zornes und fand es engherzig und böse.

Seit dieser Nacht ließ Josrid Tönne oft ihre Ueberlegenheit fühlen. Sie ließ ihn in der Gegenwart Fremder merken, daß er einfältig sei, und half ihm bei der Arbeit so, daß er ihre Kraft erkennen mußte. Sie wollte ihm offenbar die Hausherrngewalt nehmen. Manchmal stellte sie sich sehr froh, um ihn zu zerstreuen und von seinen Grübeleien abzulenken. Er hatte noch nichts gethan, um seinen Plan ins Werk zu setzen, aber sie glaubte nicht, daß er ihn aufgegeben habe.

In dieser Zeit wurde Tönne mehr und mehr, wie er vor seiner Heirath gewesen war. Er wurde mager und bleich, wortkarg und träg von Gedanken. Josrids Verzweiflung ward mit jedem Tage größer, denn es war, als sollte ihr nun Alles genommen werden. Doch kam ihre Liebe zu Tönne wieder, als sie ihn unglücklich sah. „Was gilt mir Alles, wenn Tönne zu Grunde geht?“ dachte sie. „Es ist besser, mit ihm in der Knechtschaft zu leben, als ihn als Freien sterben zu sehen.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Josrid konnte sich jedoch nicht so plötzlich entschließen, Tönne zu gehorchen. Sie kämpfte einen langen und schweren Kampf. Aber eines Morgens, als sie erwachte, war ihr ungewöhnlich ruhig und mild zu Muth. Da war ihr, als könne sie nun thun, was er forderte. Und sie weckte ihn und sagte, daß es jetzt so werden solle, wie er wolle. Nur diesen einzigen Tag möge er ihr gönnen, damit sie von all dem Ihren Abschied nehmen könne.

Den ganzen Vormittag ging sie seltsam sanft umher. Leicht kamen ihr Thränen in die Augen, wie Einem, der Abschied nimmt. Ihr schien, die Haide habe sich an diesem Tage, ihr zu Liebe, besonders schön geschmückt. Der Frost war über sie hingezogen, die Blumen waren verschwunden und das ganze Feld trug braune Farbe. Aber als die Sonne des Herbsttages ihre schrägen Strahlen darüber hingleiten ließ, war es, als erglühe das Haidekraut aufs Neue roth. Und sie gedachte des Tages, an dem sie Tönne zum ersten Mal gesehen hatte.

Sie wünschte, daß sie den alten König noch einmal schauen dürfe; denn er hatte ja mitgeholfen, ihr Glück zu schaffen. Sie hatte sich in der letzten Zeit ernstlich vor ihm gefürchtet. Es war, als lauerte er darauf, sie zu packen. Aber jetzt konnte er keine Macht mehr über sie haben, meinte sie. Sie wollte aufmerken, ob sie ihn nicht sehen konnte, abends, wenn der Mondschein kam.

Um die Mittagszeit kamen ein paar umherwandernde Spielleute vorbeigezogen. Da hatte Josrid den Einfall, sie zu bitten, den ganzen Nachmittag in ihrem Hause zu bleiben; denn nun wollte sie ein Fest feiern. Tönne mußte schnell zu ihren Eltern gehen und sie bitten, zu kommen. Dann liefen ihre kleinen Geschwister weiter ins Dorf hinab, um Gäste zu holen. Bald waren viele Leute versammelt.

Die Fröhlichkeit war groß. Tönne hielt sich abseits in einer Ecke der Hütte, wie es seine Gewohnheit war, wenn Besuch kam; aber Josrid war beinahe wild in ihrer Fröhlichkeit. Mit gellender Stimme führte sie die Tanzspiele an und bot eifrig den Gästen das schäumende Bier. Eng war es in der Stube, aber die Spielleute waren flink und der Tanz hatte Leben und Lust. Es wurde erstickend heiß dort drinnen. Man stieß die Thür auf; und Josrid sah nun erst, daß die Nacht

angebrochen und der Mond aufgegangen war. Da trat sie in die Hausthür und blickte in die weiße Welt des Mondscheins hinaus.

Viel Thau war gefallen. Die ganze Haide war weiß, weil sich das Mondlicht in den zahllosen Tropfen spiegelte, die sich auf allen Zweiglein gesammelt hatten. Das kurze Moos, das ringsum auf Felsplatten und Steinen wuchs, war schon gefroren und von Reif bedeckt. Jofrid stieg hinab; wohlig schwankend wars unter dem Fuß. Sie ging ein paar Schritte über den Pfad, der ins Dorf hinab führte, gleich als wolle sie prüfen, welches Gefühl es sei, da zu gehen. Tönne und sie sollten am nächsten Tage Hand in Hand hier wandern; in tiefste Schmach hinein. Denn wie auch die Begegnung mit dem Bauern ablief, was er auch nahm und was er sie behalten ließ: sicherlich war Schmach ihr Los. Die an diesem Abend eine gute Hütte und viele Freunde hatten, würden am nächsten Tag von Allen verabscheut sein, vielleicht auch all Dessen beraubt, was sie erworben hatten, vielleicht sogar ehrlose Knechte. Sie sagte zu sich selbst: „Dies ist der Weg des Todes.“ Und nun konnte sie nicht fassen, wie sie die Kraft haben sollte, ihn zu wandeln. Ihr war, als sei sie von Stein, eine schwere Steingestalt wie der alte König Atle. Trotzdem sie lebte, hatte sie das Gefühl, ihre schweren Steinglieder nicht regen, diesen Weg nicht gehen zu können.

Sie wandte ihre Blicke dem Königshügel zu und sah deutlich den alten Kämpen da sitzen. Aber in dieser Nacht war er wie zum Fest geputzt. Er trug nicht mehr das graue, mit Moos bewachsene Steingewand, sondern weißes, schimmerndes Silber. Auch schmückte ihn wieder eine Krone von Strahlen, wie damals, als sie ihn zuerst sah; aber diese Krone war weiß. Und weiß leuchtete Brustplatte und Armring, glitzernd weiß war Schwertgriff und Schild. Er saß da und betrachtete sie in stummer Gleichgiltigkeit. Das seltsam Unergründliche, das in großen Steingesichtern liegt, hatte sich nun auf ihn herabgesenkt. Da thronte er dunkel und mächtig; und Jofrid hatte die unklare Vorstellung, daß er ein Bild von Dem sei, was in ihr lag; in allen Menschen liegt Etwas, das in fernen Jahrhunderten begraben war, von vielen Steinen bedeckt und dennoch nicht tot. Sie sah ihn, den alten König, mitten im Menschenherzen sitzen. Ueber dessen unfruchtbare Felder breitete er seinen weiten Königsmantel hin. Da tanzte die Genußsucht, da jubelte das Prachtverlangen. Er war der große Steinheld, der Noth und Armuth vorüberwandern sah, ohne daß sein Steinherz gerührt ward. „Die Götter wollen es so“, sagte er. Er war der starke steinerne Mann, der ungesühnte Sünde tragen konnte, ohne zu wanken. Stets sagte er: „Warum trauern, da Das, was Du thatest, Dir doch von den Unsterblichen aufgezwungen ward?“

Jofrids Brust hob sich in einem Seufzer, der tief wie ein Schluchzen war. In ihr lebte eine Ahnung, die sie sich nicht klarzumachen vermochte, eine Ahnung, daß sie mit dem steinernen Mann kämpfen mußte, wenn sie glücklich werden sollte. Aber zu gleicher Zeit fühlte sie sich so hilflos schwach.

Sah sie nun wieder zu der Hütte hin, wo die Tücher unter den Dachbalken schimmerten, wo die Spielleute Fröhlichkeit verbreiteten und wo Alles war, was sie liebte, dann fühlte sie, daß sie nicht in die Knechtschaft gehen konnte. Nicht einmal Tönne zu Liebe. Sie sah sein blasses Antlitz in der Hütte und fragte sich mit zusammengekrampftem Herzen, ob er verdiene, daß sie ihm Alles opfere.

Aber drinnen in der Hütte hatten sich die Leute zu einem Reigentanz auf-

gestellt. Sie ordneten sich in einer langen Reihe, faßten einander bei den Händen und stürzten, mit einem wilden, starken, jungen Gesellen an der Spitze, in rasender Eile vorwärts. Der Anführer zog sie durch die offene Thür hinaus auf die im Mondschein glitzernde Haide. Sie tosten an Josrid vorbei, keuchend und wild: strauchelten über Steine, sanken ins Haidekraut, zogen weite Kreise rings um die Hütte. Der Letzte in der Reihe rief Josrid an und streckte ihr die Hand entgegen. Sie faßte sie und lief mit.

Das war kein Tanz; ein wahnsinniges Hinstürmen. Doch Fröhlichkeit war darin, Lebenslust und Uebermuth. Immer kühner wurden die Schwenkungen, immer lauter tönten die Rufe, immer stürmischer ward das Lachen. Von Hünengrab zu Hünengrab, wie sie da über die Haide zerstreut lagen, schlang sich die Reihe der Tanzenden. Wer bei den heftigen Schwankungen niederfiel, wurde wieder emporgerissen, der Langsame vorwärts gezogen. Die Spielleute standen in der Hausthür und lockten zu immer wüsterem Taumel. Da war keine Zeit, zu ruhen, zu denken, sich vorzusehen. In immer tollerer Hast ging der Tanz über schwankes Moos und glatte Felsplatten.

Bei Alledem empfand Josrid immer deutlicher, daß sie die Freiheit behalten mußte, daß sie lieber sterben als sie verlieren wollte. Sie merkte, daß sie Tönne nicht folgen konnte. Sie dachte daran, zu fliehen, fort in den Wald zu eilen und niemals wiederzukommen.

Alle Hügel hatten sie jetzt umkreist, außer dem König Atles. Josrid sah, daß es nun zu diesem hinaufging, und sie hielt die Blicke scharf auf den mächtigen Mann geheftet. Da sah sie, wie sich seine Riesenarme nach den Hinstürmenden ausstreckten. Sie schrie laut auf; doch nur ein schallendes Gelächter antwortete ihr. Sie wollte stehen bleiben; aber eine starke Faust riß sie weiter. Sie sah ihn nach den Vorbeieilenden greifen, aber so hurtig waren sie, daß die schweren Arme Keinen von ihnen erreichen konnten. Unfaßlich war ihr, daß Niemand ihn sah. Todesangst kam über sie. Sie dachte, daß er sie erreichen werde. Auf sie hatte er gelauert, seit vielen Jahren. Mit den Anderen trieb er nur sein Spiel. Ihrer würde er sich nun endlich bemächtigen.

Nun kam an sie die Reihe, an König Atle vorbeizueilen. Sie sah, wie er sich erhob, sich dann zum Sprung duckte, um Ernst zu machen und sie zu fangen. In dieser höchsten Noth fühlte sie: wenn sie sich jetzt entschloß, am nächsten Morgen die schwere Wanderung anzutreten, hatte er nicht die Macht, sie zu packen. Aber sie konnte nicht. Sie kam zuletzt und die Drehungen waren nun so heftig, daß sie beinahe geschleppt wurde und Mühe hatte, nicht zu Boden zu fallen. Doch obgleich sie in der rasendsten Eile dahinwirbelte, war der alte Kämpe noch rascher. Die schweren Armen senkten sich auf sie hinab, die steinernen Hände ergriffen sie, zogen sie an die mit silberblankem Harnisch bedeckte Brust. Immer schwerer legte sich die Todesangst auf sie; aber sie wußte noch bis zuletzt: nur weil sie den Steinkönig im eigenen Herzen nicht zu besiegen vermocht hatte, war dem König Atle Gewalt über sie gegeben.

Nun war es zu Ende mit Tanz und Fröhlichkeit. Josrid lag im Sterben. Sie war in dem rasenden Lauf an den Königshügel geschleudert worden und hatte von seinen Steinen den Todesstoß empfangen.

Falun. Selma Lagerlöf.

# Bankenparade.

Während der letzten 357 Tage hat sich manches der Großfinanz Angenehme ereignet. Montanaktien sind beträchtlich gestiegen, vielen Industriewerthen hat eine verbesserte, modernere Fabrikation Vortheile gebracht, die amerikanische Hausse bescherte den Börsen wahre Schätze und auch der Kurs fremder Renten stieg höher, als man erwartet hatte. Aus all diesen Blüthen banden die Leiter unserer Banken sich einen üppigen, bunten Strauß. Von der Herrlichkeit der Entwickelung deutschen Bankwesens sprach man schon seit Monaten, obgleich damals noch politische und finanzielle Zwischenfälle möglich waren. Heute jedoch, wo der Jahresabschluß naht und das schöne Geschäftswetter fast überall ohne ernstliche Trübung fortdauert, ist es schon der Mühe werth, eine Jahresparade über die Banken abzuhalten.

Alle haben diesmal verdient. Nur müssen einzelne Großinstitute noch alte Löcher zustopfen und die dazu nöthigen Summen heimlich an ihrer Dividende absparen. Auch giebt es da und dort Provinzialbanken mit ausgedehnten Filialen, die noch an früheren Industrie-Verlusten leiden, sich darüber aber nicht allzu offen aussprechen möchten. Natürlich darf man sich nicht etwa einreden, Das, was in den Berichten der Banken, auch der besten, steht, gebe vom Wirken dieser Institute ein irgendwie getreues Bild. Um Alles zu schildern, wären Bände erforderlich; unsere Hochfinanz aber hat offenbar Angst, die Augen des Publikums durch allzu reichlichen Lesestoff zu verderben. Nicht einmal eine knappe und klare Zusammenfassung wird gegeben und nur die Eingeweihten, deren Zahl allerdings nicht gering ist, können sich von der Art des jeweiligen Bankenbetriebes eine richtige Vorstellung machen. Ich behaupte auch nicht etwa, es sei unbedingt nothwendig, öffentlich Alles zu beichten; sicher ists gar nicht möglich. Auch die Schweigsamkeit unserer Industriegesellschaften pflegt ja mit ihrer Größe zu wachsen. Wie aber soll ein Wirthschaftforscher der Zukunft Klarheit erhalten? Wenn er sich mit den Geschäftsberichten und Generalversammlungreden begnügt, kann das Bild, das er von heutigen Zuständen malt, niemals der Wirklichkeit gleichen. Man thut gut, die Regsamkeit unserer Großbanken, ihre Unternehmunglust, ihren Muth noch wesentlich höher einzuschätzen, als die Phantasie sie anzuschlagen pflegt. Diese neuen Fähigkeiten (die leicht zu nicht ganz ungefährlichen Leidenschaften ausarten können) sind nicht ohne Ursache entstanden. Man wollte Agiogewinne und verfügte immer wieder Kapitalserhöhungen (die oft gar keinen anderen Zweck hatten). Das neue Kapital aber forderte dann auch Verwendung: regelmäßige, normale war selten zu erreichen: also mußten Phantasie und Wagemuth gemeinsam auf die Reise gehen, um Verwerthungmöglichkeiten für die gehäuften Schätze zu suchen.

Dieser abnorme Zustand, auf dessen Gefahr nicht oft genug hingewiesen werden kann, hat in abnormer Zeit den Banken aber Nutzen gebracht. Die meisten waren klug genug, in den flauen Monaten zu kaufen. Das konnten sie, die stets Ueberfluß an Geld hatten. Später, in der Haussezeit, die ja noch fortdauert, verkauften sie dann zu hohen Kursen; ein einträgliches Geschäft, das den Direktoren obendrein noch den Ruhm großer Kaufleute verschaffte. Das war im Grunde diesmal die eigentliche Thätigkeit, über die Jeder denken mag, wie es ihm beliebt; nicht zu bestreiten ist jedenfalls, daß die leitenden Männer im Allgemeinen dabei sehr geschickt operirt haben. So leicht, wie Mancher meint, hatten sies nicht. Auch

ihnen kam der Krieg im Februar ja überraschend; sie hatten sich auf die Weisheit unserer Regirung verlassen, die noch ein paar Tage vorher dem Preußenkonsortium die Last neuer Konsols aufgebürdet, also (wie sie auch selbst offen gesteht) von der nahen Kriegsgefahr nichts geahnt hatte. Zwischen dem achten Februar und der Generalversammlung der Deutschen Bank lag ein voller Monat. Doch der Pessimismus wollte so schnell natürlich nicht weichen. Die Deutsche konnte bequem 12 Prozent vertheilen; „in Anbetracht der politischen Situation" empfahl der Vorstand aber die Bildung einer Spezialreserve B, für die zwei Millionen von der Dividendensumme genommen wurden. Inzwischen hatte Paris seinen Schwarzen Sonnabend erlebt; von Zwei bis Drei (die londoner Börse war schon geschlossen und Berlin hatte höchstens noch eine Stunde Zeit, in Paris zu verkaufen) kamen von der Nachbörse unserer Reichshauptstadt Kursmeldungen, die um zehn, zwölf Prozent niedriger lauteten als zwei Stunden vorher. Auch einzelne Banken ließen sich von der ersten Angst zu Verkäufen verleiten, entschlossen sich bald aber, das doppelte Quantum zurückzukaufen. Der Zufall wollte, daß an diesem Schreckenstage gerade das Türkensyndikat in Paris eine Sitzung hatte. Schlag auf Schlag folgten einander die Nachrichten von der Börsenpanik. In der Verwirrung tauchten die abenteuerlichsten Gerüchte auf; mit ernster Miene wurde sogar erzählt, Deutschland habe den Franzosen soeben den Krieg erklärt. Das war Unsinn. Traurige Wahrheit aber der Sturz der Russen, Türken und vieler verwandten Werthe. Rasch entschlossen die anwesenden Leiter der Deutschen Bank und anderer großen Häuser sich zu einer Intervention. Die Hochfinanz hoffte ja auf die Lokalisirung des Krieges. War die zu erreichen, dann war Alles gewonnen. Die Kauforders gingen an die Banque de Paris; hoffentlich war recht viel Material zu haben. Die Hoffnung wurde nicht erfüllt; wenigstens nicht in vollem Umfang. Was in New-York so oft wahrzunehmen ist, zeigte sich nun nämlich auch hier: so viele Papiere, wie plötzlich gewünscht wurden, waren gar nicht zu haben. Der Grund? Sobald das Börsenpublikum den Eingriff starker Hände spürte, schöpfte es neuen Muth und dachte nicht mehr daran, seinen Besitz zu verschleudern.

Eine so große und von solchen Mächten ausgehende Aktion mußte natürlich auch den deutschen Markt berücksichtigen. Den Russensturz aufhalten: ganz schön; nur nützts nicht viel, wenn man nicht auch Diskontokommandit vor der tiefsten Tiefe bewahrt. In Berlin und Frankfurt wurde eifrig gekauft; und in diesen Tagen entstand der Grundstock des Profites, der diesmal in den Bankbilanzen auf der Gewinnseite prangt. Pedanten schlagen die letzten Geschäftsberichte nach, stehen in Ehrfurcht vor den Effektenbeständen vom vorigen Jahresultimo und rechnen aus, wie viel am Kurs dieser Papiere seit Neujahr 1903 verdient worden ist. Wenn die Banken aber nicht ganz andere Beträge in der Zwischenzeit gekauft und verkauft hätten, wäre es um die Dividende minder herrlich bestellt. Gerade an diesen Käufen und Verkäufen ist „dick" verdient worden; so dick, daß große Summen als stille Reserven versteckt, in der Bilanz also gar nicht sichtbar wurden. Der Deutschen Bank wird nachgesagt, sie habe vier Millionen nur für den Fall zurückgelegt, daß ihre Kundschaft sich wieder einmal zu Massenverkäufen entschlösse. Der Einfall wäre nicht schlecht. In Krisenzeiten müßte dieses Institut der Börse ja so ungeheure Papierposten aus seiner Kundschaft anbieten, daß an Ausverkauf gar nicht zu denken wäre. Als Rothschild die Erfahrung gemacht hatte, daß er im Bedarfsfall kein Geld

bekommen könne, ließ er bei der Reichsbank immer ungefähr vierzig Millionen stehen. Aehnlich machts nun die Deutsche Bank: da sie an Schreckenstagen die Verkaufsordres ihrer Riesenkundschaft an der Börse nicht ausführen könnte, schafft sie sich die Mittel, die ihr selbst, ohne den Börsenbeistand, die Exekution ermöglichen.

Nach dem Leid kam dann auch die erste Lust von der Seine. Die russischen Schatzscheine zeigten eine Heilkraft, die dem Priester Johann von Kronstadt Ehre gemacht hätte. Nicht nur die Franzosen hatten das neue Papier gezeichnet: aus ganz Europa, aus Amerika sogar waren Ordres und Geld dafür gekommen. Nun hatte das französische Konsortium sich in Petersburg ausbedungen, daß es den Erlös der Schatzscheine — gleichsam als Sicherheit für den pünktlichen Dienst der Goldzinsen — sehr lange behalten dürfe und nur in sehr sachtem Tempo nach Rußland Rimessen zu senden brauche. Dafür hatte es nur 1½ Prozent Zinsen zu zahlen; und die dabei ersparten Millionen konnte das Konsortium nun wieder billig als Monatsdarlehen an die Börsen abgeben. Auf diesem schlau gebahnten Weg erhielten die wichtigsten Plätze billiges Geld, ehe sie es auch nur zu hoffen wagten; und die Geldfülle schwoll weiter, als die Vereinigten Staaten für den Panamakanal den Franzosen vierzig Millionen Dollars auszahlten. Wars nun aber geniale Klugheit, die unsere Bankherrscher zu den umfangreichen Käufen trieb? Ich glaube: Nein. So hoch man ihr Ahnungvermögen auch schätzen mag: da sie weder die Bedingungen des pariser Schatzscheinkonsortiums kannten noch wußten, daß der Panamakonflikt so schmerzlos verlaufen werde, konnten sie auch den Erfolg ihrer Intervention nicht vorausberechnen. Und noch weniger war ihnen das dritte Haussemotiv bekannt, das durch den Namen Hibernia bezeichnet wird. Neulich erst habe ich hier geschildert, wie durch den Aufkauf der Hibernia-Aktien das ganze Kursniveau der Kohlen- und Eisenwerthe in wilden Stößen erhöht wurde. Und diese Preissteigerungen, die nicht einmal die Sicherung des Stahlwerkverbandes abgewartet hatten, übertrugen sich dann allmählich auch auf die anderen Märkte.

Nach einer Richtung aber hat sich die Scharfsicht der Berliner bewährt: früher als New-York selbst sah Berlin den amerikanischen Aufschwung und dessen Wirkung voraus. Börse, Spekulation, Publikum hatten in Shares (namentlich von Eisenbahnen) Riesenengagements; und die dabei erzielten Gewinne wurden vor ein paar Wochen auf hundert Millionen geschätzt. Sogar Lehrlinge und Kassenboten sollen an diesen „Geschäften" (wenn mans so nennen darf) mitverdient haben. Die Deutsche Bank hat drüben eine werthvolle Bundesgenossin an der Firma Speyer, die auch allein stehen könnte und keiner noch so starken Bank bedarf. Die Berliner Handelsgesellschaft war gut berathen, als sie sich bei dem Geschäft des new-yorker Hauses Hallgarten betheiligte .... Die hier aufgezählten Umstände brachten den Segen. Was sonst vorgeführt wird, ist zum großen Theil Blendwerk. Man soll den Geschäftsgewinn des Jahres 1904 da suchen, wo er zu finden ist.

Die Deutsche Bank gilt als das erste, die Diskontogesellschaft als das feinste Institut; als das feinste, weil sie ehrwürdige Geschäftstraditionen, alte Verbindungen, den ganzen Nimbus einer fünfzigjährigen Geschichte hat. Seit Hansemann tot ist, fehlt, nach fast unbestrittener Ansicht, in der Leitung freilich eine starke Persönlichkeit; tüchtige Durchschnittsköpfe genügen aber für ein so großes Unternehmen auf die Dauer nicht. Das Filialsystem, von dem man so lange nichts hören wollte, wird nur in sehr weitem Rahmen gepflegt. Die Kundschaft hat an Umfang und

Werth natürlich zugenommen, seit die Firma Rothschild einverleibt worden ist. Trotzdem darf man nicht etwa glauben, die Diskontogesellschaft habe die Liquidation dieser Firma gewünscht. Hansemann war viel zu klug, um nicht zu erkennen, wie werthvoll der Fortbestand einer Firma dieses Ranges war, die sich auf seinen Prospekten so wirksam ausnahm und deren Mittel dem deutschen Markt eine oft erprobte Stütze boten. Eins hat die Diskontogesellschaft vor allen anderen Banken voraus: ihre Antheile sind das leitende Papier, geben der Börsenstimmung den Ton. Ihr Kurs ist ja relativ auch höher als der der Deutschen Bank-Aktien (für die doch vielleicht 3½ Prozent Dividende mehr gezahlt werden): ein Beweis, wie der innere Werth von Diskontokommandit veranschlagt wird. Unser Publikum hat sich eben gewöhnt, dieses Papier zu höherem Zinsfuß zu kapitalisiren.

Selbst die vorsichtigsten Bankiers aber sagen, der Liquidationwerth der Deutschen Bank sei mit 200 Prozent nicht überschätzt. Kein Wunder also, daß viele Aktionäre die Diskontogesellschaft (mit 8½) aufgeben und sich Deutsche Bank (mit 11 bis 12 Prozent Dividende) kaufen. Dieser Bank hat es auch nach dem Tode Georgs von Siemens an Persönlichkeiten nicht gefehlt; nach allgemeinem Urtheil ist ihr Direktorium noch heute das sachkundigste und beste von allen. Irgend eine glänzende Eigenschaft, die einem Bankdirektor die zufällig sichtbarste Rolle anweist, entscheidet freilich noch nicht über seine innere Bedeutung. Man darf sich da nicht blenden lassen; manchmal wird die werthvollste Arbeit von Denen geleistet, die nicht in den Vordergrund treten. Bei der Deutschen Bank waren übrigens die Verhältnisse stärker als die Menschen. Sie brauchte, ihrer ganzen Wesensart nach eine ruhige Entwickelung und hat sie erreicht. Mit ihrem großartigen (und dennoch vorsichtigen) Kreditsystem hat sie sich durchgesetzt und all die Klippen vermieden, die ihr von mißtrauischen Beobachtern als lebensgefährlich gezeigt worden waren. Sie hat sich jeder ernsten Gefahr entzogen; und wer die Höhe ihres Ranges richtig würdigen will, braucht nur nach London zu gehen. In England hats der Ausländer gewiß nicht leicht, sich bis zum ersten Platz durchzuarbeiten. Die londoner Filiale der Deutschen Bank aber gilt noch mehr als die des Crédit Lyonnais. Von all unseren Banken hat die Deutsche den größten Beamtenstab. Ein Blick in die letzte Bilanz lehrt (diese interessante Thatsache ist noch zu wenig beachtet worden), daß die Spesen (11 Millionen) wesentlich höher als die Provisionen (10 Millionen) sind. Das laufende Geschäft deckt also nicht die Spesen; und dabei habe ich Steuern und Stempel (mit 2 Millionen) noch nicht einmal mitgerechnet. Bei allen anderen Großbanken sind die beiden Posten ungefähr gleich; ein status, den man noch nicht besonders günstig nennen kann. Bei schärfster Prüfung der Ziffern zeigt der Geschäftsertrag der Deutschen Bank übrigens wesentlich veränderte Züge. Im vorigen Jahr wurden auf das Aktienkapital von 160 Millionen 11 Prozent Dividende bezahlt. Sämmtliche sichtbaren Reserven (die versteckten sind sehr groß) betrugen damals 57 Millionen Mark. Die arbeiten bekanntlich unverzinst mit, bringen aber doch wohl ihre 4 Prozent = 2280000 Mark. Das gäbe nicht ganz 1½ Prozent Dividende. Depositengelder und Kreditorenkonten betrugen damals zusammen 788 Millionen. Von manchen Geschäftsleuten wird der Bank dabei ein Zwischenzins von 2 Prozent nachgerechnet; ich will vorsichtig sein und den bescheidenen Satz von 1 Prozent annehmen. Das wären 7880000 Mark = 5 Prozent vom Aktienkapital. Ist diese Rechnung, wie ich sicher glaube, richtig, dann

kamen fast $6\frac{1}{2}$ von den 11 Prozent der letzten Dividende aus der Reserve und und dem bequem erreichbaren Zwischenzins und nur der Rest, knapp 5 Prozent, brauchte verdient zu werden.

Aehnliche Verhältnisse finden wir bei der zweitgrößten Bank, der Dresdener. Sie gab (auf 130 Millionen Aktienkapital) 7 Prozent Dividende. Die Reserven bilanzirten mit 34 Millionen, ergaben (zu 4 Prozent) also 1 Prozent vom Aktienkapital. Depositen und Kreditoren waren hier auf 325 Millionen berechnet. Zwischenzins wieder nur 1 Prozent = 3250000 Mark, also $2\frac{1}{2}$ Prozent vom Aktienkapital. Die Hälfte der vorjährigen Dividende wäre danach mühelos verdient worden. Der Wirtschaftkritiker kann kein Unglück darin sehen, daß unsere beiden größten Kommissionbanken ihre Riesenkapitalien eigentlich nur mittelmäßig verzinsen können. Die Dresdener Bank hat von allen Großinstituten übrigens diesmal (wenn man von dem auch recht einträglichen Hiberniafehler absieht) die besten Operationen gemacht. Das Bündniß mit Schaaffhausen sichert ihr den größten Concern; sie nahm die Genossenschaftbank auf, deren Geschäfte unter der neuen tüchtigen Leitung in unerwarteter Lebenskraft wiedererwachen; und sie erwarb ferner die Firmen Erlanger in Frankfurt und Speyer in Basel, deren Geschäftsumfang nicht zu unterschätzen ist. Die Saugapparate ihrer Wechselstuben arbeiten vorzüglich; man braucht den neuen Erfolg in Moabit gar nicht als etwas Ungewöhnliches auszuschreien. Auch im Transvaal hat sie sich rechtzeitig eine weitreichende Interessensphäre gesichert; sie steht dort im Bündniß mit der General Mining Company, also mit der wichtigen Albu-Gruppe. Von Dresden nach Johannesburg ist freilich ein weiter Weg; aber nur der Philister läßt sich von solcher Expansion einer Großbank schrecken, deren Entwickelung ohne einen muthigen Internationalismus gar nicht zu denken ist. Den Herren des Schaaffhausenschen Bankvereins (den man, wenn von der Dresdener Bank geredet wird, doch miterwähnen muß) hat die Hiberniasache in den rheinisch-westfälischen Montanbezirken allerdings geschadet. Noch aber ist seine Macht in diesem Centrum deutscher Arbeit ungebrochen. Auch mit den Persönlichkeiten ist man zufrieden und die Verstimmung dieses Sommers wird bald wieder weichen.

Die Handelsgesellschaft läßt sich nicht beirren. Mögen Andere nach noch so dichten Verzweigungen streben: sie will keine Filialen, hält ihre Macht centralisirt und hat damit bewirkt, daß sie von allen Seiten als Verbündete begehrt wird. Wie wichtig gerade hier die leitenden Persönlichkeiten sind (Herr Fürstenberg für das eigentliche Bankgeschäft, Herr Dr. Rathenau für die Industrie, Herr Ahrens für das Börsenressort), ist allgemein bekannt. Das Gerücht, das von einer Fusion mit der Darmstädter Bank wissen wollte, war nicht ernst zu nehmen. Persönliche Intimitäten und kleine Gefälligkeiten sind ja zu merken; aber von da ists noch weit bis zu der Möglichkeit fester Interessengemeinschaft. Die Darmstädter Bank sucht ihr Filialennetz immer weiter zu dehnen; der Initiative ihres Direktors Dernburg hat sie sehr rentable (und auch wirthschaftlich bedeutsame) Reorganisationen zu danken.

Im neuen Jahr werden die Mittelbanken vielleicht interessanter als die Großbanken werden. Die Großen sind einstweilen wohl gesättigt; sie haben so viel Kapital verschlungen, daß sie vollgestopften Riesenschlangen gleichen, die von Baumstämmen kaum noch zu unterscheiden sind. Was aber machen die Mittelbanken mit ihrem hohen Kursstand? Es lebe das Agio! Das ist immer der Wünsche Ziel. Und zur Ausgabe junger Aktien ist jetzt die Gelegenheit günstig.

Pluto.

# Wunschzettel.

Alfred Nobel, der mit rauchlosem Pulver, Dynamit, Nitroglyzerin, gelatinirter Schießbaumwolle, mit Sprengstoffen aller Sorten dreißig Millionen verdient hatte, bestimmte in seinem Testament, aus den Zinsen dieses Vermögens seien jährlich fünf Preise (von je zweihunderttausend schwedischen Kronen) zu vertheilen. Drei für wissenschaftliche, einer für humanitäre, einer für poetische Leistungen. Der Gedanke war gut; besser als die meisten Millionäreinfälle. Zweihundertzwanzigtausend Mark: solche Summe kann das Leben eines Gelehrten, eines Künstlers völlig umgestalten, kann dem von Nahrungsorgen Entbürdeten die Möglichkeit schaffen, nur der Stimme des stärksten Triebes fortan noch zu horchen. Wer für sich und die Seinen fast achttausend Mark Jahreszins hat, braucht nicht mehr ins Joch zu kriechen. Leider erlaubt Nobels Testament die Theilung der Preise; und hunderttausend Mark sichern heutzutage nicht einmal dem Junggesellen auf die Dauer ein behagliches Leben. Noch schlimmer ist, daß Nobel kein inneres Verhältniß zur Kunst hatte und deshalb verfügte, nur „idealistische" Dichtungen, hehre Werke von hohem Schwung seien des Preises würdig. Männer, die aus harter Arbeit kommen, sind meist geneigt, in der Literatur die edle Gesinnung höher als das Können zu schätzen. Da nun auch der Literatenpreis von einer Akademie, der stockholmer, zu vergeben ist, mußte man arge Mißgriffe fürchten. Bis jetzt ists aber leidlich gegangen. Sully Prudhomme, der zuerst den Preis erhielt, ist keine große Persönlichkeit, doch ein feiner Poet. Daß Ibsen mit Björnson theilen mußte, stärkte den alten Irrwahn, die beiden Norweger stünden ebenbürtig neben einander; immerhin war kein Unwürdiger gekrönt. Das ist erst diesmal geschehen. Der Spanier Echegaray, der Professor und Minister war und als Vierzigjähriger düstere Angelegenheiten cum ira et studio in Dramenformen zu pressen begann, hat den halben Preis bekommen; ein talentvoller Vielschreiber, den selbst in der Heimath der Ruhm nicht überdauern wird. Doch wir können uns trösten; denn die andere Hälfte bekam der Beste, der zu finden war: Frederi Mistral. Fünfzig Jahre ists gerade her, seit er in Fontségugne mit sechs Freunden die Genossenschaft der Félibres gründete, deren Ziel war, das Lebensrecht der provençalischen Sprache und Literatur zu sichern. In Deutschland ist er beinahe unbekannt, trotzdem Professor August Bertuch ihn gut übersetzt und kräftig für ihn zu wirken versucht hat. Ich sprach hier schon über ihn und will heute nur ein paar Sätze anführen, in denen Herman Grimm ihn schwärmend rühmte. „Frederi Mistral würde, auch wenn Lamartine und Viktor Hugo noch lebten, der größte

Dichter Frankreichs sein. Von einem Dichter, bei dem von Größe gesprochen werden darf, muß Etwas ausgehen, das uns überwältigt. Wenn er die Stimme erhebt, muß tiefes Schweigen entstehen. Nur was er vorbringt, ist dann das Wirkliche; was Erinnerung und Gegenwart uns sonst aufdringen, wird ungewiß und wie zu sich verflüchtigendem Gewölk, in das Sonnenstrahlen glanzerfüllte Löcher einbohren. Wie Homers Ilias eine Encyklopädie Dessen bildet, was zu seiner Zeit das Vaterland seiner Helden erfüllte, an geistigem wie an leiblichem Inhalt, wie das Selbe Dantes Gedicht für Italien, Shakespeares Dichtung für England und der Goethes für Deutschland nachgesagt werden kann, so enthält Mistrals Mireille den Inbegriff der Provence: Land, Charaktere und Gedanken des Volkes. Seine Kunst, die Menschen in einfacher Handlung mit uns bekannt werden zu lassen, erreicht die Homers. Von Lamartine bis Viktor Hugo kennt Keiner das Geheimniß dieses Franzosen, Glück und Unglück mit dem gleichen freudigen Accent zu sagen. Ein Dichter muß beruhigen. Viktor Hugo hat etwas Grelles, beinahe Böses in seiner Art, zu erfinden und zu beschreiben; Mistrals Gesänge streicheln uns sanft, wie eine Mutter ihr Kind streichelt." Die hier zusammengestellten Sätze stammen aus verschiedenen Jahren; sie zeigen, wie das Epos und die Lyrik Mistrals auf Bettinas grilligen Schwiegersohn gewirkt hat, dem Racine wenig, Musset und Verlaine nichts zu sein vermochten. Ists nicht schön, daß der Nobelpreis nun den Abend eines starken Dichters vergoldet, einen allzulange im Dunkel Vergessenen der Beachtung empfiehlt? Mistral ist vierundsiebenzig Jahre alt; unser Wilhelm Raabe nur um ein paar Monate jünger. Statt zu jammern, weil diesmal kein Deutscher den Preis erhielt, sollten wir unsere Kandidaten für die nächste Vertheilung rechtzeitig nennen, sollten auch deutsche Kultusminister die Mühe anständiger Propaganda nicht scheuen. Sie thun ja sonst nichts Rechtes für deutsche Künstler; hier könnten sies, ohne ihr Budget zu schmälern. Vielleicht ist den Stockholmern schwer beizubringen, daß Raabe unter die „Idealisten", die „Schwungvollen" gehört. Mir scheint: Abu Telfan, Horacker, Schüdderump können sich neben Echegarays Galeoto sehen lassen.

*

Die Wirkung des Geldes auf die Literatur: Das gäbe eine nützliche Monographie. Der Wunsch der Dichter, an der Tafel weltlicher Genüsse als Gleichberechtigte mitzuschmausen, ward nicht etwa erst gestern geboren. Schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schrieb ein den Orleans dienstbarer Poet sich, in einer aus Wehmuth und Wuth ganz nach der Parnassiermode gemischten Stimmung die seitdem oft grimmig citirte Grabschrift:

Ébloui de l'éclat de la splendeur humaine,
Je me flattais toujours d'une espérance vaine,
Faisant le chien couchant auprès d'un grand seigneur,
Je me vis toujours pauvre et tâchai de paraître;
Je vécus dans la peine, espérant le bonheur,
Et mourus sur un coffre, en attendant mon maître.

So sprach der Zorn über die Herrnlaune des Maecenas, der dem begnadeten Künstler vom Mahl des Lebens fast immer nur die Reste gönnt. Die Welt wurde bürgerlicher. Statt der Gnade eines fürstlichen Patrones lockte nun die Gunst des „Publikums". Die Masse — richtiger: die wohlhabende Bourgeoisie — hatte jetzt den Zutritt zum Futtertrog zu gewähren oder zu weigern. Im Feudalstaat war das Ehrenrecht untrennbar von persönlicher Tapferkeit. Die verlor allmählich ihren praktischen Zweck. Nur der Soldat trug noch einen Degen. Der Bürger konnte achtzig Jahre alt werden, ohne je ins Handgemeng zu gerathen, je eine Probe physischen Muthes geben zu müssen. Erwerbsfähigkeit: Das wurde die neue Losung. Ehrenwerth ist, wer sich ernähren, sein Hausvölkchen ohne Bettelei durchbringen kann. Von solchem Ehrenrecht wollten auch die Literaten nicht ausgeschlossen sein; nur ihrer Kunst noch, nicht einem Herrn künftig dienen. Voltaire schon (in dem mehr vom liberalen Bourgeois war, als blinde Liebe ahnt) hat geschrieben: Si un bon écrivain ambitionne la fortune, il doit la faire soi-même. Und Zola, der in jedem Sinn größte aller romantischen Philister, rieth den jungen Dichtern, das Geld zu respektiren, es nicht, nach kindischer Poetenart, gering zu schätzen. L'argent est notre courage et notre dignité, à nous écrivains, qui avons besoin d'être libres pour tout dire; l'argent fait de nous les chefs intellectuels du siècle, la seule aristocratie possible. Ganz so weit sind wir noch nicht (ob eine Literatenaristokratie das für die Gesundheit des Volkskörpers zu erwünschende Ziel wäre, mag Manchem zweifelhaft scheinen); und nicht alle Kenner der Literaturgeschichte werden Zola beistimmen, der den Dichtern zurief: Vous triompherez nécessairement, si vous êtes une force; et si vous succombez, ne vous plaignez même pas, car votre défaite est juste. Die echte Bürgerwehrparole: Verkannte Genies giebt es nicht; jedes Talent setzt sich durch, wenns ihm nicht an Fleiß fehlt. Ob das Genie, das Talent seine beste Kraft an gemeine Lohnarbeit verzetteln, sein Feinstes vergröbern muß, um sich im Marktgedräng „durchzusetzen": danach wird nicht gefragt. Und doch ist Zola selbst ein noch sichtbares Beispiel des Genialischen, der, weil er viel Geld verbraucht, die Produktion übereilt, der Kraft mehr abverlangt, als sie in fröhlicher Schaffenslust zu leisten vermag. Wenn er der Firma Char-

pentier nicht so viele dicke Bände geliefert hätte, wäre der Ertrag seiner Lebensarbeit größer geworden. Ist es denn Zufall, daß unsere Belletristen immer just fertig werden, wenn die Erntezeit der Schauspielhäuser naht, die Weihnachtwaare in Ballen gepackt werden soll? Winkt die Konjunktur etwa gar die inspirirende Göttin von Pieriens Küste herbei? Scheltet die Armen nicht; sie haben lange gedarbt und möchten nun schwelgen; unfrei waren sie und möchten endlich nun frei sein. Leider werden sies selten. Oft wandelt, fast immer, der erste Erfolg die Lebensgewohnheit. Großes Haus, große Gesellschaften, große Reisen; mindestens zwei feine Wohnungen; und für den Sommer natürlich einen Park. Doch der neue Brotherr gewährt nicht, wie weiland Maecenas der Erste, für den ganzen Rest der Daseinsdauer ein Sabinum. Der neue Brotherr will alljährlich wieder umworben, umschmeichelt sein, alljährlich nach Laune entscheiden, wie hoch der Artistenverdienst diesmal steigen darf. Da wird dann das Wetterglas befragt. Was könnte gefallen? Läßt sich die nächste Modefarbe errathen? Wo ist der gangbarste Saisonstoff aufzuspüren? Ueber die Bewußtseinsschwelle wagt sich solche Frage ja nicht gern; doch unten pocht sie und stört das stille Werk der Empfängniß. „Nur der Kunst noch, nicht einem Herrn künftig dienen." Ein schöner Wahn. Der Herr sieht anders aus, ist aber nicht leichter zu bedienen. Solls Dünnbier sein oder Sekt? Stickerei oder Plissirtes? Borsdorfer oder Reinettes? Tailor made oder pariserisch? Hunderttausend sollen kaufen; müssen: sonst giebts keinen münzbaren Erfolg, keinen, der die Fortdauer des Wohllebens sichert. Und von diesen Menschen, die ihre Jugendkraft in irgend einer Tretmühle verrackern mußten und abgehetzt ans erste Ziel gelangt sind, die unruhvoll nach der Witterung des kommenden Tages spähen, in jedem Lenz sich zu neuem Lauf drillen müssen, — von diesen hastig über den Markt Keuchenden fordert Ihr zwiefach Ungerechten Frische, Freudigkeit, heitere Andacht?

Einer, der uns im November gestorben ist, hatte sich ein Stück dieser Gottesgabe bewahrt: Hans Hopfen. In den Zeitungen ist nicht viel über ihn geredet worden. Schnell ein Trauersprüchlein. „Einer unserer bedeutendsten (was denn gleich? Sagen wir einfach:) Poeten"; und dann ein anderes Thema. Hopfen interessirt nicht mehr besonders. Und war doch ein Kerl. Einer, auf dessen Tatze wir stolz sein konnten. Als Lyriker saß er in seinen besten Stunden ganz auf Eigenem; recht wie ein kleiner Bauernkönig. Wer macht ihm die „Roth" und die „Sendlinger Bauernschlacht" heute nach? Modern (was man jetzt so „modern" nennt) war er freilich nicht. Konservativ, mit Rittererhrbegriffen, sehr für Duelle und Kriege, für forsches Burschenwesen und stramme

Staatszucht. Einer, der in vollen Zügen aus allen Freudenbechern gezecht hat und als Greis noch von Lebenslust strotzte. Fast bis an die Siebenzig ist er gekommen. Wer ihn aber sah, die feiste, doch auf dem Fechtplatz geschmeidig erhaltene Gestalt mit der rothen, kaum erst grau gesprenkelten Mähne, hielt den Rüstigen für viel jünger. Mit all seinen Mängeln und Menschlichkeiten: ein Mann, von einer Zeugerkraft, die drei schmalen Modehelden ein Jahrzehnt lang das Leben zu fristen vermochte. Was konnte aus diesem robusten Talent werden, wenn es nicht gezwungen war, für den Taglohn zu schreiben! Beinahe jeder Herbst brachte einen Roman oder Novellenband. Starke Sachen sind darunter. Denn Hopfen hatte in seinen kräftigsten Jahren auch den langen Athem des Epikers. Manches aber (nicht wenig) bot nur anständige Unterhaltung. Der dicke Hans mit den listigen Falstaffäuglein, der die graziös freche Satire vom „Pinsel Mings" erdacht hatte, wußte allzu gut, daß ein Berühmter sich ein Weilchen Alles erlauben, eine „akkreditirte Firma" auch hübsch verpackte Dutzendwaare feilbieten darf. Mit dem Nobelpreis in der Tasche hätte er sein Poetengut anders verwaltet; geduldig die Keimzeit, die Vollreife, die Schnittstunde abgewartet und nur die beste Ernte auf den Markt gebracht. Für das Handwerk des Weihnachtromanschreibers, dessen Neustes „auf keinem Büchertisch fehlen darf", war der Mann viel zu gut, der die „Vagabunden" und den „Praktikanten", den „Hexenfang" und den „König von Thule" schuf.

Mais que diable allait-il faire en cette galère?

*

Cyranos Vers fiel mir ein, als ich las, Herr Jules Lemaître, ein Stifter und Führer der Liga La Patrie Française, ziehe sich aus dem politischen Leben zurück (so drückts der Zeitungdepeschenstil aus). Die Assoziation ergab sich leicht: Lemaître hat über Rostands Cyranogedicht, als es neu war, die klügste Kritik geschrieben und seit sechs oder acht Jahren nun auf der schlimmsten Galeere Zwangsarbeit geleistet. Sein Name wird in unseren großen Blättern seitdem nie ohne ein Zusatzwort genannt, das ihn dem Hohn, der Verachtung empfiehlt. „Der groteske Jules Lemaître." „Der notorische Fälscher Lemaître." „Der heuchlerische Tölpel." „Der blutrünstige Hanswurst." Damit soll der Dreyfusfeind und Gegner des pfäffischen Pfaffenfressers Combes abgethan werden. Meinetwegen. Les affaires sont les affaires; auch in der Politik. Nur dürfte man nicht verschweigen, daß der Gescholtene, mag er in seiner politischen Rolle auch als der leibhaftige Gottseibeiuns verabscheut werden, einer der besten Europäer ist und so ziemlich der feinste Kritiker war, der seit den Tagen Sainte-Beuves, Taines und Barbeys in unserem Erdtheil

lebte. Daß wir uns Jahre lang jedesmal auf den Montag freuten, der, mit dem Journal des Débats, sein Feuilleton brachte. Daß seine Contemporains noch jetzt zu unseren Lieblingen gehören. Und daß wir Alle von ihm gelernt haben. Trotzdem er gar nicht belehren wollte. Das überließ er Hennequin, Schérer, Brunetière und anderen Magistern. Er wollte genießen, Genußfähigen Genüsse vermitteln; auch seinen Antipathien Luft machen. Immer skeptisch, der Augenblicksstimmung ganz überlassen und ohne die allergeringste Furcht, die vorgestern aufgestellte Behauptung übermorgen vielleicht umstoßen zu müssen. Warum nicht? Wer an jedem Tag aufrichtig die empfangenen Eindrücke verzeichnet, hat genug gethan. Noch mehr verlangt Ihr? Unglaubliche Anmaßung. Welchen Hokuspokus erwartet Ihr denn von der Kritik? Ich will Euch sagen, was sie kann. Vaine comme doctrine, forcément incomplète comme science, la critique tend à devenir simplement l'art de jouir des livres et d'enrichir et d'affiner par eux ses sensations. Viel bescheidener kann ein Kritiker wirklich nicht sein. Daß solcher bequemen Resignation die stärkste Wirkung versagt bleiben muß, ist klar. Lessing und Winckelmann, Boileau und die Encyklopädisten, der Russe Bjelinskij, der Skandinave Brandes, der Brite Archer haben neue (nicht immer gute) Wege gezeigt, ihren Willen der Landsmannschaft oft aufgezwungen. Lemaître war geistig nie so lüderlich wie sein Vorgänger Jules Janin, dems ein Götterspaß war, in Spelunken Genies zu entdecken, mit denen sein Foppfeuilleton dann Paris für eine Woche (oder noch länger) beschwindelte. Aber auch nie der geckige Pedant, der auf dem Stuhl des gerade mal ausgetretenen Weltenrichters zu sitzen wähnt und das Viertelstündchen nützt, um Dogmen für anderthalb Ewigkeiten zu zimmern. Er lächelt und zweifelt. Que sçay-je? Zweifelt, doch verzweifelt nicht; denn noch ein anderes Wort hat er von seinem Meister Montaigne gelernt: Le doute est un mol oreiller. Dabei war dieser sanfte Nihilist, wie sein geliebter „Onkel" Sarcey, wie About, Prévost-Paradol und Weiß, in der Pedantenschule erzogen worden, der École Normale, die das Patent auf den guten Stil hat; war, ehe er unter die Journalschreiber ging, maître de conférences de littérature française à la faculté des lettres de Besançon und setzte anfangs sämmtliche akademische Titel unter seine Artikel. Als er in die große Welt gekommen und in den Salons berühmt geworden war, schnitt er den Schulfuchsenschwanz flink ab. Jetzt spöttelte er über den geringen Werth aller Humaniora, wollte ein Künstler sein, nicht mehr ein gelehrter Professor, stellte rasch deshalb Renan über Bossuet, hob die Achseln und seufzte: Ists meine Schuld, daß manche Posse von Meilhac & Halévy vernehmlicher zu mir spricht als in seinen schwä-

cheren Stunden selbst der große Molière? Meine Schuld, daß ich so verrucht modern bin? Ein Bischen Koketterie war immer dabei und der Normalschülerstolz nie ganz in ihm erstorben. Durch eine Vision Verlaines schwebt der Schatten Platos. Hm ... Lemaître schüttelt den Kopf, träumt sich nach Besançon zurück und will wieder mal recht den Professor spielen. Haben Sie, Herr Verlaine, den Plato, dessen Geist Sie citiren, denn auch gelesen? Sonst bekämen Sie eine schlechte Nummer unter ihr gar nicht so übles Gedicht. Anderes Beispiel. Daudets L'Immortel. Verhöhnung der Akademie. Lemaître saß damals noch nicht im Palmenfrack unter der Kuppel, konnte also mitschmunzeln. Thats aber nicht. Welche Zumuthung, Herr Daudet! Wir sollen glauben, daß der Professor Astier-Réhu, ein Gelehrter, mit so plumper Täuschung zu übertölpeln ist? Der Zunftgeist regte sich. In dem Kunstgenußsüchtling war der Philologe beleidigt. Unter Barbaren merkte er, daß ihm der Doktor noch im Leib stecke; mußte er aber mit Doktoren zusammensitzen, dann hätte er am Liebsten den Barbaren, den täppischen Instinktmenschen posirt.

Sein Herz hatte er den esprits tempérés geschenkt. Lafontaine und Lamartine, Mérimée und Maupassant waren seine Hausgötter; doch sein ganzes Wesen hat Keiner so determinirt wie Renan, in dessen Fußspur er den Weg zu seinem wunderlichen Heiligen Serenus fand, dem Helden einer unfrommen Märtyrerlegende. Unfromm freilich nur im Kirchensinn; denn Serenus sehnt sich inbrünstig nach blindem Glauben, ist aber zu reichlich mit Wissensstoff gefüttert worden, als daß er Wundergeschichten für Wirklichkeit halten könnte; findet die Brüder in Christo auch zu beschränkt, unkultivirt, unempfänglich für Kunsteindrücke, inélégants (im Ernst!). Als Gestalter ist Lemaître übrigens nicht stark. Ein paar Novellen, die durch Geistreichthum und stilistischen Takt bestechen, denen aber die Plastik der Darstellung fehlt; ein paar feine, aber sehr dünne Dialogdramen (darunter die allerliebste Bonne Hélène, an der Shaw Manches gelernt haben könnte); die Literatenportraits und Kritiken zum Entzücken gar. Und dieser Skeptiker, der erkannt hatte, daß unser religiöses Sehnen nicht mehr erreiche als la piété sans la foi, ungläubige Frommheit, dieser Ganzmoderne mit der eleganten Seele stieg plötzlich in die Gasse hinab. In den zähesten Schmutz des Politikermarktes. Wurde Bundeshäuptling und Agitator, Demagoge und Hort hoher und niederer Klerisei. Unbegreiflich. Konservativ war er auf seine Art immer gewesen, hatte die Radikalsten oft lustig verhöhnt und gesagt, er wünsche seinem Vaterland zwar einen neuen Hoche oder Marceau, aber keinen zweiten Robespierre oder Bonaparte. Car je hais, comme dit Montaigne, cruellement la cruauté

et j'aimerais mieux, je vous le jure, être privé des ‚bienfaits de la Révolution' — et qu'on n'eut pas coupé la tête de Marie-Antoinette et celle d'André Chénier. Die Grausamkeit zu hassen, hat er dann schnell verlernt und auf eine kleine Große Revolution wärs ihm nicht angekommen. Immer im dichtesten Gewühl. Kein Wort mehr über Kunst, über Literatur; nur noch Leitartikel und Manifeste. Aufrufe, das bedrohte Vaterland gegen Verräther zu schützen. Die ganze Leier. Wie es dahin kam? Die Feinde wisperten, eine ihm theure Gräfin habe ihn sacht umgarnt und beschwatzt. Die ihn besser kannten, meinten, unter der Parisermaske habe sich der Bretonengeist geregt, sei, als der Sturm über die Heimath hinfegte, der Bauernenkel erwacht. Altes Ahnenerbe plötzlich wieder lebendig geworden. (Wer solche Atavismen für undenkbar hält, sollte Les morts qui parlent, den feinen und tapferen Roman des Vicomte de Vogüé, und die Bücher der Énergie Nationale von Barrès lesen.) Frankreich, wie in den Tagen der Liga, in zwei Lager getrennt, die Wurzeln nationaler Kraft bedroht: ein Blitzstrahl reißt das Mummenkleid in Fetzen und der Bauer steht, mit all seinem abergläubigen Fanatismus, wieder da, ist, wie die Ahnen, die Chouans, wieder bereit, an den Kampf gegen die Hydra der Revolution sein Leben zu setzen. Das Leben hat Jules Lemaître dieser Kampf ja nicht gekostet; doch Opfer genug. Er war der beliebteste Kritiker Frankreichs; bewundert, verhätschelt. Und mußte sich nun von jedem Soldknechte des bloc auf der Straße anspeien lassen; durch tiefen Koth waten; der guten Sache wegen mit recht unsauberen Genossen hausen. Er hat viele Dummheiten gemacht; die letzte, da er den wüsten Abenteurer Syveton als Nationalhelden pries. Die rasch folgende Enttäuschung reifte wohl den Entschluß, das morastige Land der politiciens zu fliehen. Que diable allait-il faire en cette galère? Wenn der von neuem Erleben Bereicherte jetzt der Literatur, der er nicht ersetzt ist, heimkehrte, wärs der Europäergemeinde ein willkommenes Weihnachtgeschenk.

*

Wer weiß? Am Ende hat auch ihm das Geld die Literatur verekelt. Er wurde gut bezahlt, mußte aber Tag vor Tag über Büchern und Papier sitzen, um sein Leben zu fristen. Immer wieder; in jeder Stimmung. L'obsession de l'article à faire. Der Theatererfolg, der ihn unabhängig gemacht hätte, war ihm nicht beschieden. Also weiter Artikel schreiben. Nie unbefangen, kritiklos naiv genießen; nur, mit äußerster Mühe, den Schein wahren, als thue mans. Hinter sich stets den Affen wittern, der mit der Rechten jede Emotion notirt, mit der Linken dem minder behaarten Ebenbilde den Spiegel vorhält.

Sich selbst belauern, zerfasern. Warum wirkt Dieses auf Dich und nicht Jenes? Drückt sich heute nicht ein, was gestern so fühlbare Impression machte? Läßt Dich kalt, was ringsum Hunderte zu Thränen rührt? Konnte der Mensch, der dargestellt werden soll, so sprechen, so handeln, wie er hier spricht und handelt? Wie thätest Du wohl in seiner Lage? Welche Einflüsse sind in die Phantasie dieses Dichters gesickert? Wo strömt seine Quelle? Und von welcher Seite läßt der Stoff sich am Besten anpacken? Wie findest Du schnell die für das in redlichem Eifer zusammengeschleppte Material passendste Architektur? Entsetzlich. Manchem hats den Beruf verleidet. Nur der Wille, zu wirken (nicht: Applaus zu wecken), kann drüber weghelfen. Und diesen Willen hatte der Literat Lemaître nicht, dem wohl der Ruhm genügte, auf seinem Gebiete die feinsten Artistenstücke zu können. Und kann solcher Wille sich denn Dem immer pünktlich einstellen, der Lohn suchen muß? Da brennt dann der Wunsch, dem Schreiberreich in ein thätiges Leben zu entfliehen. Die Toten wollen erwachen. Nicht nur malen, was Andere thun. Nicht mit Feder und Papier, sondern mit lebendigen Menschen arbeiten. Die Bequemen werben um den Ruheposten eines Theatergeschäftsleiters (und werden von der würdelosen Gilde dann um ihre „Karriere" beneidet). Die Verwegenen drängen ins Getümmel. Die Erfinderischen versuchens mit Romanmaschinen oder Spannstücken; glückts, denken sie, so bringe ich mein Schiffchen ins Trockene und brauche nicht mehr unter tausend Mitfischern im Wirbel zu treiben; habe das „elende und erbärmliche Leben" hinter mir (wie der Theaterdirektor Brahm einst schmunzelnd sagte, als er nicht mehr Schillerbiograph, sondern an Leid und Freude der „Schaffenden" prozentual betheiligt war).

Muß es immer so bleiben? Wir haben ja auch Millionäre — die eigentlich nicht nur für häßliche Kirchen und scheusälige Denkmale den Beutel aufthun sollten —, haben eine Staats- und Reichswirthschaft, ders auf eine Viertelmilliarde nicht ankommen darf, wenn ein neues Geschütz erfunden ist oder durch die Kurzsicht der Behörden eine Kolonie in Brand geräth. Eine halbe Million nur in jedes Jahresbudget eingestellt: und fünfzig, sechzig begabte Menschen wären der Robotpflicht enthoben und könnten schweigen, bis der Drang sie zum Reden treibt. Skandinavien zahlt ausgezeichneten Literaten einen Sold, für den keine Gegenleistung verlangt wird. Italien hat seinem Carducci zwölftausend Lire Jahresgehalt zugesprochen. Wir? Aus der Gnadenschatulle des Kaisers bekommt der Freiherr von Liliencron alljährlich zweitausend Mark. Eben so viel, zweitausend Mark (es ist kein Druckfehler), seit ein paar Tagen der greise Herr Rudolf Genée; mit dem einem Achtzigjähri-

gen wohl nicht sehr behaglichen Vermerk, diese ungemeine Gnade sei nur auf fünf Jahre gewährt. Und außer diesen Almosen? Nichts. Wilibald Alexis hatte ein in allerlei Geschäftsunternehmungen erworbenes Vermögen zuzusetzen. Raabe wurde in Kümmernissen Siebenzig, ehe ein Maßgebender an ihn dachte. Fontane mußte im vossischen, Mauthner muß im mossischen Annoncenzwinger schanzen, um das Bischen Auskommen zu finden. Arno Holz wäre verhungert, wenn er der zahlungfähigen Majestät der Theaterherrscher nicht eine ansehnliche Strecke entgegengegangen wäre. Wie Mancher verdorrt, ohne an die Sonne zu kommen, ohne je sich unbebürdet an den Kulturfreuden dieser Erde zu wärmen! Und Ihr staunt, daß beinahe jedes Lied jetzt bitter nachschmeckt, daß die Proletarier der Literatur proletarisch fühlen, in die Reihen des Rebellenheeres treten, und könnt gar nicht begreifen, warum Euch die Sänger fehlen, die, nach Kellers schönem Wort, mit rein gestimmter Cither ruhig ihre Bahn wandeln? Hier, Herr Graf von Bülow, winkt die Möglichkeit spottbilligen Ruhmes. Sie möchten doch so gern als moderner Mensch in die Geschichtbücher kommen. Sind ja von der Kultur auch weiter beleckt als die meisten Kollegen und Standesgenossen im lieben Vaterland. Ueberlegen Sie, bitte, mal unter dem Weihnachtbaum, ob für die deutsche Literatenrepublik, für ihre Befreiung aus der Geldknechtschaft gar nichts geschehen kann.

Sie meinen, talentvolle Schreiber verdienten heutzutage einen Haufen Geld? Viele. Nur die Meisten eben zu spät; wenn der beste Saft schon ausgeschwitzt ist. Mancher nie. Und Alle müssen mehr ans Verdienen denken, als ihrem Talent nützlich ist. Oder sind Sie, mit Ihrem Zola, überzeugt, wo der Erfolg ausbleibe, sei auch die Ohnmacht erwiesen? Durch Nachfrage und Angebot Alles, wie im Tuchgeschäft, wundervoll zu regeln? Wenn Sie sich nun in jedem Jahr Ihre hunderttausend Mark erreden, Ihren Sold einer bunten Menge abkitzeln müßten? Im Reichstag sind Sie Ihrer Sache sicher. Erstens haben Sies da bekanntlich mit der Blüthe der Nation zu thun. Und zweitens würde Ihr Gehalt auch bewilligt, wenn Sie in der Debatte über Ihren Etat die Fliegenden Blätter vorläsen oder Mikoschanekdoten erzählten; dann sogar erst recht. Sie sind von der Massengunst unabhängig. Darum können Sie auch so feine Sachen serviren, immer nur Primeurs bieten, nur für den verwöhntesten Gaumen anrichten. Nicht wahr? Denn — ich fürchte keinen Widerspruch — Ihre hellgräulich glitzernden Reden sind doch Kaviar fürs Volk.

Nicht so unabhängig sind Sie freilich von anderer Gunst; und die möchten wir nicht etwa für die Geldknechtschaft eintauschen. Daß Staatsbehörden oder Maecene das Genie schon in der Knospe finden und zärtlich hegen wer-

den, erwarten wir natürlich nicht. Wären schon höchst zufrieden, wenn den vom hohen Zunftgerichtshof bereits Anerkannten das Joch vom Hals genommen würde. Das Arbitrium des Kaisers aber müßten wir in ziemlicher Ehrerbietung ablehnen. Auf die Angabe der Motive verzichten Euer Excellenz gewiß. Der Kaiser hat seinen Geschmack, gegen den wir nichts einwenden dürfen noch wollen, so lange es eben der Privatgeschmack eines durch Erbrecht auf den Thron gelangten Herrn ist. Auf unserem Wunschzettel steht da aber noch Etwas. Dieser berechtigte Privatgeschmack ändert jetzt das Stadtbild der Residenz; reißt alte Gebäude nieder, deren Kunstkulturwerth (den historischen geben wir wohlfeil) unersetzlich ist; errichtet Denkmale und stellt Putzgruppen auf, die alle Sachverständigen abscheulich finden; schickt nach Rom einen Goethe, den die an Besseres gewöhnten Italiener bewitzeln, nach Washington einen Fritzen, von dem der Ihnen untergebene Botschafter, ohne sofort ins Kalte gebracht zu werden, in öffentlicher Feierrede sagen darf, ihn habe „das Genie von Deutschlands berühmtestem Bildhauer" (Uphues, halten zu Gnaden!) geschaffen. Dieser Geschmack erweist dem Spektakelmacher Leoncavallo Ehren, die keinem deutschen Meister je beschieden waren. Der Dichter des Rolandromans bekam von seinem „kunstsinnigen König" als einziges Zeichen der Theilnahme einen ungerecht tadelnden Brief und lernte, wie Sie im Treitschke lesen können, „die Undankbarkeit der Hohenzollern gründlich kennen, den unschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz frei geblieben sind". Der Rolandkomponist kann über Undank nicht klagen. Als einziger Civilist beim Militärfest im Neuen Palais. Wie ein Monarch empfangen. Auf der Generalprobe der Kaiser am Regietisch mit Textbuch und Partitur. Auch Sie haben sich hinbemüht und werden von Ihrem Herrn dem dicken Prinzen aus Genieland vorgestellt. Die erste Aufführung in großer Gala. Aller erdenkliche Prunk an die Ausstattung gewendet. Der ganze Hof feierlich geladen. Kronenorden zweiter Klasse (danach müßte Richard Strauß mindestens den Schwarzen Adler bekommen). Dabei ist das Textbuch erbärmliche Stümperei, eine koloritlose Geschichte aus der Verliebtenfibel, und die Musik, nach dem Urtheil aller Kundigen, ein Sammelsur mit süßer Sauce. Solchen Trauertag möchten wir nicht wieder erleben. Der Kaiser braucht nicht zu wissen, daß wir tüchtige und genialische deutsche Musikanten haben, die der Aufgabe unendlich würdiger sind. Der Kaiser kennt die moderne Kunst und die modernen Künstler nicht, hat nur Schlechtes über sie gehört. Ein Wort von Ihnen muß ja genügen. Zwischen Weihnachten und Neujahr ist die günstigste Zeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.


3 9015 06576 2992
UNIVERSITY OF MICHIGAN

